

Persönliche Berichte

Bd. 2, H-L

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akz. 4943/73	Best. 25/A29/2
Rep. 71	Kat.

Entnommen der "Neuen Zeit" (CDU) vom 25.5.46 (Dr. Nebgen, Ludwig Hammerstein)

Der 20. Juli in der Geschichte.

N.Z. Berlin, 25. Mai.

Eine weitere Darstellung der deutschen Aktion gegen Hitler liegt vor. Die Broschüre "Die Tragödie des 20. Juli 1944" von Emil Henk (Adolf Rausch-Verlag, Heidelberg) hat bewiesen: Der 20. Juli war keine Angelegenheit der Reaktion. Es hatte sich neben konservativen Kräften ein großer Kreis politisch fortschrittlicher Männer gegen Hitler zusammengefunden, die nach dessen Beseitigung fähig und stark genug gewesen wären, die deutsche Politik in demokratische Bahnen zu lenken.

Verdienstlich ist auch die Darlegung der Notwendigkeit, die für die Notwendigkeit der für die politische Widerstandsbewegung gegeben war, sich mit der Armee zu verbinden. Es war weder ein Zeichen von Militarismus oder Imperialismus, noch von Reaktion, sondern die nüchterne Überlegung daß nur eine bewaffnete Macht dem mit Bajonetten, Fallbeil und Galgen regierenden Nationalsozialismus entgegentreten konnte. Jeder andere Umsturzversuch wäre ein Unternehmen naiver Illusionisten gewesen. Daß der Versuch trotzdem scheiterte, lag im Wesentlichen an der Unentschlossenheit der Generäle.

Was aber der Broschüre vollständig fehlt, ist die Überschau über die Beteiligung der Kräfte, die außerhalb der sozialdemokratischen Partei standen. Es ist wohl das Schicksal einer jeden Darstellung des 20. Juli und seiner Vorbereitung, daß jeder der mehr oder weniger Beteiligten, die heute noch am Leben sind, nur den Ausschnitt seines eigenen Kreises zu übersehen vermag. Das liegt an der gebotenen Vorsicht und Diskretion, mit der die einzelnen Kreise in den Hitlerjahren zu arbeiten gezwungen waren. Jeder Kreis wußte nur im begrenzten Maße vom anderen. Nur wenige überschauten einen größeren Ausschnitt.

In der Widerstandsbewegung, die zum 20. Juli führte, standen Männer der Sozialdemokratie mit an führender Stelle. Aber niemand würde über die einseitige Darstellung mehr den Kopf schütteln als der Sozialdemokrat Wilhelm Leuschner. Ebenso würde Leuschner den Kopf schütteln über die Illegalitätsromantik, der Henk an manchen Stellen erlegen ist. So, wenn er u. a. schreibt, Generaloberst Beck habe häufig - durch eine blaue Brille unkenntlich gemacht - Leuschner besucht. Wir möchten verhindern, daß solche Erzählungen den Ernst der Vorbereitungen des 20. Juli herabmindern. Die Unterredungen der Arbeitergruppen mit Beck fanden stets in der Beck'schen oder Hammerstein'schen Wohnung statt, und zwar in Anwesenheit von Leuschner, Kaiser und meistens auch Habermann. Ein gleiches gilt im übrigen auch von den Unterredungen mit Stauffenberg in dessen Wohnung. Alle diese Unterredungen wurden in einer bemerkenswerten Atmosphäre natürlicher Kühnheit und Sicherheit geführt. Es gehört das überhaupt zu den Eigenheiten der Vorgeschichte des 20. Juli, daß die Zusammenkünfte maßgeblicher Männer ohne romantische Verkleidung, und - man möchte auch sagen - ohne außergewöhnliche Vorsichtsmaßnahmen stattfanden. Der engere Gürdeler-Kreis, der sich zur Übernahme erster politischer Verantwortungen herauskristallisiert hatte, kam z. B. in den letzten Jahren in ganz kurzfristiger Regelmäßigkeit in der Wohnung von Jakob Kaiser zusammen. Dies ist der Gestapo erst während der Verhandlungen nach dem 20. Juli bekannt geworden, obgleich die Männer stets in aller Offenheit in's Haus kamen. Man gebärdete sich nicht im Geringsten geheimnisvoll, wohl aber klug und vorsichtig, vor Allen in der Auswahl der Menschen. Sonst war Mut der beste Begleiter der illegalen Arbeit.

Geschichtlich ist u. A. in der Broschüre von Henk richtigzustellen, daß Leuschner und Kaiser sich gleich nach Entlassung Leuschners aus dem KZ., also 1934, erneut und nun zu entschlossener Arbeit zusammenfanden. Ende 1934, Anfang 1935 kam dann auch Max Habermann, einer der führenden Männer der Angestelltenbewegung hinzu. Habermann und Kaiser, Habermann und Kaiser waren überzeugte Christen. Kaiser war in diesem Kreis nicht nur der Vertrauensmann der Gesamtheit der früheren christlichen Gewerkschaften, er war auch der Exponent eines großen Kreises zum Widerstand entschlossener christlicher Politiker. Namen wie Wirmer, Letterhaus, Groß, Körner, Erasing,

Bolz, Heermes, Frank, Le Jeune-Jung, Otto Müller, Leuniger, sind bekannt geworden. Es ist das aber nur ein Bruchteil des Kreises aktiver beteiligter christlicher Politiker. Man denke nur an Josef Müller, v. Guttenberg, die Brüder Bonhoeffer, Steltzer, Kramer u.A. Wenn Herr Henk in seiner Broschüre glaubt, sagen zu können: Der aktive Kampf, auf den allein es ankam, aber widersprach dem Wesen des Christentums, so kann er das durch die Widerstandsbewegung, die im 20. Juli zum Durchbruch kam, bestimmt nicht belegen. Er hat wohl auch nicht beachtet, daß Stauffenberg ein gläubiger Katholik war. Auch Goerdeler war überzeugter Christ. Es widerstrebt uns zwar, die ernste und tragische Geschichte des 20. Juli konkurrenzmäßig auszuwerten. Auf jeden Fall würde es aber der große Kreis der Politiker, die aus christlicher Verantwortung den Kampf gegen Hitler führten, die Probe auf die Aktivität der christlichen Idee durchaus bestehen.

In der Broschüre von Henk kommt die Bedeutung der Männer der Gewerkschaften für Goerdeler zu kurz. Ihre wachsende Zusammenarbeit mit ihm wurde für Goerdeler entscheidend. Er, der verwegenste und aktivste aller bürgerlichen Kämpfer war bestimmt kein Reaktionär. Seine politische Grundhaltung war im wesentlichen eine Mischung aus Konservatismus und liberalem Staatsbürgersinn. Aber die Begegnung mit den Männern der Gewerkschaften fand ihn durchaus aufgeschlossen für die Notwendigkeit vollständiger sozialer Erneuerung des Deutschen Volkskörpers. Es war denn auch gar nicht schwer, ihn für die Forderung einer starken Gewerkschaftsbewegung zu gewinnen. Er war sich bewußt, daß eine neue Regierung sich nur halten konnte, wenn sie sich auf die breiten Massen der Arbeiterschaft stützte. Man wünschte die Stütze zunächst weitgehend in den Gewerkschaften zu finden, sie waren ja die einzige reale Macht, die durch jahrelange Vorarbeit nach dem Umsturz verhältnismäßig schnell wieder zu neuem Leben erstehen konnte.

Henk sieht in dem Raum Frankfurt Kassel Heidelberg, zu dem er wohl gehört, als den besten für die Widerstandsbewegung organisierten an. Dabei übersieht er das Rheinland, Westfalen, Württemberg, Bayern und Schlesien. In Köln, Bonn, Düsseldorf, Stuttgart, Breslau waren außergewöhnlich rege Kreise tätig, die in steter Verbindung mit Jakob Kaiser arbeiteten und zwar zum großen Teil schon seit 1933. Man denke auch an die katholischen Arbeitervereine Westdeutschlands, deren gesamte Führung ja ein Opfer des 20. Juli geworden ist. Viele ihrer Vertrauensmänner waren bis zum Zusammenbruch in Haft. Andere starben im Kaiserhat.

Ubrigens auch die erste Brücke nach Österreich geschlagen. Mehrere maßgebliche Männer der heutigen österreichischen Regierung aus dem jüngeren Kreis der christlich-sozialen Bewegung hervorgegangen, verbrachten die Zeit zwischen dem 20. Juli und dem Zusammenbruch im Lager.

Henk glaubt dann noch auf einen Kampf hinweisen zu sollen, den Leuschner zur Durchsetzung weiterer Sozialdemokraten in der künftigen Regierung zu führen gehabt hätte. Einen solchen Kampf zu führen, ist notwendig gewesen. -an war ohne Ausnahme für eine starke Beteiligung der Arbeiterschaft. Zurückhaltung wurde nur bei ihr selbst gewahrt. Im Denken an die Dolchstoßlegende sollte die Arbeiterschaft bei Liquidierung des frivol heraufbeschworenen Krieges nicht die Hauptverantwortung tragen. Deshalb war zunächst Leuschner von der Seite der Arbeiterschaft allein für eine Teilnahme an der Regierung vorgesehen. Erst im letzten Stadium kam Leber aus dem Kreisauer Kreis in den Kreis aktiver Politiker um Goerdeler. Neben Leber war noch ein weiterer Sozialdemokrat ausersuchen. Das alles war das Ergebnis gemeinsamer freundschaftlicher Beratungen.

Ubrigens beruht es bestimmt nicht auf Wahrheit, daß Leber, der schon vor dem 20. Juli verhaftet worden ist, den Namen des Grafen Stauffenberg preisgegeben hat, wie Henk es glaubt, sehr dramatisch berichten zu sollen. Wäre das geschehen, so wäre der 20. Juli überhaupt nicht möglich gewesen. Richtig ist, daß den Hauptbeteiligten nach der Verhaftung Lebers der Atem stockte. Aber man merkte bald, daß Leber genau, wie dies schon seit Monaten Graf Moltke tat, schweigend der Gestapo standhielt. Allerdings sind wohl durch Lebers Verhaftung u. die Gefahr, die diese Verhaftung mit sich brachte, die Ereignisse beschleunigt worden. Damit war bestimmten Zufallsmomenten stärker Raum gegeben.

Was nun die Haltung zu einer gesellschafts- und wirtschaftspolitischen Neuordnung angeht, so bestand zwischen den Männern der Gewerkschaften Leuschner-Kaiser-Habermann absolute Übereinstimmung. Was Kaiser heute als sozialistische Haltung bezeichnet, ist das Ergebnis jahrelanger Zusammenarbeit der

drei Männer. Leuschner hat genau wie über die Abwendung der Arbeiterschaft vom Diktatorwillen und Klassenkampf sowie reallose religiöse Toleranz stets gebilligt und bejaht. Auf dieser Basis war übrigens schon 1933 über den Willen zur Einheitsgewerkschaften beraten und Übereinstimmung erzielt worden.

Die Frage der inneren Struktur des Reiches war für alle Beteiligten mit das ernsteste Anliegen. Manches, was sich heute abzeichnet, sah auch in den Plänen der Kampf gegen Hitler gefallenen deutschen Politiker einer Verwirklichung ~~der~~ entgegen.

Beiläufig mag noch erwähnt werden, daß die Frage, die Henk aufwirft, ob Leuschner die Verbindung mit Himmler aufgenommen habe, verneint werden muß. Es hat Fühlungnahme zwischen den Männern des 20. Juli und Himmler bestanden, so z. B. durch Popitz, wie es ja aus der kürzlich erschienenen Broschüre von Franz Reuter hervorgeht, der dem Popitzkreis angehörte. Von den Männern der Arbeiterschaft wurde solche Verbindung abgelehnt.

Es muß natürlich eingestanden werden, daß ein Gelingen des 20. Juli vorausgesetzt, sicher noch manche politische Auseinandersetzung zwischen den verantwortlichen Männern stattgefunden hätte und manche Spannung zu überwinden gewesen wäre. Ebenso sicher ist aber auch, daß die am 20. Juli Beteiligten freiheitlich gesinnten Männer und die Macht der Ereignisse Deutschland unfehlbar auf die notwendige fortschrittliche Linie gedrängt hätten.

Borissow, 3.8.41.

Die kleine russische Stadt an der Beresina erschien wie umgewandelt. Frauen und Mädchen hatten ihre hellsten Tücher umgebunden, die Männer aber Haar und Bart mit Wasser angefeuchtet und gebürstet, um sauberer und festlicher zu erscheinen. Einen Sonntagsanzug haben sie nicht, denn die Regierung der "Arbeiter und Bauern" hatte ihnen lediglich ein Hemd am nackten Leibe gelassen und dazu ihre traurigen Lumpen! Armes geknechtetes Volk!

Schon unterwegs begegneten wir kleinen Gruppen, die mit inbrünstiger Feierlichkeit Ikonen in die Kirche trugen, die heute von den Vertretern der deutschen Wehrmacht nach bald 25 jährigem Schweigen wieder eröffnet und der Bevölkerung übergeben werden sollte. Die roten Unterweltsherrscher hatten diese Kirche in einen Schuttablageplatz verwandelt und jeder Versuch das Heiligtum zu betreten, scheiterte an den Haufen von Unrat und am beissenden Chlorgeruch....

Heute - stand das Gotteshaus gesäubert und gewaschen da. An den Wänden und in den Nischen waren einige byzantinische Malereien angebracht, um die die Gläubigen frisches Grün und Blumen gelegt hatten. So schmückten sie ihre Seelen, indem sie ihr Heiligtum schmückten. Die Stufen zum Allerheiligsten und der Altar waren von unsern Landsern aus glattgehobelten Brettern neu gezimmert, und über dem Hoheitszeichen der Wehrmacht erhob sich ein schlichtes graues Kreuz aus nicht entrindeten Birkenstämmen.

Mit den Worten "Mein Haus soll ein Bethaus sein" übergab der Pfarrer die Kirche wieder ihrer Bestimmung, und an den zerschissenen hohen Wänden stieg aus hundert rauhen, kampferprobten Männerkehlen das "Wir treten zum Beten" empor, zu jenem hohen Geist, der über uns ist. Es gab wohl keinen, der in diesem Augenblick grösster Kontraste nicht den Atem Gottes verspürte, der wieder unter die Menschen getreten war. Die alten Steine wunderten sich und wurden erst recht still und stumm, als die Weise vom "guten Kameraden" im Herzen jedes Soldaten eine unsichtbare Verbundenheit zu jenen herstellte, die ihr Leben für Deutschland und seine Zukunft hingegeben haben, und auch zu jenen die in der Heimat um ihre Lieben trauern. Nein,

Nein, dieser Tod kann nicht das Ende aller Dinge sein. Wenn Gott Geist ist und Vollkommenheit, wir aber einmal sein dürfen wie der Vater, dann muss es ein Leben geben in Gott und in Vollkommenheit. Das ist die Verheissung und die Wahrheit, die wir in dieser Stunde verspüren dürften als eine gewaltige, alles überschattende Wirklichkeit.

Und dann sprach der Pfarrer von der inneren Bereitschaft, die wiedergeweckt sein will in den Herzen der Menschen. Auch der deutsche Soldat, an Gehorsam und Disziplin gewöhnt, trägt diese Bereitschaft in seiner Bruät - und hätte er sie nicht, dann könnten wir zwar siegen, nie aber wirklich bestehen.

Nochmals ergriffen dann die trutzigen Worte " Ein feste Burg ist unser Gott" alle Herzen. Nie habe ich Männer so bewegt erlebt wie in dieser Stunde, und ich schämte mich still in mich hinein, als ich neben mir einen jungen Generalstabsoffizier erblickte, der alle Verse des Lutherliedes auswendig sang, als wäre es ein Bekenntnis. Ich hatte die Worte des Liedes vergessen.

Nach dem Feldgottesdienst strömte die Bevölkerung in das Gotteshaus, welches sich bald bis auf den letzten Winkel gefüllt hatte. Der Pfarrer sprach einige Worte, die der Gemeinde von einem Rittmeister verdolmetscht wurden. Mit weit aufgerissenen, feuchten Augen standen sie da, Männer, Frauen und Kinder, als sie plötzlich in ihrer Sprache ^{Worte} vernahmen, die von dieser Stelle seit 2 $\frac{1}{2}$ Jahrzehnten nicht mehr gesprochen werden dürften. Keine Feder vermag das Erleben dieses Augenblicks zu schildern. Der Rittmeister stockte tief bewegt, denn er sah die Menschen aus seiner alten Heimat vor sich, sah ihre Tränen und ihre dankerfüllten Blicke, und gerade er verstand sie bis in die Tiefen ihres kindlichen Gemütes. "So ihr nicht werdet wie die Kinder" Wer konnte da noch weiterreden! Hier war sie da, die Bereitschaft, von der der Geistliche zuvor gesprochen hatte, die Bereitschaft, mit der der Mensch, unabhängig vom Streite der Bekenntnisse, sich vor dem allerhöchsten beugt. Und wer wagt es in dieses Heiligste einzudringen, das jedermanns persönlichste Sache ist? Als dann der Rittmeister der gläubigen Menge verkündete, dass der Pfarrer nunmehr den Segen erteilen würde, fiel alles inbrünstig zu Boden, wie es nach orthodoxem Ritus Sitte ist. Es störte keinen, dass der Pfarrer Protestant und seine Sprache deutsch war und daher unverstanden bleiben musste. Das Wort aber wurde Wirklichkeit, dass Gott Geist ist und über sie gekommen war. Wie wenig benötigt doch

doch der Mensch zu seiner Seeligkeit! Und dieser arme russische Mensch naht uns heute mit einer Aufgeschlossenheit und Bereitschaft, die einmalig ist. Er sieht im Deutschen nicht nur den Befreier von seinen Peinigern und Unterdrückern, sondern auch den Vollstrecker eines göttlichen Willens. Diesem allein fühlt er sich verpflichtet zu dienen und zu leben. Hoffentlich erkennen auch wir diese Zeichen der Zeit und übersehen nicht, welche eine Gabe und Aufgabe zugleich uns damit vom Schicksal in die Hände gelegt worden ist.

Vor der Rückfahrt besuchten wir noch die katholische Kirche. Der Gottesdienst war bereits beendet. Nach der Messe hatten die Männer und Frauen aus tiefer Dankbarkeit heraus das Gewand des Geistlichen und sein Kreuz geküsst, sodass er sich ihrer kaum erwehren konnte. Als der Priester längst das Gotteshaus verlassen hatte, lagen die Gläubigen immer noch auf den Knien, und eine schlichte Frau aus dem Volke las Gebete aus einem russischem Messbuch vor, die dann von der Gemeinde nachgesprochen wurden. Heute waren dies keine leeren Formeln, nein, es war ein Gebet, das bis zum Thron des Vaters im Himmel dringen musste.

Auf dem Heimwege begegnete uns eine Kolonne von Krankewagen. Männer von der Front wurden in die Hospitäler gebracht, deutsche Soldaten, die ihre Pflicht getan hatten. Wieviel Leid mochten diese Wagen mit dem Roten Kreuz jetzt bergen! Und in ihrer letzten Not sind trotz aller unserer Fürsorge diese Männer doch ganz allein, allein mit sich und ihrem Gott.

.....
WSS.

Resultat Herrn Grafs letzter Diensthandlung vor dem " Zusammenbruch!! Ein sehr schöner Erfolg! O.B. war leider nicht dabei. Ich wünsche baldige Besserung und baldige Rückkehr zu meiner Entlastung.

Lehndorff

Wunderkammer

Ihre Kritik in dem Schreiben meines Mannes an den früheren Oberbürgermeister Friedrichs hat diesen sehr beschäftigt. Er lässt Ihnen sagen, dass Sie vollkommen recht hätten. Er hat diesen Passus als captatio benevolenciae gemeint. Es hätte heissen müssen: "dem Tage, da alle diejenigen, für die Potsdam der Imperativ der Pflicht, die Schule des wahren preussischen Sozialismus' war, glauben konnten, es werde wiedererstehen, und zwar im neuen Gewande, jedoch beseelt von denselben hohen Idealen, die seine Vergangenheit bestimmten."

Friedrichs ist nach Auffassung meines Mannes einer von den vielen, die nicht einfach damit abgetan werden können, dass man sie als böse bezeichnet. Er ist sicher zunächst aus ehrlicher Überzeugung zum Nationalsozialismus gekommen. Er ist dann aber nicht charakterstark genug gewesen, auszuscheiden, als er einsehen musste, dass er seine Seele dem Teufel verschrieben hatte. Wie viele tausend andere steckte er den Kopf in den Sand und wollte nicht sehen, was geschah. Able diese Leute kann man nicht überzeugen, wenn man sagt, Ihr wart von vornherein Schafte! Man kann sie aber fassen, wenn man die bona fide im Anfang nicht abspricht, dann aber den Vorwurf erhebt, dass sie sich einer klaren Stellungnahme später entzogen haben. Am unwürdigsten findet mein Mann, wenn diese Menschen dann nicht wenigstens Ihren Weg zu Ende gegangen sind und ihr Leben eingesetzt haben, was sie doch von allen anderen erwarteten.

Institut für Zeitgeschichte

Erinnerungen an
Ernst von Harnack

Niedergeschrieben zum 15. Juli 1948, seinem
60. Geburtstage

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Als nach den Ereignissen vom 20. Juli 1944 das Sonder-Gefängnis der Gestapo in der Prinz-Albrecht-Straße für die Unterbringung der rasch anwachsenden Anzahl von Gefangenen nicht mehr ausreichte, hatte die Gestapo für ihre Zwecke auch noch zwei Flügel mit etwa zweihundertvierzig Einzelzellen in dem Gefängnis in der Lehrter Straße 3 herrichten lassen. Ich gehörte zu dieser Zeit, nachdem ich mehrere Wochen zuvor eine Zuchthausstrafe beendet hatte, ebenfalls, als Schutzhäftling, zu den Insassen der Prinz-Albrecht-Straße und sollte von hier aus zur Arbeitsleistung in das Konzentrationslager Sachsenhausen abgegeben werden. Arbeitskräfte wurden aber auch für die Einrichtung der neuen Gefängnisabteilung benötigt. Ich wurde deshalb von der Gestapo zusammen mit einem kriminellen Gefangenen, einem Manne übelsten Charakters, in die Lehrter Straße kommandiert.

Der Bedarf an Gefängnisarbeitern oder "Kalfaktoren", wie sie in der Gefängnissprache genannt werden, war aber damit noch nicht gedeckt und es erfolgten weitere Kommandierungen. Vom September ab, bis zur Auflösung des Gefängnisses in der letzten Aprilwoche 1945, wurde der Arbeitsdienst in den beiden Gefängnisflügeln, die der Gestapo unterstanden, von fünf Bibelforschern, die eigens zu diesem Zweck aus Sachsenhausen angefordert waren, und mir und einem anderen politischen Zuchthausgefangenen versehen. Zu unserer Entlastung hatte uns das Gefängniskommando überdies drei wegen ihrer jüdischen Abstammung in Sonderhaft gehaltene Gefangene - Teilnehmer der am 20. Juli zur Entladung gekommenen Widerstandsbewegung auch sie - beigegeben, was, in wenig scharfsinniger Beurteilung der Verhältnisse, für diese als eine Hafterschwerung und als weitere Demütigung gedacht war. Der kriminelle Kalfaktor war nach mehreren Wochen unheilvollen Wirkens verschwunden. Unsere tägliche Arbeit bestand vornehmlich in der Entleerung der Zellenkübel, der Reinigung der Treppen und Gänge und in der Essenverteilung.

Der Wachtdienst wurde zunächst, bis in die Weihnachtszeit hinein, von blutjungen, volksdeutschen SS-Angehörigen versehen, bei denen man offenbar erwarten konnte, dass sie gefährlichen Beeinflussungsversuchen unzugänglich blieben. Es waren unter ihnen nahezu sämtliche südost- und osteuropäischen Länder vertreten. Eine beträchtliche Anzahl von ihnen war nicht einmal in ausreichendem Maße der deutschen Sprache mächtig. Oft genug hörten wir, dass sie sich untereinander in den fremden Sprachen ihrer Heimatländer unterhielten.

- 2 -

Späterhin wurde der größte Teil dieser Leute, die vorher im Partisanenkampf Verwendung gefunden hatten, von älteren Beamten aus dem Zellgrenzdienst, die auf Befehl zur SS übergeführt worden waren, abgelöst.

Als Ernst von Harnack im September 1944 zu uns kam, erhielt er eine Zelle am Anfang des Ganges im Erdgeschoß. Die andere äußerste Zelle seiner Station war von einem der vorerwähnten Hilfskalfaktoren, dem ehemaligen Berliner Bürgermeister Dr. Elsas besetzt, für dessen spätere Aburteilung und ^{als} Hinrichtung sich die Nazis nicht einmal der Mühe eines formellen Verfahrens unterzogen hatten. Ich kann nicht sagen, daß es mich besonders überrascht hatte, als Ernst von Harnack sich mir bei einer der nächsten Essenausgaben mit seinem Namen vorstellte. Er hatte sich zu dieser Zeit einen Schnurrbart stehen lassen, der die Ähnlichkeit seiner Züge mit denen seines Vaters, die mir aus Bildern in den illustrierten Zeitungen und Fotografien vertraut geworden waren, besonders hervortreten ließ. Ich machte ihm, als wir bald darauf ins Gespräch kamen, hierauf aufmerksam und fügte hinzu, um einen vielleicht auch jetzt noch vorhandenen Verdacht gegen mich zu beseitigen, daß ich aus früheren Freundschaften mit Studenten und Schülern des Vaters manches von dem Zuschnitt des Lebens in dem elterlichen Hause in Halensee wußte. So konnte ich ihm zum Beispiel von dem im Garten des Hauses üblich gewesenem Kugelspiel, der geschätzten Belustigung aller Freunde des Hauses, etwas erzählen. Auf dieser zufälligen Grundlage entstand zwischen uns beiden sehr schnell ein herzliches Vertrauensverhältnis. Obwohl die Station, in der er lag, nicht zu meinem Arbeitsrevier gehörte - ich hätte ihn eigentlich nur während der kurzen Augenblicke der allgemeinen Essenausgabe sehen dürfen - fand sich doch nahezu täglich die Möglichkeit zu kurzen Zellenbesuchen. Den Vorwand hierzu lieferte meist der schadhaft gewordene Verdunkelungsvorhang, mit dessen Reparatur beschäftigt zu sein, ich notfalls vorgab.

Wenn man in dieser ersten Zeit zu ihm in die Zelle trat, sah man ihn in tiefe Gedanken versunken. Damals waren ihm Bücher, Schreibmaterial und sonstige Zerstreuungsmöglichkeiten noch verboten. Zum Lesen und Schreiben hätte er freilich tagsüber, solange das elektrische Licht noch nicht brannte, kaum Gelegenheit gehabt, weil von außen durch das hinter einem Mauervorsprung gelegene Fenster nur ein trübes Licht in die Zelle drang. Sein Kopf verlangte aber auch jetzt nach ständiger, angestrenzter geistiger Arbeit. Erst bei einer späteren Gelegenheit erwähnte er, daß er in dieser Zeit der scheinbaren Untätigkeit, als Erholung von der geistigen Beschäftigung mit der gegen ihn geführten Untersuchung, eine als Filmwerk gestaltete Dichtung vollendet hatte, die in verschiedenen historischen Bildern die Entwicklung des deutschen Bergbaues beschrieb. Als das Werk fertig im Manuskript vorlag, gab er es mir zur

- 3 -

Einsicht. Ich bin heute noch von seiner reichen Folge farbiger Szenen und der schönen, gebundenen und ungebundenen, und immer dem Gegenstande angemessenen Sprache, in der es abgefaßt war, entzückt.

Eines Morgens überraschte er mich mit der Mitteilung, daß er sich entschlossen hätte, die entwürdigende Prozedur des Untersuchungsverfahrens durch eine längere, für die Gestapo bestimmte Niederschrift abzukürzen, die er die vergangene Nacht hindurch, nachdem ihm eigens zu diesem Zweck Papier und Feder zur Verfügung gestellt worden wären, angefertigt habe. Hierin fände sich ein freimütiges Bekenntnis zu seinen Anschauungen und eine ungeschminkte Darstellung seines politischen Wirkens nach der nationalsozialistischen Machtübernahme. Diese Mitteilung bestürzte mich, und ich versuchte, ihm begreiflich zu machen, daß die Nationalsozialisten einen solchen Bekenntermut nicht verdienten. Außerdem hätte er damit, nach meinem Empfinden, ein Todesurteil unausweichlich gemacht. Harnack hörte mich ruhig an, schob aber alle diese Einwendungen mit der Bemerkung zurück, daß Männer wie er, mit seiner politischen Vergangenheit, die überdies einen besonderen Namen mit ungewöhnlich verdienstvoller Tradition zu vertreten hätten, in einer solchen Situation anderen moralischen Gesetzen unterlägen. "Ich habe auch für meinen Vater Zeugnis abzulegen", so sagte er. "Und dann steht auch die unerschrockene Haltung meines Vaters und seiner ebenso tapferen Frau, die den gleichen Weg zu gehen hatten, als Beispiel vor meinen Augen. Ich habe nicht das Recht, mich in meinem Entschluß durch Rücksichten auf meine zurückbleibenden Angehörigen beirren zu lassen."

Die nervenaufreibenden Vernehmungen in den Büros der Gestapo waren mit dieser Erklärung zum Abschluß gekommen. Ernst von Harnack erhielt die nach Beendigung der Voruntersuchung in der Regel üblichen Haft erleichterungen, und nun begann seine Zelle sich zusehends in eine Werkstatt zu verwandeln. Das Weihnachtsfest näherte sich. Vor unseren staunenden Augen entstand, mit Abfällen aus schwarzem Verdunkelungspapier als Rohmaterial, eine ganze Reihe von merkwürdig ausdrucksvollen Silhouettenbildern, die sich im Laufe der Wochen zu mehreren Weihnachtskrippen zusammenfügten. Ein Großteil des Tages gehörte jetzt diesen handwerklichen und künstlerischen Arbeiten. Während der restlichen Abendstunden las er nach festgelegtem und streng eingehaltenem Stundenplan in seinem griechischen Neuen Testament und einem großen alttestamentlichen Kommentar. Daneben widmete er seine Gedanken einer Neugestaltung des zwar veröffentlicht, aber von den Nazis verboten gewesenen Buches über die "Praxis der öffentlichen Verwaltung". Oft las er auch in dem Buch, das die verehrte Schwester Agnes dem Leben des Vaters gewidmet hatte und ebenso persönlich durch die Familie angesprochen fühlte/er sich durch ihre häufigen Betrachtungen in den evangelischen Kirchenblättern, die er von draußen erhielt.

- 4 -

— Diese tröstenden Rufe in die Welt des Krieges wurden damals auch in vielen anderen Zellen unseres Gefängnisses dankbar gehört.

Das nahende Weihnachtsfest war für ihn nicht nur eine Gelegenheit, der Lieben zuhause in besonderer Herzlichkeit zu gedenken, sondern ebenso ein willkommener Anlaß, einige der Mitgefangenen, darunter auch uns Kalfaktoren, mit einem Geschenk zu erfreuen. Ernst von Harnack hatte sich zu diesem Zweck eine sehr geistvoll ersonnene Lotterie ausgedacht, in der alles, was dazu gehörte, die Lose, der Behälter, in dem sich die Lose befanden, und die Verpackung der Geschenke eine besondere künstlerische Note erhielt. Jeder von uns wurde hierbei in seiner Eigenart mit einem Sinnbild angesprochen. Bei den SS-Offizieren war mit einer Paketzugewendung erreicht worden, daß er am Heiligen Abend die Erlaubnis erhielt, in die Kalfaktorenzelle zu kommen. Dieses Beisammensein, bei dem unsere Bescherung erfolgte, empfanden wir auch selbst als eine Vergünstigung. Ernst von Harnack erzählte, wie in seiner Kindheit der Weihnachtsabend bei seinen Eltern abgelaufen war. Er las uns die Weihnachtsgeschichte aus den Evangelien vor und würzte nachher die Unterhaltung mit Anekdoten aus der ihm so vertraut gewesenen Welt der Professoren und Pastoren, wie man sie aus solchen Anlaß zuhause erzählt haben mochte. Damit schuf er sich die gewünschte Atmosphäre, die ihm wohl auch das Verweilen in der Vorstellungswelt dieser früheren, schöneren Jahre erleichtern sollte. Der Sylvesterabend verlief ähnlich. Unsere Feier erhielt ihre Weine durch die Worte eines ihm aus solchem Anlaß altvertrauten Kirchenliedes und eines Psalmen. Er regte auch an, daß wir uns dieselben Fragen zur Beantwortung vorzulegen versuchten, mit denen man sich früher in seinem Elternhause zum Abschluß des alten Jahres beschäftigt hätte: "Welches war in vergangenen Jahr Dein schönstes Erlebnis?" "Welches Deine wertvollste Begegnung?" "An welches Buch erinnerst Du Dich mit besonderer Freude?" und "Was wünschst Du Dir vom nächsten Jahr?" Und aus seinen Erinnerungen kam ihm die Sylvesterfeier des Jahres 1913 in den Sinn, bei der er, wie er uns nicht ohne Beschämung berichtete, in unüberlegtem Scherz und zum Entsetzen der älterlichen Familie für das kommende Jahr 1914 einen ebenso ungeheuerlichen wie merkwürdig ahnungsvollen Wunsch geäußert hatte.

Als Arbeitsmaterial hatte er in diesen Wochen für seine Scheren- und Klebearbeiten auch bunte Papiere in die Zelle erhalten und noch immer, nachdem das Weihnachtspensum schon längst bewältigt war, entstanden in großer Zahl Schmuckkästchen, Schmuckkappen und andere Arbeiten, bei denen uns seine handwerkliche Geschicklichkeit und seine künstlerische Gestaltungsgabe in Bewunderung versetzten.

In diese Art angespannter Tätigkeit trat auch dann kein

- 5 -

Wechsel ein, als am 1. Februar das Volksgericht das Todesurteil gegen ihn verkündete. Von dieser letzten Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus kam Ernst von Harnack in eigenartig erhobener Stimmung zurück. Der Urteilspruch konnte für ihn keine Überraschung bilden, aber er empfand sichtlich eine große Genugtuung darüber, daß er die Stunde der Verhandlung und des Urteilspruchs in einer seiner angemessenen und würdigen Haltung überstanden hatte. Er konnte es sich in seinen Berichten nicht einmal verwehren, dem Präsidenten des Volksgerichtes Freisler das Lob einer ausgezeichneten Aktenkenntnis seines Falles und, so paradox das klingen mag, einer in manchem Betracht weltmännischen Verhandlungsführung auszustellen. Er war sehr ungehalten, als ich den Versuch unternahm, eine auch nur formale Würdigung solcher Art zurückzuweisen. Zwei Tage später war Freisler selber gerichtet. Eine Fliegerbombe, die das Gebäude des Volksgerichtes getroffen hatte, machte seinem Leben ein Ende.

Nach der Verurteilung wurde Ernst von Harnack in eine im obersten Stockwerk des anderen Flügels gelegene Zelle verlegt. Das war eine Zelle der mir zugeteilten Station. Sein Zellennachbar wurde der ehemalige Staatssekretär Dr. Franz Kempner. In seiner Nähe befanden sich auch, ihm durch Familienbeziehungen besonders verbunden, Dr. Klaus Bonhoeffer und der Luftfahrtjurist Dr. Rüdiger Schleicher. Alles zum Tode verurteilte, wie er. Letzterem war einige Zeit hindurch der Besitz einer Violine gestattet worden und während dieser Wochen erfüllten die besessenen Töne seines Spiels an vielen Stunden unseren Gefängnisbau. Mit Franz Kempner hatte Ernst von Harnack nach seiner Verurteilung einen ständigen, wenn auch meist auf Klopfzeichen beschränkten freund-nachbarlichen Verkehr unterhalten. Er verhehlte nicht, daß ihm diese wortlosen Grüße besonders wohlthaten, wenn er sie während der jetzt häufiger gewordenen Fliegerangriffe vernahm. "Kempner scheint noch vor der Urteilsvollstreckung zu bangen", so sagte er mir, "da muß ich ihn manchmal ermutigen. Bei Fliegerangriffen bin ich aber der Unruhige und selber auf Zuspruch angewiesen".

Die eifervolle Tätigkeit auf so vielen Gebieten, der er sich hingab, konnte indessen nicht über den tatsächlichen Gegenstand seiner innersten Anteilnahme hinwegtäuschen. Seine Gedanken blieben im Grunde immer dem grausamen über unser Volk hereingebrochenen Schicksal, dem er sich mit so vielen anderen noch hatte entgegenstemmen wollen, zugewandt und ebenso der peinlichen Tatsache, daß er trotz der dem Ende zustrebenden Kriegereignisse seine geliebte Frau und seine Kinder allein wurde zurücklassen müssen. Es schmerzte ihn auch, daß er durch seine eigene Verhaftung die Gestapo auf seinen Freund und Quartiergeber, den Pfarrer Rackwitz, der sich vorläufig ebenfalls in einer Zelle unseres Gefängnisses befand, aufmerksam gemacht hatte. Mit Stolz sprach er von dem im Kriege gefallenen Sohn und sorgte sich um das Schicksal des anderen. Es gefiel ihm, daß sie nicht nur mit einer hervorragenden Note das Abiturientenexamen bestanden, sondern sich auch noch

das Goldene Sportabzeichen erworben hatte? In diesem Zusammenhange erfuhr ich auch einmal davon, daß er selber eine äußere Auszeichnung, die Lebensrettungs-Medaille, besaß. Das war eigentlich das einzige Mal, daß er mir gegenüber von einem solchen unmittelbaren persönlichen Einsatz für die Rettung eines anderen Lebens gesprochen hatte. Wie oft er das auf politischem Felde zum Schutze von jüdischen Menschen... und anderen Verfolgten des Hitler-Regimes getan hatte, erfuhr ich, in der Unterhaltung mit einigen unserer Mitgefangenen, erst später. Ernst von Harnack hatte in sehr vielen Zellen persönliche Freunde und Bekannte, unter denen sich auch sein Vetter Justus Delbrück befand.

Unter den Zeichen teilnehmsvoller Anhänglichkeit, die von außerhalb des Gefängnisses zu ihm gefunden hatten, ist mir noch ein freundlich-heiterer Brief von Ricarda Huch im Gedächtnis geblieben, der u.a. die Schilderung eines anmutigen Erlebnisses mit den Eltern enthält und den er auch mir zu lesen gab.

Einmal verweilte er lange bei einer Erzählung über eine in frühen Jugendjahren unternommene Italienreise, bei der er im Hause von Freunden seiner Familie mit Eleonore Duse, der großen Tragödin, zusammengetroffen war.

Seine unermüdliche Regsamkeit, seine strenge Tageseinteilung und damit auch die Beschäftigung mit den ihm lieb gewordenen handwerklichen Arbeiten hielten an bis zum Montag, den 5. März 1945, als er in den frühen Nachmittagsstunden zusammen mit seinem Zellennachbar Franz Kempner zur Urteilsvollstreckung abgeführt wurde. Einige Tage zu vor hatte er mir als besonderes Andenken eine kleine Mappe aus seiner Werkstatt überreicht. Sie trägt die sehr persönliche und beziehungsvolle Ausschmückung, die allen seinen Geschenken solcher Art zu eigen war. Einen an versteckter Stelle angebrachten Widmungsvermerk: "in vincula" habe ich erst viele Monate später entdeckt. Es waren unseren verehrten Freunde tatsächlich nach seiner Verurteilung Handschellen angelegt worden, und es bedurfte seines fast täglichen Feilschens, um von den Wachhabenden Aufsehern und ihren Vorgesetzten zu erreichen - und ebenso erging es den anderen zum Tode verurteilten Kameraden - daß ihm diese Fesseln, die so grausam zu dem sonst gewährten Zugeständnis von Hafterleichterungen kontrastierten, wenigstens für den größeren Teil der Tagesstunden abgenommen wurden.

Die ihm nach der Mittagsmahlzeit erteilte Anweisung, sich für den Abtransport bereitzuhalten, hatte er in Ruhe entgegengenommen, obwohl er sich über das Hintergründige dieser Anordnung sicherlich nicht im Unklaren war. Er ordnete unsichtig und überlegt das wenige der privaten Habe, das sich in seiner Zelle befand, besprach gelassen mit den Wachtmeistern, was mit dem Teil des Gepäcks, den er zurücklassen mußte, zu geschehen hätte und verabschiedete sich

- 7 -

von mir und den anderen in der herzlichsten Weise. Die innerliche Trennung von dieser Welt hatte er längst vollzogen. Auch Franz Kempner war sehr beherrscht und ruhig, als er uns die Hände drückte. Die beiden in den Kerkerzellen zu persönlichen Freunden gewordenen Männer boten uns allen das Bild einer starken sittlichen Kraft. Wir wußten, die Mächte der Furcht würden sie auch im Angesichte des Todes nicht mehr überwältigen können.

Th. B.

Heinrich Wurm

ERNST VON HARNACK

wurde am 15. Juli 1888 in Marburg als Sohn des Kirchenhistorikers Adolf von Harnack geboren, wuchs in Berlin auf, studierte in Marburg und Berlin und nahm am Weltkrieg teil.

Nach Ablegung der juristischen Prüfungen wirkte er als Regierungsrat im Preußischen Unterrichtsministerium, als Landrat in Hersfeld, als Vizepräsident in Hannover und Köln, als Regierungspräsident in Merseburg. Seit 1919 gehörte er der Sozialdemokratischen Partei an. Die Maßnahmen von Papens gegen Preußen hatten 1932 Harnacks Versetzung in den einstweiligen Ruhestand zur Folge. Hitlers Beamtengesetz 1933 bedeutete die endgültige Entlassung. Die Bemühungen Harnacks um die Erforschung des Mordes an Stelling nach der Köpenicker Blutnacht trugen ihm eine erste mehrwöchige Verhaftung ein.

Er war ursprünglich eine heitere, offene, lebensbejahende und lebensprühende Natur, ausgestattet mit ungewöhnlich reichen Gaben. Ein Grundzug seines Wesens war — wie seine Schwester Elisabeth besonders hervorhebt — ein ausgesprochener Gerechtigkeitsinn, der ihn schon früh antrieb, für Gedrückte und Benachteiligte einzutreten. Unbekümmert um öffentliche Meinung und eigene Sicherheit folgte er in allen wichtigen Entscheidungen seines Lebens unbeirrbar seinem protestantischen Grundgefühl, nur Gott und seinem Gewissen verantwortlich.

Die Preußische Verwaltung war ihm zum Lebenselement geworden und als er die geliebte Berufsarbeit viel zu früh aufgeben mußte, drängte es ihn, seine reichen Berufserfahrungen in einem Buch über „Die Praxis der öffentlichen Verwaltung“ zusammenzufassen, das in einzigartiger Weise die so wenig bekannte innere Leistung der öffentlichen Verwaltung ins Licht rückt. Das Buch wurde sofort nach Erscheinen (1936) verboten.

Beamter aus Neigung und mit voller Hingabe an den Beruf, entsprach Harnack doch wenig dem Bilde des „typischen Beamten“, dazu war er ein zu starker Individualist. Vielseitige künstlerische Anlagen und Begabungen, die er von Jugend an pflegte und entwickelte, machten ihn auf vielen Gebieten heimisch.

Musik begleitete ihn durch sein Leben. Als Schüler gründete er ein Orchester. Er wurde ein ausgezeichnete Flötist. In der Musikgeschichte war er ebenso zu Hause wie in der Literatur- und Kunstgeschichte. Er hatte das Buchbinderhandwerk gelernt, zeichnete mit leichter Hand und trieb manche Kunstfertigkeiten zur Freude seiner Kinder und Freunde.

In all seinem Tun war er den Menschen zugewandt und suchte ihre Gegenwart. Zu plaudern, zu erzählen, Gespräche zu führen, zu diskutieren, war ihm ein fast leidenschaftliches Bedürfnis. Seine innere Teilnahme galt dabei sowohl den menschlichen Schicksalen seiner Freunde und Gesprächspartner im einzelnen, wie sachlichen Fragen und Entscheidungen, ganz besonders na-

türlich den politischen und religiösen Zeitfragen. Immer aber drängten ihn die Gespräche, in denen er sich Klarheit verschaffte über Zusammenhänge, Motive und Ziele der Politik zum Handeln, sei es, daß er — immer wieder unter Einsatz seines Lebens — Gefährdeten und Verfolgten zur Flucht, zur Lebensrettung, zur Erhaltung ihrer Vermögenswerte verhalf, sei es, daß er unermüdlich, dem „System ohne Güte und Gnade“ wie er das Hitlerregime nannte, jeden nur möglichen Widerstand offen oder geheim leistete, oft schweren Herzens, denn seine beiden Söhne standen an der Front.

Über seine Bemühungen um Verbindung zum Ausland berichteten Auszüge aus einem Brief, in dem die Tochter Hendrik de Man's von einem Besuch mit ihrem Mann bei Harnack im Winter 1941/1942 erzählt:

„Das große Zimmer, in dem wir uns begegneten, lag im 1. Stock. Seine hohen Fenster gingen auf einen Hinterhof, der im Halbschatten des Novembernachmittags noch unheimlicher erschien. Der Raum wirkte wie eine Art von Künstleratelier, und seine Möbel zeigten den Bruch zwischen Herkunft und der jetzigen Existenz ihres Besitzers.“

Ernst von Harnack, Aristokrat, entlassener Beamter und Sozialist, hatte durch das Hitlerregime seine hohe Stellung verloren und arbeitete jetzt als Vertreter einer Tuchfabrik. Die Kriegswirtschaft jedoch hatte den Textilmarkt fast zum Erliegen gebracht, und darum war Ernst von Harnack gezwungen, eine andere Beschäftigung zu suchen. Seine Arbeit in diesem zweiten Kriegsjahr war seltsam. Er legte im Auftrage des Berliner Magistrats ein Verzeichnis berühmter Männer an, die über die zahlreichen Friedhöfe der 4-Millionen-Stadt verstreut waren.

Gleich zu Beginn unseres Gespräches erwies es sich, daß sich Ernst von Harnack keine Illusionen darüber machte, welche Gefühle wir der damaligen deutschen politischen Führung gegenüber hatten. Er sprach ganz offen mit uns darüber, ohne dabei die Vorsicht außer acht zu lassen. Unsere Besuche in seinem Büro oder in seinem schönen Haus konnten immer mit dem harmlosen Vorwande der gemeinsamen Liebe zur Musik getarnt werden. Sein „Kollegium musicum“ wie er es nannte, verschleierte erfolgreich seine Verbindungen und Gespräche mit „nicht gleichgeschalteten“ Leuten.

Gefragt über die Gefahren der heimlichen Arbeit, gab er uns eine Antwort, die des attischen Salzes nicht entbehrte und darum wert ist, überliefert zu werden. Ich fragte ihn, ob die Gestapo, deren „Bekanntschaft“ wir damals gerade in Belgien zu machen begannen, nicht einen schweren Hemmschuh für die gesamte illegale Arbeit darstelle.

Ernst von Harnack antwortete mit Humor: „Seitdem die deutschen Armeen den größten Teil von Europa besetzt haben, ist sie von hier fort und wir haben endlich Ruhe.“ Und wirklich hatte sich in diesem Jahr 1941 der polizeiliche Schraubstock, in dem Deutschland seit 1933 lag, gelockert. Die braunen Machthaber mochten glauben, daß die militärischen Erfolge des Reiches genügten,

um keinen Gedanken an ein Komplott gegen sie aufkommen zu lassen.

Aber Ernst von Harnack sah weiter voraus als die Gewalthaber. Ich erinnere mich an zwei seiner politischen Gedankengänge. „Am wichtigsten ist“, sagte er mir, „daß das Regime mit einem einzigen Schlage gestürzt wird, so wie man einen Reißverschluß öffnet. Alle Vorarbeiten müssen vorher abgeschlossen sein, damit es nicht zu einer Auflösung der Nation kommt. Darum ist diese langsame Minierarbeit so wichtig. Die Opposition muß ihr Spinnennetz durch das gesamte Räderwerk des Regimes spinnen und zur gleichen Zeit versuchen, die Verbindung mit dem Ausland herzustellen.“

Ernst von Harnack übernahm die wichtige Rolle, das Ausland und besonders Belgien, das zu dieser Zeit ausserhalb des Brennpunktes der politischen Ereignisse lag, über die heimlichen Kräfte aufzuklären, die am Umsturz des Hitlerregimes arbeiteten. Deshalb legte er Wert darauf, ohne die Namen der anderen Verschwörer zu nennen, daß Hendrik de Man eine Idee vom ‚Geiste der Bewegung‘ bekäme.

Ich beeilte mich nach unserer Rückkehr nach Brüssel im März 1942 einen genauen Bericht über all diese

Verbindungen an de Man zu geben. Dieser war sehr interessiert und schärfte mir ein, niemand anderem über diese Unterhaltung zu erzählen. Es ist ein seltsamer Gedanke, daß er kaum 14 Tage später persönlich von dem früheren Reichstagsabgeordneten der SPD, Carlo Mierendorff, den er in Paris traf, von ähnlichen Unternehmungen erfuhr.“

Zwei Jahre darnach überstürzen sich die Ereignisse. Wegen einer beruflichen Werbungsarbeit vorübergehend nicht in Berlin, kehrt Harnack nach dem 20. Juli 1944 dorthin zurück. Obwohl er um seine Gefährdung wissen muß, und Angehörige und Freunde ihm dringend anraten, sich in einem abgelegenen Orte verborgen zu halten, bleibt er und sucht in den folgenden Tagen noch mit Hilfe der katholischen Kirche den Aufenthalt der in Sippenhaft genommenen Kinder seines Freundes Julius Leber zu ermitteln.

Am 1. Februar 1945 spricht der Volksgerichtshof das Todesurteil gegen ihn aus, das am 3. März vollstreckt wird. In den Wochen der Erwartung des Todes vermittelt er einem der mitgefangenen politischen Freunde: „Das Entscheidende ist nicht, daß man das Ziel erreicht, sondern daß man den richtigen Weg geht.“

LILLO GLOEDEN

Das Mordregister des Jahres 1944 enthält unter den Nummern 3078/80 die Namen:

Erich Gloeden, Architekt, geb. 23. August 1888
Berlin;

Elisabeth Charlotte Gloeden, geb. 19. Dezember
1903, Köln;

Elisabeth Kusnitzky, geb. 21. Januar 1878,
Straßburg.

Als Straftat wird verzeichnet: Landesverrat als erkannte Strafe: Todesstrafe, als Tag des Urteils: 27. November 1944, als Tag und Ort der Vollstreckung: 30. November 1944 in Eerlin. Ein kurzer Vermerk weist aus, daß die Verurteilten den ehemaligen General der Artillerie Fritz Lindemann „in Kenntnis seines Verrats“ sechs Wochen in ihrer Wohnung beherbergten.

Dr. jur. Lilo Gloeden war die Tochter des Kölner Sanitätsrats Kusnitzky und seiner Ehefrau, geb. Freiin v. Liliencron. 1938 heiratete sie den Architekten Erich Gloeden. Sie wird als ein Mensch mit vielseitigen künstlerischen Neigungen und als rührend besorgte Frau und Tochter geschildert. Ihre Mutter, die nach dem Tode des Sanitätsrats nach Berlin übersiedelt war, verbrachte die meiste Zeit bei ihr.

Lilo war von unbestechlichem Gerechtigkeitsgefühl erfüllt. Sie und ihr Mann empfanden die damaligen Verhältnisse als unerträglich und waren leidenschaftliche Gegner der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Wo sie nur konnten, unterstützten sie solche Menschen, die

in Bedrängnis geraten waren. Sie beherbergten Opfer der Judenverfolgung und des politischen Terrors. Auch Dr. Goerdeler soll sich vorübergehend in der Gloeden-schen Wohnung verborgen haben.

Nach dem 20. Juli wurde der Familie Gloeden, durch einen Freund des Mannes, aus Dresden der General Lindemann zugeführt, den sie zuvor persönlich nicht gekannt hatten. Lindemann — von der Gestapo steckbrieflich unter Aussetzung einer Belohnung von einer halben Million gesucht — blieb, da er offenbar keine andere Unterkunft finden konnte, länger als vereinbart gewesen war. Am 3. September wurde er in der Wohnung von einem großen Polizeiaufgebot festgenommen und angeschossen. Erich und Lilo Gloeden und ihre Mutter wurden verhaftet und bei der Gestapo entsetzlichen Verhören unterworfen.

Mitgefangene bezeugten einige Jahre nach Kriegsende — als der Denunziant vor Gericht stand — Architekt Gloeden habe sich im Herbst 1944 bemüht, die beiden Frauen bis zum letzten zu schützen. Er habe behauptet, sie hätten gar nicht gewußt, daß es Lindemann sei, der bei ihnen wohnte. Der General sei ja unter falschem Namen eingeführt worden. Als jedoch dann das Todesurteil ihres Mannes gesprochen wurde, erklärte Lilo Gloeden, daß sie wohl gewußt habe, wen sie beherberge und den gleichen Weg gehen wolle, wie ihr Mann. Ebenso sagte die alte Frau Kusnitzky, daß sie sich zu der Haltung ihrer Kinder bekenne, nach deren Hinrichtung ihr das Leben nichts mehr bedeuten könne.

In Zeitabständen von je zwei Minuten wurden Mann, Frau und Mutter in Plötzensee enthauptet.

The Valparaiso Bulletin

UNIVERSITY



Valparaiso University, Valparaiso, Ind. January 1950



25+1

Miss Maria von Hase, right, is shown at work in the Valparaiso University mailing department with Miss Edda Scholle, who is in charge of the department.

Valpo Girl's Father Executed In Hitler Assassination Plot

From her quiet voice and infectious laughter, it is hard to realize the adventures of Miss Maria von Hase in Nazi Germany would fill a book.

The daughter of the late Lt. General Paul von Hase, Maria, now a Valpo student, was born in Berlin. Her father, the army commander of Berlin, was a leader in the plot of July 20, 1944, against Adolph Hitler.

"We all knew of it but we did not dare to speak of it," she recalls. "There was always the danger of the telephone wires being tapped, of the mail being steamed open or of sound recorders being hidden in the walls. Most plans were made in the garden.

"It was not only the problem of planning the bombing but also the ethical problem of taking another life, which my father thought about seriously," she said.

Attempt to Kill Hitler

The bomb, which was obtained through the French Resistance Movement, was carried into Hitler's remote headquarters in East Prussia in a leather suitcase. Because of a heavy oak table the detonation was unsuccessful. Hitler was merely injured in the shoulder and carried out on a stretcher.

After the SS was notified of the plot, Maria's father was arrested and executed with seven other high army officers August 8, 1944. Maria, her mother and seven-year-old brother, were taken as political prisoners.

Since Maria was kept in solitary confinement and given no news of any sort, she did not hear of her father's execution or the fate of her family for many months. Her mother was also imprisoned and her brother sent to a children's concentration camp. At the time of the plot, Maria, then 20, was a student at the University of Berlin. She was expelled because of her father's part in the attempted assassination.

The war imposed other hardships on the von Hase family. The husband of a sister is still a prisoner of war of the Russians. All the family possessions were lost after their arrests.

Family Flees Russians

Following the war, the family was forced to flee the Russian Zone for the British Zone. Intent on further study, Maria enrolled at the famous Heidelberg University.

"It is very different from going to school in the United States. Students must find their own rooms in town," commented Maria. Many students, unable to find rooms in the over-crowded city, slept in the railway station.

Maria first came to the United States to attend St. Olaf college in Northfield, Minn., but enrolled in Valparaiso University this fall. She is one of the students who are enabled to study here through the Martin Luther Memorial Fund established by contributions of friends of the Lutheran university.

Asked what she likes most about Valpo, Maria says: "It is the prevailing Christian spirit." She feels

the daily chapel services are an integral part of the life of the university.

Because employment is uncertain in Germany today, Maria is not counting on a specific type of work after she completes her studies here, but she is interested in the diplomatic service.

Schichte - Archiv

Students From Foreign Lands



The above are a portion of the 17 students at Valparaiso University whose homes are outside the United States. Many are attending on scholarships provided by the University so they may study American democracy and also contribute toward a better understanding of persons from other nations in the parts of Americans. Seated, left to right, are the Misses Aulikki Valve, of Hameenk, Laht, Finland; Christine Hoyer, who was born in China but is now living in Alameda, Cal.; Ruth Berg, of Tavistock, Ontario, Canada, and Maria von Hase, of Westfalen, Germany. The men, in the usual order, are: Walter Nuske, Queensland, Australia; Jonas Store, of Porsgrunn, Norway; Bassey Mbrey-Bassey, of Calabar, Nigeria, Africa; Jurgen-Heinrich Meyer, of Kodavkanal, India; George Etuder, of Edeobom Uyo, Nigeria, Africa; Oscar Schelp, an American citizen from Porto Alegre, Brazil; Daryl F. Scott, of Ketchikan, Alaska, and Razouk H. Malik of Beirut, Lebanon, Syria.

Ulrid v. Hassell

VGH am 8.9.1944

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Gustav Adolf, König von Schweden, war der Retter des Protestantismus aus größter Not. Am 26. Juni 1631 begann sein Siegeszug über den Rhein, durch den Sieg an Rainheim, durch den Sieg an Wittel, und Süddeutschland, deren Eroberung und schließlich durch die Besetzung Bayerns und den Einzug in München. Aber Gustav Adolfs Siegeszug fand ein jähes Ende am 16. November 1631 durch seinen Tod in der Schlacht bei Lützen. Für den Protestantismus war sein Tod ein schwerer Schlag, für die Fortdauer des Krieges verhängnisvoll.

Wächter auf Zions Mauern.

Ulrich von Hassel, verwickelt in die Vorgänge des 20. Juli 1944, starb am Strang für sein Vaterland. Er hatte ein tiefgläubiges Elternhaus. Sein Vater, Oberstleutnant Ulrich von Hassel, war ein Freund des Christlichen Vereins junger Männer in der Wilhelmstraße in Berlin und des Weiskreuzbundes. Seine Freunde, Forstmeister von Rothkirch, Freiherr von Starck und Graf Bernstorff waren Führer unserer christlichen Jungmännerwelt der Hauptstadt. Es war im April 1905, gelegentlich der Weltkonferenz in Paris, als ich im Hotel Moderne den lieben Herrn von Hassel zum Tischnachbarn hatte, und ich durfte als junger Mann von 25 Jahren einen Einblick tun in die Seele eines weisen Christen. Wie warb er bei mir für seinen Herrn und Heiland und meinte: „Wenn auch befehrt, nur dann nicht ausruhen! Wenn der Schützengraben gewonnen ist, gilt es das Schwerere: ihn zu halten. Darum auch für den jungen Christen: Treue bis an den Tod!“ Ulrich von Hassel war schwerhörig, aber beredt, und mit leuchtenden Augen trat er ein für das heilige Wort und das Reich Gottes. Seine christliche Persönlichkeit ist mir bis heute unvergeßlich. Herr, schenke uns allezeit solche Männer! Ja. L.

Montag, den 23. Januar 1950



Theodor Haubach vor dem Volksgerichtshof

Dem Gedenken eines Märtyrers

Am 23. Januar jährt sich zum fünften Male der Tag, da Theo Haubach, als einer der Männer des 20. Juli 1944, auf bestialische Weise hingerichtet wurde. Nach einer Verurteilung des sogenannten „Volksgerichtshofes“ wurde er auf Grund eines Geheimbefehls von Himmler, der nicht einmal die formal noch notwendige Urteilsunterschrift des Justizministers abwartete, um sich eines verhassten Gegners zu erwidern, gehängt.

An diesem Tage gedenken wir des edlen Menschen, des Politikers und des lebenswerten Kollegen Haubach, der im Dienste einer sozialistischen Idee bereit war, die sich selbst gestellte Aufgabe bis zur letzten Konsequenz zu erfüllen. Viele Jahre seines Lebens hat Theo Haubach in Hamburg gewirkt, ein reiner Idealist, der mit schöpferischem Geist und unerschütterlicher Herzenskraft die sozialistischen Arbeiter aufweckte, der eine junge Generation des Sozialismus zu begeistern verstand und sie zum Kampf um die Gestaltung der Demokratie führte.

Theodor Haubach wurde am 15. September 1896 in Frankfurt am Main geboren. Seine Studentenjahre standen unter dem Eindruck der innerpolitischen Entwicklung in Deutschland nach dem Ende des Krieges von 1914/18 und im besonderen der Rolle, die dabei der Sozialdemokratischen Partei zugewiesen war. Nach

dem Studium und der Doktorpromotion wandte er sich dem Journalismus zu. Am 15. April 1924 trat er in die Redaktion des „Hamburger Echo“ ein. Hier diente er zunächst als Wirtschaftsredakteur, später als Außenpolitiker. 1930 ging er als Pressereferent des Ministers Severing nach Berlin. In Hamburg war Dr. Haubach auch Mitglied des Gauvorstandes des „Reichsbanners“, zu dessen Gründern er gehörte.

1933 wurde Dr. Haubach ebenfalls bald verhaftet und mußte lange Zeit im Konzentrationslager verbringen. Dort traf er mit Dr. Julius Leber zusammen, dem Gesinnungsfreunde, mit dem er auch nach der Freilassung für das politische Ziel, das verbrecherische Regime zu stürzen, unermüdet arbeitete. Im sogenannten „Kreisauer Kreis“ fand er sich mit Männern wie Wilhelm Leuschner, Dr. Julius Leber, Dr. Carlo Mierendorff, Prof. Adolf Reichwein, Ernst von Harnack, Ludwig Schwab und Hermann Maass zusammen, die später fast alle als führende Männer der sozialistischen Widerstandsgruppe ihren Einsatz mit dem Tode bezahlen mußten.

Theo Haubach konnte leider nicht mehr das Ende der Nazidiktatur erleben. Am kommenden Sonntag werden seine Freunde im Ufa-Theater Mundsburg in Hamburg des toten Kämpfers gedenken.

Institut

Alas de l'aigle
 Hasburg 13
 Johannes 67 II.
 44 41 41

Deutsche Briefe sind nicht eine Auswahl, sondern eine Folge, sie sind meist zu betrachten als eine Sammlung von Essays, in denen man bald hier, bald da liest, so hatte ich es zuerst vor, es sollte eine Art Anthologie aus Abzügen aus den Briefen gebildet werden, vielleicht sogar noch Sachgebietsen geordnet, die sich dann in irgend-eine andere Anthologie einfügen ließe; entweder sollte man sie vereinigt mit Zeugnissen aus der Widerstandsbewegung überhaupt, vielleicht ergänzend zu Ricardo Sachs beabsichtigtem Werk über die Lebensbilder der Märtyrer der Widerstandsbewegung, oder man sollte in vielleicht jahrelanger Arbeit versuchen, überall von Sächs vielen Freunden und Bekannten weitere Briefe und Zeugnisse zu erhalten, was alles zu einem Gedächtnisbuch zusammenzustellen, so etwas war und ist es die Absicht des Verlegers Dr. Classen (Classen und Soverts-Verlag) und hoffentlich wird diese Absicht in absehbarer Zeit noch einmal ausgeführt; aber dazu gehört Jahrearbeit eines Menschen, beim Suchen, Abschreiben und Lesen der Deutschbriefe wurde mir aber klar, daß außerdem in diesem Fall etwas Besonderes vorlag, der Fall eines Sammelwerks, wie er nur in dieser Zeit vorkommen konnte: Das Eindringen des Schicksals in ein privates und zum Privaten bestimmtes Leben. Die kleine Briefserie enthält in aller Verborgenheit ein Drama, bei dem die Zeit von sechszwanzig Jahren in Zeitraffertempo zusammengefaßt wird; in diese zweite Lebenshälfte eines Menschen, der ein Genie, ein bescheidener, zuweilen fast ein Spieler, ein braver Parteilämpfer, ein brillanter Redner, (der aber auch die Zeigung zu stillen Gelehrten hat) ein guter Freund und verbildlichter Kamerad, ^{der} legt das Schicksal, oder die Geschichte, - also die Historie als Wesen gedacht, - einen Keil hinein, der das persönliche Schicksal dieses ursprüngliche jenseits bezogene Menschen völlig verändert und umwälzt dem persönlichen entsetzlichen, vor der Geschichte natürlich hohnvolles Ende vortreibt.

Das Ringen des Schicksals spüren wir zum ersten Mal, wie ich in seiner Einleitung unten auf Seite 13 kurz angedeutet habe, in dem Brief vom 11. Juni 37, der auch beinahe ein wenig läppisch beginnt; aber diese Einleitung gehört dazu, gehört zu Theo, gehört zum Drama, sie ist wie der Theo, der eben aus dem Mittagsschlaf kam und der nicht zu vergleichen war mit dem von Abends 11 Uhr.

Ich habe nur gesucht nach einigen wenigen Schriftstücken, um die allgemeine Szene, aus der heraus das Drama erhellt, zu zeichnen; spätere Briefe, wie etwa das von 16.9.30, konnte ich ja nicht vorwegnehmen, da die ganze Sache ja nur einem Chronologischen geordnet ist. Ursprünglich wollte ich mit dem Brief von 15.7.30 anfangen, und den Brief aus London von 1927 überhaupt fortlassen, da er mir zu privat erschien; aber der Verlag besag mir, ihn doch mit einzuschließen. Da ich aber unglücklich mit einem solchen Brief anfangen konnte, - man hätte dann etwas ganz anderes in der Folge erwartet und auch das Recht auf einen Brief w a c h s e l gehabt, - so nahm ich die Postkarten und fand auch, was die älteste, die Theo politische und jugendbewegte Tätigkeit, sowie sein sehr freundschaftliches Verhältnis zu den jungen Kameraden betrifft, grade als Auftakt geeignet war. Für den, der Theo gekannt hat, werden schon durch diese ganz belanglosen Karten ja manche Erinnerungen geweckt: seine Sorgen für die Angelegenheiten seiner Mutter, seine Begabungsfähigkeit, - man sieht

noch im Geiste, wie Theo sich bei den Worten "ich bin außer mir vor Vergnügen" mit der flachen Hand auf den Schenkel schlägt. Die Gesichtszeichnung, wenn man es schon so nennen darf, hat die Tendenz, Theo als Denker zu kennzeichnen. Um seine enorme Vitalität, die wir alle an ihm kennen, weiß man schon nicht mehr, das Bild wird schlief. Und es ist wichtig, daß es nicht in dieser Richtung schief wird, wir jedenfalls lag ja gerade daran zu zeigen, daß das Opfer, das Theo seines Vaterland gebracht hat, deshalb so groß war, weil er gerührt aus Helden geboren war, sondern zu einem genußfähigen, stark diesseits bezogenen Menschen, - auch die Beschäftigung mit der Philosophie stellte für ihn in gewisser Weise einen Genuss dar. Die allerletzte Notiz Theos (die ich besitze, möglicherweise hat noch viele spätere Zeugnisse) rundet ja wohl ab das Bild zum Anfang hin. Wie schwer ist Theo von dieser Welt geschieden, wie bitter schwer! Und doch in welchem Gehorsam gegen die göttliche Fügung. Es ist, als wenn seine Gläubigkeit, die er mir schon von Anfang an offenbart wurde, einer letzten Abnung von einem späteren schwerem Schicksal genährt wurde. Ich glaube, daß Theo, wenn er dreißig Jahre früher gelebt hätte, ein anderer geworden wäre; ich glaube, daß hier das Schicksal der Welt auch solche Menschen auf seinen Stempel aufstirbt drückt, um sie später zu einer Ernte einzunehmen, die sonst nicht friedlich und beschaulich ihr Leben stumm gelebt hätten, ohne alles romantische, bizantrische oder tragische.

So fährt Theo Leben in gewisser Weise zu einer Umkehrung des Besonderen Wortes, das dann heißt: Die Geschichte ist es, die immer wacht.

aktiv,

in einer evtl. zweiten Auflage war ich doch vielleicht noch ein wenig genauer kommentieren, so heißt z.B. Herrar Poichan, ich hätte noch mehr auf die verübten politischen Stimmungsmitteilungen hinweisen können, wie bei Jungers Gedicht "Der Sohn". Ich tat es ja schon mit kurzen Hinweisen auf das George-Gedicht und den Brief über Freytag. Herrar Poichan erinnert mich, wie oft Theo damals gerade auf das Hohngedicht hinwies, weil in jener Zeit solche Dinge die einzige Möglichkeit der Verständigung bei solcher gleicher Meinung war und zur Auffindung von Sinnzusammenhängen führte.

Alle derartigen Schwierigkeiten können von nichttyrannisierten Nationen überhaupt nicht begriffen werden, und auch bei uns werden sie in wenigen Jahren der Vergessenheit anheim fallen, und das darf nicht sein.

Auch müßte ich bei der letzten Erwähnung Theos zum späten Hölderlin-Gedicht vielleicht noch genauer kommentieren, daß Theo ein Fußnotenzeichen ²⁾ unmittelbar an die letzte Zeile anschloß und seine Worte als Fußnote unten auf die Seite setzte. Da in einem Fall ein Leser die Beziehung zwischen Theos Worten und dem Hölderlin-Gedicht als eine willkürliche Auffassung von mir empfunden hat, so wäre auch hier ein genauer Hinweis vielleicht angebracht. - Müßte auch wohl noch mehr von Hautschs politischem Vollen erwähnt werden? Es liegt in seinem ganzen Lebenswandel ausgedrückt, von der späteren, der eigentlichen politischen ~~Ver~~haltung, die ja eben nicht nur Auswirkung geworden ist, habe ich nur Stichwörter gebracht, "illegale Tätigkeit", "Anschluß an die Bewegung des 20. Juli." Da ich von 1942 an ihn auch politisch erlebt habe, könnte ich natürlich allerlei darüber sagen, aber dann brägte ich es nicht fertig zu verschweigen, wo unsere Bewegung in politischen - niemals in religiösen - Lager. Theo war mir ein zu guter Parteimann, dies betraf den Fall in unserem Staat.

V o r w o r t !

Auch das haben die Nationalisten erreicht: Die Tradition ist abgerissen. Was die jetzt ältere Generation früher erlebt und erstrebt hat, was sie gefühlt, erstürmt, gelitten, was sie geplant, gehofft, womit sie sich herumgeschlagen hat in abendlichen Gesprächen und nächtelangem Grübeln, nicht nur um der eigenen Seele willen, sondern in eingeborener Verantwortung für das größere Ganze, - das dürfte sie nicht weiter geben an die heutige junge Generation. Die Leidenschaft des Gewissens, von der jene oft geschüttelt wurden, hat sich nicht vererbt. Die Fackel des Glaubens, die weiter heilige Feuer entzünden sollte, ist von dem Eisschauh der Gottlosigkeit gelöscht worden. Die Kraftzeugende Berührung, wie wir sie spüren bei der "Erschaffung Adams" von Michelangelo, wurde nicht vollzogen; die Hand, in der die Kraft des Gottes strömte, ist mit Überlegung niedergeschlagen worden.

Der Turmbau zu Babel, den der Gottlose aufrichtete, erfüllte die Seelen der Jungen. Nun ist er in sich zusammengestürzt, und die Seelen sind verödet. Ja, es ist wahr: Die Jugend lebt im Luftleeren Raum. Die Zeit vor 33 gehört für sie der Geschichte an, das ist das Unheilvolle. Und es wird nicht mehr dauern, daß die kommende Jugend von dem ungeheuerlichen Geschehen der letzten Jahre in Büchern liest und es als geschichtliche Tatsachen in ihren Geist aufnimmt als etwas, das sie im Grunde nichts mehr angeht, soweit ihre persönliche Existenz nicht davon berührt wird.

Sind schon jetzt die Massenopfer an der Front, in den Städten, in den Lagern für uns unvorstellbar, so wird auch bald jene Schicht des deutschen Volkes, die sich bewußt opferte für die Ehre Gottes und die Ehre unseres Vaterlandes, dem Bewußtsein der Jugend fernrücken, als etwas, das man wohl von weitem verehren, aber nicht nachempfinden, geschweige denn selbst erleben kann.

Auch die Männer des 20. Juli werden versteinert zu Figuren der Geschichte werden, um die man herumgeht wie um ein Denkmal auf dem Marktplatz; schon beginnt man, einen Kult mit ihnen zu treiben und sie in eine übermenschliche Sphäre zu erheben, als seien sie von Anfang ihres Lebens an zu Helden der Geschichte vorbestimmt gewesen. Man wird bald nicht mehr wissen wollen, daß auch sie Menschen von Fleisch und Blut waren wie Du und ich, voll persönlicher Wünsche und Hoffnungen, Menschen, die das Leben mit allen Sinnen in sich aufnahmen, Menschen, die lachten und liebten und litten, und ärgerlich und gereizt sein konnten, die ihren Dienst machten wie jeder andere, die Geldsorgen hatten, die den leiblichen Hunger spürten und für jeden kleinen Genuß in karger Zeit dankbar waren. Kurzum Menschen, die nicht anders waren als wir alle, - aber dahinter saß bei ihnen jene Leidenschaft des Gewissens, ihr Dämonion, das unablässig in ihnen trieb, gegen die Dämonen der Zeit zu stehen, zu kämpfen, - zu fallen.

Die Jugend soll wissen, daß diese "Helden" nur Menschen waren, und daß gerade darum ihr Opfer so groß war.

Wo könnte das unmittelbarer zum Ausdruck kommen als in ihren ganz persönlichen Selbstzeugnissen, ihren Briefen.

Unter den heutigen Verhältnissen mag es aber lange dauern, bis ein vollständiges Gedenkbuch, eine Sammlung aller Briefe und Dokumente zustande kommt, die dann bereits als historisch empfunden werden. Darum übernehme ich hier eine abgeschlossene Teilaufgabe mit einer Reihe von Briefen, die einer von ihnen Theo Haubach, mir zwischen 1923 und 1944 geschrieben hat.

Sie

Sie zeigen den Menschen Haubach in seiner geistigen Vielfalt, in seiner weiten Schau, in seinen Bedrängnissen und Nöten, in seiner Begeisterung und Lebensfreude. Er soll als Kamerad unter Euch treten. Und plötzlich werdet Ihr merken, daß die Bewegung des 20. Juli, die in Menschen, nicht in "Helden" entstand, Euch ganz nahe angeht, nicht als geschichtliche Tatsache, sondern als höchst persönliche Aufgabe, als Vermächtnis eines der Euren.

Und da zu muß die Jugend auch wissen, daß diese Männer des "Umsturzes" von Jugend auf beseelt waren von der Liebe zu ihrem Vaterlande.

Was war das Erste, das ich erblickte, als ich 1923 Theo Haubachs Redaktionszimmer betrat im sozialdemokratischen "Hamburger Echo"? Über seinem Schreibtisch das Wort Hölderlins: "O heilig Herz der Völker, o Vaterland -"

Diese Männer trugen schwer an der deutschen Schande seit 1933, sie wußten um wahrhaftes nationales Ehrgefühl, das im schärfsten Gegensatz stand zu den antinationalsozialistischen Begriffen von Nation und Ehre, die der Nationalsozialismus gepachtet haben wollte.

Diesen nationalsozialistischen Pseudo-Idealen fallen noch heute Scharen deutscher Jugend zu, weil sie nicht die Reife haben zu erkennen, daß die vermeintlichen "Ideale" Masken waren; weil sie nicht wissen, wo die wahre Vaterlandsliebe glühte.

Und endlich soll die Jugend wissen, daß die hochpolitische Bewegung des 20. Juli im Grunde tiefreligiösen Ursprungs ist. Diese Religiosität hat nichts mit Muckerhaftigkeit zu tun. Heutzutage darf man eher mit Erstaunen feststellen, daß ein Mensch, der mitten im Leben steht, der sich in seinem Äußeren der Mode anpaßt, der übermütig, ja sogar frivol sein kann, der in keiner Weise als Moralist lebt, der das Auftreten eines Geschäftsmannes oder eines Diplomaten oder eines Technikers hat, - daß der in vertrautem Gespräch Worte gebraucht, die wir als Kinder nur in der Religionsstunde auszusprechen wagten, und die wohl in der Jugend heute nur hier und da lebendige Besitztümer sind: Worte wie "Gnade" oder "Erhörung" oder "Engel" oder "ich bete".

In der alten sozialdemokratischen Partei wird vielfach noch christlicher Glaube mit Engstirnigkeit und Lebensfremdheit zusammengebracht.

In der Bewegung des 20. Juli ist die Tradition nicht abgerissen: die Bewegung des 20. Juli ist die Vollendung der Jugendbewegung, die da Handeln aus innerer Verantwortung, aus der Einheit des Wesens, forderte. In der Bewegung des 20. Juli erleben wir zukunftsweisend die Aufhebung der Klassen- und Standesgegensätze, wie die Jugendbewegung es anstrebte.

Glaube, Philosophie und Politik sind hier zu einer Einheit geworden. Die Frage, um die die Ältere Generation so heiß gerungen hat: Muß Politik notwendig eine Kategorie des Handelns außerhalb religiös-ethischer Bestimmtheit sein? sie scheint hier einer Lösung entgegengetrieben werden, die deutsch ist im Sinne Luthers, Kants, Fichtes, Lagardes und, - um einen Mann der jüngsten Vergangenheit zu nennen, - Wichard von Moellendorffs.

Möge die Jugend angerührt werden von dem Hauch dieser Gesinnung, möge sie zu wohlthätiger Glut entzündet werden durch das Feuer, das jene entflammete und verzehrte.

Alma de l'Aigle

Aus dem Bericht von H. von Haushofer:

Am 22.4. gegen 23 Uhr wurde eine weitere Gruppe von 16 Gefangenen aufgerufen.

Unter diesen befanden sich also diejenigen 7 zum Tode Verurteilten, die früher aus dem Flügel der Gestapo in den Flügel der Justizverwaltung verlegt worden waren. Diesen wurde angekündigt, dass sie nicht von der Lehrter Strasse, sondern aus der Prinz Albrecht-Strasse entlassen würden, wohin sie jetzt überstellt würden. Diese Gruppe wurde etwa um Mitternacht aus dem Gefängnis Lehrter Strasse geführt. Der einzige Überlebende aus dieser Gruppe, H. Kosney, gab über deren Ende folgendes zu Protokoll:

Die Gruppe der Gefangenen wurde auf der Lehrter Strasse von einem SS-Detachement unter Führung eines SS-Sturmführers in Empfang genommen. Das Detachement bestand im wesentlichen aus schwächtigen, anscheinend jungen Burschen. Die Gefangenen mussten ihre eben empfangenen Papiere und Wertsachen wieder abgeben, ebenso wurde ihr Gepäck auf einen Kübelwagen verladen. Der Führer des Detachements teilte ihnen ferner mit, dass bei Fluchtversuch geschossen würde. Daraufhin wurde die Gruppe die Lehrter Strasse entlang in die Invalidenstrasse und schräg über diese hinweg zum Zwecke der angeblichen Abkürzung des Weges in das Ausstellungsgelände Ulap an der Invalidenstrasse geführt, wobei hinter jedem Gefangenen 1 SS-Mann ging. Als sie an der Rückwand der Halle angelangt waren, wurden auf das Kommando: " Fertig, los! " des Führers die Gefangenen mit Genickschuss erschossen. Diejenigen am Boden Liegenden, die noch Lebenszeichen von sich gaben, erhielten weitere Schüsse. Kosney selbst hat im letzten Augenblick den Kopf gewendet; der Schuss ging seitlich des Genicks hindurch und bei der Backe heraus. Er blieb bei Bewusstsein, stellte sich tot und wartete den Abmarsch des Detachements ab, der bald erfolgte mit den Worten: " Jetzt aber fort, wir haben in dieser Nacht noch mehr zu tun.". Zu dieser Gruppe gehörten.....

Die zweite Gruppe der Gefangenen wurde in die etwa 100-150 m entfernte, gleichfalls an der Invalidenstrasse liegende zerstörte Halle eines Ausstellungsrestaurants geführt und dort offenbar gleichzeitig erschossen. Von dieser Gruppe kam keiner mit dem Leben davon, sodass Zeugen des Vorgangs nicht vorhanden sind. Die Schüsse wurden jedoch in dem angrenzenden Ausländerlager gehört. Zu dieser Gruppe gehörten: Bonhoeffer, Schleicher, John, Perelts, Marx, Sierks, Kuenzer. Es handelt sich also mit Ausnahme des Geheimrats Kuenzer hier um die Gruppe der zum Tode Verurteilten.

Die Gruppe der unter 11 Genannten wurde erst am 12. Mai auf Grund der Angaben von Kosney gefunden. 6 von den 7 Leichen konnten dabei von Dr. Heinz Haushofer auf Grund von noch vorhandenen Papieren oder Kleidungsstücken einwandfrei identifiziert werden. Dies waren: 1. Oberstleutnant Munzinger, 2. Oberst Stehle, 3. Moll, 4. v. Saviati, 5. Sossimow, 6. Professor Albrecht Haushofer. 7. Jennewein (von Kosney, der ihn persönlich kannte.) Von diesen Leichen wurde Professor Haushofer auf dem Friedhof der Johanniskirche in Moabit begraben, die übrigen 6 in einem Massengrab im Kleinen Tiergarten, sämtlich am 13. Mai.

Die Leichen der unter 12 Genannten wurden am 23. April gefunden. Weitere Ergänzungen durch Pfarrer Bethge.

Aus einem Bericht von Pfarrer Eberhard Bethge:

Der entkommene Herbert Kosney (Bln. N 58, Hagenauer Str. 17, Prenzlauer Berg) gibt über die Vorgänge vor der Ermordung folgendes an:

K. dessen Bruder am 22.4. mit einigen anderen vom SD schon entlassen und für seine eigene Heimkehr aufs beste vertröstet worden war, hörte gegen 23 Uhr in seiner Luftschutzzelle, wie einige Namen aufgerufen wurden und die Betreffenden zum Sachenempfang nach vor gingen. Er erinnert sich, Schleicher gehört zu haben. Es war die seit 2 Tagen vom SD bereits an die Justiz abgegebene Gruppe (Schleicher, Klaus Bonhoeffer, John, Perels, zur Nieden, Marx, Sierke, Kuenzer), aus der freilich mehrere, z.B. Minister Hermes, Steltzer u.a. nicht mit aufgerufen wurden. Diese bezeichneten 8 haben dann im C-Flügel des Lehrter Zellengefängnisses ordnungsgemäss ihre Effekten erhalten, wie der diensttuende Kalfaktor Jonas (Bln. Charl. Reichsstr. 26 oder 28) berichtet. Nach Jonas ist ihnen hergesagt worden, sie würden nach Plötzensee verlegt.

Etwas später, etwa 23 Uhr 30, hörte Kosney mit einigen anderen seinen eigenen Namen. Es handelte sich um 8 Personen aus den noch unter dem SD-Kommando befindlichen Häftlingen (Kommando des Gefängnisses Untersturmführer Albrecht, Untersturmführer Hein, Sturmscharführer Gutsche und Sturmscharführer Fatteroth): v. Haushofer, v. Saviati, Moll, Munzinger, Stähle, Jennewein, Kosney und Sossimow (russ. Kriegsgefangener aus Gomel, der mit Kosney usw. zusammengearbeitet hatte). Sämtlichen Häftlingen beim SD waren in den Abendstunden des betreffenden Tages ihre persönlichen Papiere und Wertsachen ausgehändigt worden, was die allgemeine Freude auf die kommende Entlassung heftig angefaucht hatte. (Es wurde in den nächsten Tagen aber nicht entlassen, sondern der SD übergab das ganze Gefängnis am folgenden Tage an die Justiz). K. half v. Haushofer beim Packen der Sachen und alle dachten an Entlassung.

Als K. nach vorn in den Zentralbau kam, stand dort schon rechts die zuerst aufgerufene Gruppe. Ein fremder Sturmführer war anwesend und fragte: "Welche nehmen wir zuerst heraus?" worauf Kosneys Gruppe den Beginn machte und man sie zu zweit nebeneinander durch die Pforte in den langen dunklen Gang zum Gefängnistor hinausliess. K. ging mit Jennewein vorn. In diesem Gang empfing sie ein zweiter Sturmführer, der offenbar das Kommando der ganzen Angelegenheit hatte, und nach K.s Eindruck alle weiteren Befehle gab. Dieser Sturmführer sagte: "Jhr werdet verlegt, wer einen Fluchtversuch macht, wird erschossen." Bei dem Weg durch den langen Gang merkte K. dass rechts und links je eine Reihe von SS-Leuten mit Stahlhelm und Maschinenpistolen stand, die nun immer zwei Häftlinge zwischen sich nahm. Er schätzte 30 SS-Leute.

Auf der Strasse angekommen, eröffnete man ihnen, dass der Weg zum Potsdamer Bahnhof gehe. Sie sollten ihre Koffer und sonstigen Sachen auf den bereitstehenden Kübelwagen legen, der zum Bahnhof vorausführe, während dieser Aktion meint Kosney, dass die gesamte Häftlingsgruppe aus etwa 20 Mann bestand. Erkennen konnte er bei der regnerischen Nacht niemand genauer, zumal er weiter an der Spitze ging. An der Ecke Lehrterstr.-Invalidenstr. angelangt, hielt man wieder an und forderte die Häftlinge auf, alle bei sich geführten Wertsachen und Papiere abzugeben. Das kann nicht vollständig geschehen sein, da an der Mordstelle später noch Briefe, Bilder und Scheckhefte, z.B. von Moll und Sossimow, gefunden wurden. Der neben K. gehende SS-Feldwebel nahm diesem die Uhr ab, welche zu diesem Zeitpunkt genau 1 Uhr anzeigte. Als Jennewein darauf verwies, dass in seiner Briefftasche 1800 M. lägen, meinte der Feldwebel, das würden sie bald in der Eisenbahn klären können. Dann rief der Feldwebel dem Sturmführer zu, man könnte den Weg zum Potsdamer Bahnhof gut abkürzen, indem

man gleich gegenüber durch das Tor und über die Trümmer des Ulap-Geländes ginge. Der Sturmführer gab den Befehl, so zu gehen.

Gleich hinter dem Tor wurde K. mit dem hinter ihm Gehenden nach Links abgedrängt (vielleicht wurden die anderen 8, Schleicher usw. unter dem Befehl des zweiten Sturmführers nach rechts geführt). K. hörte den Befehl des Sturmführers: "Fertigmachen, los!". Nach der Salve vernahm er, ganz stilliegend, noch weitere Schüsse, kann aber Richtung und Entfernung nicht genau angeben. Vielleicht rührten sie von der zweiten Gruppe her. Er hörte den Sturmführer rufen: "Beeilen, wir haben noch mehr zu tun, sonst wird es hell." Als die SS verschwunden war, meinte K. noch 5 Minuten gewartet zu haben. Dann kroch er in der Richtung der Strasse, verband sich selbst den Einschuss im Genick und gelangte nach Hause.

Seine 7 getöteten Mithäftlinge wurden später durch seine Angaben in dem dunklen Bau zwischen den Betonsäulen gefunden. Das Protokoll darüber fertigte Heinz v. Haushofer, der Bruder des erschossenen A.v. Haushofer an.

Berichte zur Deutschen Landeskunde

HERAUSGEGEBEN VON DER

BUNDESANSTALT FÜR LANDESKUNDE

ZENTRALARCHIV FÜR LANDESKUNDE VON
DEUTSCHLAND

SONDERDRUCK

Stiftung „Hilfswerk 20. Juli 1944“
Geschäftsstelle Kronberg/Ts., Jamin Str. 4
Ruf 2674

17. BAND

1. HEFT

AUGUST 1956

SELBSTVERLAG DER
BUNDESANSTALT FÜR LANDESKUNDE REMAGEN

Forschung und Schrifttum

Albrecht Haushofer

Von Walter Stubbe, Bonn

Albrecht Haushofer, der Dichter der „Moabiter Sonette“, dieser ergreifenden Sammlung von Gedichten, die in den Monaten vor seinem Tode in der Gefängniszelle entstanden sind, ist in den letzten Jahren für weite Kreise eben durch diese Sonette als eine der markanten Persönlichkeiten der Widerstandsbewegung zu einem Begriff geworden.

Das dichterische Schaffen dieses Mannes — lange vor den letztgültigen „Moabiter Sonetten“ seine Dramen „Scipio“, „Sulla“ und „Augustus“, dann die ebenfalls schon 1941 in der Gefängniszelle entstandenen, bisher noch unveröffentlichten „Makedonen“, mit denen er in einer unheimlichen Vision den Zusammenbruch des Reiches voraussagt, und in letzter Feinheit die „Chinesische Legende“ — ist nur eine Seite seines Wesens, eine besondere Ausdrucksform des politischen Denkens und Schaffens dieses Mannes.

Im Mittelpunkt der Persönlichkeit Albrecht Haushofers stand der Auftrag des Lehrers, den er als Professor für politische Geographie und Geopolitik an der Berliner Universität erfüllte und mit dem er sich in erster Linie an die akademische Jugend, dann aber in einem weiteren Sinne an die Außenpolitik überhaupt wandte. Das Lebenswerk dieses Mannes wurde in seinem 42. Lebensjahr, als ihn mit wenigen Gefährten zusammen am 23. April 1945 vor den Toren des Moabiter Gefängnisses in Berlin die Kugel des Mörders traf, allzu früh unterbrochen.

Als die Überlebenden des Freundeskreises von ihm sich zum ersten Male nach dem Krieg 1948 in Göttingen trafen, sagte der Physiker Karl Friedrich von Weizsäcker, einer seiner Freunde, in einer Gedenkrede: „... er wollte kausal über die Politik nachdenken. Er wollte die Faktoren kennen, die politische Schicksale bestimmen — und einer dieser Faktoren ist die Geographie — eine Seemacht, ein Kontinentalreich, ein Staat, der wie die Schweiz um einen Gebirgspas herangewachsen ist. Sie alle haben unwandelbare Gesetze ihres Handelns und Schicksals. Bodenschätze, Handelswege, Klimagefälle führen die Völkerbewegungen seit Jahrtausenden immer ähnliche Bahnen. Aber Haushofer vergaß nicht, daß letztes Endes nicht das Land Geschichte macht, sondern die Menschen, die das Land bevölkern. Die Geographie gibt Möglichkeiten, aber beim Menschen liegt es, sie auszunutzen und das Mögliche zu tun, das Unmögliche aber zu unterlassen. Das war es, was Haushofer von Politikern wünschte. ... Die Gesetze der äußeren Ereignisse zu kennen, betrachtete er als die Berufspflicht des Politikers. Er kannte die Mittel politischer Wirkung und verlangte ihre Kenntnis von jedem, der dieses Handwerk betrieb. Unter den Kunstfehlern politischer Dilettanten, die er mit ansehen mußte, litt er fast physisch. Er war über-

zeugt zu wissen, wie man mit einem englischen Staatsmann, wie mit einem Balkanpolitiker, wie mit einem ostasiatischen General verhandeln muß, um Vertrauen zu finden und Erfolg zu haben. Daß man keinen Krieg anfangen darf gegen Gegner, denen fast die gesamten Bodenschätze der Welt gehören, war ihm vor aller moralischen Erwägung, so tief diese in ihm wurzelte, schon in der Ebene des politischen Schachspiels gewiß. Ich habe mich oft leidenschaftlich gewehrt gegen die, wie mir schien, unmenschliche Abstraktheit, mit der er in dieser Ebene politische Vorgänge voraus berechnete, wie man Schachaufgaben löst. Aber ich habe von keinem anderen Menschen so haarscharf richtige politische Voraussagungen gehört wie von ihm.“¹⁾

Albrecht Haushofer war ein Mann von außerordentlichen Begabungen. Mit einem für unser Zeitalter des Spezialistentums kaum mehr vorstellbaren umfassenden, fast universalen Wissen und mit seltener Schärfe des Geistes suchte er alle Erscheinungsformen des Daseins zu begreifen, um aus einer Vielzahl von Elementen gleichsam die Differentialdiagnose der jeweiligen politischen und geistigen Zustände sowie der einzelnen Phasen ihrer Entwicklung zu stellen.

Sein politisches Denken und wissenschaftliches Forschen bewegte die Frage nach der Wechselwirkung zwischen der räumlichen Umwelt des Menschen und seinen politischen Lebensformen. „Diese Fragestellung ist älter als ihre Bezeichnung unter dem Namen sowohl der politischen Geographie wie der Geopolitik. Sie ist ein weit in die Vergangenheit verfolgbares Anliegen des menschlichen Denkens. Staatsmänner und Feldherren, Philosophen und Historiker haben sich mit ihr beschäftigt, lange bevor es Geographie und Anthropologie, Ethnologie und Rassenkunde, politische Geographie und Geopolitik als reine oder angewandte Wissenschaftszweige gegeben hat. Wer sich heute mit politischer Geographie und Geopolitik beschäftigt, tut gut daran, dies nicht zu vergessen.“²⁾

Wenn wir nach der Bedeutung seines Vermächtnisses und der darin für uns enthaltenen Verpflichtung fragen, so mag es, nicht zuletzt auch im Hinblick auf die weltpolitische Situation der jetzigen Zeit und die Spannungen zwischen West und Ost, die so schwer auf unserer europäischen Mitte lasten, nicht ohne Reiz sein, Albrecht Haushofers Gedanken nachzugehen, die er sich über die Problematik machte, die dem Begriff der „räumlichen Umwelt“ innewohnt“³⁾.

Nach Haushofer ist der physikalische Raum ein Ganzes von einer für das irdische Lebewesen nicht erkennbaren, unbegreifbaren Größe. Der Raum, in dem sich das Einzelleben mit all seinen Funktionen abspielt, ist immer nur ein Teil jenes unmeßbaren Absoluten. Selbst dann, wenn man sich alle Kräfte des Weltraumes auf alle wirkend denkt, konzentrieren sich die unmittelbar wirksamen Kräfte auf einem verhältnismäßig kleinen Teil-

¹⁾ Zitiert aus: In Memoriam Albrecht Haushofer. — Hamburg: Friedrich Oetinger Verl. 1948.

²⁾ Haushofer, Albrecht: Allgemeine politische Geographie und Geopolitik. 1. Heidelberg 1931, S. 16.

³⁾ Haushofer, Albrecht: Zur Problematik des Raumbegriffs. In: Z. f. Geopolitik. Bd. 12, 1932.

raum. Dieser Teilraum ist als Lebensraum für jedes irdische Lebewesen bestimmbar. Er kann von sehr verschiedener Größe sein. Da sich in ihm das ganze Leben abspielt, ist er maßgebend für die Raumvorstellung. Daraus ergibt sich nach biologischen Ordnungsprinzipien, daß es zunächst zwei durchaus verschiedene Raumvorstellungen geben muß: eine standortfeste und eine bewegliche. Das Verhältnis der Pflanze zu ihrem Lebensraum ist anders als das des Tieres.

Das Raumgefühl — Haushofer gebraucht diesen Ausdruck ganz bewußt, aber auch mit allem Vorbehalt — der Termiten ist ein anderes als das der Wanderameisen. Der Lebensraum der Biene ist ein anderer als der des Storches. Der Mensch der Frühzeit steht kaum anders da als das Tier: natürliche Vegetation, ihre größere oder geringere Durchdringbarkeit, Hydrographie und Orographie unterscheiden weit mehr als der Wille des Menschen. Mit seiner zunehmenden Kultivierung lockert der Mensch seine Abhängigkeit von der übrigen Natur. Damit beginnt eine Differenzierung der Lebensräume. Was bedeutet es, wenn ein Stamm den Einbaum kennt, der andere nicht, wenn eine Gruppe lernt, über Pferde zu verfügen, die andere nicht?

In ein und demselben Raum (naturwissenschaftlich gesehen) können die Lebensräume der einzelnen Menschen jeweils sehr verschieden sein. Damit verliert der Begriff des natürlichen Raumes bereits seine Verwendbarkeit für den Menschen. Die Raumvorstellungen des Kulturmenschen gehen über den Lebensraum der ersten Stufe hinaus. Es gibt einen erweiterten Lebensraum; einen Raum außerhalb der physischen Erreichbarkeit, außerhalb der Grenze, die man mit den eigenen Sinnen wahrnehmen kann. Dieser Außenraum wirkt aber trotzdem auf das eigene Leben ein. Der Lebensraum des Japaners und des Australiers ist für uns nicht wahrnehmbar, aber in der Zeit weltpolitischer Verflechtungen in seinen Auswirkungen doch spürbar.

Jeder Versuch, in der Geschichte der Menschheit die Begriffe „Lebensraum“ und „Raumvorstellung“ auch nur für eine bestimmte Epoche abzugrenzen, ist willkürlich und zufällig. Es gibt kein Weltbild „des“ Griechen oder „des“ Römern. Und so ist auch der Ausdruck „Weltbild der Antike“ oder „Weltbild des Mittelalters“ kaum vertretbar.

Kaum anders lag es im Mittelalter; denken wir an die Gegensätzlichkeit der Raumvorstellungen eines sächsischen Bauern und eines normannischen Seeräubers, eines binnendeutschen Fürsten und des Kaisers Friedrich II. in Palermo, an die Verschiedenartigkeit der Weltbilder, die in den Köpfen schlesischer Ritter bestanden und in denen ihrer mongolischen Gegner, die bei Liegnitz siegten und dann umkehrten, weil fern in Asien der Großkhan gestorben war.

Und dann kommt das Neue mit dem Auftreten der abendländischen Naturwissenschaft und Technik; neue Mittel zur Umgestaltung der Naturlandschaft, Mittel zur Überwindung des Raumes in einem bisher nicht gekannten Ausmaß werden dem Menschen in die Hand gegeben.

Die menschlichen Raumvorstellungen differenzieren sich qualitativ genau so wie in früheren Kulturen quantitativ in einem noch nie dagewesenen Ausmaß. Dabei bleiben die Grenzen des „Lebensraumes“ weit hinter denen des Erkenntnisraumes zurück. Der Mensch vergrößert seine Fähigkeiten zur sinnlichen Wahrnehmung durch technische Mittel zu einem Vielfachen dessen, was viele Jahrtausende menschlicher Naturentwicklung besaßen. Fernrohr und Mikroskop auf der einen, drahtlose Übertragung auf der anderen Seite sind Zeugen einer Grenzüberschreitung, die alle Lebensraumbegriffe nicht nur des primitiven, sondern auch des frühen Kulturmenschen hinter sich läßt. Der Mensch lebt nicht mehr in einer gegebenen, sondern in einer von ihm selbst mitgeschaffenen Umwelt.

Sieht man von allen Raumgrößen ab, die zwar der Erkenntnis zugänglich sind, aber als Bezugseinheiten des menschlichen Lebensraumes nicht in Frage kommen, wie die Mikroräume oder alle astronomischen Räume, dann bleiben ein größtmöglicher und kleinstmöglicher Lebensraum als Grenzbegriff übrig. Der kleinstmögliche Lebensraum ist der, der es einem Menschen bzw. einer Familie möglich macht, das Leben zu fristen, unabhängig von allem Austausch mit anderem. Der größtmögliche ist die Erdoberfläche als Ganzes; er macht den einzelnen abhängig vom Austausch mit allen anderen. In der heutigen Welt ist weder der eine noch der andere allgemein verwirklicht; der eine leitet in die primatenähnliche Urzeit zurück; der andere führt die Spezialisierung der menschlichen Kultur — und alle Kultur beruht auf Spezialisierung — zu einer Endstufe, die nicht leicht vorstellbar ist, von der wir auch nicht wissen, welche biologischen Wirkungen auf den Menschen sie haben wird. Im Dschungel des Malajischen Archipels und bei den Pygmäen Innerafrikas ist jener erste und kleinste menschliche Lebensraum heute noch Wirklichkeit. Dagegen deutet sich in vielen Zügen des neuzeitlichen Lebens der einstweilen letzte und größte an: jeder Warenaustausch, der sich, auf spezialisierter Produktion beruhend, über größere Land- und Seeräume vollzieht, jedes Ferngespräch, jedes Telegramm, jedes Ferngeschöß, das in wenigen Augenblicken riesige Entfernungen überwindet, jedes Flugzeug, das in wenigen Stunden mehrere Staatsgrenzen überfliegt, jedes Radiogerät, das Nachrichten aus aller Welt empfängt, sie alle sind dem größten denkbaren Lebensraum, der ganzen Erde, zugeordnet: der Erde als Kulturlandschaft, dem menschlich geformten, nicht mehr dem natürlichen Raum. Dem Werkzeug aber entsprechen die Menschen, die es schaffen und benutzen. Die Menschen der Weltpolitik und Weltwirtschaft, der Welttechnik und Weltwissenschaft, die Spezialisierenden und Spezialisierten, die Naturfremden, die ungehemmten Wanderer, die Geistigen, denen die „Welt“ zur „Heimat“ wird. Auf der anderen Seite steht dagegen das Beharrende, alles Nichtspezialisierte, alle Lebensform, die dem kleinen Raum angepaßt, in der Freiheit des Größeren zugrunde geht, das aus alten Zeiten ererbte Handwerksgerät, die hölzerne Pflugschar, das Tier als Verkehrsmittel ... und der zugeordnete Mensch der kleinräumigen Verwurzelung, der Scholle, der Unabhängigkeit, der Mensch, der allem „Welt-denken“ mißtraut, dem die „Heimat“ zur „Welt“ wird.

Welche Konsequenzen man daraus zieht, sagt Haushofer, ist Sache des Willens. Zu verlangen bleibt nur, daß sie zu Ende gedacht werden. Der Mensch der Gegenwart ist für seine Umwelt in ganz anderer Weise verantwortlich als der Mensch der Frühzeit. Er hat nur die Wahl, die selbstgeschaffene Umwelt durch Flucht in den Teilraum wieder zu zerstören oder sich ihr anzupassen. Die Erkenntnis, daß alle räumlichen Bezugseinheiten — und welche Wertsetzung bedeuten sie! —, die zwischen der größtmöglichen und keinstmöglichen liegen, relativ sind, kann weder so noch so umgangen werden. Ob ein Raum von der Größe Berlins, Bayerns, Deutschlands oder Europas als Bezugseinheit der Raumwerte dient, mag dem einzelnen auf seinem Weg zum Erkennen oder Nichterkennen der Raumproblematik wichtig sein. Für die Erkenntnis selbst sind alle irdischen Räume Teilräume. Macht man sie zu Trägern absoluter Wertsysteme, so nimmt man Irrungen in Kauf, bewußt oder unbewußt. In den meisten Fällen, so schließt Haushofer diese Betrachtung, liegt die Willensentscheidung diesseits der Erkenntnis. Sie könnte auch jenseits der Erkenntnis liegen.

Diese Gedankengänge Albrecht Haushofers mögen zunächst theoretisch und abstrakt erscheinen. Sie sind im Grunde nichts anderes als die sehr einfache Aussage, daß jeder handelnde Mensch, wo immer er steht, sein Tun einrichten muß nach den Gegebenheiten seiner räumlichen Umwelt, der geschichtlichen und kulturellen Traditionen, in denen die Entwicklung seines Volkes sich vollzog, und daß nichts gefährlicher ist als politische und moralische Wertungen, die für einen Raum, für die Umwelt eines Volkes Gültigkeit haben, auf fremde Umwelten zu übertragen.

Wer Albrecht Haushofer gekannt oder ihn sprechen gehört hat, mag sich daran erinnern, welcher Ernst und welche Sorge sich in diesem strengen Gesicht ausprägten, mit welchem feinen Gefühl und Gehör er Kräfte und Regungen in fremden Räumen registrierte, mit welcher Genauigkeit er Antwort auf die Frage suchte, zu welchen Reaktionen bedenkenloser Eingriff in fremde Räume führen müsse. Er hatte den Mut, selbst in großen öffentlichen Vorträgen noch bis in das Jahr 1941 hinein auf die Gefahr für unser Volk hinzuweisen, die eine bedenkenlose Politik, die nichts als das Gesetz der eigenen Machtfülle kannte, auslösen muß. Für die Umgebung seiner Freunde war es oft kaum ertragbar, mit welcher Schärfe er das kommende Unheil bis in die Einzelheiten hinein voraussah.

Albrecht Haushofer wäre nicht ein Mensch gewesen, wenn nicht auch ihn bei allem ihm eigenen Pessimismus doch auch immer wieder ein Funken Hoffnung erfüllt hätte. Wie einen leisen Trost für seine Freunde, die unter dem Dunkel seiner Prophezeiungen litten, konnte man dann das Wort Jakob Burckhardts von ihm hören: „Auch auf das Schrecklichste, was geschehen mag, muß sich die Menschheit ja wieder einrichten, muß alle ihre noch heilen Kräfte herbeibringen und weiter bauen.“ Solche beruhigenden Augenblicke konnten nicht von Dauer sein. Mit zunehmender Sorge erkannte er, daß die Leidenschaft des Krieges, die das eigene Volk in Fesseln geschlagen hatte, jenseits der Grenzen notwendigerweise gleiche Bedenkenlosigkeit und härteres Zurückschlagen auslösen mußte.

Albrecht Haushofers innerstes Anliegen war es, der heranwachsenden Jugend und insbesondere ihrer in die Verantwortung hineinwachsenden Schicht ein unbestechliches Wissen um Deutschland und von der Welt, das Bewußtsein für die Relativität des eigenen Standortes, die Kenntnis der Gesetzmäßigkeit fremder Teilräume, die Achtung vor ihr zu vermitteln.

Haushofer hat sich oft mit dem Gedanken des Aufbaus einer politischen Akademie beschäftigt. Einmal sagte er, daß er eine der bedeutendsten geistigen Leistungen des Preußentums in der Schaffung seines Generalstabs und der Kriegsakademie sähe. Als deutsche Leistung bleibe für die Zukunft — angesichts der von Gefahren umdrohten Mittellage Deutschlands und der durch die modernen raumüberwindenden Mittel der Technik hervorgerufenen Schrumpfung des Wertes seiner räumlichen Ausdehnung — die Schaffung eines „politischen Generalstabs“ und einer Akademie des Friedens.

Das Werk des Lehrers Albrecht Haushofer, das er als Erbe vom Vater übernahm, enthält das Vermächtnis, daß die führenden geistigen Schichten und die Elite der jungen Generation der Völker sich stetig um die Kenntnis der Welt und der in ihren Teilräumen wirksamen Vorstellungen bemühen sollten, um durch solches Wissen dazu beizutragen, daß bei dem Aufeinandertreffen fremder Raumvorstellungen unheilvolles Mißverstehen vermieden werde.

Der Bundespräsident Prof. Heuss hat anlässlich der 10. Wiederkehr des 20. Juli im Auditorium Maximum der Freien Universität Berlin am 19. Juli 1954 eine Rede gehalten, in der er aus der großen Zahl der Männer des Widerstandes des Dichters der „Moabiter Sonette“ besonders gedachte. Seine Rede schloß mit dem Satz: „Das Vermächtnis ist noch in Wirksamkeit, die Verpflichtung noch nicht eingelöst.“

Heberle
Kp. 11

Edmund A. Walsh, S. J.

DIE TRAGÖDIE KARL HAUSHOFERS

Aus der Wochenschrift „Life“, Chicago

Am 25. September 1945, als ich zum ersten Male Karl Haushofer von Angesicht zu Angesicht gegenüber sass, und zwar in seinem behaglichen Studierzimmer im „Hartschimmelhof“, seinem hoch am Berg gelegenen Haus, das auf den Ammersee in Südbayern hinunterschaut. Mit dieser Begegnung in dem abgeschiedenen, so bezaubernden Hügelland über dem See, wo keine Zerstörung durch den Krieg wahrzunehmen war, begann die letzte Phase einer Kette von Ereignissen, die bis in das Jahr 1924 zurückreicht und am 10. März 1946 mit der Tragödie eines Doppelselbstmords endigen sollte.

Seit mehr als 20 Jahren hatten die umfangreichen Veröffentlichungen und die mannigfachen Tätigkeiten dieses deutschen Generals, der in vorgerückten Jahren Professor für Geographie an der Universität München geworden war, meine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Die Bezeichnung der Spezialwissenschaft Haushofers als *Geopolitik* und die Verschwommenheit seiner Ausdrucksweise hatten dazu geführt, dass seine Arbeiten von amerikanischen Gelehrten mit geteilten Empfindungen aufgenommen wurden. Viele nahmen ihn nicht für voll, und einige taten ihn einfach als einen mehr jener obskuren deutschen Schriftsteller ab, welche durch ihre Schreibweise die teutonische Passion für Vernebelung des Offenkundigen durch eine unverständliche Terminologie illustrierten. Aber andere sahen in ihm den Mann, der einen geschickt ausgeklügelten und gefährlichen Einfluss auf die Entwicklung des heraufkommenden Nationalsozialismus ausübte, einen jungen Mitarbeiter von Rudolf Hess und den führenden Kopf einer organisierten Bewegung, die das grosse Spiel der Nazis um die totale Macht mit wissenschaftlichen Argumenten rechtfertigen sollte.

Haushofers Beitrag zur nationalsozialistischen Revolution lässt sich in zwei Kategorien scheiden: seine wissenschaftliche Lehre und seine politische Tätigkeit. Seine Theorie und seine Schriften waren zweifellos verschwommen und oft nahezu unverständlich. Man starrte ehrfürchtig auf die gewichtigen Ausdrücke in seiner „Zeitschrift für Geopolitik“ und staunte über sein heisses Bemühen, einfache Geographie mit politischem Mystizismus zu verbrämen. Aber unter der Masse des

Wortgepränges, das in den von ihm veröffentlichten 40 Bänden und den 400 Aufsätzen, Artikeln, Vorträgen und Buchbesprechungen enthalten war, lag eine Theorie der territorialen Expansion verborgen, und diese war im wesentlichen einfach eine Verteidigung des internationalen Raubs, die man, noch ehe es soweit war, schon vorbereitet hatte. Zwanzig Jahre lang wurde das deutsche Volk durch die geheiligten Worte vom „Lebensraum“ und von der „Autarkie“ aufgepeitscht; seine Phantasie wurde durch die Vision eines Deutschlands beflügelt, das in eine ungeheuerere kontinentale Macht umgestaltet werden sollte, der auch die englische Seemacht nichts anhaben konnte. Seine Begehrlichkeit wurde durch Versprechen eines „Panregionalismus“ in Mitteleuropa gesteigert, in dessen Zentrum Deutschland als stärkste Macht seinen politischen und wirtschaftlichen Einfluss ausüben würde, und der Hergang den Versailler Vertrag wurde durch Forderungen nach Grenzberichtigungen angefacht, die auf komplizierten, der Anthropologie und Ethnologie entnommenen Argumenten und auf häufiger Anrufung des Nietzscheschen Übermenschen beruhten. Durch diese geopolitische Symphonie zog sich bei aller Verschiedenheit der Themen und des Zeitmasses ein einziges Leitmotiv: Raum bringt nicht nur Macht, er ist Macht. . . . Der Zerfall jedes Staates und jeder Kultur beginnt mit der Entartung des Raumbegriffs.

Durch Haushofers Schüler Rudolf Hess wurde so eine revanchelüste Philosophie der Macht und eine Technik zu ihrer Gewinnung an Hitler und andere führende Nazis herangebracht, die gierig nach diesem unerwarteten neuen Kampfmittel griffen und aus den im Namen der objektiven Wissenschaft in populäre Form gebrachten Halbwahrheiten rücksichtslos Kapital schlugen. Auf diese Weise wurde Haushofer nicht nur ein bewährter älterer staatsmännischer Berater auf dem Gebiete der geographischen Strategie, sondern er entwickelte sich zum Gefährten und politischen Nestor der herrschenden Klique. Er wurde Präsident der Deutschen Akademie und des Vereins für das Deutschtum im Ausland und hielt im Münchener Rundfunk regelmässig politische Vorträge. Er hat unter Eid ausgesagt, dass Ribbentrop in japanischen Angelegenheiten seinen Rat einholte und ihn zu diesem Zweck häufig ins Auswärtige Amt nach Berlin kommen liess. Seine Münchener Wohnung in der Kolberger Strasse war der Treffpunkt für Besprechungen zwischen Naziführern und japanischen Staatsmännern in der Zeit, da sich Nazi-Deutschland um Japans Gunst bemühte.

Nach Ausbruch des zweiten Weltkriegs trat der Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung klar zutage, als eine Invasion nach der anderen dem Muster entsprach, das der führende Geopolitiker so lange und so offenherzig dargelegt hatte. Infolgedessen kam Haushofers Name auf die Liste derer, gegen die der Verdacht einer Schuld am Krieg bestand, und seine Verhaftung wurde angeordnet, um festzustellen, ob er mit den anderen Hauptbeteiligten an der Verschwörung gegen den Frieden in Nürnberg abgeurteilt werden sollte.

Die Vernehmung beginnt

Als ich im Auftrag der Anklagebehörde bei Haushofer erschien, fand ich ihn am Schreibtisch seines Studierzimmers, wo er gerade mit einer neuen Abhandlung beschäftigt war. Als er hörte, dass Richter Jackson, der oberste amerikanische Anklagevertreter, seine Vorführung in Nürnberg angeordnet hatte, verriet er sofort seine Beunruhigung. Er setzte mir auseinander, dass er bereits verhört worden sei, und zwar nicht nur im Hauptquartier General Eisenhowers, sondern auch an Ort und Stelle durch Offiziere der 3. Armee, und dass man ihn vor allem wegen seiner angegriffenen Gesundheit freigelassen habe. Dabei bemerkte er: „Die früheren Vernehmungen wurden durch junge Offiziere geführt, meistens Angehörige der kämpfenden Truppe, die mit mir anständig verfahren und auf meine 76 Jahre Rücksicht nahmen. Aber es war klar, dass sie keine Spezialisten für Geopolitik waren. Warum konnte Ihre Regierung nicht einen mit der Materie vertrauten Amerikaner, wie Isaiah Bowman oder Owen Lattimore, herüberschicken? Und dann gibt es auch einen Geistlichen an einer Universität in Washington, der eine Menge gegen mich geschrieben hat und dessen Schriften ich gesammelt habe. Jeder dieser Männer würde verstehen, was ich im Sinn hatte, und was ich durch meine Geopolitik erreichen wollte.“ Er erfuhr erst viel später, dass er mit einem der von ihm genannten Wissenschaftler sprach.

Haushofer bat, sich mit seiner Frau, die zufällig nach München gefahren war, besprechen zu dürfen, bevor er nach Nürnberg gebracht werde. Seine Bitte wurde gewährt, und schliesslich fuhr er mit mir nach Nürnberg.

Am 4. Oktober hörte ich, dass Haushofer einen Anfall von Herzschwäche gehabt habe. Der Arzt warnte mich: „Er hat ein angegriffenes Herz und wird einem dieser Anfälle erliegen. Kein Mensch kann sagen, wann der nächste eintritt und wie schwer er sein wird.“

Diese Information wurde sofort an Richter Jackson weitergegeben, und es wurde beschlossen, dass Haushofer nicht, wie ursprünglich geplant, unter Anklage gestellt und abgeurteilt, sondern durch Oberst Brundage von der Anklagebehörde und mich mehr informell einvernommen werden sollte.

Das erste Verhör fand am 5. Oktober 1945 im Wohnzimmer des Haushoferschen Hauses unter Bedingungen statt, die darauf abgestellt waren, die nervöse Spannung zu verringern. Ein Gerichtsstenograph und ein amtlicher Dolmetscher waren anwesend, und die von Haushofer veröffentlichten Werke waren in Stößen aufgestapelt, damit man einzelne Stellen sofort nachschlagen könne. Seine „Zeitschrift für Geopolitik“ lag in genau bezeichneten Exemplaren vor, und der Inhalt dieser Publikation, die er 20 Jahre lang herausgegeben hatte, war in einem Mikrofilm greifbar.

Die Vernehmung bezog sich auf Haushofers Laufbahn, seine Lehr-

und Vortragstätigkeit, seine Verbindung mit Hitler und besonders seine enge Beziehung zu Rudolf Hess. Haushofer machte Angaben über die Studentenzeit von Hess, seinen Besuch der Haushoferschen Vorlesungen, seine Festungshaft zusammen mit Hitler in Landsberg nach dem missglückten Münchener Putsch von 1923 und Haushofers Besuch bei den beiden während ihrer Strafzeit. Unter den Büchern, die er damals Hitler und Hess brachte, befanden sich Ratzels „Politische Geographie“ und das Werk von Clausewitz „Vom Kriege“.

Haushofer bezeichnete Hitler als einen Halbgebildeten, der die ihm durch Hess übermittelten Prinzipien der Geopolitik niemals richtig begriff. Der Führer, so legte er dar, vertrug keinen Widerspruch. Wenn man anderer Meinung war als er, „dann richtete er seinen Blick auf irgendeinen entfernten Punkt und wechselte das Thema.“ Von Ribbentrop sagte er: „Dem musste ich sogar erst beibringen, wie man eine Karte liest.“ Einmal behauptete Haushofer steif und fest, die Ausdehnung des Britischen Empires über die ganze Welt sei es gewesen, die ihn zur Abfassung eines grossen Teils seiner Bücher veranlasst habe; er habe „gegen das Böse gekämpft, das die weisse Rasse in Ostasien begangen habe, . . . Verbrechen gegen ihre eigene Kultur.“

Als ich einwarf, er habe in seinen Schriften auch gegen andere Länder, und nicht nur gegen England, gehetzt, äusserte er Überraschung. Darauf wurde ihm ein von ihm gezeichneter Artikel in seiner eigenen „Zeitschrift für Geopolitik“ vom Februar 1939 vorgelegt. Das Ergebnis war beinahe eine Katastrophe. In der Aufzeichnung des gerichtlichen Reporters wird der weitere Verlauf wie folgt beschrieben:

„An dieser Stelle zeigte Dr. Walsh dem Zeugen eine Nummer der „Zeitschrift für Geopolitik“, in der ein Artikel von Haushofer erschienen war, worin die Vereinigten Staaten als ein von „jüdischen Plutokraten“ und „raumfressenden Imperialisten“ regiertes Land schwer verunglimpft wurden. Bei der Lektüre des Artikels brach Haushofer vor Erregung beinahe zusammen. Tränen traten ihm in die Augen, und er konnte kaum sprechen. Da er am Tage vorher eine Herzschwäche gehabt hatte und ärztlicher Betreuung bedurfte, beendigte Dr. Walsh die Sitzung.“

Späte Reue

Nachdem der Dolmetscher und der Gerichtsstenograph gegangen waren, liess ich Kaffee bringen und bot Haushofer eine Zigarre an. Langsam löste sich seine Spannung, und er wurde wieder normal. Die Röte, die in seine Wangen getreten war, verblasste, und seine Lippen hörten auf zu zittern. Ich hielt es für meine Pflicht, ihm Folgendes zu sagen: „Wir sind jetzt allein, und ich muss Ihnen sagen, Sie haben den Namen und das Ansehen eines Universitätsprofessors dadurch entehrt, dass Sie Ihr hohes Amt in den Dienst der übelsten Propaganda Hitlers gestellt haben.“

Seine Antwort offenbarte zum grössten Teil, wenn auch nicht gänzlich,

die Tragödie Karl Haushofers. „Ich hätte diese Dinge niemals schreiben dürfen. Vergessen Sie nicht, ich ergriff erst spät die akademische Laufbahn, nachdem ich vorher Soldat gewesen war, und ich habe etwas von der militärischen Denkweise mit in sie hinübergenommen. Ich hatte nicht jene Objektivität, die Sie besitzen, und ich bedauere tief, diese Sätze geschrieben zu haben. . . . Vieles von dem, was ich sagte, war unter Zwang geschrieben.“

Seit 50 Jahren lebe ich in glücklicher Ehe mit einer nichtarischen Frau, die meine treue und verständnisvolle Mitarbeiterin war. Seitdem Hess nach England geflohen ist, habe ich unter der ständigen Angst gelebt, sie würde nach Theresienstadt oder Auschwitz verschleppt werden.“

Hier nahm er die Brille ab und schwang sie über seinem Kopf hind und her. Es war Abend, und das Zimmer lag bereits im Halbdunkel. Und nun kam von der anderen Seite des Tisches ein Bericht, der von tiefer Bewegung getragen und oft durch den Gebrauch des Taschentuchs unterbrochen wurde.

„Die Gestapo hat meinen Sohn Albrecht 1945 ermordet, weil er versuchte, diesen verheerenden Krieg zu beenden. Ich selbst wurde 1944 verhaftet und kam für vier Monate nach Dachau, ebenso mein Sohn Heinz für acht Monate. . . . Meine Schwägerin und mein ältester 15jähriger Enkel waren zweieinhalb Monate eingesperrt. Diese Verfolgung kam erst zu einem Ende, als die Amerikaner in Bayern eindringen.“

Ich akzeptierte ohne weiteres diese tatsächlichen Feststellungen. Aber ich bestand darauf, dass seine Mitarbeit vor 1944, seine freiwillige Unterstützung des Regimes, der Einfluss seiner Universitätsstellung und besonders seine weit verbreitete Broschüre „Der nationalsozialistische Gedanke in der Welt“ (1933), in der er die Hitlerbewegung verherrlichte, für Hitler und die Seinen von grossem Wert gewesen seien. Haushofer wandte ein, die Nazis hätten seine Lehre korrumpiert und verzerrt, worauf ich entgegnete, ich hätte nirgendwo gelesen, dass er gegen die Politik der Nazis protestiert oder sie abgelehnt hätte; im Gegenteil, er habe sie in Druckschriften und öffentlichen Äusserungen unterstützt.

Wir unterbrachen hier die Besprechung bis zum folgenden Tag, und dann hat ich ihn, jene letzte Frage zu beantworten, die ihn in eine derart heftige Gemütsbewegung versetzt hatte.

Haushofer begann in der nächsten Sitzung mit folgender Erklärung: „Ich muss jetzt sagen, dass diese Gedanken zu sehr einem Gefühl der Leidenschaft entsprangen, d.h. sie kamen mir nach der Lektüre zahlreicher Angriffe in der englischen und der amerikanischen Presse. Aber jetzt möchte ich erklären, dass ich nicht so geschrieben hätte, wenn ich mein ganzes Leben lang ein Mann der Wissenschaft gewesen wäre.“

Frage: „Nicht wahr, in Ihrem 1939 in 2. Auflage erschienenen Buch ‚Grenzen‘ zitierten Sie doch zustimmend das berühmte Wort Spinozas: ‚Jeder hat in der Welt so viel Recht, wie ihm seine Macht gibt‘?“

Antwort : „Unter Macht verstand ich hier nicht militärische Macht. Man muss zwischen den verschiedenen Bedeutungen des von Spinoza gebrauchten lateinischen Wortes ‚potentia‘ unterscheiden.“

Frage : „Aber in dem Zusammenhang, in dem Sie Ihre Billigung dieses Satzes ausdrückten, handelte es sich meiner Meinung nach um physische Macht.“

Antwort : „Hieran kann ich mich nicht genau erinnern. Ich habe als alter Mann eben ein schwaches Gedächtnis.“

Zwei volle Stunden dauerte die Debatte, bei der Haushofer den belastenden Äusserungen auszuweichen oder sie abzuschwächen suchte, während der Fragesteller die einzelnen Dokumente dem Wortlaut nach zitierte.

„Sie können aus meinen Handlungen von 1938 an ersehen,“ sagte einmal, „dass ich gegen jede gewaltsame Massnahme war. Das beweist die Verfolgung, der ich von da an ausgesetzt war.“

Frage : „Deshalb wollen Sie uns glauben machen, dass Sie, wenn irgendetwas von Ihnen erschien, das Hitlers Angriffskriege zu rechtfertigen schien, unter Zwang geschrieben hätten?“

Antwort : „So war es. Weil ich bei allem, was ich schrieb, vier verschiedene Zensoren über mir hatte . . .“

Frage : „Deshalb möchten Sie wohl, wir sollten doch verstehen, dass diese Zwangslage auch die Erklärung für Kapitel G in Ihrer ‚Wehrgeopolitik‘ liefert, das hier vor mir liegt? . . . Mir scheint, dieses Kapitel ist eine Verteidigung der Taktik, welche die deutsche Armee anwandte, um ihre Ziele zu erreichen, und es wurde 1941 veröffentlicht.“

In seinem Vorwort zu dieser neuesten und letzten Auflage hatte Haushofer geschrieben : „Als die erste Auflage der Wehrgeopolitik erschien, war das Buch nur eine Herausforderung vor einem verschlossenen Tore. Die zweite Auflage kam an der Schwelle der Erfüllung heraus. Die dritte vermehrte Auflage erscheint zu der Zeit, da der blendende Aufstieg des Grossdeutschen Reichs durch wehrgeopolitische Schritte seine Krönung gefunden hat, nachdem man 100 Jahre lang ihre Bedeutung für die Erhaltung und Erweiterung seines Lebensraums empfunden hatte. Heute ist Wehrgeopolitik für das Deutsche Reich notwendiger denn je zuvor.“

Antwort : „Ich muss zugeben, . . . dass ich von 1938 an ständig wünschte, ich könnte mich aus dem öffentlichen Leben zurückziehen, aber man hat mir das niemals gestattet.“

Frage : „Ich wüsste auch gerne, ob meine Auslegung dieses Kapitels zutreffend ist.“

Antwort : „Ihre Ansichten über dieses Kapitel sind, wie ich leider zugeben muss, völlig richtig. In jener Zeit trug ich mich tatsächlich mit der Absicht, aus dem Leben zu scheiden. Aber ich muss sagen : Ich konnte das wegen meiner Frau und meiner fünf Kinder, die sie mir geschenkt hat, und wegen der ihr drohenden Verschickung nach Theresienstadt einfach nicht tun.“

Frage : „Aber ich möchte mich vor allem vergewissern, dass ich nicht etwas Falsches in das Buch hineingelassen oder es missverstanden habe.“

Antwort : „Nein, Sie haben ganz recht. Es fällt mir sehr schwer, das zu sagen.“

W i d e r r u f

Haushofer hatte, wie ich wusste, sein ganzes Leben lang ein besonderes Interesse für Japan, wo er in früherer Zeit zwei Jahre dienstlich als militärischer Beobachter zugebracht hatte. 1924 hatte er öffentlich der Hoffnung Ausdruck gegeben, der Ferne Osten, besonders Japan, möchte „seinen strafenden Einfluss erlangen, den unsere erbarmungslosen wirtschaftlichen und politischen Feinde und Unterdrücker zu spüren kämen.“ Die grosse Allianz zwischen Japan und Deutschland war einer der Kernpunkte seiner Lehre.

Ich warf die Frage auf, ob sein Einfluss und seine Lehre die Japaner zu ihrem Angriff auf Pearl Harbour angestachelt hätten. Er antwortete, das Abkommen der Achse und die sich daraus ergebenden Ereignisse stellten eine Entwicklung in falscher Richtung dar, die im Gegensatz zu seinen Prinzipien kultureller und langsam evolutionärer Lösungen ständen.

Endlich sagte ich : „Ich glaube, Sie können jetzt einer seit langem leidenden Menschheit einen grossen Dienst erweisen. Wie viele Jahre Ihnen die göttliche Vorsehung noch geben mag, Sie haben Zeit, für die kommenden Generationen viele von den irrigen Folgerungen richtigzustellen, zu denen die Menschen bei der Lektüre Ihrer nahezu ein Menschenleben ausfüllenden Arbeiten gelangt sind.“ Haushofer erwiderte, er sei zur Abfassung einer Erklärung bereit, welche die „richtige“ Auslegung seiner Lehre enthalten sollte.

Am Schluss des zweiten amtlichen Verhörs eröffnete ich ihm, er könne sofort nachhause zu seiner Frau zurückkehren. Das Ergebnis dieser Mitteilung war, dass er beinahe abermals zusammenbrach. Er erhob sich und stand starr da, ein alter Soldat, der Haltung annimmt. Es war ein anderer zerschmetternder Augenblick in Haushofers zerschmetterter Welt. Draussen lag die ehemals glanzvolle Stadt Nürnberg, diese unvergleichliche Sammelstätte deutscher Geschichte und germanischer Kultur, in Trümmern. Hier im Zimmer stand dieser zerbrochene Mann von 76, ein stolzer General und namhafter Gelehrter, der von einer alteingesessenen bayrischen Familie stammte und sich noch vor kurzem in der Gesellschaft der Herren und Könige der Welt bewegt hatte, körperlich aufrecht und kernengerade da, aber geistig zerstört in allem, was er seit mehr als 50 Jahren erstrebt hatte. Nur mühsam zwang er sich zur Disziplin des Mannes und Soldaten, um keine Träne aufkommen zu lassen.

Am 10. Oktober 1945 brachte ich Haushofer im Wagen nach seinem Heim in Südbayern und gab ihn seiner Frau und Familie zurück. Ich sagte ihm, ich würde in etwa drei Wochen wieder kommen, um die

persönliche Erklärung abzuholen, um die ich ihn gebeten hatte. Auf dem Rückweg von Oesterreich und Italien fuhr ich dann am Harrschimmelhof vorbei und nahm die Erklärung „Deutsche Geopolitik“ entgegen, die er in meiner Gegenwart in seinem Arbeitszimmer unterzeichnete und mit dem Datum des 2. Novembers 1945 versah.

Das Propagandamachwerk

Dieses Testament der deutschen Geopolitik ist ein Bericht über die geschichtlichen und häuslichen Verhältnisse, unter denen die Bewegung entstand. „Sie entstand aus der Notwendigkeit,“ bemerkte Haushofer. „Sie lässt auch erkennen, dass ich den Beruf des Wissenschaftlers erst spät ergriffen habe.“ In dem Schriftstück wird behauptet, dass Hitler und die Seinen die wissenschaftlich gültigen geographischen Teile von Haushofers Lehre gröblich entstellt und für ihre fanatischen Ziele verzerrt hätten. „Im Dritten Reich fehlte es der an der Macht befindlichen Partei an einem amtlichen Organ, das für die Lehre der Geopolitik empfänglich gewesen wäre oder sie verstanden hätte. Deshalb griffen sie nur Schlagworte heraus, die sie nicht verstanden und gaben ihnen eine irrtümliche Auslegung. Nur Rudolf Hess und der Außenminister von Neurath hatten ein gewisses Verständnis für Geopolitik, ohne jedoch imstande zu sein, sie mit Erfolg anzuwenden.“ Haushofer bestritt voller Entrüstung jede Beteiligung an der Abfassung von „Mein Kampf“; er habe den Text erst gesehen, als das Buch im Druck erschienen war, und selbst dann habe er eine Besprechung in seiner Zeitschrift abgelehnt, da er es als ein Propagandamachwerk angesehen habe. „Ich sah Hitler niemals allein. Zuletzt sah ich ihn in Gegenwart von Zeugen am 8. November 1938 und hatte damals mit ihm eine scharfe Auseinandersetzung. Von da an war ich in Ungnade.“ Er gibt viele Irrtümer zu, besteht jedoch darauf, dass er nie für die Anwendung von Gewalt und Hitlers einseitige Politik eingetreten sei. Die Verteidigung endigt mit einem Appell für eine Zusammenarbeit der Gelehrten in der ganzen Welt, die auf internationalem gegenseitigen Verstehen und Achtung vor den Menschenrechten beruhen müsse.

Im November und Dezember verhinderten mich andere Pflichten an einem Besuch bei Haushofer in Südbayern, aber ich erhielt von ihm mehrere Briefe, die sich mit der Zukunft Deutschlands unter der Besetzung, der beabsichtigten Bodenreform in der amerikanischen Zone und gewissen Fragen bezüglich seiner persönlichen Rechtsstellung unter den Entnazifizierungsgesetzen befassten. Sein Wunsch, mitzuarbeiten, war anscheinend aufrichtig und echt. Er gab manche wertvolle Fingerzeige, besonders hinsichtlich der fehlenden Dokumente und Tagebücher seines Sohnes Albrecht, der bei seinen Bemühungen um Friedensverhandlungen sein Leben eingebüsst hatte.

In einem vom 23. November datierten englischen Brief berichtete seine Frau, Martha Haushofer, von einem schweren Schlaganfall, aber seine geistigen Kräfte kamen offenbar langsam wieder. In einem Brief

vom 7. Februar 1946 entrüstete er sich über die Nachricht, dass Rudolf Hess vor dem Nürnberger Gerichtshof in aller Öffentlichkeit zugegeben hätte, seine Gedächtnisschwäche sei nur ein Schwindelmanöver und aus „strategischen Gründen“ simuliert gewesen. In dem gleichen Brief kam er mit erneutem Nachdruck darauf zurück, wie wichtig es wäre, diese versteckten Papiere seines Sohnes Albrecht aufzufinden. Gewisse Geheimakten Hitlers waren in Nürnberg entziffert worden und liessen die Natur und die Umstände der Friedensbesprechungen Albrecht Haushofers erkennen.

„Hieraus ergibt sich mit aller Klarheit,“ schrieb Haushofer, „dass unser Sohn das Opfer seiner ehrenhaften Versuche wurde, den Kampf schon 1941 zu beendigen, und dass er sein Leben wegen seiner damaligen Bemühungen verlor.“ Durch Haushofers Mitteilungen angespornt, drängte ich auf Nachforschungen nach den versteckten Dokumenten seines Sohns während der Wintermonate, und im März kamen sechs Aktenstücke zum Vorschein.

Das Schicksal des Sohnes

Selbst ein Geopolitiker von Fach, hatte Albrecht Haushofer den Lehrstuhl für politische Geographie an der Berliner Universität inne und leitete ein geopolitisches Seminar, das der Ausbildung der Mitglieder des diplomatischen Dienstes der Nazis diente. Wir finden ihn 1937 im Fernen Osten in Besprechungen mit hohen japanischen Regierungsbeamten, natürlich unter dem Deckmantel eines Gelehrten, der die kulturellen Beziehungen fördern soll. Seine Berichte an Hitler, Hess, Ribbentrop, wie auch an amtliche Persönlichkeiten des Heeres und der Flotte enthalten viele scharfsinnige Bemerkungen über die politischen, wirtschaftlichen und militärischen Strömungen. Ein Bericht mit der Überschrift „Persönlichkeiten“ ist eine Sammlung von Charakterskizzen leitender Figuren im öffentlichen Leben Japans.

In Albrecht Haushofers engen Beziehungen zu den Männern, welche die Aussenpolitik der Nazis machten, trat offenbar 1941, im Jahre des deutschen Angriffs auf Russland, eine vollkommene und endgültige Wandlung ein. Anscheinend gewann er aus Hitlers Ostpolitik die bestimmte Überzeugung, dass etwas Einschneidendes geschehen müsse, wenn Deutschland vor einer Katastrophe bewahrt werden sollte. Mit der Billigung von Hess streckte er Friedensfühler nach Grossbritannien aus und traf zu diesem Zweck mit einem Schweizer Mittelsmann am 28. April 1941 in Genf zusammen. Kurz danach flog Hess nach England, wo er in Haft genommen wurde. Dann ging Albrecht Haushofer nacheinander durch die verschiedenen Stadien der politischen Verfehlung, der Entfernung aus seiner Vertrauensstellung im Auswärtigen Amt, der Flucht aus Berlin, des Status eines Flüchtlings, der Verhaftung und Einkerkierung hindurch. Unmittelbar vor dem Fall von Berlin wurde er im geheimen aus dem Gefängnis in Moabit hinweggeschafft und ermordet.

Während seiner Haft hatte er Müsse, 80 Sonette zu verfassen, die in einer Sammlung mit dem Titel „Sonette aus Moabit“ erhalten sind. In ihnen lässt er seiner Ernüchterung und seinen Gewissensqualen freien Lauf. Im 39. Sonett, das die Überschrift „Schuld“ trägt, bekennt er seine schwere Sünde, dass er zu lange wartete, bevor er seine warnende Stimme erhob.

SCHULD

Ich trage leicht an dem, was das Gericht
mir Schuld benennen wird: an Plan und Sorgen.
Verbrecher wär' ich, hätt' ich für das Morgen
des Volkes nicht geplant aus eigener Pflicht.

Doch schuldig bin ich anders als ihr denkt,
ich musste früher meine Pflicht erkennen,
ich musste schärfer Unheil Unheil nennen —
mein Urteil hab ich viel zu lang gelenkt . . .

Ich klage mich in meinem Herzen an:
Ich habe mein Gewissen lang betrogen
ich hab' mich selbst und andere belogen —

Ich kannte früh des Jammers ganze Bahn —
ich hab' gewarnt — nicht hart genug und klar!
Und heute weiss ich, was ich schuldig war . . .

Aber an den innersten Kern der Tragödie, die über die Haushofers, den Vater wie den Sohn, hereinbrach, rühren die Sonette 24 und 38. Im ersteren, das „Acheron“ überschrieben ist, wird eine Anklage gegen den Führer der Geopolitik erhoben.

ACHERON

Ein grosser Dichter hat das Wort geprägt,
man müsse selbst den Acheron bewegen,
wenn sich zur Hilfe nicht die Götter regen.
Mein Vater hat es oft im Trotz gesagt.

Mein Vater war noch blind vom Traum der Macht.
Ich hab' die ganze Not vorausempfunden.
Zerstörung, Brand und Hunger, Tod und Wunden,
das ganze Grausen solcher Teufelsnacht . . .

Bewussten Abschied hab' ich oft genommen
von allem, was das Leben Schönes bot:
Von Heimat, Werk und Liebe, Wein und Brot.

Nun ist das Dunkel über mich gekommen.
Der Acheron ist nah, das Leben fern.
Ein müdes Auge sucht nach einem Stern.

Das andere, mit dem Titel „Der Vater“, ruft die Erinnerung an eine alte östliche Legende wach. Die Geister einer unheiligen Macht waren eingekerkert und durch Gottes gnädige Hand tief in das Dunkel des Meeres gebannt, bis es einmal in tausend Jahren geschah, dass ein Fischer die Wahl hatte, den in Fesseln geschlagenen Bösen zu befreien, wenn er nicht seinen Fund sofort der See zurückgab.

Für meinen Vater war das Los gesprochen.
Es lag einmal in seines Willens Kraft,
den Dämon heimzustoßen in die Haft.

Mein Vater hat das Siegel aufgebrochen.
Den Hauch des Bösen hat er nicht geschn.
Den Dämon liess er in die Welt entwehn.

Am 14. März 1946 erreichte mich in Nürnberg die Nachricht, dass Haushofer und seine Frau am vorhergehenden Sonntag Selbstmord verübt hatten. Ich begab mich sofort zum Hartschimmelhof, wo ich den ganzen Abend mit Haushofers einzigem überlebenden Sohn Heinz in der Bibliothek des Toten verbrachte, in der alles, was zu seinem in Fehlschlag endendem Gelehrtentum gehörte, um uns herum verstreut lag. Und hier hörte ich eine erstaunliche Geschichte.

In der mir von Heinz Haushofer für die Nürnberger Akten übergebenen schriftlichen Erklärung wird gesagt, dass der Gedanke an einen Selbstmord seinen Vater seit einigen Jahren, jedenfalls von 1941 an, ständig beschäftigt hatte.

„Schon damals sah mein Vater die kommende Katastrophe des Hitlerregimes klar voraus. Jeden Tag drängte sich ihm bei seinen Gesprächen mit mir der Gedanke an Selbstmord auf. Ich als Sohn stand diesen Äusserungen meines Vaters immer ablehnend gegenüber und rang mit ihm in stundenlangen Diskussionen über die Frage, ob Selbstmord vom sittlichen Standpunkt aus erlaubt sei oder nicht. Er widersprach der von mir vertretenen christlichen Auffassung und nahm für sich das Recht des Stoikers in Anspruch, sein Leben zu beendigen, nachdem er seine Pflichten erfüllt hatte. Die Initiative zu diesem gemeinsamen Selbstmord meiner Eltern ging zweifellos von meinem Vater aus; da meine Eltern 50 Jahre lang in einzigartiger Treue miteinander gelebt hatten, beschloss meine Mutter, mit ihm zusammen aus dem Leben zu scheiden, in einem matrimonium mortis, wie es die Römer nannten.“

Heinz Haushofer gab mir auch von dem letzten Wunsch seines Vaters Kenntnis: Kein Zeichen, kein Stein, noch irgendeine andere Form der Kennzeichnung sollte an seinem Grab angebracht werden.

(Copyright TIMB, Inc., 1946, Chicago)

ALBRECHT HAUSHOFER

Die Gedichte Albrecht Haushofers sind dem Band „Moabiter Sonette“ entnommen (erschieden bei Lothar Blauvalet, Berlin). In seinem Nachwort sagt der Herausgeber Rainer Hildebrandt:

In der letzten Nacht nationalsozialistischer Herrschaft wurden vierzehn Häftlinge des Berliner Lehrter Strasse-Gefängnisses aus ihren Zellen geholt mit der Versicherung, dass sie frei seien, dass ihre Entlassung jedoch noch in der Prinz Albrecht-Strasse bestätigt werden müsse, wohin sie sogleich gebracht würden. Als die vierzehn Ausgesonderten das Gefängnisportal durchschritten hasten, wurden sie von einer ebenso starken schwarzuniformierten Bewachungsmannschaft übernommen. Nur wenige Schritte wurden die Gefangenen in der Frühlingsnacht geführt, während sie die befreienden Schüsse der Sieger aus nächster Nähe hörten, dann wurden sie alle durch Genickschuss niedergestreckt.

Als man die Toten auffand, war einer unter ihnen, der ein Heft mit Gedichten in seiner Hand hielt. Es war Albrecht Haushofer. Der ihn so fand, war sein eigener Bruder, selbst nun aus der Haft befreit. Die Verse, die er aus der Toten Händen nahm, trugen die Überschrift: „Moabiter Sonette“.

M U T T E R

Ich sehe Dich in einer Kerze Licht
im Rahmen einer dunklen Pforte stehn.
Du spürst die Kühle von den Bergen wehn.
Du frierst ja, Mutter . . . dennoch weichst Du nicht.

Du schaust mir nach, der in die Nacht enteilt,
in dunklen Schicksals ungewisse Frist,
mit einem Lächeln, das nur Weinen ist,
mit einem Schmerz, den kein Vertrauen heilt.

Ich sehe Dich in Deiner Liebe Licht,
im Zittern Deiner weissen Haare stehn.
Du spürst die grosse, dunkle Kühle wehn —

und langsam, langsam senkt sich Dein Gesicht.
Noch immer leuchtet fern der Kerze Schein —
Du frierst ja, Mutter . . . Mutter — geh hinein . . .

GEFÄHRTEN

Als ich in dumpfes Träumen heut versank,
sah ich die ganze Schar vorüberziehn :
Die Yorck und Moltke, Schulenberg, Schwerin,
die Hassell, Popitz, Helfferich und Planck —

nicht einer, der des eignen Vorteils dachte,
nicht einer, der gefühlter Pflichten bar,
in Glanz und Macht, in tödlicher Gefahr,
nicht um des Volkes Leben sorgend wachte.

Den Weggefährten gilt ein langer Blick :
Sie hatten alle Geist und Rang und Namen,
die gleichen Ziels in diese Zellen kamen —

und ihrer aller wartete der Strick.
Es gibt wohl Zeiten, die der Irrsinn lenkt.
Dann sind's die besten Köpfe, die man henkt.

DEM ENDE ZU

Die Stimmen, die von aussen uns erreichen,
sind schrill und heiser. Geiferndes Erschrecken
verrät der Hinkende. Die andern recken
mit hohlem Schrei die toten Siegeszeichen.

Das Ende wittern selbst erprobte Toren.
Doch kann der Krieg nicht enden dieses Mal,
bis kein Gefreiter mehr, kein General
behaupten darf, er wäre nicht verloren.

Was half es, dass der wägende Verstand
die Rechnung führte bis zum letzten Schluss !
Der Wahn begreift nur, was er fühlen muss.

Der Wahn allein war Herr in diesem Land.
In Leichenfeldern schliesst sein stolzer Lauf,
und Elend, unermessbar, steigt herauf.

H. St. John Philby

PILGERFAHRT NACH MEKKA

DIE STADT, DIE NUR MOHAMMEDANER
BETRETEN DÜRFEN

Aus der Wochenschrift „*Illustrated London News*“

Die alljährliche Wallfahrt nach Mekka ist eine der ältesten religiösen Festlichkeiten der Welt. Die Tradition des Islam betrachtet sie als Einrichtung, die der Erzvater Abraham zur Förderung des monotheistischen Glaubens begründet hat, den er den heidnischen Arabern seiner Zeit als erster predigte. In ihrer modernen Form ist die Pilgerfahrt eine Art Mysterienspiel, das Szenen aus dem Leben Abrahams darstellt und Jahr für Jahr in der gleichen Form aufgeführt wird wie zur Zeit Mohammeds (631 n. Chr.)

In heidnischer Zeit von Abraham bis Mohammed hatte die alljährliche Versammlung der Stämme in Mekka zur Feier aller heidnischen Götter — es heisst, dass die Kaaba (das heilige Gebäude und eigentliche Ziel der Pilgerfahrt) damals 365 Götzenbilder enthielt — auch wirtschaftlichen und politischen Charakter. Während des Wallfahrtsmonats und gewisser anderer heiliger Monate waren alle Kämpfe verboten, und auf dem heiligen Gebiet, das sich etliche Meilen weit rings um Mekka erstreckt, ist es immer noch streng untersagt, ein wildes Tier oder einen Vogel zu töten oder auch nur einen Baum zu fällen oder eine Pflanze zu brechen. Der heilige Monat und das heilige Gebiet waren dem Frieden und dem Wohlwollen aller Menschen geweiht.

Die Wallfahrt findet einmal in jedem Mondjahr statt, am neunten Tage des zwölften und letzten Monats. Dieses Datum bleibt gegenüber unserem Sonnenkalender jedes Jahr um zehn oder elf Tage zurück, so dass die Zeremonien im Zeitraum einer Generation zu allen Jahreszeiten nacheinander begangen werden. 1945 wurde die Wallfahrt am 14. November gefeiert, im Jahre 1946 fiel sie auf den 3. November und so fort mit jedem weiteren Jahr.

In heidnischer Zeit war es ein rein arabisches Fest; heute gibt es auf der Welt rund 250 000 000 Moslems, von denen jedes Jahr fünfzig- bis hunderttausend übers Meer kommen, um sich einer ungefähr gleichen Anzahl aus Arabien zuzugesellen. In allen anderen Ländern der Welt versammeln sich jene Moslems, die nicht an der Wallfahrt teilnehmen können, in ihren örtlichen Moscheen zur Feier des Festes.

Aber nur die nach Mekka gehen, sehen und vollführen die ganze

Stiftung "Hilfswerk 20. Juli 1944"
Geschäftsstelle Nörten-Hardenberg.

März 1954

Nachstehende Aufzeichnungen bekamen wir von einer Dame, die 1944 im Justizministerium in Berlin gearbeitet hatte. Sie hatte damals zufällig Einblick in mehrere Akten und schrieb einiges ab ohne Datum, Unterschrift und nähere Angaben und hob das Stenogramm zu Hause auf.- Auch die Abschiedsbriefe von Graf Friedrich Schulenburg, Graf Berthold Stauffenberg und Krv.Kapitän Alfred Kranzfelder.- Diese sind den Angehörigen zugestellt worden.

" Am 15.8. wurde Graf Helldorff hingerichtet.
Graf Helldorff wurde als erster vorgeführt. Es wurde ihm bekannt gegeben, daß der Führer befohlen habe, daß er der Hinrichtung der übrigen Verurteilten zusehe. Helldorff wurde sodann von 2 Justizwachtmeistern so hingestellt, daß er den Vollstreckungsakt der übrigen 3 Verurteilten sehen mußte. Im Anschluß an von Haeften wurde er selbst gehenkt. Seine Haltung war einwandfrei, ebenso die der übrigen Verurteilten.

--- --
Verhandlung am 15.8. gegen Graf Helldorff, Legationsrat Trott zu Solz und von Haeften :

Aus der Einlassung der Angeklagten ist bemerkenswert, daß sich bei den ehemaligen Legationsräten von Trott zu Solz und von Haeften ledigl'ch eine starke Gegenerschaft zum Nationalsozialismus abzeichnete. Der Letztere erklärte am Schluß seiner Vernehmung, nach seiner Einstellung gegenüber dem Führer befragt, er sehe im Führer den "Großen Vollstrecker des Bösen". Der Verteidiger dieser Angeklagten erklärte mir auf Befragen, v. Haeften sei überzeugter Protestant und genöre der Dahlemer Kirchengemeinde(Niemöller-Kreis) an.

Die Einlassung aller Angeklagten war beschämend für den in gewissen Offizierskreisen der Wehrmacht 10 Jahre nach der Machtergreifung noch herrschendem Geist. Keiner von den Angeklagten hatte irgend eine innere Beziehung zum Nationalsozialismus. Soweit der eine oder andere von ihnen in früheren Jahren schwache Anläufe unternommen hatte, um in der Partei oder ihren Gliederungen mitzuziehen, hatte er derartige Versuche schon längst wieder aufgegeben.

Bemerkenswert ist, daß der Verteidiger Rudolf Schwarz in seinem Plädoyer nach Art eines Verteidigers der Systemzeit mit einer Reihe von Spitzfindigkeiten aufwartete, die eine juristische Schule auf jesuitischer Grundlage als genossen und feststehend aufzeigte. Diese Art der Verteidigung dürfte Folgerungen haben.

Der Minister hat entschieden, daß die Abschiedsbriefe und alle Habseligkeiten der Verurteilten den Angehörigen nicht ohne hiesige Weisung ausgefolgt werden dürfen.

gez. Gräfin Renate Hardenberg.

Entscheidung an den Urnen: Mit oder ohne Kopf?

In Niedersachsen bietet sich das Schauspiel eines Wahlkampfes der „weichen Welle“

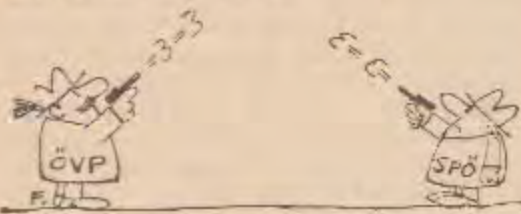
Hannover, im April
E in Fernsehgerät, eine Musiktruhe, ein Photoapparat und andere schöne Dinge winken denen, die ein staatspolitisches Preisanschreiben der Niedersächsischen Landeszentrale für Heimatdienst zu lösen wissen. Das Ausschreiben trägt recht frei nach Wilhelm Busch den Titel „Bürger werden ist nicht schwer — Bürger sein dagegen sehr.“

Da wird nun etwa gefragt: „Wer ist Josip Broz — a) Räuberhauptmann in Albanien, b) Geburtsname Titos, c) ungarischer Freiheitskämpfer?“ Oder es werden fünf prominente Landespolitiker beschrieben, von denen der Käsefreund sagen soll, welchen Familiennamen sie führen. Etwa so: „Dieser Politiker der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands war seit Entstehung des Landes Niedersachsen bis 1953 Ministerpräsident des Landes und ist seit 1957 Minister des Innern.“

In den Bedingungen des staatspolitischen Preisanschreibens heißt es: „Die Ermittlung der Preisträger erfolgt unter der Aufsicht des Herrn Niedersächsischen Justizministers, die Verteilung der ersten zehn Preise nimmt der Herr Niedersächsische Ministerpräsident in Hannover vor. Senden Sie bitte Ihre Lösung bis zum 18. April 1959 an die Niedersächsische Landeszentrale für Heimatdienst...“

Bis zum 18. April 1959... Am 19. April 1959 wählt Niedersachsen Bevölkerung den neuen Landtag. Der Wahlkampf müßte gegenwärtig auf dem Höhepunkt sein. Aber den Höhepunkt sucht man vergeblich. Es ist ein Wahlkampf der „weichen Welle“. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Parteien keine Gegensätze, keine Meinungsverschiedenheiten hätten.

Es gibt deren genug, auf außen-, auf bundes- und auf landespolitischem Gebiet. Doch werden sie in dem Land zwischen Zonengrenze und Nordsee sozusagen nur piano ausgetragen. Und ein wenig simpel geht's dabei auch zu.



Osterreichisches Wahlduell: L'Art pour l'Art

Da wirbt die Sozialdemokratische Partei — in der letzten Landtagswahl 1955 mit 35,2 Stimmenprozenten die Siegerin — mit dem Plakat: „Kopf und Brandt — Hand in Hand.“ Und die CDU kontert mit: „Schaff Klarheit — wählt CDU.“ Aus den Lautsprecherwagen der Partei tönt die Parole: „Weiter mit Adenauer!“ — wo doch Adenauer nirgends für den Niedersächsischen Landtag kandidiert, genausowenig wie Berlins Regierender Bürgermeister Willy Brandt.

Die Deutsche Partei hat ihre ursprünglich nur landes-orientierte Propaganda umgemünzt auf: „Gemeinsamkeit in der Außenpolitik, Differenzierung in Bundesfragen, Eigenständigkeit in niedersächsischen Dingen.“

Der Gesamtdeutsche Block und die Freien Demokraten machen sich gegenseitig den Rang der „dritten Kraft“ streitig, den wiederum die Deutsche Partei beansprucht. Und die Deutsche Reichspartei schließlich läßt Oberst a. D. Rudel im vollen Ordensschmuck von Plakatsäulen schauen.

Beim Wähler mag das Gefühl entstehen: Sicherheit wollen sie alle, der eine mehr durch Stärke, der andere eher durch Gesprächsbereitschaft. Die Reminiszenzen à la Rudel? Na, wenn schon. In dem Punkt schützt voraussichtlich die 5-Prozent-

Klausel. Im ganzen reagiert der niedersächsische Wähler bisher sehr sachlich und nüchtern.

In der Plakatwerbung überwiegt die Porträtmethode. Die SPD hält es dabei mit neckischen Wortspielen: „Der Kopf für Niedersachsen“ ist da zu lesen oder „Liebe mit Herz — regiere mit Kopf.“

Unbestätigt ist eine bissige Anekdote aus Einbeck. Dort soll die DP-Parole „Hellwege oder Kopf“ von Unbekannten durch Einfügen des Wörtchens „ein“ vor Kopfs Namen ergänzt worden sein.

Sonst gilt auch weiterhin in diesem Wahlkampf: Man tut sich nicht weh. Die Ankündigung eines von der SPD engagierten Kabarettts „Stört uns're Greise nicht — engil bleibt senil“ bleibt eine Randerscheinung.

Mit lächelnder Aufmerksamkeit registriert man in der Öffentlichkeit den Dienstreise- und Besichtigungsseifer der amtierenden Landesminister. Kommunalpolitische Gespräche sind von ihnen zur Zeit sehr gefragt, Grundsteinlegungen für Wohnsiedlungen oder gemeinnützige Einrichtungen gelten als wahltaktische Lockerbissen. Aber auch hier verhindern die zwei Vorzeichen, unter denen diese Wahl steht, Überbetonungen: die gespannte Situation außen — und die Tatsache, daß in den letzten vier Jahren im niedersächsischen Innern beinahe alle mitregiert haben.

Im niedersächsischen Wahlkampf ereifert man sich nicht. Es scheint, man könnte sich schlimmere als die spezifisch landespolitischen Nöte vorstellen.

Günter Pipke

Der Fall des Grafen Helldorff

Das Bundesverwaltungsgericht und der Hitler-Staat

Immer wieder stehen in Deutschland die Gerichte vor der Aufgabe, sich mit der nationalsozialistischen Vergangenheit auseinanderzusetzen zu müssen. Natürlich werden die Entscheidungen dieser Gerichte viel kritisiert. So ist kürzlich eine Entscheidung des Bundesverwaltungsgerichts ergangen, mit der praktisch die Pensionsansprüche der Witwe des am 20. Juli 1944 hingerichteten Grafen Helldorff, des damaligen Polizeipräsidenten von Berlin, abschlägig beschieden worden sind. Kritische Stimmen machen darauf aufmerksam, Graf Helldorff habe sich dem Widerstand des 20. Juli 1944 angeschlossen. Er habe dadurch sein Amt und sein Leben eingebüßt. Und nun werde seine Familie noch nachträglich durch die Nichtgewährung einer Pension bestraft. Wir haben Fabian von Schlabrendorff, der in dem Buch „Offiziere gegen Hitler“ seine Erfahrungen im Widerstand niedergelegt hat und sich heute als Rechtsanwalt auch mit Wiedergutmachungs- und Entschädigungsfällen beschäftigt, gebeten, uns zu schildern, wie die Gerichte — zumal Verwaltungsgerichte — mit dieser Aufgabe fertig werden.

Wer die Rechtsprechung des Bundesverwaltungsgerichts kennt, weiß, daß gerade dieses Gericht stets ernst bemüht ist, sich mit der nationalsozialistischen Vergangenheit in einer Weise auseinanderzusetzen, die sowohl den Rechtsgedanken achtet als auch unserem politischen Empfinden gerecht wird.

Das Bundesverwaltungsgericht hat alle Versuche ehemaliger ausgesprochen nationalsozialistischer Beamten auf Gewährung einer Pension zurückgewiesen. In Übereinstimmung mit dem Bundesverfassungsgericht gewährt dieses Gericht solchen ehemaligen Beamten aus der Zeit des Nationalsozialismus keinen Pensionsanspruch, die ihre Beamtstellung im wesentlichen der Zugehörigkeit zum Nationalsozialismus verdanken. Allen Versuchen, hohen und niedrigen Beamten aus der Zeit des Nationalsozialismus eine Pension zu gewähren, hat sich das Bundesverwaltungsgericht in ständiger Rechtsprechung verschlossen, sobald feststand, daß der Beamte seine frühere Stellung nicht seiner Vorbildung, seiner Tüchtigkeit, sondern seiner damaligen politischen Gesinnung zu verdanken hatte.

Hier hat das Bundesverwaltungsgericht nicht die spätere antinationalsozialistische Haltung von Josef Wagner gelten lassen, sondern die Frage aufgeworfen, ob Wagner seine Stellung als Staatssekretär im Reichspräsidentenamt nicht seiner Laufbahn im Nationalsozialismus, sondern seiner überragenden Tüchtigkeit auf dem Gebiet der Verwaltung und der Wirtschaft zu verdanken hatte. Nur aus diesem Grunde hat das Bundesverwaltungsgericht das die Pensionsansprüche abweisende Urteil des Obergerichtes Berlin aufgehoben und die Sache zu erneuter Verhandlung und Entscheidung an die Vorinstanz zurückverwiesen.

Hier hat das Bundesverwaltungsgericht nicht die spätere antinationalsozialistische Haltung von Josef Wagner gelten lassen, sondern die Frage aufgeworfen, ob Wagner seine Stellung als Staatssekretär im Reichspräsidentenamt nicht seiner Laufbahn im Nationalsozialismus, sondern seiner überragenden Tüchtigkeit auf dem Gebiet der Verwaltung und der Wirtschaft zu verdanken hatte. Nur aus diesem Grunde hat das Bundesverwaltungsgericht das die Pensionsansprüche abweisende Urteil des Obergerichtes Berlin aufgehoben und die Sache zu erneuter Verhandlung und Entscheidung an die Vorinstanz zurückverwiesen.

Im Falle des Grafen Helldorff liegt der Fall ganz anders, da es außer Zweifel steht, daß dieser seine Ernennung zum Polizeipräsidenten von Berlin nicht seiner Vorbildung, sondern seiner damaligen Stellung zum Nationalsozialismus zu verdanken hat. Bei der Anwendung des 131er Gesetzes spielt das spätere Verhalten eines Beamten keine Rolle. Es ist vielmehr ausschließlich zu prüfen, aus welchen Gründen der Anspruchsteller Beamter geworden ist.

Da aber Graf Helldorff nach dem 20. Juli 1944 sein Amt und sein Leben verloren hat, richtet sich der Anspruch der Witwe des Grafen Helldorff nicht nach dem 131er Gesetz, sondern nach dem Bundesentschädigungsgesetz für Angehörige des öffentlichen Dienstes. Das Bundesentschädigungsgesetz für Angehörige des öffentlichen Dienstes macht aber die Anwendung des 131er Gesetzes für den Fall des Grafen Helldorff deshalb unmöglich, weil nach Sinn und Wortlaut dieses Gesetzes die Ansprüche eines Beamten, der seine Stellung infolge eines als nationalsozialistische Verfolgungsmaßnahme anzusehenden Strafurteils verloren hat, sich ausschließlich nach dem Wiedergutmachungsgesetz regeln.

Das Wiedergutmachungsgesetz wiederum bestimmt, daß nur solche in der Zeit des Nationalsozialismus verfolgte Beamte Ansprüche haben, die entweder keine Nationalsozialisten waren oder nur nominell als ehemalige Nationalsozialisten anzu-



Die Friedenshand oder die Kraftprobe

sehen sind. Nach den die Revisionsinstanz bindenden Feststellungen des Vordergerichts kann aber Graf Helldorff nicht als nur nominelles Mitglied für seine Witwe Ansprüche nach dem Wiedergutmachungsgesetz.

Man mag diese Regelung bedauern. Nach den in der Bundesrepublik geltenden Rechten wäre Paulus nicht auf Grund seines späteren Verhaltens, sondern ausschließlich auf Grund seines Lebens als Sanltus zu bewerten. Dieses unbefriedigende Ergebnis ist aber nicht Schuld des Bundesverwaltungsgerichts, sondern Schuld des Gesetzgebers, der im wesentlichen sowohl im Wiedergutmachungsgesetz wie im 131er Gesetz nur die ursprüngliche Einstellung eines Menschen gelten läßt.

Es ist aber nicht Aufgabe der Gerichte, die Gesetze zu negieren, sondern die Gesetze ausulegen und anzuwenden. Was hierin das Bundesverwaltungsgericht geleistet hat, wird jeder Kenner der Rechtsprechung zu würdigen wissen. Darüber hinaus hat das Bundesverwaltungsgericht im Falle des Grafen Helldorff darauf hingewiesen, daß seine hier notwendige Entscheidung als Härte angesehen werden könne und hat hinzugefügt, es unterliege nicht der Entscheidung des Senats, ob diese Härte im Wege eines individuellen Gradedenerweises ausgeglichen werden könne. Wer Urteile zu lesen versteht, weiß, was das Bundesverwaltungsgericht hiermit hat sagen wollen.

Die deutsche Gerichtsbarkeit steht heute infolge unserer nationalsozialistischen Vergangenheit vor ungleich schwereren Problemen als die Gerichte früherer Zeiten. Was die hohen deutschen Gerichte bisher geleistet haben, verdient große Anerkennung, zumal wenn man bedenkt, daß absolute Gerechtigkeit zu gewähren auch einem noch so hoch stehenden Gericht schlechterdings unmöglich ist.

Fabian von Schlabrendorff

35 Milliarden Wirtschaftshilfe

Wirtschaftshilfe über 8,5 Milliarden Dollar (rund 35 Milliarden DM) haben die Entwicklungsländer der Welt in den vier Jahren von 1954 bis 1957 erhalten, geht aus dem neuen Statistischen Jahrbuch der Vereinten Nationen hervor. Aus den Vereinigten Staaten kamen davon 4,1 Milliarden Dollar, aus Frankreich 2,6 Milliarden Dollar und aus Großbritannien 500 Millionen Dollar. Der größte Teil der Wirtschaftshilfe ging in die Länder Asiens. Dabei entfiel der höchste Betrag auf Südkorea (1 Milliarde). An zweiter Stelle steht mit 600 Millionen Dollar Südvietnam, an dritter Stelle Pakistan mit 400 Millionen Dollar, an fünfter Stelle Algerien mit 800 Millionen Dollar.

Der Gottkönig ohne Thron

Tibets vertriebener Dalai Lama erbaut in Indien politisches Asyl/Von Theo Sommer

Die Mönche des Klosters zu Tawang steckten in aller Eile neue Kerzen auf und füllten die Butterlampen nach. Das ganze Dorf rüstete sich mit ihnen auf den Empfang des höchsten Besuchers, den das abgelegene Tal in Indiens nordwestlicher Grenzprovinz je gesehen hat und wohl je sehen wird: auf den Mildten Rubmeichen, den Sprachgewaltigen, den Ausgezeichneten Verstand, die Absolute Weisheit, den Bewahrer der Lehre.

All diese klingenden Titel sind dem Dalai Lama eigen, dem weltlichen Herrscher Tibets und geistlichen Oberhaupt der lamaistischen Sekte des Buddhismus, der am Sonntag in Tawang seinen Einzug hielt. Mitte März war er, um der drohenden Fesseltung durch die chinesischen Besatzungstruppen zu entgehen, mit kleinem Gefolge aus seiner Hauptstadt Lhasa geflohen. Als dort der Aufstand losbrach, befand er sich bereits auf dem beschwerlichen Wege nach Süden. Vierzehn Tage dauerte es, bis er sich an die indische Grenze durchgeschlagen hatte. Weitere vier Tage brachten ihn unbeschadet nach Tawang. Noch fast zehn Tagereisen durchs unwegsame Assam, eine kurze Wegstrecke mit einem indischen Armoehschraubner oder Jeep, die letzte Reisetappe im Flugzeug — dann erwartet den entkommenen Gottkönig ohne Thron das Exil. Wird es die letzte Station des Vierundzwanzigjährigen sein?

Er ist nicht der erste Dalai Lama, der vor den Chinesen flüchten mußte. Schon sein Vorgänger, die dreizehnte Verkörperung des Gottes der Barmherzigkeit Tschenrest, hatte 1910 in Indien Zuflucht gesucht, aber zwei Jahre später, nach dem Sturz der Mandchus in Peking, war er auf seinen Thron zurückgekehrt. Für den Rest seiner Regierungszeit — er starb 1933 — war das in innere Wirren verstrickte und vom ewigen Bürgerkrieg geschwächte China ein ungefährlicher Nachbar.

Heute ist das anders. Unter dem Zeichen von Hammer und Sichel hat sich der Koloss im Osten konsolidiert, und von ihm droht heutzutage nicht nur — wie ehemals schon — die Annexion, sondern auch die völlige Zerstörung jener religiösen Fundamente, die jahrhundertlang das Priesterkönigtum der Tibeter getragen haben.

Im Juni 1935, als der jetzige Dalai Lama in einem ärmlichen Bauernhaus der chinesischen Provinz Tsinghai zur Welt kam, regierte in Peking noch Tschiang Kai-schek; nur über den Hügeln des benachbarten Kansu wehten die roten Fahnen. Doch schon zwei Jahre später, als tibetische Mönche sich auf die Suche nach dem „neuen Körper“ begaben, mußte der Generalissimus angesichts der japanischen Invasion seinen Frieden mit den Kommunisten schließen. Immer spürbarer wurde danach das Gewicht Mao Tse-tungs. Vierzehn Jahre später gehörte ihm ganz Festlandchina — samt Tibet.

All dies lag freilich noch in ferner Zukunft, während die Suchgruppen der Mönche nach dem heiligen Kinde forschten, in dem die Seele des dreizehnten Dalai Lamas wiedergeboren war. Wunder und Zeichen wiesen ihnen den Weg. Hatte nicht der Verstorbene, der mit südlich gerichtetem Blick im Potala aufgebahrt saß, eines Nachts den Kopf nach Osten gewendet? Und hatte nicht der Regent in den prophetischen Wassern des Sees Tschö Khor Gye das Bild eines dreistöckigen Klosters mit goldenen Dächern erblickt, und daneben ein kleines chinesisches Bauernhaus mit schön geschnitzten Giebeln?

In Tsinghai, nahe dem See Kuku-Nor, fanden die Mönche das dreistöckige Kloster und das Bauernhaus mit den geschnitzten Giebeln. Als Diener verkleidet, betraten sie die Küche des Hauses, wo die Kinder spielten. Ein Zweijähriger stürzte ihnen entgegen, ergriff den Rosenkranz am Hals des einen Mönches und rief: „Sera Lama, Sera Lama!“ Aus eben jenem Kloster Sera aber kam in der Tat der Führer der Gruppe...

Unter vier Rosenkränzen wählte der Knabe mit untrüglicher Sicherheit den des verstorbenen Dalai Lamas aus. Ebenso richtig erkannte er den

es gab viele Tage, an denen er weder essen noch sprechen durfte.“

Aber so ausgeglichen, ernst und gelassen sich der schmüchliche Jüngling auch unter der Last seiner frühen Würde gab, so vergeistigt, sanftmütig und erhaben er später auf alle wirkte, die ihn erlebten — er war durchaus zu Späßen aufgelegt, und allem Neuen gegenüber aufgeschlossen. Von Harrer ließ er sich in Geographie und Englisch unterweisen, in Peking lernte er später ein wenig Russisch (und verblüffte damit sowjetische Besucher). Alles Technische interessierte ihn brennend. Photographie ist sein Hobby, und Harrer mußte ihm ein regelrechtes Kino bauen; Uhren, Radios und Füllfederhalter faszinierten ihn noch heute stets aufs neue.

Allerdings bedeutete die moderne Technik dem Dalai Lama mehr als nur eine persönliche Liebhaberei. Er erkannte in ihr das Mittel, sein Land aus der Rückständigkeit herauszuführen. Zwischen Herkommen und Zukunftsnötigkeit sorgsam balancierend, wollte er Tibet langsam modernisieren. „Wir haben unseren Plan schon fertig“, erzählt Heinrich Harrer darüber. „Aus kleinen neutralen Ländern, die keine Machtinteressen in Asien hatten, wollten wir Fahberäfte nach Tibet holen. Mit ihrer Hilfe sollte zuerst das Schul- und Gesundheitswesen aufgebaut und sollten einheimische Kräfte dafür ausgebildet werden.“

Zur Ausführung dieses Plans ist es nicht mehr gekommen. Im Herbst 1950 marschierten die Rotchinesen auf dem Dach der Welt ein. Der Dalai Lama floh an die indische Grenze — aber schließlich beugte er sich dem Unabänderlichen, als auch die Vereinten Nationen keine Hilfe brachten. Er kehrte in seine Hauptstadt zurück und anerkannte Chinas Oberhoheit über Tibet. Die innere Verwaltungsautonomie wurde ihm jedoch zugestanden.

Mag sein, daß er sich anfangs über die Absichten Rotchinas täuschte. Möglich auch, daß die schmeichelnden Auftritte und Ergebnissadressen, die er in den letzten Jahren nach Peking richtete, überhaupt nicht aus seiner Feder stammten — ebensowenig wie jene dummsubalternen Briefe, die er (wie Peking behauptet) im März an den chinesischen Oberkommandierenden geschrieben haben soll. Er hat nie frei sprechen können, weder im Potala noch in Peking, als er dort 1954 am Volkskongreß teilnahm.

Wir wissen nur, daß er 1957 in Gyantse, ehe er von seinem Besuch in Indien nach Tibet zurückkehrte, in einer Predigt erklärte: „Die Chinesen sind als Helfer Tibets gekommen, nicht als seine Herren. Die Tibeter sind keine chinesischen Sklaven.“ Und man weiß auch, daß er sich geweigert hat, auf dem Potala die chinesische Flagge aufzuziehen, daß er Denkschriften der Aufständischen entgegengenommen hat und deren Tun nie verurteilt. Nie dürften Tibeter weltlichen Überlegungen ihre religiösen Prinzipien opfern, hat er ein andermal gesagt...

Als es jetzt offenkundig wurde, daß ihm solch ein Opfer auferlegt werden sollte, hat der Dalai Lama die Flucht dem Verrat an seinen Prinzipien vorgezogen. Und mag ihm auch Jawaharlal Nehru alle politische Betätigung untersagen: Als geistliches Oberhaupt der Tibeter wird der Gottkönig selbst im Exil nicht aufhören, über die Berge des Himalaya hinweg hinwegzuwirken in sein Land, das die Chinesen jetzt mit Waffengewalt gefügig zu machen versuchen.



Zeichnung: Lamböck

Spazierstock des toten Königs und dessen Trommel. Überdies wies er alle Zeichen einer Inkarnation Tschenrestis auf: die abstehenden Ohren und die Male am Oberkörper, die den Ansatz des zweiten Armpaares des Gottes kennzeichnen sollen. Die Mönche hatten keine Zweifel mehr: dies war ihr neuer Herrscher.

Mit Eltern und Geschwistern machte sich das Kind im Spätsommer 1939 auf nach Lhasa, und im Februar 1940 wurde der Vierjährige feierlich inthronisiert. Zehn Jahre lang noch herrschte ein Regent für ihn über Tibet, aber in diesen zehn Jahren wurde er gründlich auf sein Amt vorbereitet. Es war ein frommes, strenges Leben, das der Knabe von nun an führte, der als Kind schon zum Gott wurde, ein Leben zwischen heiligen Lehrern und heiligen Büchern im Potala-Palast.

„Der Potala war für ihn eigentlich ein goldenes Gefängnis“, schreibt der Österreicher Heinrich Harrer, der zum Freund und Lehrer des jungen Dalai Lama wurde, über jene Jahre. „Viele Stunden seines Tageslaufes verbrachte er lernend und betend in den düsteren Räumen, Freiheit und Vergnügungen waren spärlich bemessen. Seine Lebensweise war asketisch und einsam, und

Gräf Helldorf und die Tänzerin

Kronzeuge Linge berichtet über die Großzügigkeit Hitlers mit Geschenken und seine Gewohnheit, Pistole und Reitpeitsche zu tragen — Der Ehrgeiz eines hohen SA-Führers

(Copyright UP/REVUE)

UNSERE MEINUNG:

Zwei Tatsachen in Kronzeuge Linges Bericht glaubt REVUE heute beleuchten zu müssen — Hitlers Bemerkung über die Juden und seine Einstellung zur Astrologie.

Auf die erschreckende Infantilität, daß Hitler eine Reitpeitsche trug, um es den Juden zu „zeigen“ — die, hingerichtet, vertrieben oder in Konzentrationslagern, nichts „sehen“ konnten — glauben wir nicht eingehen zu müssen. Dagegen entkräftet Linges Bericht die wiederholt lautgewordene Meinung, Hitler habe von der Behandlung der Juden nichts, oder nicht alles, gewußt. Daß Hitler dafür verantwortlich war, beweisen neben Linge:

- die Aussage Kaltenbrunnens in Nürnberg, wonach ihn Hitler im Jahre 1943 fragte, „warum es noch einen Juden in Deutschland gibt“;
- die Aussage der Sekretärin von Goebbels, wonach Hitler seinem Propagandachef erklärte, die Juden müßten „ausgerottet“ werden, da ihre „Verschickung nicht mehr genüge“;
- die Aussage des in Landsberg hingerichteten Otto Pohl, wonach Hitler die Weisungen an Himmler in der Judenfrage „persönlich gegeben“ habe.

Völlig überraschend ist die Erklärung Linges, wonach Hitler das ihm vorgelagte Horoskop als ein „Zeug“ bezeichnet habe, das er „nicht lesen“ wolle. Gerade in dieser sehr persönlichen Frage — Aberglauben ist ein persönlicher Irrglaube — müssen wir Linges Deutung als maßgebend akzeptieren. Wir wissen jedoch:

- daß der Generalstab einen Astrologen anstellte: der britische Generalstab hat sogar Louis de Wohl mit der Überprüfung dieser Gutachten betraut;
- daß die katastrophale Weihnachtsoffensive Rundstedts im Jahre 1944 nicht zuletzt auf Grund von Horoskopem gestartet wurde;
- daß die Sterndeuter die Normandie-Landung im Juni 1944 für „unmöglich“ hielten.

Schlimmer, als die Tatsache gewesen wäre, daß ein Mann weltgeschichtliche Entscheidungen auf Grund von Horoskopem fällt, ist die Erkenntnis, daß wir Männern anvertraut waren, die Millionen Soldaten auf Grund von „Weisungen“ aus dem Weltall in den Tod schickten.

REVUE

Hitler hatte niemals Geld bei sich. Er brauchte es auch nicht, denn alles, was nötig war, wurde vorher besorgt, für Einkäufe oder Bezahlungen irgendwelcher Art gab es niemals eine Gelegenheit. So brauchte ich selber auch niemals Geld in der Tasche zu haben. Auf Befehl des „Führers“ bekam ich ein Gehalt, das dem eines Generals entsprach. Außerdem machte Hitler mir häufig Geschenke — reiche Geschenke —, zum Beispiel, wenn ich Geburtstag hatte, aber auch zum Geburtstag meiner Frau, zu Weihnachten, zu Neujahr oder zu den Geburtstagen meiner beiden Söhne Peter und Dieter, deren Patenonkel Hitler war. Später bekam auch meine jetzt zwölfjährige Tochter Anke immer etwas zum Geburtstag von ihm.

Geld spielte für mich keine Rolle. Ich hatte ja alles, was ich brauchte. Ich hatte das, was man „freie Station“ nennt. Kleidung, Lebensmittel, Wohnung und alle die Aufwendungen, die meine Frau und meine Kinder brauchten, wurden erstattet. Für alles war gesorgt.

Diese großzügige Vorsorge, die Hitler für sein Personal walten ließ, zeigt aber nur die eine Seite seiner Persönlichkeit. Der Mann, der meiner Frau und meinen Kindern kostbare Geschenke machte, hatte immer eine Pistole in der Tasche, auch vor dem Kriege. Und außerdem führte er fast immer eine Reitpeitsche mit sich. Diese hatte einen silbernen Knopf, in den Hitlers Name eingraviert war. Der „Führer“ hat mir erzählt, daß er diese Peitsche schon seit der Zeit kurz nach dem Ersten Weltkrieg besaß.

Er gab mir für diese Gewohnheit, immer die Reitpeitsche zur Hand zu haben, die folgende Erklärung: „Bevor ich der Führer der Deutschen wurde, nahm ich die Peitsche, um mir durch den feindlichen Mob den Weg zu bahnen. Heute ist die Reitpeitsche für mich ein Symbol. Wenn die Juden mich heute mit der Peitsche sehen, werden sie erkennen, daß ich es in der Hand habe, sie niederzuhalten.“

Dies war die andere Seite seiner Persönlichkeit...

Es wurde erzählt, daß Hitler sich auf Hellseher verlassen habe. Das ist — ich weiß es — nicht wahr. Es kann sein, daß er selber zu diesen „Wüchten“ beigetragen hat, denn er erlaubte auch mir ein paarmal, wie er im Jahre 1923 auf dem Lande einer Zigeunerin begegnet sei, die ihm prophezeite, er werde zehn Jahre später in Deutschland große Macht haben.

Sobald Hitler auf diese Episode zu sprechen kam, fügte er hinzu: „Ich war auf dieses Zigeunerweib wütend. Denn damals war ich überzeugt, daß ich viel früher in Deutschland an die Macht kommen würde. Jetzt möchte ich jene Zigeunerin gern wiederfinden und belohnen.“

Ich erinnere mich auch noch, wie böse Hitler wurde, als eines Tages Goebbels zu ihm kam und ihm ein Horoskop vorlegte, das speziell für den „Führer“ angefertigt worden war. Die Vorhersage des Astrologen war in einer schwedischen Zeitung abgedruckt worden, und Goebbels hatte es sorgfältig ausgeschnitten, um es Hitler zu überreichen. Er hatte wohl geglaubt, daß Hitler sich darüber amüsieren würde. Aber das Gegenteil trat ein. Der „Führer“ gab dem „Doktor“ das Horoskop sofort zurück und sagte brüsk:

„Ich will dieses Zeug nicht lesen.“ Damit war die Angelegenheit erledigt.

„Wir sind Renaissance-menschen“

Als Entschuldigung für Mißstände im Dritten Reich wurde — oft mit Ironie — immer wieder der Satz ausgesprochen: „Wenn das der Führer wüßte...“ Daß der „Führer“ mehr wußte, als man allgemein annahm, steht nach Linges Aufzeichnungen fest. So mußte ihm auch vieles aus dem Privatleben seiner maßgeblichen Ratgeber, Reichsleiter, Minister, SA- und SS-Führer bekannt sein. Einer der prominentesten von ihnen war der Berliner Polizeipräsident Graf Helldorf. In Ergänzung des Linge-Berichtes schildert REVUE nachstehend das Leben dieses „Renaissance-Menschen“ bis zu seiner Hinrichtung. Wolf Graf von Helldorf verdankte Glanz und Elend seines Lebens der gro-

ßen Leidenschaft für Damen jeglicher Haarfarbe und jeden Alters, für Damen ohne Zukunft, doch mit Vergangenheit. Mit dem empörten Rascheln der Dessous einer jungen Bühnenkünstlerin begann die Karriere dieses Mannes, der neun Jahre hindurch Polizeipräsident von Berlin war, Wächter über Sitte und Sicherheit der Reichshauptstadt. Und als die Zeit zu Ende war, da endete diese Karriere im Zwielflicht einer Atmosphäre, die durchzogen war vom schweren Parfüm und den versierten Gesten einer verblühten und eleganten Endvierzigerin.

Zwei Monate waren vergangen nach der Machtübernahme Hitlers im Jahre 1933, da fand im Hotel „Kaiserhof“ in Berlin eine andere Machtübernahme statt. Am 30. März 1933 war der große Saal dieses Prominentenhôtels festlich geschmückt; an allen Plätzen lagen Tischkarten; mit einem großen Hobeitsadler war eine Wandseite dekoriert. Aber nicht die Namen jener Prominenz, die zu Beginn des Dritten Reichs in aller Munde war, zeigten die Tischkarten; die nicht minder bekannten Namen der Schauspieler, Regisseure und Produzenten des deutschen Films hatten sich hier versammelt. Noch saßen sie hier so, wie sie sich vom Beruf und von der Arbeit her kannten, Ucicky und Bolvary, Fritz Lang und Thea von Harbou, Otto Gebühr und Willy Fritsch, Martha Eggert, Jan Kiepura, Gitta Alpar, Marianne Hoppe, Sarah Leander, Hilde Hildebrand, Heinrich George, Theodor Loos, Else Elster, Renate Müller, Ilse Werner...

Sie sitzen, reden und klatschen wie sonst, wenn sie sich in der Kantine in Babelsberg treffen oder im Künstlerklub, aber doch hängt eine Spannung zwischen ihnen, eine nervöse Spannung...

Man ist hier eingeladen, man ist zu Gast; aber man ist zu Gast bei jenem Mann, der Doktor Goebbels heißt, Gauleiter von Berlin ist und Reichspropagandaminister. Und als Reichspropagandaminister gibt dieser Dr. Goebbels an diesem Abend sein Debüt vor den „Filmschaffenden“, wie sie nun heißen.

Pünktlich um acht Uhr hört man draußen das Klappen der Absätze. Dann tritt in diesen Kreis der Filmstars der Mann, der ihre Zukunft bestimmen wird — Doktor Goebbels. Alle Köpfe wenden sich ihm zu, als er zu sprechen beginnt. Aber die Augen der Frauen heften sich verstoßen auf ein anderes Gesicht — die Züge eines großgewachsenen Mannes in Uniform und mit vielen Kriegsauszeichnungen, der die Versammelten mit einem merkwürdig ironischen Ausdruck seines hochmütigen Gesichtes mustert. Und die kleine Tanzakrobatin vom Metropol-Theater, die neben ihrer berühmten Kollegin Gitta Alpar sitzt, fragt leise:

„Wer ist das?“
Gitta Alpar weiß, wer das ist. Sie hat diesen Mann einmal erlebt, wie er auf dem Kurfürstendamm die SA kommandierte, und sie weiß, wie anders dieses Gesicht dann aussehen kann, als jetzt vor Seide und Sekt. Besorgt betrachtet sie die Kleine, die sich einen amerikanischen Künstlernamen zugelegt hat, weil sie aus Berlin-Moabit stammt, und Gittas Mundwinkel zucken flüchtig, als sie Auskunft gibt:

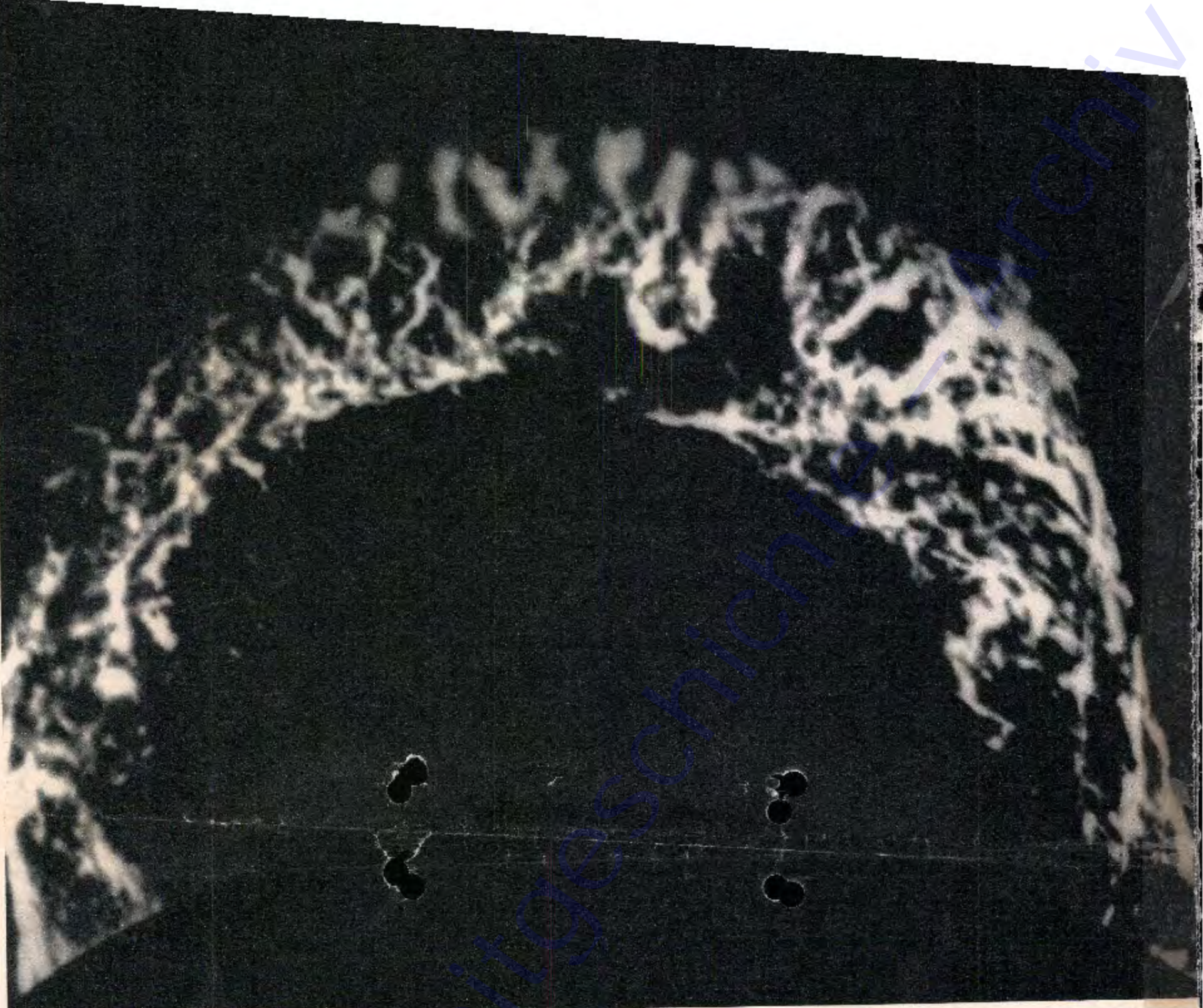
„Das ist Graf Helldorf, der Berliner SA-Führer.“

Die Ohren der kleinen Tänzerin überhören die Warnung in diesen Worten; gebannt hängen ihre Augen am Gesicht des Grafen, neugierig und glänzend, als der jetzt herüberschaut. Einen Augenblick kreuzen sich die Blicke — dann funkeln auch Helldorfs Augen, und aufmerksam betrachtet er das Mädchen, ehe er den Kopf abwendet und der Blick weiterspringt auf andere Frauen.

„Wir sind Renaissance-menschen...“, ruft Goebbels jetzt aus. Unbewußt nickt der Graf bei diesem Satz. Ja, er ist ein Renaissance-mensch, und vor seinen Blicken paradiere die schönen und attraktiven Frauen.

Damals, Anfang 1933, ist der Kampf der „neuen Herren“ entbrannt um „den Salon“. Der neue Reichskanzler liebt die Gesellschaft schöner Frauen. Das weiß Goebbels, das weiß Göring, das weiß Röhm. Jeder von ihnen versucht, diese Passion für sich auszunutzen, und jeder versucht es auf seine Weise. Göring am

Bitte lesen Sie weiter auf Seite 26



Mit der Gewalt von tausend Wasserstoffbomben vollzog sich Ende Februar die größte bisher beobachtete Explosion auf der Sonnenoberfläche. Alles Leben auf der Erde wurde davon beeinflusst.

Der Sommer wird brüllend heiß!

Ungewöhnliche Explosionen haben sich dieser Tage auf der Sonnenoberfläche abgespielt. Der Funkverkehr auf der Erde war gestört. Die kosmische Strahlung war stark wie kaum je zuvor. REVUE hat Professor Dr. Karl Otto Kiepenheuer, den Freiburger Astrophysiker von internationalem Ruf, aufgesucht und ihn gefragt: „Beeinflussen die Sonnenflecken und die Explosionen auf der Sonne unser Wetter?“ Er sagte: „Passen Sie auf, wir kriegen nach diesen ungewöhnlichen Frostwochen einen brüllend heißen Sommer!“ Das Fraunhofer Institut in Freiburg erhält Tag und Nacht von allen Observatorien der Erde, auch aus dem sowjetischen Machtbereich, die Meldungen über lückenlose Beobachtungsergebnisse.

REVUE-Bericht
von Dr. Walter Kunze und Leif Geiges



Als „Sonnenspezialist“ kennt man Prof. Kiepenheuer auf allen Observatorien der Erde. Er prophezeit einen „brüllend heißen Sommer“.



Durch die Wolken kann man im Freiburger Institut mit dem neuen Radioteleskop die Sonne beobachten. Das Gerät, das erst auf Grund neuester Forschung entwickelt wurde, entspricht ungefähr dem Radar. Es ist ein Tastgerät, das die Strahlungen radioelektrisch aufnimmt.

Kronzeuge Linge berichtet:

F.H.Q.
20. Juli 1944
12⁵⁰ Uhr



DER SIEGREICHE: Unmittelbar nach dem Frankreich-Feldzug und dem Waffenstillstand von Compiègne, dessen Unterzeichnung Heinz Linge miterlebte, besuchte Hitler Paris. Mit dem Stolz eines Mannes, der ganz Europa in Fesseln schlagen will, schritt er über den weiten Platz zu Füßen des Eiffelturms, begleitet von Albert Speer, dem späteren Rüstungsminister, der Groß-Berlin neu bauen sollte.



DER GESCHLAGENE: Ein gebeugter Rücken, eine verkrampfte linke Hand, ein leichtes Hinken, graues Haar und greisenhafte Gesichtszüge kennzeichnen den „Führer“, als er im März 1945 die verzweifelt kämpfenden Truppen an der Oderfront aufsucht. Seit dem Attentat des 20. Juli, über das Linge in der heutigen Folge berichtet, ist Hitler zum Greise gealtert. Ein Todgeweihter lächelt...

URLAUB BIS ZUM WECKEN

Dieser große, in viele Sprachen übersetzte Roman vom Leben, Lieben und Sterben junger US-Marinesoldaten zählt zu den besten Kriegsbüchern, die es bisher gibt. Mit schonungsloser Offenheit wird das dramatische Schicksal einer Handvoll Freiwilliger geschildert, das sich vor dem erregenden Hintergrund des Pazifischen Krieges erfüllt. Die faszinierenden Kontraste zwischen junger Liebe und zügellosem Genuß, zwischen unerbittlicher Härte des blutigen Kampfes und der großen Stille tropischer Nächte vermitteln dem Roman eine mit atemberaubender Spannung geladene Atmosphäre, der sich niemand entziehen kann. Dabei ist dieses Buch erfüllt von jenen unvergänglichen, bei aller Tragik fast versöhnlichen Werten: Opferbereitschaft und Kameradschaft.

ROMAN von *Leon Uris*

„Hier werden mit seltener Realistik die inneren Kämpfe in den heißen Herzen und Köpfen aufgezeigt... Die ganze Leidenschaft menschlicher Gefühle konzentriert sich auf die Stunden, bis der Morgen graut, von dem keiner weiß, was er bringen wird... packend und lebensecht dargestellt...“ (Weltstimmen) — „Dieser großartige Erstlingsroman des jungen Amerikaners... schildert in atemberaubender Spannung...“ (Lübecker Nachrichten) — „Ein durch seine Frische und Offenheit bestechender Roman...“ (Eblinger Zeitung)

In jeder Buchhandlung! 516 Seiten, Ganzlein, DM 16.80
KINDLER VERLAG

Wohnung, und die Buben fuhren mit Klassenkameraden nach Prien.

Am Abend, zwischen sieben und acht Uhr, saß ich mit Franz am offenen Fenster im Wohnzimmer. Wir hatten eine Flasche Rotwein geöffnet. Über den Feldern lagen die letzten warmen Strahlen der Abendsonne.

„Du hättest mitgehen sollen“, sagte Franz plötzlich. „Die Buben hatten sicher einen herrlichen Tag.“ Er blickte aus dem Fenster und seufzte leise.

In diesem Augenblick hörte ich aus der Ferne ein seltsames Geräusch. Zuerst war es wie das Kreischen einer Säge, dann wurde es still. Gleich darauf trug der Wind fürchterliche Schreie zu uns ins Zimmer.

Franz und ich starrten uns an.

„Da muß ein Unglück geschehen sein“, flüsterte er. „Am Ostbahnhof...“

Wieder trieb der Wind die Schreie zu uns.

Die Jungen! Ich rannte aus dem Zimmer, durch die Diele und die Treppen



„Herr, meine Geduld ist zu Ende — die einzige ‚Krawatte‘, die ich Ihnen noch zeigen kann, ist diese hier!“

hinunter auf die Straße. Dicht hinter mir waren die Schritte meines Mannes. Er holte mich ein und zwang mich, langsamer zu gehen.

„Den Buben ist nichts geschehen“, versuchte er mich zu beruhigen. „Sie hatten kein Unglück zu befürchten!“

Mit uns gingen und rannten andere Menschen, die die Schreie gehört hatten. Sie alle redeten aufgeregt durcheinander, fragten, blieben stehen, horchten und liefen weiter. Die Sonne war untergegangen und die Schreie wurden deutlicher. Sanitätswagen rasten heulend vorbei und motorisierte Polizeikolonnen überholten uns.

Dann sahen wir, was geschehen war. Dicht vor der Einfahrt zum Bahnhof war ein Güterzug auf einen haltenden Personenzug geprallt. Die Wagen des Personenzuges waren zertrümmert und umgestürzt. Räumungsarbeiter bargen Tote und Verwundete aus den Trümmern.

Plötzlich war Franz nicht mehr neben mir. Ich suchte ihn, rief seinen Namen, doch ich konnte ihn nicht finden. Gedankenlos, wie ausgebrannt setzte ich mich ins Gras und starrte zu den Trümmern hinüber.

Endlich kam Franz zurück. „Die Buben waren nicht in diesem Zug“, sagte er.

Eine Frau rief: „Bis jetzt sind es achtundsiebzig Tote!“

Langsam und schweigend wanderten Franz und ich den Weg zurück nach Hause.

Erst zwei Stunden später erschienen unsere Jungen. In ihren Gesichtern stand das Grauen. Sie und ihre Kameraden hatten freiwillig mitgeholfen, die Trümmer fortzuräumen.

„Wir wollten eigentlich auch mit dem Unglückszug fahren“, erzählte Hans später. „Doch wir kamen zu spät zum Bahnhof.“

Ich dachte an die Pünktlichkeit meines Mannes. Wenn er mitgefahren wäre, hätten sich die Jungen nicht verspätet, das wußte ich.

Der Zugzusammenstoß am Pfingstfeiertag 1925 beim Ostbahnhof blieb bisher das größte Eisenbahnunglück in Bayern.

Im nächsten Heft:

Das Horoskop des Totokönigs — Ein Arbeitsloser, seine Sterne und eine halbe Million D-Mark

Die Lambretta - Deutschlands Motorroller Nr.1

Sie ist der meistgefahrte Roller Deutschlands

Die berühmte Kurvenlage kommt von den niedrigen Rädern, die den Schwerpunkt tief legen.

Raum ist für die Lambretta in der kleinsten Lücke! Für das schwache Geschlecht erfand NSU eine bequeme Parkablage.

Bei der Lambretta gibt's keine Laufmaschinen durch Luftsprünge auf einen Kickstarter: Sie hat einen elektrischen Anlasser wie ein Auto.

Ein Vorteil für alle, die NSU wählen: In ganz Deutschland sind über 4.500 NSU-Händler jederzeit mit Rat und Tat zur Stelle.

Auch wenn sie so bald nicht mehr mitfahren darf, wird die Sorte nicht traurig sein. Bei den großen Treffpunkten der Lambretta - anstelle von Rasten - gibt es soziale Möglichkeiten genug, schmarmig, grozig und bequem zu sitzen.

Über Schlaglöcher lächeln die dicken weichen Superballon-Reifen nur mitleidig. Und dann schlucken sie sie.

Der Lambretto-Motor ist nicht auf ein Fahrflöcker angewiesen - wie beim VW - er Parsche kul - in eine Turbine.

Mit der kinderleichten Drehgriff-Schaltung ist blitzschnell derjenige Gang zur Hand, den man auch tatsächlich braucht.

WANN STARTEST DU AUF NSU?

„Sind Sie schon mal Lambretta gefahren? Wenn nicht, dann drehen Sie doch eine kleine Proberrunde mit Ihrem NSU-Händler. Oder lassen Sie sich aus Neckarsulm den Prospekt Nr. 31 kommen - dann sind Sie genau im Bilde.“

NSU

MÖBEL NSU

BAU-STELLE

Ein modischer Pump für die elegante Dame

29.50

NORD-WEST

Das NORD-WEST Fachgeschäft erkennt man an diesem Zeichen

Schlanker werden

- sich wohler fühlen!

Es hebt ihr Selbstbewußtsein, zu wissen, daß Sie eine anziehende Erscheinung sind. Dies erreichen Sie durch Silberne Boxberger, eines der ältesten und bewährtesten Schlankheitsmittel. Fordern Sie Gratisprobe 191 von Boxberger, Bad Kissingen

SILBERNE BOXBERGER

Kissingener Entfettungsstabilien

In allen Apotheken und auch in Ausland

50 Stück 2,30 DM
100 Stück 3,90 DM
200 Stück 6,60 DM



Frühe Spiele und kindliches Erwachen

von Friedrich Burschell

VIER schmale hölzerne Stufen führten zu dem Zimmer hinunter, in dem Robert Beaufort den grössten Teil seiner frühen Jugend verbrachte. Es lag in einem Anbau des alten Hauses und bildete ein eigenes Reich.

Über dem Bett hing in einem Rahmen aus blauen Samt das Bild seiner Mutter. Nach dem Bild zu schliessen, musste sie früher ein schönes und heiteres Mädchen gewesen sein. Über dem Pult hing ein Bismarck, in einem ledernen Schurzfell vor dem Amboss als Schmied des deutschen Kaiserreiches. Der Vater hatte den Eisernen Kanzler eigenhändig an dieser bedeutsamen Stelle befestigt, damit sich sein Sprössling früh genug als guter Deutscher fühlen lerne. Später wurde er von dem Bewohner des Zimmers, mehr aus ästhetischem Protest als aus politischen Motiven, gegen einen Goethekopf umgetauscht. Dagegen blieb das leuchtend bunte Bild des Landesherrn, des Prinzregenten Luitpold von Bayern, an seinem Platz über der Kommode und zwar aus keinem anderen Grund, als weil es so wundervoll bayrisch war, so blau und weiss in den herrschenden Farben.

Aber es gab eine Zeit, wo der kleine Beaufort von den Bildern noch keine Notiz nahm.

Sein Interesse erstreckte sich ausschliesslich auf Gegenstände, die er mit den Händen ergreifen konnte. Er war ein aussergewöhnlich neugieriges Kind, und es war ein reines Wunder, dass er am Leben blieb; derart riss, zerrte, leckte, schluckte und kaute er an den ungeeignetsten, mit seinem Fortkommen schwer verträglichen Dingen. Es ging soweit, dass ihm die erschrockene Mutter eines Tages fand, wie er die grosse Spiegelscheibe des Wäscheschranks jauchzend betatschte und plötzlich versuchte, in das Glas hineinzuzeissen, um sein eigenes Bild sich einzuverleiben und relativ früh schon hinter sich selbst zu kommen.

Als der kleine Robert die ersten verständlichen Sätze bilden konnte, begann er gleich zu fragen. Die Antworten, die er zu hören bekam, bemitleideten ihn keineswegs. Die Erwachsenen waren zu wenig gründlich und lebten in einer anderen Welt. Den Vater sah er selten, die Mutter war im Laden oder im Haushalt beschäftigt, und das Dienstmädchen lachte bloss. Mit den Tanten ging es etwas besser. Sie kamen öfter zu Besuch, und wer zu Besuch kommt, pflegt Zeit zu haben und muss auch auf die Kinder ein wenig achten. Aber als ihm die Tante Sophie ein Märchen erzählte, empfing er den ersten bewussten Schmerz seines Lebens.

Es hatte ihn die grösste Mühe gekostet, die erwachsene Person zum Reden zu bringen. Nun sass er vor ihr mit glänzenden Augen, zappelnd und liebernd vor Ungeduld. Die Tante Sophie erzählte die Geschichte von Jorinde und Joringel, und der Höhepunkt war erreicht, als sie die Eule nachmachte: „Schu-hu-hu!“ Da sah sie nämlich selber wie die Zauberin aus, die sich in eine Eule verwandelt hatte, gelb und mager, und sogar ihre Nase

wurde spitz und krumm. Aber dann kam die Geschichte mit der blutroten Blume, die Joringel durch den dunklen Wald bis vor das wüste Zauberschloss trug, um seine arme Jorinde zu befreien. Als die Tante Sophie an diese Stelle kam, begann sie auf einmal hastig zu sprechen, und gleichzeitig machte sie eine Bewegung, als ob sie aufstehen wollte. Bittere Tränen kamen dem Robertchen in die Augen. Doch er weinte nicht vor ergriffener Freude, weil die Geschichte ein so unerwartet glückliches Ende nahm. Er weinte, und seine Brust war beklommen, weil er zum ersten Mal deutlich empfand, dass wir nur für eine kurze Weile die schönen, bunten Bilder zu sehen bekommen.

Er merkte wohl, dass die hässliche Tante Sophie sich beeilte, aufzustehen und fortzugehen in das Schweigen und das Unbekannte hinein und ihn selber verloren zurückzulassen. Sehr heftig war sein Schmerz über die hastig gesprochenen Worte, bei denen die Tante Sophie sichtbar schon an etwas anderes dachte. So schön es auch klang: „Und da lebten sie in ihrem Schloss herrlich und in Freuden bis an ihr seliges Ende“, er konnte nicht überhören, dass es ihn nur beschwichtigen sollte. Es war ganz auf den Ton gestimmt, womit ihn die Tanten und Onkel von seinen Fragen ablenken wollten: „So, jetzt musst du mir aber deinen Baukasten zeigen, und dann wollen wir ein grosses Haus bauen, oder möchtest du lieber eine Kirche?“

Gewiss, er beruhigte sich. Natürlich wollte er lieber eine Kirche. Er war ein Kind und spielte. Es war nichts Besonderes an ihm, nur dass er eben mit seiner Neugier vielen Leuten lästig wurde. Bei Spaziergängen fiel es schwer, einen Begleiter ausfindig zu machen, der mit dem fragwürdigen Robert das gewünschte Stückchen vorangehen sollte, das die Kinder von der unerforschlichen Welt der Erwachsenen trennt. Im Gegensatz zu einer späteren Zeit, wo die sonn- und feiertäglichen Familienspaziergänge Grauen und Abscheu bei ihm erregten, liebte er in seinen ersten kindlichen Jahren die kleinen Ausflüge und Promenaden sehr, weil ihm bei solchen Gelegenheiten der grosse Mensch nicht ausweichen konnte. Darum eben tat ihm niemand gern den Gefallen.

Nur wenn die Tante Bertha kam, gab es keine Schwierigkeiten. Sie war nicht wie die meisten andern Erwachsenen, die mit den Kindern kindlich tun oder über sie hinwegsprechen. Die Tante Bertha beugte sich über ihren kleinen Neffen und zeigte ihm zu seinem Entzücken das lächelnde, schöne, ganz junge Gesicht seiner lieben Mutter. Wenn er eine seiner Fragen an sie stellte, bekam sie eine ernste Falte auf ihrer reinen Stirn, weil sie nachdenken musste, und nach einer Weile gab sie mit lauter und geduldiger Stimme die Antwort, die sie für richtig hielt. Robert lobte es ihr nicht. Er hatte endlich ein freundliches Wesen in seiner Hand, und er hütete sich, es loszulassen. „Und dann, ja und dann, Tante?“ fragte er unaufhörlich. Und die Tante fand

wirklich manchmal noch Ergänzungen und Erweiterungen zu ihren Geschichten. Sie konnte sogar ein paar hübsche Züge aus dem Leben in dem Schloss erfinden und mitunter, wenn sie sich gar nicht anders zu helfen wusste, schmückte sie die Geschichte mit moralischen Bemerkungen aus in der Art, dass man immer brav sein und den Eltern gehorchen müsse. Bemerkungen, die nicht gerade von besonderer Phantasie zeugten, aber dafür es dem ersättlichen Jungen unnötig machten, immer weiter „und dann?“ zu fragen.

„Denn soweit war er noch nicht, „Warum?“ zu fragen.“

Viele Stunden verbrachte der kleine Robert am Fenster seines Kinderzimmers. Er stützte den Kopf in die Hände, drückte die Nase gegen die kalte Scheibe und schaute mit grosser Erwartung hinaus.

Er bemerkte noch nicht, wie hässlich die gegenüberliegende Brandmauer war, wie schmutzig der Hof, wie traurig die Front der Hinterhäuser. Ihn interessierte vor allem eine dunkle Öffnung in dem hohen Backsteingiebel, der den Horizont seiner Kinderaussicht begrenzte. Vor dem Loch in dem Giebel zeichnete sich deutlich eine runde Scheibe ab, und um diese Scheibe lief ein Seil, das mit beiden Enden in einen unsichtbaren Raum hinunterlangte. Robert wartete. Er wusste, dass etwas mit diesem Seil geschehen würde. Manchmal schaute er flüchtig in den Hof hinunter, wo Kinder spielten, mit denen er nicht spielen durfte, wo sie schimpften, die anders aussahen als die Tanten, und Kisten mit Glaswaren ausgepackt wurden. Manchmal blickte er einer Rauchfabrik nach, die der Wind auseinanderzog und allmählich in Nichts auflöste. Oder er sah den vorsichtigen Bewegungen einer Katze zu, die über Dachziegel kletterte. Doch seine Blicke kamen immer wieder auf die Winde vor dem hohen Giebel zurück.

Sein Herz klopfte laut, wenn seine Erwartung sich erfüllte, wenn die Scheibe sich drehte, wenn das Seil zu gleiten begann, wenn es an einer bestimmten Stelle kaum merkbar sich warf, dann stärker schwankte und schliesslich mit der Scheibe stillstand. Das war der vielversprechende Anfang. Eine Pause folgte. In ihr lag schon für den kleinen Jungen, der so gut wie noch nichts vom Leben wusste, die ganze eigentümliche, süss schmerzliche Qual der Erwartung des Menschenherzens.

Unten, in dem unsichtbaren Raum hinter den Dächern und Schloten müsste inzwischen etwas geschehen sein. Denn jetzt begann die Scheibe sich aufs neue zu drehen. Langsamer drehte sie sich diesmal, und das Seil war straff gespannt. Nach einer Weile erschien über dem letzten Dachfirst ein Haken, und dann folgte etwas Schwarzes, eine Last, die am Haken hing und sich schwerfällig um sich selber drehte. Es war ein prall gefüllter Sack oder sonst etwas Gebündeltes, ein Geheimnis jedenfalls, vielleicht

Aufgabe besaß er dank seiner politischen Erfahrung die notwendigen personalen Kenntnisse und Verbindungen. Er hatte auch die seltene Gabe, mit Leuten aus allen Schichten des Volkes umzugehen. Er hat praktisch als Arbeiter unter Arbeitern sein Brot verdient. In der Zeit der Verfolgung war er ihr Leidensgenosse.

Immer wieder also ermunterte Harnack seine Freunde von der SPD, die abwartende Politik der passiven Resistenz aufzugeben und sich über frühere parteipolitische Bindungen und Schranken hinweg mit allen Gegnern des Systems zu gemeinsamer Aktion zusammenzufinden. Er liess keinen Zweifel daran, für wie verhängnisvoll er die Unterlassungssünden der Politiker hielt, die sich angesichts der Machtübernahme mit der Parole abgefunden hatten: „Lasst Hitler nur an die Macht; so wird er sich am ehesten selbst abwirtschaften.“

In der Höhle des Löwen

Lange Zeit hindurch war er eine einsame Stimme — bis Julius Leber im Frühjahr 1937 aus dem Konzentrationslager entlassen wurde. Gemeinsam mit ihm und Wilhelm Leuschner mobilisierte Harnack die überlebenden Kräfte der SPD, die bis dahin im wesentlichen untätig auf einen Zusammenbruch gewartet hatte.

Wilhelm Leuschner hatte einen kleinen Fabrikbetrieb im Osten Berlins, und obwohl Harnack wusste, dass dieser seit 1933 unter permanenter Überwachung durch die Gestapo stand, blieb er alle Jahre der Hitlerherrschaft durch in persönlicher Fühlung mit Leuschner. Oft legte er des Nachts, wenn der Verkehr zum Stillstand gekommen war, den langen Weg vom Grunewald zum Berliner Osten oder umgekehrt zu Fuss zurück. Harnack war es auch, der jeweils die Verbindung zwischen den „Verdächtigen“ unter seinen Freunden herstellte und aufrechterhielt.

Nach dem Polenfeldzug konnten endlich die grundsätzlichen Bedingungen für eine gemeinsame Aktion zwischen der Arbeiterschaft und den von Generaloberst a.D. Beck geführten oppositionellen Kräften der Wehrmacht schriftlich festgelegt werden. Dass nicht schon damals ein Staatsstreich zur Ausführung kam, ist das Verschulden der Generale v. Brauchitsch und Halder, die sich zur Ausrede auf ihren Eid beriefen, tatsächlich aber den Krieg weiterführten, weil sie ihn noch zu gewinnen hofften. Harnack war mutig genug, um selbst so zweifelhafte Erscheinungen wie den Nazi-General Guderian aufzusuchen, um ihnen ins Gewissen zu reden. Allerdings wurde er von Guderian, der damals unter Hausarrest stand, abgewiesen, weil dieser sich sklavisch an den Befehl Hitlers hielt, mit niemandem zu sprechen.

Erst später nach dem Sieg über Frankreich sich für uns die Notwendigkeit ergab, die inneren Verhältnisse bei der Gestapo zu ermitteln, war es wieder Harnack, der sich in die Höhle des Löwen wagte. Mit seiner schon früher gerühmten Verwegenheit knüpfte er einen Briefwechsel mit dem durch die Boxheimer Dokumente berüchtigt gewordenen Dr. Best an, der früher einmal als Referendar bei ihm zur Ausbildung tätig gewesen und nun Gestapo-Chef in Frankreich war. Auf diese Weise gelang es Harnack, aus Best gerade das herauszuholen, was zu wissen für uns wichtig war.

Um weiterhin seine politische Tätigkeit und im besonderen seine persönlichen Verbindungen mit Generaloberst Beck besser zu tarnen, verfiel Harnack auf einen Gedanken, wie man ihn auch nur bei ihm erwarten konnte. „Der Reichskommissar für den Umbau der Reichshauptstadt“ (Speer) plante im Zuge der Neugestaltung — so wurde das amtlich genannt — die Verlegung der Berliner Friedhöfe. Dabei sollten „historisch wertvolle“ Gräber auf einen besonderen historischen Friedhof „umgelegt“ werden. Harnack erwirkte — und nicht zuletzt dadurch, dass er die zuständigen Stellen mit seiner gründlichen Kenntnis der Berliner Geschichte in Erstaunen versetzte — seine Ernennung zum „Gräberkommissar beim Reichskommissar für den Umbau der Reichshauptstadt“.

Seine erste Amtsbehandlung bestand darin, dass er Beck zum Mitarbeiter für die Bearbeitung der historisch wertvollen Offiziers- und Soldatengräber bestellte. Diese „amtliche“ Tätigkeit ermöglichte Harnack nicht nur jeden gewünschten Zugang zu allen Berliner Behörden und einen freieren persönlichen Verkehr mit Beck und anderen getarnten „Gräberunterkommissaren“. Sie war für ihn auch eine Quelle neuer und interessanter Studien, über die er uns zwischendurch berichtete. Als in den Jahren 1943 und 1944 die Verhaftungswellen um uns her immer höher schlugen, bewahrte Harnack, der einer der am meisten Gefährdeten war, kaltblütige Ruhe und ersann neue Pläne für die politische Tarnung.

Furchtlos bis zum Ende

Im Frühjahr 1944 zog er sich „amtlich“ zur Betreuung einer Bildersammlung in ein verlassenes Bergwerk zurück. Von dort aus machte er wichtige Reisen, um Botschaften zu übermitteln und Verbindungen aufrechtzuerhalten. Eines Tages erhielt er von der Gestapo

ein Telegramm, dass er sich im Gestapo-Gefängnis einfinden solle, weil der in Haft befindliche Geheimrat Künzer ihn zu sprechen wünsche. Harnack war sich klar, dass man ihm eine Falle stellen wollte. Gleichwohl rechnete er mit einer kleinen Chance, seinem schon lange verhafteten Freunde Künzer vielleicht doch auf irgendeine Weise helfen zu können. Er beschloss deshalb, einfach wieder dreist und gottesfürchtig bei der Gestapo aufzutreten, „um an Ort und Stelle rauszufinden, was sich machen lässt“. Im letzten Augenblick wurde er tatsächlich nur durch Julius Leber zurückgehalten, der ihn bestimmte, bei seinen evakuierten Bildern zu bleiben.

Bis zu seiner Verhaftung nach dem 20. Juli 1944 war er eine der treibenden Kräfte gegen das Regime, dass er nicht mit dem Hasse und der Rache eines politisch Verfolgten, sondern in Erfüllung der „allgemeinsten menschlichen Pflichten“ bekämpfte. Am 5. März 1945 wurde er hingerichtet. Als ein wahrer Märtyrer steht er jenseits parteipolitischer Kritik und Rechtfertigung.



Ernst von Harnack

tuellen dieser Partei, wenn der hochgewachsene Graf unter sie tritt.

Helldorf kennt all diese Komplimente. Er kann nicht reden, und er will es nicht, aber was er kann und will, das kann nicht jeder, der gerade gelernt hat, einen Handkuß zu exerzieren: Männern und Frauen das ihre zu geben — das ist sein Wesen, sein Sport, sein Beruf. Und schnell hat der Graf im Bereich dieser Wünsche gefunden, was er sucht. Wenn der Gauleiter sich am Lob der Massen im Sportpalast berauscht, so ist Helldorfs Vergnügen das Lob aus rotgeschminkten Mündern. Und die Damen machen gern Gebrauch von seinem Vergnügen und von dem Entzücken, das er ihnen bereitet. Außerdem kann es ihrer Karriere nur nützen, wenn man in Babelsberg flüstert:

„... gestern sah man sie mit Graf Helldorf bei Horcher soupieren!“ Dann verstummt der Tratsch in der UFA-Kantine einen Augenblick, nach einem weiteren Augenblick heißt es hinter der vorgehaltenen Hand:

„Er soll ein ausgespiegeltes Bad haben... überall Spiegel, selbst an der Decke!“

Der Graf besitzt außer seiner Wohnung in Zehlendorf ein Appartement in Charlottenburg, und von den verstorbenen Stunden in diesem Appartement spricht man auf den geselligen Abenden im Künstlerklub. Hier, in einem alten Patrizierhaus Berlins, in der vornehmen und stillen Viktoriastraße 4, nahe am Tiergarten, ist das Klubhaus der Künstler geschaffen worden. Heitere Zusammenkünfte, zwanglose Feste vereinen Bühne und Film. Bald hat sich herumgesprochen, wer sich hier ein Stelldichein gibt, und die film- und beifallfreudigen Berliner finden sich sonnabends ein, um die Anfahrt ihrer Lieblinge zu beobachten. Ihrer Lieblinge? Das waren Willy, Gustaf, Grete, Brigitte und Alexander! Die „Politischen“, angezogen von dem Glanz dieser Abende, machten schlechte Erfahrungen mit ihrer Popularität, und schnell schränkte Goebbels den Zutritt seiner Parteigenossen zu diesem Klub ein! Nein, hier konnte er keine Zuschauer gebrauchen, privat wollte er sein! Den „Deutschen Gruß“ wandte er kaum an in diesem Hause, das Parteiabzeichen trug er nicht, ganz bürgerlich wollte er sich geben, als Mann der Kunst, als Mann vom Fach. Er zeigt ein strahlendes Gesicht, er bietet Zigaretten an und bemerkt dabei ironisch: „Die deutsche Frau raucht nicht...“ Dann folgt ein Witz über irgendeinen Gauleiter, der das Make-up verfolgen möchte.

„Führerbefehl: Heiraten!“

Viele Lücken sind aufgerissen, viele Rollen freigeworden. Nun bedeuten rasige Beine und gefällige Figuren viel, um schnell Karriere zu machen — und so kommen sie alle, Gastgeber und Besucher, dem Ziel geheimer Wünsche nahe. Die schönen Frauen finden Gefallen an dieser Protektion ihrer Weiblichkeit, und die Regisseure beginnen, die Rollenbesetzung danach auszurichten...

Das Haus war nicht sehr groß, aber passend eingerichtet. Man betrat es durch ein großes Vestibül. Hier führte eine verkleidete Tür hinunter in den Keller, wo sich eine Kellerkneipe befand mit Holztischen, Bierausschank und einem bayerischen Zitherspieler. Die Haupttreppe führte zum ersten Stock, zunächst in einen großen Wintergarten. Exotische Pflanzen und Aquarien gaben diesem Wintergarten einen besonderen Charakter. Eine ständige Ausstellung von Bildern Berliner Maler war in verschiedenen Räumen zu bemerken, die man durchschritt, um in den Hauptsaal zu kommen, einen schmalen, langgestreckten Raum, der als Speisesaal diente und zu einem Teil als Tanzraum. Hieran schloß sich eine halbrunde Bar in einem besonderen Raum, sehr frequentiert zu später Nachtstunde.

In dieser Bar nun oder aber im Keller fand man meist den Grafen Helldorf, umgeben von schönen Frauen.

„Weshalb ist Graf Helldorf eigentlich noch nicht Polizeipräsident?“ fragte sich, wer ihn so sah. Und die Eingeweihten antworteten: „Hanussen!“

In der Tat hatte die Untersuchung über den Tod dieses Hellsehers nahe an Helldorf herangeführt, so hatte man den Grafen nach Potsdam abgeschoben, und Herrscher im Berliner Polizeipräsidium war



Hände sprechen Bände...

Nicht jeder kann solch Spiel im Licht mit seiner Hand riskieren; wenn die Dugena für Sie spricht, bestehen solche Zweifel nicht: Sie werden imponieren!



Wer dieses Zeichen führt, berät Sie gut!



Mod. 1223
Hochmodern!
Vollendet in Form und Werk - Supursecurung - dichter O-ring-Verschluss
DM 98,-



Mod. 1216
Ein Beispiel aus der reichen Auswahl gleich apter Modelle in ähnlicher Preislage
DM 45,-



Mod. 1219
Die Schmuckbanduhr, die den Charme der Jugend betont! Ein festliches Modell
DM 80,-



Alpina 70
- bereits ein Begriff geworden!
Die Jubiläumswuhr aus der Spitzenklasse der Dugena
DM 150,-

Das neue Dugena-Dur-Heute - ein silberner Rahmen für Ihre Dugena, Augen - ein praktisches Behältnis für Ihren Schmuck!

Bitte lassen Sie sich im Fachgeschäft weitere Dugena Modelle vorlegen - Sie werden bestimmt „die Richtige“ finden!



Das NORD-WEST Fachgeschäft erkennt man an diesem Zeichen



Sportschuh 26.50
in modischem Lama-Leder



Nach einem gesunden Schlaf wird alles leichter! Das natürliche Schlafhilfsmittel:

Dr. Buer's Reinleccithin
Währt Nerven Wachhaltig



AUS DER ALTÄGYPTISCHEN KÖNIGSSTADT MEMPHIS
Relief aus dem Tempel des Königs Ne-user-Re ca. 2300 vor Christus

ALTE TRADITION IN NEUER FORM



EINE KÖSTLICH LEICHTE
ORIENT-ZIGARETTE

HOCHOVAL · ECHT KORK

Aa 222



IM FALLE EINES FALLES...

Handwritten signature: G. Br.



POLITISCHER RADELSFUHRER UND FRAUENLIEBLING: das war Wolf Graf von Helldorf, dessen „Aufstieg“ zum Polizeipräsidenten von Berlin und dessen Weg zur Hinrichtung nach dem 20. Juli 1944 in unserem Bericht geschildert wird. Das Bild zeigt Graf Helldorf (links), der vor einer Massenkundgebung im Berliner Lustgarten einige Wochen nach der „Machtübernahme“ Hitler begrüßt. Zwischen Helldorf und Hitler erkennt man Hermann Göring und Rudolf Heß, rechts im Hintergrund Hitlers ersten Adjutanten Brückner.

der Admiral von Levetzow geworden, ein sechzigjähriger Seemann und vom Scheitel bis zur Sohle Repräsentant der christlichen Seefahrt. Das ärgerte den Grafen, und wenn er im Kreise der abenteuernden Frauen an der...
in der Kellernkneipe des Klubs, dann ließ er seinem Ingrim freies Lauf: „Der macht aus Groß-Berlin ein Jungfernstift!“
Sehr häufig sah man in Helldorfs Gesellschaft die hübsche junge Tanzakrobatin vom Metropol-Theater. Ihre graziöse Figur, ihr blondes...
Berliner Keßheit kontrastiert...
lich mit dem amerikanischen Künstlernamen: Grace Golden nannte sie sich, die goldene Grazie!

Eines Tages war Helldorf zu einem Teemittag in der Reichskanzlei geladen, und er fand Hitlers Hofstaat aufgefüllt mit einer Anzahl würdiger Matronen. Alle diese Damen, nicht wenige mit klingenden Namen, hatten Hitler früher irgendwelche Dienste erwiesen. Nun lud er sie zu sich in die Reichskanzlei. Aber seine wirklichen Ansprüche auf diesem Gebiet konnte diese karge Atmosphäre nicht befriedigen. Der Graf langweilte sich entsetzlich und rief: „Ein Bier und einen Schnaps, Ordonnanz.“

Eine der Damen, eine bekannte rheinische Förderin der vegetarischen und alkoholfreien Lebensweise, schrak zusammen. Ein Sakrileg war hier begangen worden. Empört rief sie aus: „Wie können Sie nur, lieber Graf, in dieser Umgebung...!“

Helldorf sprach gewöhnlich in einer Mischung von sächsischem und Berliner Dialekt. Schnodderig und unbekümmert erwiderte er: „Da sollten Sie mich einmal sonnabends sehen, mittenmang de Filmstars.“

Der Graf hatte sich bei dieser Bemerkung nichts gedacht. Doch am nächsten Sonnabend wurde er in der Viktoriastraße ans Telefon gerufen. Er saß mit

der Tänzerin vom Metropol-Theater in der Kellernkneipe. Er hatte keine Lust, an den Apparat zu gehen. „Geh du ans Telefon, Grazie“, bat er die Tänzerin.

Nach wenigen Minuten kam die Kleine zitternd vor Aufregung, blaß vor Aufregung wieder:

„Der Schreck...“

„Wat for'n Schreck?“ fragte Helldorf salopp.

„Nicht Schreck, d e r Schreck“, flüsterte die Kleine. „Aus der Reichskanzlei! Der Führer kommt gleich, und du sollst alles vorbereiten.“

„Det hat mir jrade noch jefehlt“, stöhnte Helldorf. Schreck hieß der Fahrer Hitlers.

Helldorf begab sich sehr hastig in den Saal hinauf, um Goebbels zu unterrichten.

Der Glanz eines tiefen Triumphes spiegelte sich auf dem unbewegten Gesicht des „Doktors“ bei dieser Nachricht. Er ordnete sogleich an, was zu tun sei, und Graf Helldorf eilte hinaus, um den Besucher am Hauseingang zu empfangen. Goebbels aber gab dem Präsidenten des Clubs einen Wink, und gemeinsam verließen beide den Saal, um im Treppenhaus die Honneurs zu erweisen.

So still dies alles angeordnet und durchgeführt wurde, so auffallend war es den Künstlern. Ehe man sich auf das Kommende einzurichten vermochte, stand Hitler schon in der Saaltür. Auf gelungene Überraschungen war er immer besonders stolz. Er trug Zivil und gab sich Mühe, zivil zu wirken, als er sich, nach allen Seiten grüßend, zum Tisch Goebbels' begab. Sehr schnell ließ er sich nieder, die Gäste, die sich erhoben hatten, folgten dem Beispiel, und gedämpft zunächst, dann normal, floß die Unterhaltung weiter.

Stolz und selig schien Goebbels; nun war wieder einmal geglückt, was er geplant, und er begann, die schönsten der

REVUE Erscheint wöchentlich im KINDLER UND SCHIERMEYER VERLAG MÜNCHEN 8, Lucile-Grahn-Straße 37, Tel.: Sammel-Nr. 44 98 91, Telegramme: REVUE München
Druck: Kindler und Schiermeyer Druck GmbH., München, Schneckenburgerstr. 22

CHEFREDAKTEUR: Dr. Felix von Schumacher
STELLV. CHEFREDAKTEUR: Wolfgang Kächler BILDREDAKTEUR: Siegfried Sawallich
REDAKTION: Karl Heinz Balzer, Klaus Budzinski, Anselm Hoyer, Walter Pause
BERATENDE REDAKTION: P. H. Boenisch, Dr. Bernh. Grzimek, Nina Raven-Kindler, Kurt Kränzlein-
der Beek, Dr. Dr. Hans-J. Lang, Dr. E. H. G. Lutz, Wollg. W. Parth, Rob. Pilchowski, Dr. A. W. Schmidt
CHEFREPORTER (TEXT): Hans Rudolf Berndorff CHEFREPORTER (BILD): Benno Wundshammer

Verantw. für den redaktionellen Teil dieser Ausgabe: Dr. Felix von Schumacher und Wollg. W. Parth
Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I., Freyung Nr. 8
Printed in Germany

anwesenden Schauspielerinnen Hitler vorzustellen. Zufälligerweise kam in diesem Augenblick Grace Golden aus dem Keller. Sie suchte ihren Grafen. Hitler erblickte die blonde Schönheit. Er erkundigte sich nach ihrem Namen und nickte wohlgefällig, als er ihn hörte.

Hitler sah sie durchdringend an, um schließlich zu bemerken:

„Sind Sie verheiratet? Eine so schöne blonde Frau sollte Kinder haben!“

Bei diesem Satze konnte Goebbels sich das Lachen kaum verkneifen. Er starrte den Grafen an. Der tat, als gingen ihn diese Worte nichts an.

„Jetzt müssen Sie sie heiraten“, bemerkte Goebbels später, als Hitler gegangen war. „Befehl des Führers!“

„Nee“, sagte Helldorf lang hingezogen und mit unbewegtem Gesicht. „Oder er bezahlt meine Schulden!“

Freilich, er war verheiratet; eine geborene von Wedel war seine Frau, und zwei Söhne gab es in dieser Ehe. Er selbst war Reichsgraf und von altem Adel; doch das Fideikommiss in Mitteldeutschland, das der Familie gehört hatte, war längst verkauft. Und die Rittmeisterpension? Was ist das, wenn man Helldorf heißt und Ansprüche stellt? So gehörte der Graf zu der Zahl jener Notablen, die der obersten Führerschicht dieser Partei die Patina ihrer Herkunft liehen. Einmal würde schließlich die Rechnung beglichen werden, so hoffte Helldorf, die Rechnung, deren Summe hieß: Polizeipräsident von Berlin.

Aber da war dieser Levetzow! Alle Versuche, den störrischen und unbequemen Alten von seinem Posten zu verdrängen, waren an Göring gescheitert. Der hing an dem Admiral, dessen persönliche Sauberkeit imponierte.

Nun besaß Levetzow sehr preußische und prägnante Ansichten von seiner Aufgabe als Polizeipräsident. Sehr wörtlich hatte er genommen, womit die neue Regierung ans Ruder gekommen war; die sittliche Hebung des Berliner Nachtlebens, die Ausrottung aller Verfallserscheinungen schienen ihm erste Aufgabe seiner Tätigkeit. Er bestellte Schutzleute und Kriminalbeamte zu Hütern der Sittlichkeit. Er entzog Konzessionen und ließ eines Tages die meisten Nachtlokale schließen. Auf diese Umstände baute Helldorf seinen Plan:

„Das kann doch nicht so weitergehen“, beschwört er Goebbels. „Jetzt hat der olle Seemann auch noch die Nachtlokale geschlossen. Was soll erst werden, wenn die Olympiade kommt!“

Die Olympischen Spiele 1936 fanden in Berlin statt. Als Propagandaminister war Goebbels am Fremdenverkehr interessiert. Das Argument leuchtete ihm ein: „Kein Mensch kommt nach Berlin, wenn das so weitergeht! Das ist doch keine Reichshauptstadt mehr! Was machen wir da nur?“

„Der olle Seemann muß weg“, bemerkte Helldorf. „Am besten, wir gehen zu Göring und sagen ihm das!“

„Zu Göring gehen können wir schon, aber das genügt nicht! Irgend etwas muß passieren, lieber Graf!“

Er wurde sehr nachdenklich, und Helldorf schwieg. Im Denken war der Doktor ihm über. Mit einem Male bemerkte Goebbels: „Ihre kleine Grace Golden ist doch neulich dem Führer vorgestellt worden? Tritt sie noch im Metropol-Theater auf?“

„Natürlich“, stotterte Helldorf, „aber was hat das damit zu tun? Ich führe sie sowieso nicht ins Nachtlokal.“

„Sie wollen doch Polizeipräsident von Berlin werden, lieber Graf, also hören Sie zu!“ Bei diesen Worten zog der kleine Mann den stämmigen Helldorf zu sich und flüsterte ihm einige Sätze ins Ohr.

Helldorf verstand zuerst nicht. Aber dann schien er zu begreifen. Er lachte laut auf, schlug sich auf den Schenkel, nickte beifällig:

„Ich bewundere Sie, Doktor, das wäre mir nie eingefallen! Herrlich!“

Im nächsten Heft:

Wie wird man Polizeipräsident?
— Die Tänzerin und der „Spanner“ — Berlin bei Nacht — Helldorf am 20. Juli 1944 — Mit Gleichmut in den Tod

Ein Stoff – eine Mode

Angeregt durch den Stoff entstehen in den Mode-Ateliers Modelle von internationaler Gültigkeit. Denn Mode beginnt mit dem Stoff. Der Stoff, der führende Modeschöpfer zu den schönsten Modellen inspiriert, kommt aus dem NINO-Werk: NINO-FLEX, der bekannteste Marken-Popeline der Welt. Es gibt mehr Modelle aus NINO-FLEX als

aus jedem anderen Stoff, Modelle von internationalem Chic, doch mit Eigenschaften, wie sie nur NINO-FLEX bieten kann: Winddicht, wasserabstoßend, ATMUNGSAKTIV. Warum also ein Risiko eingehen, wenn Sie höchsten Chic und Gebrauchstüchtigkeit zugleich haben können? Bestehen Sie darauf, das eingnähte Web-Etikett zu sehen.



Für alle Modelle aus NINO-FLEX in allen Ländern der Erde wird der Stoff allein im NINO-Werk hergestellt.



Das Warenzeichen NINO-FLEX ist geschützt in 39 Staaten der Erde.

1 P 3 63



Wieviel schöner ist das Leben, wenn wir einen Hammer heben!



Teppiche für jeden Geschmack
 63. DM Hoergarn-Bouclé-Bettumrandung 3-teilig, Größe 65/130/340 cm
 Mit oder ohne Anzahlung liefern wir frachtfrei Teppiche, Lauler, Bettumrandungen ab DM 10,- im Monat bis zu 12 Raten. Anker-, Vorwerk-, Kronen- u. Orientteppiche z. Mindestpreisen. Stragula-Fußbodenbelag, Ford Sie 5 Tg. z. Ansicht, große KIBEK-Kollektion mit 450 vielfarbig. Mustern u. Qualitätsproben x. größten deutschen Teppichversandhaus
 TEPPICH-KIBEK ELMSHORN W 58

Wo fehlt eine?
 Wir helfen alle Marken gegen bequeme Monatsraten, Anzahlung schon ab 4. Postkarte genügt und Sie erhalten kostenlos unseren großen Schreibmaschinen-Ratgeber Nr. 75 E
NOTHEL+CO. Göttingen



Um eine DKW Hobby wird Sie mancher beneiden! Sie ist nicht nur ein eleganter Roller, sondern bietet auch viele praktische Vorteile. Der große Frontschild schützt Sie vor der Nässe und dem Schmutz der Straße; der weite Radstand sowie die großen 16"-Räder ergeben eine hervorragende Fahrsicherheit. Und — die DKW Hobby ist der einzige Roller, mit dem Sie „motorbummeln“ können, ohne die Maschine zu quälen.

Ein Roller unter 1000 Mark

Tatsächlich: Nur 950.— Mark bezahlen Sie für die DKW Hobby-Luxus! Kein anderer soziales Roller ist so preisgünstig wie dieser. Wäre das nicht auch eine lohnende Anschaffung für Sie? Stellen Sie sich nur einmal vor: Sie sparen sich die mühsamen Fahrten zur Arbeitsstätte mit öffentlichen Verkehrsmitteln. Am Feierabend können Sie sich durch kleine Ausflüge richtig entspannen. An jedem Wochenende oder gar erst im Urlaub steht Ihnen eine neue Welt offen! Sie setzen sich auf Ihre DKW Hobby und fahren alleine oder zu zweit los, wann und wohin es Ihnen gefällt. Und wie leicht ist eine DKW Hobby zu erwerben! Eine Anzahlung von 249.— DM genügt — schon können Sie mit der DKW Hobby starten. Den Restbetrag (einschließlich Haftpflicht- und Teilkaskoversicherung) begleichen Sie in 18 be-

quemen Monatsraten à 48.— DM. Das sind kaum mehr als

wöchentlich 10 Mark.

Ein weiterer einzigartig großer Vorteil der DKW Hobby ist ihre kinderleichte Bedienung. Bei ihr gibt es

kein Schalten — nur Fahren.

Denn sie besitzt ein vollautomatisches, stufenloses Getriebe (System Uher), das Ihnen jede Schaltarbeit abnimmt. Die Unterhaltskosten für die DKW Hobby spüren Sie nicht, 90 Pfennige beträgt der monatliche Aufwand an Steuern, und für nur 2 Mark fahren Sie mit Sozia und Gepäck über 100 Kilometer weit!

Bestellen Sie heute noch Ihre DKW Hobby beim DKW-Händler. Wenn es erst einmal online geworden ist, laufen Sie Gefahr, lange Lieferfristen in Kauf nehmen zu müssen.



Wie herrlich ist es, mit einer DKW Hobby ins Wochenende zu fahren! Sie macht Sie unabhängig von öffentlichen Verkehrsmitteln. Sie können reisen, wann und wohin es Ihnen gefällt. Und immer sind Sie schnell am Ziel. Denn die Spitzengeschwindigkeit der DKW Hobby von 60 km/st ist zugleich auch Dauergeschwindigkeit; der 3 PS starke, ungewöhnlich robuste DKW-Zweitakter kann dank Frischöl-Mischschmierung und Turbo-Ventilator-Kühlung praktisch nicht überfordert werden.

Schlankheitskörnchen

HEUMANN

in der bekannten Goldpackung

helfen *Ihr* und *Ihm*
ohne Fasten oder anstrengende Gymnastik,
schwemmen überflüssige Wassermengen aus,
regen die Darmtätigkeit an,
bauen belastende Fettdspots ab.

Schlankheitskörnchen Heumann
ein bewährtes deutsches Spitzenpräparat, das Ihr Vertrauen verdient. Eine Packung reicht für eine 3-wöchige Kur.

Nur in Apotheken DM 3.40



Nimm deine Sterne in die Hand

Fortsetzung von Seite 20

ding bald ins Stocken kommen. Doch als ein Vertreter der Firma Krupp auftaucht, erkundigt sich Herr Schatte nur so nebenbei, unter welchen Bedingungen heute Lastwagen zu kaufen sind. Die Bedingungen sind überraschend günstig. Keine größere Anzahlung. Die ersten beiden Monate wechselfrei.

Vor Weihnachten meldet sich Augsburg wieder. Wenn er sich jetzt schnell entschließt und zugreift, kann er dort die Wohnung beziehen, die Lagerräume übernehmen, ein eigenes Speditionsgeschäft eröffnen.

Die Sterne sind längst vergessen. Herr Schatte fährt nach Augsburg, verhandelt, übernimmt die ganzen Räumlichkeiten und zieht am 31. Dezember 1954 mit seiner Frau nach Augsburg. Am 2. März 1955 führte er seinen ersten Auftrag in eigener Regie durch.

Und nun weiß er erst richtig, was ihm seine Sternen-Mutter in München-Pasing bedeutet. Er wird auf sie hören, auch wenn der Verstand eigene Wege gehen will.

Herr Schatte wurde gewarnt: „Ich würde den Mann nicht einstellen. Der macht Ihnen krumme Geschichten.“ Der Mann war bereits eingestellt. Zwei Monate später mußte er wegen offensichtlicher Spesenbetrügereien und Unterschlagungen entlassen werden.

Herr Schatte wurde gewarnt: „Es ist irgend etwas im Gange gegen Sie. Ich würde sagen, es versucht jemand, Sie um Ihr Geschäft zu bringen. Halten Sie die Augen offen, Herr Schatte, es geht um Ihre Existenz.“ Er hielt die Augen offen und öffnete als Chef den Brief einer Firma, der an einen seiner Angestellten ins Geschäft geschickt wurde, weil es ihm verdächtig vorkam, daß dieser Mann mit der Firma über das Geschäft korrespondierte, ohne damit etwas zu tun zu haben.

Aus dem Brief ging eindeutig hervor, daß sein Angestellter bei der Firma vor-

gegeben hatte, er würde die Spedition Schatte in Kürze kaufen und Herrn Schatte auszahlen. Dabei hatte dieser Mann keinen Pfennig Geld. Herr Schatte griff ein, stellte den Mann der Firma gegenüber, und alles flog auf. Eine Woche später saß der ungetreue Angestellte hinter Schloß und Riegel.

Die Sterne lügen nicht

„Wenn ich auf Frau Fellner höre, komme ich unfallfrei über den Winter“, sagte Herr Schatte mit Überzeugung. Man möchte es ihm fast glauben. Doch apropos glauben:

„Glauben Sie an die Sterne, Herr Schatte?“

„Komische Frage. Ich verstehe nichts davon. Aber was Frau Fellner gesagt hat, hat noch immer gestimmt. Sie wach wie eine Mutter über unser Schicksal, und ihre Prognosen sind so sicher, wie... na, wie der Sonnenaufgang.“

Dieser Meinung ist auch Friedl Fellner, die schon seit über dreißig Jahren mit den Sternen lebt, und die durch ihre astrologische Tätigkeit und ihre Vorträge in ganz Deutschland bekannt ist; aber sie schränkt ein:

„Die Astrologie wird ständig überfordert und gleichzeitig unterschätzt. Sie wird überfordert durch die unzähligen Fragen nach Banalitäten des Lebens, ob der Geldbriefträger am Dienstag kommt, wann und was er von wem bringt, und ähnlichem Unsinn. Und sie wird unterschätzt, weil die Menschen zu leicht vergessen, daß sie nur ein Teil des Kosmos sind, ein höchst bemerkenswertes, aber doch unbedeutendes Teilchen des ganzen Geschehens. Sie haben zwar gelernt, sich nach dem Wetter zu richten. Sie sollten dazulernen, daß es auch so etwas wie ein kosmisches Wetter gibt, dem sie ausgeliefert sind und vor dem sie sich auch ein wenig schützen könnten. Und so gesehen, kann man dem Menschen wirklich empfehlen: Nimm deine Sterne in die Hand!“

Wie das Tillerpaar zum Gillergirl wurde:

Hochzeit nach dem Horoskop

Das Ende war sehr aufregend.

„Sind wohl alle aus den Socken gekippt!“ rief Walter Giller fassungslos am Mittag des 3. Februar 1956. Ein verärgertes Zeitungsreporter hatte über ihn geschrieben, er sei im Leben genau so fleißig wie in seinen Filmrollen.

Hatte Walter Giller das verdient...? Der lange Hamburger „Schlaks“, der sich nur ernst nehmen kann, wenn er den Komiker spielt, hatte in 25 Filmrollen Millionen Menschen zum Lachen bekehrt. Und dann wollte auch er einmal lachen, er und Nadja.

Am 31. Januar, vier Tage zuvor, hatten die Tiller-Gillers im Münchner Hotel „Continental“ auf die hundertsiebenunddreißigste Frage nach ihrem Hochzeitstermin halb verzweifelt, halb empört geantwortet, sie seien doch schon drei Monate verheiratet. Das kam prompt in die Zeitung. Zwei Tage später, am 2. Februar, fand dann in Starnberg bei München die richtige Hochzeit statt. In aller gewünschten Stille. Das kam heraus, und jetzt platzte die Bombe.

Man verübelte es den beiden beliebten Filmschauspielern, daß sie ihre Hochzeit allein feiern wollten, ohne Starummel. Daß sie ein einziges Mal in ihrem publicity-vergoldeten Leben Ruhe, Stille und Einsamkeit zu genießen wünschten.

Das allein war die Ursache ihrer verwegenen „Tarnung“. Etwas anderes war es um den Hochzeitstermin. Der 2. Februar 1956 war als Hochzeitstag seit langem vorausbestimmt. Er lag sozusagen fest, ehe Walter Giller und Nadja Tiller von ihrer Liebe wußten... Deshalb paßt es auch in den Ablauf der Dinge, daß es acht Tage vor der richtigen Eheschließung eine entsetzliche Enttäuschung gab: auf dem Standesamt der

Künstlerkolonie Starnberg nämlich. An diesem 26. Januar 1956 standen um 11 Uhr vormittags unauffällig Starnbergs Bürgermeister Eduard Süskind, der Standesbeamte Erwin Steinherr, Starfotograf Willi Hüttig und einige insgeheim mit Tips versehene Zaungäste bereit, um leise, leise, ohne Aufsehen — Walter Giller und Nadja Tiller zu verheiraten. Nur noch das Brautpaar fehlte. Wenn es pünktlich kam, gelang die Verschwörung — aber es kam nicht. Es kam nur ein Anruf Walter Gillers aus Berlin, daß ihn eine wichtige Unterredung abgehalten habe, er ließe vielmals entschuldigen, er bitte darum, den Termin um acht Tage zu verschieben.

Natürlich kam auch das in die Zeitungen. Und schon folgte einer tollen Vermutung die nächste. War alles nur ein Faschingsscherz? Hatten Nadjas Wiener Eltern die Eheschließung sabotiert? Waren die Papiere der österreichischen Staatsangehörigen Nadja Tiller nicht gekommen? Hatte Nadja ihre Wahl im letzten Augenblick bereut? Ja, man schrieb sogar: Walter habe die Trauung ohne Nadjas Wissen ansetzen lassen, um die Zögernde im letzten Augenblick zu überrumpeln!

Die Starnberger ärgerten sich sehr. Sie ahnten nichts vom wirklichen Grund der Verschiebung. Und die Starnberger „Bürger“ in ihren hübschen Häusern am See, die Kollegen und Freunde Walters und Nadjas — Ruth Leuwerik, Hans Albers, Walter Müller, Vico Torriani, Marianne Koch, Kristina Söderbaum, Fita Bonkhoff und wie sie alle heißen — auch sie ahnten nichts...

Zur gleichen Zeit lieferten sich Walter und Nadja in ihrem kleinen neuen Haus in Berlin-Wannsee ihren letzten vorheiligen Streit. Walter hat ihn Wort für Wort erzählt.

UNSERE MEINUNG:

Zu der Geschichte des 20. Juli, wie sie Kronzeuge Linge sieht, sind die historischen Kommentare längst geschrieben worden. REVUE glaubt indessen, zu einem wesentlichen Punkt der Aufzeichnungen Linges einige unbekanntere Einzelheiten beitragen zu können.

Hitler war ein überzeugter Atheist und ein Feind der Kirche. Aber gerade weil er ungläubig war, war er abergläubisch. Er glaubte an eine völlig individuelle „Vorsehung“, mit der er sozusagen auf du und du stand und die im Grunde nichts anderes zu tun hatte, als über Adolf Hitler zu wachen.

Wie gefährlich diese einseitige „Intimität“ mit der Vorsehung war, ergibt sich aus den folgenden Tatsachen:

Als Präsident Roosevelt starb, war Dr. Goebbels der erste, der die Nachricht erfuhr. Er bestand darauf, daß Hitler die „Freudennachricht“ von ihm persönlich erhalten solle. Als dann Goebbels dem „Führer“ telefonisch mitteilte, daß Roosevelt gestorben sei, begann Hitler vor Freude zu tanzen. Er betrachtete Roosevelts Tod als einen Gefallen, den ihm die „Vorsehung“ erwiesen hatte. Obwohl Hitler den Tod Feldmarschall Hindenburgs offiziell betrauern mußte, vertraute er Göring an, daß die „Vorsehung“ den großen Heerführer „gerade rechtzeitig“ abberufen habe, um ihm den Weg zur uneingeschränkten Macht zu ebnen.

Als Hitler Berchtesgaden verließ, um die Verteidigung Berlins persönlich zu leiten, erklärte er seinem Adjutanten, daß die Stadt nicht fallen könne, wenn er sich in ihren Mauern befinde. Er bezog sich auf den Satz Cäsars, den dieser angeblich zu den verängstigten Seeleuten gesprochen hatte: „Du trägst den Cäsar und sein Glück!“

Die Vorsehung, von der Hitler sprach, hat die Vereinbarung mit dem „Führer“ nicht gehalten.

REVUE

Kurz vor den Olympischen Spielen in Berlin, die 1936 mit allen Mitteln nationalsozialistischer Propaganda durchgeführt wurden, setzt sich der SA-Führer Wolf Graf von Helldorf auf den Stuhl des Polizeipräsidenten von Berlin. Dieser Adlige, der die Gesellschaft schöner Frauen liebt, wird von Himmler gehaßt, während Goebbels und Göring ihn stützen. Hitler hat etwas für diesen Mann mit dem oft undurchsichtig-mokanten Lächeln übrig. Die Männer, die die Verschwörung gegen Hitler zusammengebracht hat und die den Putsch des 20. Juli 1944 vorbereiten, haben den Grafen in ihren Kreis einbezogen. Er macht mit, obwohl er für ein Gelingen des Plans nicht viel Aussichten sieht. Als das Attentat in der „Wolfsschanze“ stattgefunden hat, ist die Lage in Berlin noch völlig unklar, denn die Nachrichtenverbindungen sind größtenteils unterbrochen. Helldorf ruft kaltblütig im Hauptquartier der Gestapo in der Prinz-Albrechtstraße an, um Informationen einzuholen — vergeblich. Im Propagandaministerium am Wilhelmplatz sitzt zu dieser Stunde Goebbels mit seinem Staatssekretär Dr. Naumann zusammen. Dem „kleinen Doktor“ ist aufgefallen, daß man an diesem Tage kaum Polizei auf den Straßen sieht. So fragt Goebbels: „Was ist eigentlich mit Helldorf?“

„Ich werde ihn anrufen!“ Naumann eilt hinaus. Nach einer Viertelstunde kommt er wieder. „Helldorf ist nicht zu erreichen. Im Präsidium ist er nicht und in seiner Wohnung auch nicht.“

Goebbels vermutet nichts Arges: „Wer weiß, wo der sich wieder rumtreibt. Der hat ein besonderes Händchen, in entscheidenden Stunden nicht da zu sein!“

Er lacht, er kennt die Frauenaffären des Grafen und hat immer beide Augen zugedrückt, wenn Helldorf drei oder vier Tage nicht zu erreichen war. Das wird auch dieses Mal so sein, und laut setzt er diesen Gedankengang fort: „... trotzdem muß er hergeschafft werden. Jemand soll zum Alexanderplatz fahren und ihn von da aus suchen!“

Eine SS-Ordonnanz macht sich auf den Weg. Der Mann erlebt eine riesige Überraschung:

Das ganze Präsidium ist unbewacht. Nur wenige Beamte befinden sich im Dienst, Uniformierte sind überhaupt nicht zu sehen. Mit großer Mühe erhält die SS-Ordonnanz des Dr. Goebbels die Erlaubnis, sich im leeren Vorzimmer des Polizeipräsidenten niederzulassen und von hier aus die telefonische Suche zu unternehmen. Ein nutzloser Versuch — niemand weiß natürlich, daß einzig Helldorfs Rolle im Verlauf so geklappt hat, wie es verabredet war: die Ordnungspolizei ist lahmgelegt!

Wo aber befindet sich der Graf in diesem Augenblick? Helldorf hat den Befehlsbunker der Polizei aufgesucht. Dies ist seine Zentrale während der Luftangriffe auf die Reichshauptstadt.

In diese glänzend gelegene Zentrale hat sich Helldorf zurückgezogen; von hier aus kann er das Telefon benutzen, ohne selbst angerufen zu werden. Niemand weiß, wo er steckt. Sein Freund Nebe ist bei ihm. Abwartend, aber voll innerer Spannung, verfolgen sie den Ablauf der Geschehnisse.

Spät am Abend, es ist 21 Uhr geworden, stößt einer der Verschwörer den Grafen auf. Schon ist der Putsch als gescheitert zu betrachten. Und schon befindet sich dieser Verschwörer, der Dr. Gisevius, auf der Flucht. Er wird nicht sofort vorgelassen. Man weiß nicht, um

wen es sich handelt, und so speist die Ordonnanz ihn ab:

„Der Graf verhandelt mit einem höheren SS-Führer!“

Gisevius erschrickt. Ist Helldorf auf die andere Seite übergegangen, oder hat man ihn bereits verhaftet? Gerade will er den Bunker wieder verlassen, da kommt der SS-General auf ihn zu. Es ist Arthur Nebe, Helldorfs Freund und Mitverschwörer.

So klärt der Irrtum sich auf. Nebe führt den Dr. Gisevius zu Helldorf.

Nur einen Blick wirft Gisevius auf Helldorfs Gesicht, dann weiß er: Alles ist aus. Und während Gisevius noch mit dieser Erkenntnis kämpft, richtet Helldorf ruhig und gleichgültig die Augen auf ihn:

„Und nun?“ fragt er lakonisch.

„Und nun?“ wiederholt Gisevius sprachlos und ratlos noch einmal: „Und nun?“

Nun gibt Helldorf in monotoner Sprache, ohne Leidenschaft, ohne Betonung einen Bericht dieses Tages. Und wenn überhaupt eine Bewegung aus seinen Worten zu spüren ist, dann ist es nicht Enttäuschung. Auch als der Bericht beendet ist, hört man keine Klage, keine verzweifelte Frage an die Zukunft. Diese Frage stellt erst Dr. Gisevius. Er richtet seine Augen auf den unsicheren Nebe, auf den selbstsicheren Helldorf: „Was sollen wir nun tun? Sie? Nebe? Ich?“

Helldorfs Antwort ist so wie er selbst, etwas schnodderig, ganz unkompliziert: „Jetzt kann nur Frechheit helfen. Wir streiten einfach alles ab. Wir tun so, als ob nichts gewesen wäre.“

Und dabei setzt er wieder das harmlose Gesicht auf, das er zeigen kann, jenes Gesicht, das seine Bekannten kennen. Immer, wenn er die Szenerie durch ein Hintertürchen verläßt, ist dieses Gesicht seine Maske.

Der SS-Führer Nebe fährt zurück in das Gestapo-Quartier in der Prinz-Albrecht-Straße. Helldorf begibt sich spät am Abend in das Polizeipräsidium. Einige Telefongespräche; dann ist der Apparat der Polizei wieder im Gange. Als Himmler in Berlin eintrifft und die Geheime Staatspolizei mit der Liquidierung des Unternehmens beginnt, finden

Sie ist wirklich mild!

REGIE
MILDE SORTE
AUSTRIA
TAGANWAREN HILFEN

8¹/₃

REIN ORIENT

sie, polizeimäßig gesehen, alles in Ordnung. Niemand ahnt etwas, niemand hat etwas bemerkt. Die Rede Hitlers zu den Ereignissen wird nach Mitternacht im Rundfunk durchgegeben; Helldorf hört sie am Gerät im Arbeitszimmer des Reichspropagandaministers am Wilhelmplatz. Nichts an ihm ist ungewöhnlich.

Mit der Maske der Gleichgültigkeit versah der Graf in den nächsten Tagen seinen Dienst. Niemand verdächtigte ihn, niemand schöpfte Argwohn aus der merkwürdigen Reserve, welche die Berliner Polizei am 20. Juli gezeigt hatte. Mit kluger Berechnung gingen sich Helldorf und Nebe in diesen Tagen aus dem Wege. Erst am Montag, dem 24. Juli, rief Nebe Helldorf an.

Ruhig ließ Helldorf die Verbindung herstellen; wenn Nebe jetzt riskierte, ihn anzurufen, dann war alles in Ordnung. Nebe saß ja in der Zentrale der Gestapo...

Nebe bat Helldorf, zu ihm zu kommen, und ohne Argwohn sagte der Graf zu. „Sofort?“ Nein, das lehnte Helldorf ab.

Man soll nichts überstürzen, denn das könnte falsch ausgelegt werden. Da schlug Nebe einen Termin um die Mittagszeit vor.

Zur verabredeten Stunde erschien der Graf im Dienstgebäude Nebes am Werderschen Markt. Arthur Nebe gab Befehl, keinen Besucher vorzulassen und alle Telefonanrufe „abzuwimmeln“. Eine wichtige Konferenz mit dem Polizeipräsidenten!

Die beiden Männer saßen noch nicht eine Viertelstunde zusammen, da wurde die Tür zum Vorzimmer Nebes aufgerissen. Der Leiter der Berliner Kriminalpolizei stürzte herein, fünf Kriminalbeamte folgten ihm. Sie drängten den überraschten Adjutanten Nebes beiseite, zogen Pistolen aus der Tasche, rissen die Tür zu Nebes Zimmer auf und richteten die Pistolen auf ihren Polizeipräsidenten:

„Graf Helldorf, Sie sind verhaftet!“
Hat Nebe seinen Freund in eine Falle gelockt? Am gleichen Tage noch bezog Graf Helldorf eine Zelle in der Prinz-

Albrecht-Straße. Am nächsten Tag, Dienstag, den 25. Juli, war Nebe verschwunden...

In der Untersuchungshaft leistete Helldorf keinen Widerstand mehr. Unumwunden gab er seine Beteiligung an der Verschwörung des 20. Juli zu. Aber alle Fragen nach den Namen weiterer Verschwörer wehrte er mit der gleichen Gelassenheit ab, mit der er seinem Schicksal entgegenschau.

Am 14. August 1944 erfährt die Geheime Staatspolizei bei der Vernehmung von Angehörigen des Reichskriminalamtes zum ersten Mal von der Teilnahme Nebes und seiner Mitwisserschaft am Attentat und Putschversuch. Nun beginnt eine umfassende Fahndung. Aber ein halbes Jahr hindurch gelingt es Nebe, sich zu verbergen. Er hat sich bei Bekannten in der Umgebung Berlins versteckt. Erst am 16. Januar 1945, sechs Monate nach der Verhaftung des Grafen Helldorf in seinem Zimmer, wird Nebe aufgespürt. Nur vierzehn Tage dauert seine Vernehmung, denn er wehrt

sich nicht, er ist geständig. Alle, mit denen Nebe im Laufe der Jahre zusammengearbeitet und die er in die Pläne des 20. Juli hineingezogen hat, reißt er mit in seinen Tod, dem ihn der Henker Anfang März 1945 überantwortet.

Am 15. August 1944 bereits ist der, den er als ersten verraten hat, im Gefängnis Berlin-Plötzensee den gleichen Tod gestorben. Den gleichen Tod, doch nicht auf gleiche Weise! Wolf Graf von Helldorf überstand die Vernehmung mit der Verslossenheit seines undurchdringlichen Wesens. Und den letzten Gang seines Lebens legte er zurück mit der gleichen abweisenden Gelassenheit, die sein Gesicht immer dann wie eine Maske bedeckte, wenn er versuchte, einer Situation durch eine Hintertür zu entkommen. Die gleiche Maske auch im Angesicht des Todes — schien das Leben ihm nutzlos geworden, war es ihm ganz und gar zuwider? Oder sah er auch in diesem Abschluß eines verspielten Einsatzes die Hintertür, durch die er sich fortstehlen konnte von einer Szenerie,

Ein Bummel durch Stockholm



– wer denkt da nicht gleich an lockende Schaufenster, elegante Hotels, den Hauch der großen Welt und natürlich ... an gepflegte Frauen. Mitten im Leben steht die Schwedin von heute. Immer wird ihre unauffällige Eleganz, ihre gute Figur Bewunderung erregen. Das Geheimnis ihrer Figur heißt „Felina“.

Und Sie, gnädige Frau?

Natürlich – Sie wissen es schon längst:

Felina formt vollendet!



felina - Kerima AT (351B)
trägerloses Modell, sicher und bequem im Tragen, aus Atlas mit Web Spitze, breites Rückenteil aus Ripsgummi. (lachs, weiß, schwarz, Größen 3-7)
DM 9.90

felina - Kerima PE, dasselbe Modell aus duffigem PERLON. DM 12.90

felina - Safina (3358 C), besonders eleganter Atlas-Hüftformer mit Elastinova-Gummi-Einsätzen und verstärkter, abgesteppter Gesäßpartie. (lachs, schwarz, Weiten 68-96) DM 18.90



formt vollendet!

Frauen in über 50 Ländern tragen Felina. Bitte fordern Sie kostenlos den reizvollen Modell-Prospekt von Felina - Modelfabrik - Mannheim F 5

GUTSCHEIN



Frühling im Herzen

Die Frau unserer Zeit erlebt das neue Erwachen der Natur bewußter – weil sie länger jung bleibt als frühere Generationen. Selbstsicher dank ihrer persönlichen Anziehungskraft geht sie ihren Weg – überlegen, gepflegt, mit der persönlichen Note durch

Ellocar herb

dem Duft voller Rasse und Temperament

In jedem guten Fachgeschäft von 1,- bis 13,50 DM

auf der sich Freuden, wie er sie liebte, keinesfalls für ihn mehr wiederfinden?

Hitlers Kammerdiener Heinz Linge hat in REVUE Nr. 5 berichtet, wie der „Führer“ auf Attentate gegen seine Person reagierte. Heute schildert er die Vorgänge am 20. Juli 1944. Linge hat diesen Bericht ausschließlich auf Grund seiner Erinnerungen niedergeschrieben, ohne Kenntnis — geschweige denn Studium — der umfangreichen Literatur über diesen historisch hochinteressanten Tag. Linge schreibt:

Hitler sagte zu mir: „Man hat versucht, mich umzubringen, Linge.“ Er saß in einem unbeschreiblichen Zustand an einem Tisch. Sein Haar hing in wirren Strähnen. Seine Kleidung war zerfetzt. Sein rechter Arm hing schlaff herab. An seiner Seite war ein Arzt damit beschäftigt, eine Unmenge von Splittern aus seinen Beinen zu entfernen.

In diesem Augenblick war Hitler ruhig und sagte nichts weiter. Vielleicht war er sogar etwas benommen. Es war am 20. Juli 1944, ein paar Minuten, nachdem eine Bombe explodiert war, die letzte und um ein Haar erfolgreiche, die sein Leben auslöschen sollte.

Hitlers „Röntgenblick“

Bei dem Attentat war ich nicht an seiner Seite, aber unmittelbar nach der Explosion hatte man mich gerufen. Als der „Führer“ jetzt mit mir weitersprach, hatte ich das Gefühl, daß seine Augen die meinen erforschen wollten. Sie hatten einen kalten und starren Ausdruck. Später habe ich mich an diesen „Röntgenblick“ erinnert, nämlich als er mir erzählte:

„Linge, sobald mir klar war, daß etwas explodiert und daß ich verletzt war, blickte ich den Offizieren um mich herum in die Gesichter. Ich wollte sehen, wie sie reagierten.“

Der 20. Juli war ein normaler Sommertag. Es wurde der Besuch Mussolinis im Hauptquartier bei Rastenburg in Ostpreußen erwartet, um 2 Uhr nachmittags. Kurz vor der festgesetzten Ankunft seines italienischen Freundes leitete der „Führer“ die Lagebesprechung über die Ostfront in dem dafür vorgesehenen Raum des Führerhauptquartiers.

Ich selber hielt mich zu dieser Zeit rund achtzig Meter von diesem Konferenzraum auf; ich unterhielt mich mit dem Chef des Protokolls von Dörnberg über Einzelheiten des bevorstehenden Empfangs für Mussolini. Plötzlich hörten wir den Knall einer Explosion.

Dörnberg, einige andere Herren und ich setzten unsere Besprechung fort, denn wir glaubten, daß ein streunender Hund eine von den vielen Minen ausgelöst hatte, die zur Sicherung des Führerhauptquartiers ringsum gelegt waren. Zufällig sah ich auf meine Uhr — ich weiß es noch, als sei es gestern geschehen —, um festzustellen, wieviel Zeit noch bis zur vorgesehenen Ankunft des „Duce“ zur Verfügung stand. Es war zehn Minuten vor eins.

Einen oder zwei Augenblicke später rannte eine Ordonnanz auf mich zu: ich sollte sofort zu Hitler kommen. Als ich mich umwandte, um zu der betreffenden Baracke zu gehen, sah ich plötzlich einen verstörten Offizier vor mir, über dessen Gesicht Blut rann. So wurde mir klar, daß irgendwas passiert war. Der Offizier, es war Major von Fregend, sagte stotternd: „Der Führer lebt...“ Das hörte ich — dann erfaßte ich die Situation und rannte los.

Ich habe oben beschrieben, wie ich Hitler antraf und wie er mich mit starren Augen musterte, als ich bei ihm eintrat. Er befahl mir: „Vielleicht ist noch mehr Sprengstoff da. Sorgen Sie dafür, Linge, daß sofort alle Fußböden und Wände gründlich untersucht werden.“

Nachdem ich diesen Befehl an die Kriminalpolizei des Führerhauptquartiers weitergegeben hatte, half ich Hitler dabei, seine Kleider zu wechseln. Nachdem das geschehen war, begab ich mich in den Raum, in dem die Bombe explodiert war. Der Tisch und die Stühle waren zertrümmert, alles bot ein Bild heillosen Durcheinanders. Decke und Wände waren eingerissen, und große Stücke Zement und Mörtel lagen überall umher.

Nach und nach erfuhr ich, was geschehen war. Mehr als zwanzig Herren hatten sich um den schweren Tisch versam-

melt, auf dem Hitlers Karten von den Kriegsschauplätzen ausgebreitet waren. Im Verlauf der Konferenz erschien Oberst Stauffenberg im Führerhauptquartier. Er meldete, er sei von Generaloberst Fromm geschickt worden. Generalfeldmarschall Keitel stellte ihn dem „Führer“ vor. Stauffenberg stand in nächster Nähe Hitlers, als er eine Aktentasche unter dem Tisch abstellte und sich wegen eines Telefonanrufs aus Berlin entschuldigte.

In der Aktentasche befand sich eine Zeitzunderbombe. Unmittelbar, bevor er den Raum verließ, betätigte er den Mechanismus, der die Explosion innerhalb weniger Minuten auslöste.

Als die Bombe mit ungeheurer Kraft losging, wurden diejenigen, die ihr am nächsten gestanden hatten, getötet oder schwer verletzt. Hitler trug eine schwere Armverletzung davon. Außerdem erlitt er Brandwunden, Verletzungen durch Holzsplitter und Beschädigungen des Trommelfells in den beiden Ohren. Aber er hatte großes Glück gehabt — die schwere Tischplatte hatte ihn geschützt. Er lebte.

Diese Lagebesprechung fand in einem verhältnismäßig leicht gebauten Zimmer des Hauptquartiers statt. Es war ein nur vorübergehend für diese Konferenz benutzter Raum. Der eigentliche „Lageraum“ wurde zu dieser Zeit gerade mit zusätzlicher Decken- und Wandverstärkung gegen Fliegerbomben versehen. Damals war man allgemein der Auffassung, daß eine ähnliche Explosion in einem Betonbunker für alle Anwesenden unbedingt tödlich verlaufen wäre.

Hitler hat mir später selber erzählt: „Ich lehnte mich gerade über eine Karte und zeichnete darauf etwas ein, als sich die Explosion ereignete. Ich wurde in die Luft geworfen, als der Tisch gesprengt wurde. Der Tisch hat mich gerettet.“

Alle diese Tatsachen habe ich natürlich erst nach und nach erfahren. Ich war einer der ersten, die hörten, was Stauffenberg passierte, nachdem er den Konferenzraum verlassen hatte. Als ich den zerstörten Lageraum besichtigte, kam ein Feldwebel — er hieß Adam — zu mir und meinte, er habe draußen gerade Fernsprechkonferenz gehabt. Adam:

„Ich glaube, das wird Sie interessieren: Um dreiviertel eins verließ Oberst Stauffenberg den Lageraum und ging in einer Richtung davon, die darauf schließen ließ, daß er das Führerhauptquartier verlassen würde. Ein paar Minuten später kam General Guhle heraus und fragte mich nach einem Gespräch, das er, wie er sagte, einige Zeit vorher angemeldet hatte. Ich sagte dem General, daß für ihn kein Gespräch angemeldet worden sei. Er war sehr wütend und bemerkte, er habe den Oberst Stauffenberg hinausgeschickt, damit er das Gespräch anordne.“

Sobald der Feldwebel seinen Bericht beendet hatte, nahm ich ihn mit zu Hitler. Ich sagte zum „Führer“: „Ich glaube, mein Führer, der Feldwebel hat etwas Interessantes zu melden.“

Als Adam seinen Bericht vor Hitler beendet hatte, fragte dieser seinen Adjutanten: „Wer hat Stauffenberg hergeschickt?“ Als er erfuhr, daß man annahm, Stauffenberg sei von Generaloberst Fromm geschickt worden, brüllte Hitler: „Dann weiß ich jetzt, daß Stauffenberg für die Explosion verantwortlich ist.“

Alle Leitungen unterbrochen

Jetzt stellte sich schnell heraus, daß innerhalb weniger Minuten nach der Explosion der Chef der Kriminalpolizei im Führerhauptquartier, Högl, dem alle Wachen unterstanden, automatisch Befehl gegeben hatte, daß niemand das Hauptquartier verlassen durfte. Stauffenberg war noch innerhalb des Lagerbezirks, vermutlich, weil er die Explosion noch hören wollte. Sobald die Bombe hochgegangen war, begab er sich zu einem Ausgang, wo er entsprechend dem Befehl Högls vom Posten aufgehalten wurde.

Stauffenberg befahl dem Posten, sofort den Offizier vom Dienst zu holen, dem er erklärte: „Sie wissen, daß mein Flugzeug auf mich wartet. Ich habe strikten Befehl vom Führer selbst, eine wichtige Nachricht zu Generaloberst Fromm in Berlin zu überbringen. Lassen Sie mich sofort gehen!“

Der Offizier glaubte ihm und ließ ihn passieren.

Hitler war der Meinung, daß die Zen-



So etwas
kenne ich
gar nicht
mehr...

Fensterputzen - das hatte bei mir früher immer raue und aufgesprungene Hände zur Folge, besonders bei kaltem Wetter. Aber seit ich sie mit Kaloderma Gelee pflege, ist mir das kein Problem mehr. Ein wenig Kaloderma Gelee - gleich nach dem Waschen auf der Haut verrieben - hält die Hände zart und glatt, auch wenn sie im Haushalt oder Beruf noch so strapaziert werden. Kaloderma Gelee heilt raue und aufgesprungene Hände über Nacht und ist unübertroffen als Vorbeugungsmittel.

DAS SPEZIALMITTEL
ZUR HANDPFLEGE

* Kaloderma Gelee enthält
Glycerin in wirksamster

und der Haut besonders zuträglicher Dosierung.
Es fettet nicht, schmiert nicht, wird nach kurzem
Einreiben von der Haut restlos aufgenommen
und ist daher besonders angenehm im Gebrauch.

KALODERMA GELEE

Normaltube
DM 1.20
Besonders
vorteilhafte
Doppeltube
DM 1.90





Lo 162

Einst warf man sich in Positur,
stolz auf die Wäschegarnitur,
doch brettsteif wirkte alles nur,
trotz Muttis stolzer Miene.
Noch fehlte **UHU-Line!***
Das wirkt wie ein Verjüngungsbad!
Elastisch steift man heut' un' glatt,
seitdem man **UHU-Line** hat!

Schon ein Teelöffel voll wirkt Wunder
an aller Wäsche und Kleidung.
* Diese elastische Dauersteife ist
schmutzabweisend, waschfest
und gewebefreundlich.



UHU-WERK H. u. M. FISCHER, BUHL/BADEN

Schlankheitskörnchen
HEUMANN
in der bekannten Goldpackung

helfen *Ihr* und *Ihm*
ohne Fasten oder anstrengende Gymnastik,
schwemmen überflüssige Wassermengen aus,
regen die Darmtätigkeit an,
bauen belastende Fettdépôts ab.

Schlankheitskörnchen Heumann
ein bewährtes deutsches Spitzenpräparat,
das Ihr Vertrauen verdient. Eine Packung reicht für
eine 3-wöchige Kur.

Nur in Apotheken DM 3,40

trale des Attentats in Berlin zu suchen sei. Seine erste Reaktion war die, daß er versuchte, mit Goebbels — der in der Reichshauptstadt war — Verbindung aufzunehmen. Doch es stellte sich heraus, daß alle Leitungen von Rastenburg abgeschnitten waren. So wurde sofort alles unternommen, um die Leitungen in größtmöglicher Schnelligkeit instand zu setzen. Dennoch dauerte es mehr als drei Stunden, bis die Verbindung mit Berlin wiederhergestellt war.

Während dies alles geschah, wurde der Fahrer vernommen, der Stauffenberg vom Hauptquartier zum Flugplatz gebracht hatte. Er berichtete, daß Stauffenberg ein Paket aus dem Wagen geworfen hatte. Das Paket wurde gefunden — es enthielt Sprengstoff, der vermutlich als Reserve gedacht war für den Fall, daß die erste Explosion nicht funktionierte.

In der Zwischenzeit bereitete sich Hitler, ungeachtet seiner Verletzungen und der Verhöre, die ihren Fortgang nahmen, auf seine Begegnung mit Mussolini vor. Ich sah zu, wie er mit verbundenen Beinen, den rechten Arm in einer Schlinge, eine oder zwei Minuten nachdenklich in seinem Zimmer stand. Irgendwie schien es mir, als war es ihm angenehm, daß der „Duce“ ihn nun unmittelbar nach einem Anschlag auf sein Leben sehen würde. Er war entschlossen, Mussolini so zu begegnen, als wäre nichts Ungewöhnliches geschehen, ruhig und gefaßt.

Als sie sich dann gegenüberstanden, erschrak der „Duce“ offensichtlich. Der „Führer“ erklärte sehr kurz, was geschehen war. Dann richtete er sich auf und fügte hinzu:

„Das ist ein neuer Beweis dafür, daß ich der von der Vorsehung ausersehene Mann bin, der in diesem Krieg Großdeutschland zu einem großen Sieg führt.“

Mit einem dramatisch vorgeschobenen Kinn erwiderte der Duce: „Es konnte nicht anders sein. Und ich stehe an Ihrer Seite!“

Major Remer wird Oberst

Es schien, als genössen beide jeden Augenblick dieser Begegnung. Eine kurze Pause trat ein. Dann führte Hitler seinen Gast an den Schauplatz der Explosion. Beide betrachteten die angerichteten Verwüstungen. Der „Duce“ drückte wiederholt seine Sympathie für Hitler aus, er beglückwünschte ihn immer wieder zu seiner Rettung.

Aber das war nicht die einzige Sympathie-Kundgebung, die Hitler an diesem 20. Juli 1944 dargebracht wurde. Kurz vor Mussolinis Ankunft waren Göring, Himmler und Ribbentrop im Führerhauptquartier eingetroffen, um an der offiziellen Zusammenkunft mit Mussolini teilzunehmen. Erst im Hauptquartier hatten sie etwas darüber erfahren, daß ein Attentat auf den „Führer“ stattgefunden hatte.

Göring tat sich ganz besonders hervor. Er stürzte vor, warf seine Arme um Hitlers Schultern und rief: „Oh, mein geliebter Führer... mein Führer!“

Und Hitler stand bewegungslos in einer Haltung, von der er glaubte, daß sie in dieser Situation richtig sei. Er sagte schließlich:

„Sie haben nichts von Revolutionären, diese Verschwörer, sie sind nicht einmal Rebellen. Wenn Stauffenberg eine Pistole gezogen und mich niedergeschossen hätte, dann wäre er noch ein Mann gewesen. Was er getan hat, war feige.“

Eine Konferenz, die mit dem „Duce“ stattfinden sollte, wurde abgesagt. Himmler mußte nach Berlin fliegen und untersuchen, was sich dort abspielte bzw. abgespielt hatte. Währenddessen gingen die Bemühungen, ein Telefongespräch mit Goebbels zustande zu bringen, weiter. Während Hitler mit seinen Gästen zum Essen ging, mußte ich beim Telefonapparat bleiben, um den „Führer“ rufen zu können, sobald Goebbels erreichbar war.

Es war genau 4 Uhr 30 nachmittags, als der Telefonist meldete, daß die Verbindung in Ordnung sei. Ich rief Hitler, der trotz seiner Verletzungen beinahe rannte, so aufgeregt war er. Mit lauter und erregter Stimme fragte er, was in Berlin los sei. Goebbels berichtete, daß eben in diesem Augenblick Major Remer neben ihm stünde, der Kommandeur des Wachregiments. Remer sei zu ihm, Goebbels, gekommen, weil er durch Befehle irritiert worden sei, die bedeuteten, daß er die Ministerien in der Um-

gebung der Reichskanzlei besetzen sollte. Goebbels hatte Remer gerade bedeutet, daß auch er durch diese Befehle in Verwirrung gebracht werde, als der Anruf Hitlers ihn erreichte.

Der „Führer“ wollte Remer sofort sprechen, und ich hörte, wie Hitler sagte:

„Remer, man hat versucht, mich umzubringen, aber ich lebe. Meine Befehle, und nur meine Befehle sind zu befolgen! Sie haben Berlin für mich zu sichern! Wenden Sie alle Machtmittel an, die Sie für notwendig halten. Erschießen Sie jeden, der versucht, meinen Befehlen nicht zu gehorchen. Sie sind hiermit zum Oberst befördert!“

Nach weiteren Worten mit Goebbels gab Hitler das Zeichen, daß das Gespräch beendet sei. Zusammen mit dem „Duce“ begab er sich zu einigen Arbeitern, die bei der Verstärkung der Baracken beschäftigt gewesen waren und die man nach der Explosion festgenommen hatte. Zu ihnen sagte er:

„Ich habe von Anfang an gewußt, daß ihr das nicht gewesen seid. Es ist mein tiefer Glaube, daß meine Feinde die „Vons“ sind, die sich Aristokraten nennen. Ihr alle seid jetzt frei.“

Dann entfernte Hitler sich, um eine Rede an das deutsche Volk vorzubereiten.

Bald nach Mitternacht war ich an seiner Seite, während er vor dem Mikrofon versicherte, daß er am Leben sei, daß es ihm gut ginge und daß er seine Feinde finden und bestrafen werde. Aber schon am nächsten Tag war er sehr schwach und stützte sich an den Wänden, wenn er ging.

Innerhalb von vierzehn Tagen erholte Hitler sich vollständig. Als er bemerkte, daß Keitel und andere Mitglieder des Hauptquartiers noch unter den Folgen der Explosion litten, erklärte er voller Stolz: „Sehen Sie, ich bin schneller geheilt, weil ich Vegetarier bin!“

Im ganzen verbrachte er zwei oder drei Tage im Bett, und in dieser Zeit erkundigte er sich dauernd über Stauffenberg. Stück für Stück erfuhr er Einzelheiten über den Flug Stauffenbergs von Rastenburg nach Berlin, über die Ankunft in der Reichshauptstadt und den Empfang des Obersten bei Generaloberst Fromm. Und das sah so aus:

Sofort nachdem Stauffenberg in Berlin gelandet war, meldete er Generaloberst Fromm, der Führer sei tot. Hitler sagte zu mir, als er mir dies erzählte: „Ich war sehr lebendig!“ Der Anruf Stauffenbergs bei Fromm fand ungefähr um vier Uhr nachmittags statt. Erst um fünf Uhr meldete er sich in Fromms Dienststelle, und dort wurde er sofort zusammen mit zwei Offizieren auf Fromms Befehl festgenommen, in den Hof geführt und erschossen.

Obwohl ein Volksgerichtshof den Generaloberst Fromm von der Anklage eines Anschlags gegen Hitlers Leben freisprach, sagte Hitler oft zu mir, seiner Meinung nach sei Stauffenberg nur erschossen worden, um einen Zeugen gegen Generaloberst Fromm zu beseitigen. Und im folgenden Jahr wurde Fromm auf direkten Befehl Hitlers hingerichtet.

Nach jenem Attentat wurde jeder Raum, in dem Hitler irgendeine Zusammenkunft abhielt, vorher sorgfältig untersucht. Sogar die Fußbodenbretter wurden entfernt. Außer rund 60 Personen, denen Hitler vertraute und deren Namen er selber in einer Liste zusammengestellt hatte, mußte jeder, der in seine Nähe kam, einer Leibesvisitation unterzogen werden. Und natürlich war es nicht erlaubt, Aktentaschen mitzubringen.

Nachdem Hitler diese Vorsichtsmaßnahmen angeordnet hatte, ging er mit mir zusammen spazieren, zum ersten Male seit dem 20. Juli. Er sagte zu mir: „Sehen Sie, Linge, wir können immer noch spazierengehen, Sie und ich.“

Das Attentat selber schien die selbstgefälligen Pläne in Hitler nur noch bestärkt zu haben — Pläne, die er für gigantisch hielt und die in den Ruinen endeten. Noch zu jener Zeit sagte er zu mir: „Weil ich gerettet wurde, als andere sterben mußten, ist es klarer als je, daß das Schicksal Deutschlands in meinen Händen liegt, Linge!“

Das Schicksal jedoch hatte andere Pläne...

Im nächsten Heft:

Rommels kometenhafter Aufstieg und lödlicher Sturz — Linges Flucht aus der Reichskanzlei — Von Kameraden verraten

Hilfsm. Zerstör

Was ich am 20. 7. 44 in der Bendlerstrasse
erlebte.

Der 20. Juli 1944 war für mich - ich war damals Chef der Abteilung Ib im Allgemeinen Heeresamt - bis kurz nach 17 Uhr wie jeder andere Tag der damaligen Zeit verlaufen. Kurz nach 17 Uhr wurde ich während einer Besprechung mit einem Herrn meiner Abteilung vom damaligen Major i.G. Harnack angerufen, der mich zu einer Besprechung zu Obstlt. i.G. Pridun bat, der der Ia des Allgemeinen Heeresamtes war. Harnack stellte die Besprechung so wichtig hin, daß ich mich sofort dorthin begab.

Obstlt. Pridun teilte mir mit, er habe vom Chef des Stabes des AHA, Oberst i.G. Mertz von Quirnhelm, den Auftrag erhalten, sofort für das gesamte Ersatzheer den "Walküre"-Befehl zu geben. Dies bedeutete die sofortige Alarmierung und Bereitstellung des Ersatzheeres und war durch Befehle mobilmachungsmässig vorbereitet.

Als Abt. Chef Ib hatte ich dazu nur einen kurzen Zusatz zu geben, der aber je nach dem beabsichtigten Einsatzzweck der alarmierten Truppen unterschiedlich sein konnte, da z.B. bei einem Einsatz im Osten die Ausstattung mit Kraftfahrzeugen, Beutewaffen usw. verschieden sein mußte gegenüber einem beabsichtigten Einsatz auf anderen Kriegsschauplätzen. Auf meine diesbezügliche Bemerkung hin rief Pridun den Chef des Stabes an und bat um eine Orientierung der Generalstabsoffiziere über die Lage, die zu dem schwerwiegenden Entschlusse der Herausgabe des "Walküre"-Befehls geführt hatte.

Es war normalerweise üblich, in derartigen Fällen die verantwortlichen Generalstabsoffiziere entsprechend zu unterrichten. Darauf wurden alle Generalstabsoffiziere zu einer Besprechung zum Chef des Stabes befohlen, die in dessen Dienstzimmer stattfand.

Oberst v. Mertz teilte uns in kurzen Worten etwa Folgendes mit: "Der Führer ist einem Attentat zum Opfer gefallen. Parteikreise wollen die Situation benutzen, um der Front in den Rücken zu fallen. Das Ersatzheer wird in der Heimat die Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten und verhindern, daß diese Kreise der Attentäter die Macht an sich reißen. Die Polizei hat sich dem Heer unterstellt. Sie haben wie bisher ihre Pflicht zu tun." Schon kurz vor dieser Besprechung war an die Abteilungen im Hause der Befehl durchgegeben worden, daß niemand die Dienststelle verlassen dürfte.

- 2 -

Ich begab mich sofort nach dieser Bekanntgabe in mein Geschäftszimmer und gab meinen versammelten Gruppenleitern den Inhalt der Besprechung in ähnlichen Worten wieder, wie der Chef des Stabes sie gebraucht hatte. Kurze Zeit danach meldete sich Major Fliessbach, einer meiner Gruppenleiter, von einer Besprechung beim Waffenamt bei mir zurück. Nach kurzer Rücksprache mit ihm wies ich ihn an, zur Bewaffung der Angehörigen des AHA Waffen und Munition zu verschaffen. Ich tat dies, da ich aus den Worten des Chefs entnommen hatte, daß mit Zusammenstößen oder Unruhen zu rechnen sei und die Masse der Anwesenden nur den Dolch bei sich führten. Meine Abteilung war die für Fragen von Waffen und Munition zuständige Stelle des Stabes und Fliessbach als Offizier mit dem Feldzeugwesen besonders vertraut, sodaß dieser eilige Auftrag von ihm am besten ausgeführt werden konnte.

Da sich zunächst nichts ereignete und ich mit größerem Arbeitsanfall erst für später rechnete, ging ich mit mehreren Herren in das am Matthaei-Kirchplatz gelegene Kasino zum Abendessen. Nachdem wir zunächst beim Verlassen des Hauses Schwierigkeiten hatten, meldete ich mich offiziell beim Amtschef, General Olbricht, ab, der uns die Genehmigung zum vorübergehenden Verlassen des Hauses gab. Hierbei meldete ich ihm die eingeleitete Waffenbeschaffung, die er gut hieß.

Das einzige Auffällige war bis dahin, daß am Tor der Bendlerstrasse ein Doppelposten aufgezo-gen war. Sonst war der Betrieb im Kasino völlig normal. Zahlreiche Angehörige anderer, besonders auch von Marine-Dienststellen, wußten nichts von irgendwelchen Ereignissen. Nach kurzem Aufenthalt kehrte ich mit meinen Begleitern zur Dienststelle zurück. Hier wurde uns als Neuigkeit mitgeteilt, daß in einer Radio-Verlautbarung das Attentat mit dem Zusatz veröffentlicht worden sei, daß der Führer lebe. Irgendwelche Anhaltspunkte über den Kreis der Täter wurden nicht gegeben. Befehle oder Anordnungen, die einer Bearbeitung bedurft hätten, lagen für mich nicht vor. Aus den Unterhaltungen mit anderen Kameraden war zu entnehmen, daß niemand auch nur eine Ahnung hatte, was eigentlich wirklich los war. Die Rundfunkmeldung hatte mich stutzig gemacht, da hier das Misslingen des Attentats mitgeteilt wurde, während uns von unserem Vorgesetzten, der innerhalb weniger Sekunden durch einen Anruf im Hauptquartier den wahren Istbestand hätte erfahren können, das Gegenteil mitgeteilt worden war. Da die Rundfunkmeldung aber auch aus propagandistischen Gründen falsch sein konnte, war diese Über-

- 3 -

legung nur dazu angetan, die Unklarheit der Lage für mich und alle Unbeteiligten zu steigern, die langsam durch mehrere Tatsachen entstanden war. Einmal fiel es auf, daß im Vorzimmer des Amtschefs und Chefs sich zahlreiche Offiziere aufhielten, die uns unbekannt waren und die sich gegenüber Fragen sehr zurückhaltend und ablehnend verhielten. Dann wurden dort zahlreiche Fernschreiben und sonstige Schriftstücke geschrieben, was normalerweise durch die entsprechende Abteilung des Stabes des AHA erfolgte, wo jetzt alles untätig herumsass. Dabei wurde besonders darauf Bedacht genommen, daß man nicht Einblick in diese Schreiben nahm, was mit der besonderen Geheimhaltung erklärt wurde. Der Amtschef machte einen außergewöhnlich aufgeregten Eindruck.

Kurz vor der Unterrichtung durch den Chef des Stabes hatte ein Bearbeiter der Organisationsabteilung des Generalstabes des Heeres bei mir angerufen, um sich wegen einer belanglosen Angelegenheit eine Auskunft geben zu lassen. Auf meine Frage, ob ihm der Befehl zur Herausgabe des Stichwortes "Walküre" bekannt sei, verneinte er dies und erklärte mir auf meine Anfrage, daß im Hauptquartier des Gen.St.d.Heeres völlig normaler Dienstbetrieb sei. Ich rief nun Oberstlt. i.G. Rutz im Stabe des Generalquartiermeisters an, der mir die gleiche Antwort gab. Ich bat ihn, den Generalquartiermeister, General Wagner, den ich sehr gut kannte, um Aufklärung zu bitten, was eigentlich los sei. Er versprach mir dies. General Wagner war zu dieser Zeit fernmündlich durch mich nicht zu erreichen.

Anrufe bei Bekannten in der Stadt hatten ergeben, daß dort überall Ruhe und normale Zustände herrschten. Im Hause war der Polizeipräsident von Berlin, SA-Obergruppenführer Graf Helldorff gesehen worden. Ausserdem hatte ich den Lärm einer lauten Auseinandersetzung im Zimmer des Amtschefs gehört und erfuhr, daß der Stellv. Kommandierende General des III.A.K., General v. Kortzfleisch, dort verhaftet worden sei. Generaloberst Fromm sollte ebenfalls verhaftet worden sein. Ich hatte Generalfeldmarschall v. Witzleben das Gebäude verlassen und in seinem Wagen abfahren sehen. Personenverkehr am Tor war kaum feststellbar.

Durch eine Bemerkung eines Kameraden, der von einem "Generalsputsch" sprach, kam mir zum ersten Mal der Gedanken, daß entgegen der Unterrichtung durch den Chef des Stabes ein Putschversuch im Gange sein könnte, an dem der Chef des Stabes des AHA und die in seiner Umgebung festgestellten unbekannteren Offiziere beteiligt sein könnten.

- 4 -

Das hierbei - ein Vergleich mit der Roemrevolte am 30. 1. 34 drängte sich sofort auf - Parteikreise, vielleicht sogar führend beteiligt seien, schloss ich aus dem Besuch des SA-Obergruppenführers Graf Helldorff, den ich als ehemaliger Berliner Schutzpolizist noch von Ausschreitungen gegen die Juden und sonstigen Nazi-Exzessen der Jahre vor 1933 in besonders über Erinnerung hatte.

Der Gedanke, daß hier ein Putsch stattfände mit Zielen, wie ich sie später aus der Presse erfahren habe, kam mir damals nicht im entferntesten. In mein Blickfeld trat in diesen kurzen Stunden ja auch nur ein ganz kleiner Personenkreis. Ich hatte als Abt. Chef im AHA laufend mit dem Amtschef, General Olbricht, mit dem erst kürzlich abgelösten Chef des Stabes, Oberst Graf Stauffenberg, und mit dem neuen Chef, Oberst v. Mertz, zu tun gehabt. Über politische Fragen hatte ich nicht mit ihnen gesprochen. Ich hatte von ihnen die Meinung, daß sie es sehr ernst mit ihren Aufgaben nahmen, die die Organisationsfragen des Heeres und hierbei im Wesentlichen Bereitstellung von personellen und materiellen Kräften für die Front betrafen. Stauffenberg, mit dem ich noch einige Tage vor dem Attentat im gleichen Schlafwagenabteil ins Hauptquartier gefahren war, hatte z.B. durch persönlichen Vortrag bei Hitler - ein besonderes Ereignis, da Hitler z.B. den Generalobersten Fromm zum Vortrag selbst wichtigster Dinge nicht persönlich empfing - Entscheidungen herbeigeführt, die zur Aufstellung einer grossen Zahl neuer Divisionen besonders wichtig waren. In seinen Unterhaltungen mit mir ging es immer wieder um die Fragen der rechtzeitigen Fertigstellung der neuen Divisionen. Nach dem gemeinsamen Besuch des Gottesdienstes am Fronleichnamstag in Berchtesgaden gab ich Stauffenberg meine Entrüstung zum Ausdruck, daß in Bayern die öffentlichen Fronleichnamsprozessionen verboten waren. Auch hier erwähnte er nichts, was mich auf seine Einstellung hätte aufmerksam machen können. In Berchtesgaden hatte Stauffenberg u.a. ein sehr langes Gespräch mit Feldmarschall Keitel. Es war mir bekannt, daß zwischen diesem und z.B. dem Generalobersten Fromm starke persönliche Spannungen herrschten, wie ich überhaupt aus Gesprächen mit Stauffenberg und mit anderen wußte, daß innerhalb des militärischen Führungskreises Feindschaften herrschten, die meiner Ansicht nur dem persönlichen Ehrgeiz entsprangen. Diese Spannungen herrschten vielleicht noch viel mehr, innerhalb der politischen

- 5 -

Führung, was allgemein bekannt war.

Von der Rolle, die Stauffenberg damals spielte, hatte ich keine Ahnung. Ich hatte ihn am Nachmittag nirgendwo gesehen. Daß er der Attentäter war, erfuhr ich am Mitternacht durch die Rede Hitlers, was bei mir und meinen Kameraden größte Überraschung hervorrief.

Inzwischen wurde deutlich wahrnehmbar, daß die Sache nicht so lief, wie sie gedacht war. Einige Offiziere bedrängten mich, daß etwas geschehen müsse. Sie bestärkten mich in meiner Besorgnis, daß auch für uns Unbeteiligte schwere Folgen entstehen könnten. Was zu tun sei, um aus dieser unglücklichen Lage hinaus zu kommen, wußten wir nicht.

Bei den mehr oder weniger heftig geführten Gesprächen, die alle zum Ausdruck brachten, daß wir bei dem vermeintlichen Putsch nicht mitmachen wollten, war es inzwischen etwa 20,45 Uhr geworden. Jetzt ließ General Olbricht den Befehl durchgeben, daß sich alle im Hause befindlichen Offiziere um 21 Uhr in seinem Dienstzimmer versammeln sollten. Wir begaben uns alle befehlsgemäß in das Zimmer des Antschefs. Er machte einen äußerst erregten Eindruck. In unzusammenhängenden Worten sagte er sinngemäß: "Die Wache des Regiments "Groß Deutschland" ist abgerückt. Es ist notwendig, das Haus zu verteidigen. Zunächst werden die hier befindlichen Generalstabsoffiziere als Posten eingeteilt. Hier, der Hauptmann X (der Name ist mir entfallen, ich kannte ihn nicht) wird die Führung übernehmen! Da ich auch eingeteilt worden war, fragte ich, ob nun der ganze sonstige Dienstbetrieb eingestellt werden sollte, besonders was mit dem gesamten Programm der Neuaufstellungen geschehen solle. Er antwortete darauf: "Alles ist zurückzustellen".

Dieser ohne Kommentar gegebene Befehl veranlaßte die anwesenden Generalstabsoffiziere, darunter auch den an den Ereignissen beteiligten Oberstlt. i.G. Bernardis, - was uns anderen im übrigen nicht bekannt war - nach Verlassen des Zimmers im Vorzimmer kurz zusammen zu kommen und wir kamen überein, von General Olbricht eine eingehende wahrheitsgetreue Unterrichtung über die Lage zu erbitten, besonders da uns garnicht gesagt worden war, gegen wen denn das Haus verteidigt werden sollte. Wir gingen zu ihm, wo er wieder kaum zusammenhängend etwas erklärte, wobei wir trotz aller Unklarheit die Gewissheit bekamen, daß tatsächlich ein Putsch im Gange sei. Wer gegen wen, erfuhren wir aber immer noch nicht.

Inzwischen hatten sich alle im Hause anwesenden Offiziere in einem Zimmer versammelt, um das Ergebnis unserer Rückfrage bei General

- 6 -

Olbricht zu erfahren. Die völlig ungenügende Orientierung führte nun zu dem Entschluss, unseren höchsten Vorgesetzten, Generaloberst Fromm, um Aufklärung zu bitten. Da dieser angeblich festgenommen worden war, mußten wir jetzt mit Widerstand rechnen. Daher bewaffneten wir uns mit den vorhandenen Waffen. Es war keine Zeit zu verlieren, da wir aus den Worten Olbrichts entnommen hatten, daß mit dem Anrücken irgendwelcher Truppen gerechnet werden mußte. Ein Plan wurde daher nicht gemacht. Nachdem einige Maschinenpistolen und Handgranaten fertig gemacht worden waren, ging die zuerst fertige Gruppe, wobei ich mich befand in das Zimmer General Olbrichts. Ich trug kein Koppel, hatte eine Pistole in der Hand und eine Handgranate in der Hosentasche.

Im Dienstzimmer des Generals erklärte ich - als dienstältester anwesender Generalstabsoffizier - ihm in erregten, aber korrekten militärischen Ton, seine Auskünfte über die tatsächliche Lage wären so unvollkommen, so daß die anwesenden Offiziere darüber eine Erklärung durch Generaloberst Fromm als unseren höchsten militärischen Vorgesetzten erbäten. Ohne Zögern erklärte er sich bereit, mit uns zu Fromm zu gehen. Er sagte dann noch, wir sollten seinen Schwiegersonn, einem im Zimmer anwesenden Generalstabsoffizier der Luftwaffe, in Ruhe weggehen lassen, da er "an der ganzen Sache nicht beteiligt sei". Da bei mir überhaupt nicht die Ansicht bestand, irgend jemanden festzunehmen, wurde dies zugesagt. Der Offizier verließ unbehelligt das Gebäude.

Während dieses Gesprächs mit General Olbricht fielen im Flur - die Türen offen - Pistolenschüsse. Wer auf wen geschossen hat, ließ sich später nicht mehr feststellen. Ich war hierbei in das Vorzimmer gelaufen, wo Hauptmann Klausning von der Tür her ein Schuss in Richtung auf mich abgab. Da er darnach anscheinend eine Ladehemmung hatte, schoss ich einen Schuss über ihn in die Wand, worauf er seine Pistole fallen liess. Dann sprang ich in eine Deckung und schrie: "Aufhören mit Schiessen", was auch sofort befolgt wurde. Nach meiner Ansicht ist aus Nervosität blindlings in die Gegend geschossen worden. Gezielte Schüsse dürften kaum abgegeben worden sein, sonst wäre es in den engen Räumen schwer gewesen, an jemandem vorbei zu schießen. Tote und Verwundete hat es nicht gegeben. Nach der Schiesserei, die wenige Sekunden dauerte, bat ich General Olbricht, jetzt mit uns zu Generaloberst Fromm zu gehen. Gleichzeitig bat ich ihn, zu veranlassen, daß nicht sinnlos geschossen würde, da auf jeden Fall ein Blutvergießen zwischen deutschen Sol-

- 7 -

daten vermieden werden müßte.

General Olbricht ging mit dem inzwischen dazu gekommenen Oberst v. Mertz in Richtung zu den Diensträumen Fromms. Ich konnte nicht schnell hinterher gehen, da ich von einem aufgeregten jungen Soldaten des Regiments "Gross Deutschland" um Rat über sein weiteres Verhalten angesprochen wurde. Er stand Posten vor einem Zimmer, in dem ich zu meinem Erstaunen zwei mir unbekannte SS-Leute feststellte. Sie kamen heraus und ich forderte sie auf, auch gleich mit zu der Aussprache zu Fromm zu kommen.

Als ich nach dieser Verzögerung mit einigen Kameraden in das Vorzimmer von Fromm kam, kamen mir ein unbekannter Zivilist und zu meiner Überraschung ein Generaloberst in Uniform entgegen. Wie ich später feststellte, waren es die Generalobersten Beck und Höppner. Ausserdem waren dabei General Olbricht, Oberst Graf Stauffenberg und v.Mertz. Oberleutnant v. Haeften war erst an mir vor bei aus dem Vorzimmer heraus, dann aber ohne Aufforderung wieder hinein gegangen. Ich wandte mich an den Generalobersten in Uniform und erklärte ihm, daß alle im Hause Anwesenden um eine Klärung der für uns allen völlig unbekanntem Lage bäten und daher Generaloberst Fromm sprechen wollten, oder ob er uns die erbetene Klärung geben könnte. Höppner sagte darauf ziemlich wörtlich: "Ich habe keine Ahnung, was hier los ist. Ich war zur Beerdigung meiner Mutter in Berlin und bin daher in Uniform. Da habe ich ein Telegramm bekommen, ich solle mich hier in der Bendlerstrasse melden, da für mich eine Verwendung beabsichtigt sei. Mehr weiß ich nicht." Darauf erwiderte ich: "Dann ist es gut, wenn Generaloberst Fromm hierher kommt, wahrscheinlich weiß er Näheres." Höppner stimmte zu und sagte, er wolle mit den anderen Herren im Zimmer von Fromm warten, worauf alle dort hinein gingen.

Inzwischen war ein Offizier zu dem Zimmer gelaufen, wo sich Fromm nach Angabe Olbrichts aufhalten sollte. Ganz kurze Zeit nach der geschilderten Aussprache erschien er. Ich versuchte, ihn anzusprechen. Er war äußerst erregt, beachtete mich garnicht, sondern ging an mir vorüber in sein Dienztzimmer. Hier blieb er an der Tür stehen und ich hörte etwa folgende Worte: "Ah, hier sind ja die Herren, die mich heute Mittag festgenommen haben. Jetzt sind Sie aber meine Gefangenen. Hat jemand eine Waffe bei sich?" Bei einem flüchtigen Blick in das Zimmer fiel mir nur auf, daß Oblt. v. Haeften in einer Ecke anscheinend etwas verbrannt hatte.

- 3 -

Weiter konnte ich mich um die Vorgänge nicht kümmern, da in diesem Augenblick ein Offizier an mich herantrat, der mir erregt mitteilte, daß auf dem Hof eine Schlägerei mit hereingekommenen Soldaten im Gange sei und daß zwei von mir dortain geschickte Offiziere geprügelt würden.

Ich hatte, während ich hinter General Olbricht zum Zimmer von Fromm hergegangen war, die zu meiner Abteilung gehörenden Obersten Dannecker und Oberstleutnant Aamon zum Eingang der Bondlerstrasse geschickt mit dem Auftrag, den Führer der erwarteten Truppe zu veranlassen, sofort zum Dienstzimmer von Fromm zu kommen, auf jeden Fall aber nichts zu unternehmen, da die meisten im Hause Anwesenden völlig über die Lage im Unklaren seien und ihm zu erklären, daß er mit einem Widerstand im Hause nicht zu rechnen habe und daß ein Blutvergießen vermieden werden müßte.

Als ich auf dem Hof ankam, war es Oberst Dannecker gelungen, einen Offizier kurz aufzuklären, so daß die Soldaten von ihren Angriffen abgelassen hatten. Obstlt. Aamon befand sich mit blutendem Gesicht und eingetretenen Rippen im Wachraum.

Als ich dann wieder zum Vorzimmer des Amtschefs ging, wo sich inzwischen die Masse aller Offiziere versammelt hatte, um ihnen zu erklären, daß Fromm den Befehl übernommen, die angerückten Truppen unterrichtet und von ihr keine Gewalttätigkeiten mehr zu erwarten seien, traf ich dort General v. Kortzfleisch, der sich in einem Zimmer in Haft befunden hatte und erledigte für ihn einige Telefongespräche. Dabei hörte ich, daß geschossen wurde und erfuhr, daß Fromm ein Standgericht gebildet und General Olbricht, Oberst Irsf Stauffenberg, v. Wertz und Oblt. v. Häften durch Soldaten der angerückten Truppe auf dem Hof erschossen worden seien, während Generaloberst Beck sich selbst erschossen habe. Nähere Einzelheiten habe ich erst später durch andere Kameraden erfahren, die z.T. dabei gewesen waren.

Andere Offiziere hatten inzwischen veranlaßt, daß alle nicht zum AHA gehörenden Offiziere im Zimmer des Chefs des Stabes versammelt worden waren. Sie hatten alle keinen Versuch gemacht, bis auf die oben geschilderte kleine Schiesserei, Widerstand zu leisten oder zu fliehen und waren auch kaum bewaffnet. Ich sah sie in den Zimmer sitzen, wo sie sich unterhielten und Zigaretten rauchten.

Nach nicht langer Zeit kam 33-Oberstabsführer Skorzeny mit zahlreichen SD-Leuten. Gleichzeitig oder etwas später kam General Reinicke mit Obergruppenführer Kaltenbrunner, ausserdem General Thiele, der durch beide Weisungen über irgendwelche Nachrichten

- 9 -

Massnahmen erhielt. Sie veranlassten, daß die nicht zum AHA gehörigen Offiziere abgeführt wurden. Unter ihnen befand sich zu meinem Erstaunen auch Oberstleutnant Bernardis. Es ist mir nicht klar, auf welche Weise der SD so schnell erfahren hat, daß Bernardis beteiligt gewesen ist. Ich hatte gleich Skorzeny erklärt, daß es sich wohl um einen Irrtum handeln müsse, da sich Bernardis in der gleichen Ungewissheit wie wir Übrigen befunden habe. Skorzeny lächelte bei meinen Worten und ließ Bernardis abführen, ohne mir eine Erklärung zu geben.

Später sah ich General Kuntze, der wohl vorübergehend die Führung im Hause übernehmen sollte. Ich glaube nicht, daß er irgend etwas veranlaßt hat. Er war auch kaum etwas zu veranlassen, denn dienstlich herrschte in der Nacht völlige Ruhe. Dagegen durchsuchten Skorzeny mit seinen Leuten alle Zimmer, liessen sich die Panzerschränke öffnen, wobei sie gegen meinen Protest auch die im Panzerschrank des Abteilungschefs des AHA befindlichen Chefsachen (größte Geheimhaltung) durchsahen. Unter den beschlagnahmten Papieren befand sich eine Art Mobilmachungskalender für den beabsichtigten Umsturz. Außerdem wurden Entwürfe für Aufrufe usw. beschlagnahmt.

Gegen Mitternacht erfolgte die Übertragung der Rede Hitlers, wodurch Stauffenbergs Rolle bekannt wurde. Diese Feststellung und die Behandlung Bernardis brachte mehrere Kameraden und mich zur Überzeugung, daß sicher mit einem sehr scharfen Einschreiten gegenüber den Beteiligten gerechnet werden mußte und wir stellten fest, daß auch uns über unser wenig aktives Verhalten sicher Vorwürfe gemacht werden würden, wie es später auch geschehen ist. Wir beschlossen daher, der vorgesehenen Vernehmung zuvor zu kommen durch einen Bericht, der von mir gemeinsam mit anderen Kameraden noch in der Nacht aufgesetzt wurde. Dieser Bericht bildet mit die Grundlage dafür, was damals bei der Gestapo bekannt wurde und heute in der Presse über die Ereignisse in der Bendlerstrasse geschrieben wird. Er enthielt im Wesentlichen eine richtige Darstellung, die aber verschiedentlich zu unseren Gunsten "frisirt" worden ist.

Alle im Hause Anwesenden durften das Gebäude erst am nächsten Nachmittag verlassen. Am 21. 7. morgens wurden die zum Dienst Kommenden von SD-Leuten durchsucht, deren Ton uns gegenüber anmassend und unfreundlich war. Nur das häufige Hinweisen auf die Tatsache, daß von den Angehörigen des AHA nur ein ganz geringer Prozentsatz an den Ereignissen beteiligt war, hat wahrscheinlich für manchen Schlimmeres verhütet. Am Vormittag des 21. 7. traf Obergruppenführer Jüttner mit einigen SS-Führern ein, um im Auftrage Himmlers den Befehl zu

- 10 -

übernehmen.

In den "Nord-West-Deutschen Monatsheften" vom Jan.-Febr. 47 ist ein Tatsachenbericht des Gestapoführers Kiesel veröffentlicht worden, der an der Stelle, wo er sich mit den Ereignissen in der Bendlerstrasse befaßt, den Satz enthält: "Ein Teil der Darstellungen dieser Ereignisse ist so verwirrt, daß die Klarstellung einer späteren geschichtlichen Darlegung überlassen werden muß". Die zahlreichen sonstigen Veröffentlichungen über diese Ereignisse widersprechen sich meist, selbst in den wesentlichsten Punkten. Wenn noch heute diese Ereignisse nicht klar gesehen werden können, so ist es zu verstehen, daß es in den kurzen Stunden, in denen sich alles abgespielt hat, durch die falsche Unterrichtung durch die Verschwörer, ohne jede Kenntnis der Lage und der Zusammenhänge und bei der herrschenden Erregung unmöglich war zu erkennen, was, eingeleitet durch das Attentat, wirklich beabsichtigt gewesen ist.

Fartenkirchen, den 22. August 1947.
Gsteigstr. 18

Verehrter und lieber Graf!

Meinem Briefwechsel entnehme ich, daß Sie gütigerweise meinen Vorschlägen für das Hilfswerk entsprochen haben. Sie werden gemerkt haben, daß es sich um sehr würdige und deswegen ebenso bescheidene Leute handelt, die ihre wirklich großen Verdienste ja gar nicht wahrhaben wollen. Ich denke dabei in erster Linie an Dr. Bergemann und meine Schwägerin, die vielfach ihr Leben aufs Spiel gesetzt haben. Vor allem waren ja Frauen nicht etwa wie wir Männer, ~~xxxxxx~~ durch Berufserfahrungen dazu ^{angehalten} gezwungen. Ich bin Ihnen noch 2 Anschriften von Frauen, allerdings eines etwas anderen Typs, schuldig. Die eine ist die meines früheren Untergebenen, des von den Russen verschleppten Legationsrates Dr. Schlobies, Mutter von 5 Kindern, Berlin-Wannsee, Pardemannstr. 24. Ihr Mann, der, wie ich glaube schon bemerkte, starke kommunistische Neigungen und Beziehungen besaß und deswegen von mir verteidigt, den Nazis dauernd verdächtig war, ist zwar nicht aktiv hervorgetreten, hat aber mit mir eng zusammengearbeitet und mir viele wertvolle Hinweise zur Rettung von Einzelpersonen, so Professor Dr. Schöps, Religionsphilosoph, jetzt in Erlangen, gegeben. Die zweite ist Frau Wilhelmine Werther, deren Mann schon vor Hitlers Machtantritt scharf gegen die Nazis auftrat, durch seinen Chauffeur Libbig ermordet wurde und vom Schwurgericht in Schweinfurt unter persönlichem Druck Streichers und Franks mangels an Beweisen freigesprochen wurde, während die Partei seine Frau, eine geborene Baronin Feilitsch, den Spieß umkehrend, des Mordes bezichtigte. Frau Werther hat dann nacheinander im Krankenhaus des Untersuchungsgefängnisses wo sie mit 5 Revolverschüssen aus der Mordnacht darniederlag, im Untersuchungsgefängnisse selbst und dann in einer Irrenanstalt schmachten müssen, bis sie, die naturgemäß mit Mord nicht das geringste zu schaffen hatte, frei kam. Dieser mir schon damals in

allen Einzelheiten wohlbekannte Fall ist mir heute, durch Dokumente belegt, in die Erinnerung zurückgerufen, weil ich für die Dame den bisher vergeblichen Versuch gemacht habe, ihr die Vorzüge einer Politisch Verfolgten zu vermitteln. Sie ist überdies schwer krank, heut nur noch ein Schemen und ich muß sogar fürchten, daß sie bei einem sinkenden Gewicht von jetzt unter 30 kg nicht mehr lange leben wird.

Ich selbst bin jetzt dabei, eine ganz kurze Übersicht über meine Beteiligung am Kampfe gegen Hitler niederzuschreiben. Vielleicht kann ich sie noch diesen Zeilen beilegen.

Mit den schönsten Grüßen, von denen ich der Gräfin mitzuteilen bitte, bin ich

Ihr

M. O. Henning

Mein Anteil an der Widerstandsbewegung.

Während meines Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten hörte ich von der Hitlerbewegung, über die mein Bruder Hans damals in München oft gespöttelt hatte, nur wenig. Ich sah in ihr wenigstens eine Möglichkeit zur Erneuerung Deutschlands, die, wie wir draußen nur zu sehr immer erleben mußten, die Demokratie nicht wahrnahm. Bald nach meinem Wiedereintreffen in der Heimat Ende November 32, sollte ich über den Charakter der Partei aufgeklärt werden. Schon die erste Wahlversammlung, die Johann v. Leers, ein Schüler von mir, abhielt, war auf einen so propagandistischen, verlogenen Ton abgestimmt, daß Leers selbst mir nach seiner Ansprache entgegenrief: "Es hat Ihnen wohl nicht gefallen, was ich gesagt habe?" Das bestätigte ich ihm. Die späteren Bemerkungen Leers', mich von den idealen Seiten der Partei zu überzeugen, bewirkten das Gegenteil des von ihm beabsichtigten Erfolges. ¹⁹³⁴ Nach der sog. Kameradschaft der Kapfzeit war nichts mehr anzutreffen. Im Gegenteil, unmittelbar nach der Machtergreifung zeigten sich sofort Auswüchse, die nicht zu verteidigen waren. In Beziehung zu den alten Parteigrößen (Stellvertreter des Führers) kam ich dann im Laufe des Jahres 33 wo man mich als eine Art Verbindungsmann zwischen dem Amt und der Partei, d.h. im Verbindungsstab zu gewinnen suchte. 4-wöchige Verhandlungen, die schon mit einem festen Vertrage geendet hatten, zeigten mir aber, daß es der Partei nicht auf eine Verbindung mit dem Amt, sondern auf seine Aushöhlung ankam. Ich nahm deswegen den mir angebotenen, im Dienst als unangenehm und minderwertig geltenden Posten in Columbian an. Hier setzte nun ein dauernder und zäher Kampf gegen die Partei ein. Sie versuchte die Stellung des Reichsvertreters in jeder Richtung einzuschränken und ihren "Hoheitsträgern" zuzuwenden. Darin wurde sie von der mit der Regierung personengleichen Parteizentrale in jeder Richtung unterstützt, während das A.A., sprich der Reichsaußenminister damals Herr v. Neurath, seine Beamten in dem ungleichen Kampfe ihrem Schicksale überließ. Meine Tätigkeit in Columbian endete mit dem schweren Überfalle, bei dem ich mit 3 Schädel- und 14 Knochenbrüchen davonkam. In Columbian hatte ich mich auch dank des Verständnisses und der Unterstützung der älteren Kolonienmitglieder, des Diplomatischen Korps und bald erworbener columbianischer Freunde, darunter der Berliner Generalkonsul Quijano Martilla halten und auch meine Auffassung durchsetzen können. So gelang es, eine Spaltung der deutschen Kolonie, vor allem auch einen Gegensatz zu den immer zahlreicher werdenden Emigranten zu verhindern. In öffentlicher Ansprache an die Kolonie, unter

- 2 -

anderen vor allem in Medellin, hatte ich auf die Anfrage eines hervorragenden Kolonienmitgliedes jüdischen Glaubens für den Führer die Auffassung vertreten, daß es ein jüdisches Problem im Auslande nicht gäbe und geben dürfe, da dort die Parteiauffassung sowohl, wie die lediglich für Deutschland aufgestellten Grundsätze keine Geltung hätten. Dem Auftreten der Partei in der Öffentlichkeit entzog ich dadurch den Boden, daß ich alle größeren Feiern und Veranstaltungen auf die Gesandtschaft nahm und aus eigenen Kosten bestritt.

Nach meiner Abberufung, der eine Reihe von Denunziationen folgten, vertrat ich in Amsterdam, wo das MigrantInnenproblem in noch sehr viel größerem Umfange auftrat, den gleichen Grundsatz. Schon damals hatte sich die Gestapo eine Art Genehmigungsrecht für die Erlangung von Pässen zugelegt. Ich habe dies nie anerkannt, in größeren Fällen mit der Gestapo auch ausgepaukt. Ich stellte sie stets vor die Frage, ob sie einen klar zu errechnenden Devisenausfall verantworten wollten. Sie haben mir dann in jedem Falle die Verantwortung überlassen. Zu einem Bruch mit der Partei kam es über eine ganze Reihe eklatanter Fälle. So verlangte ich, daß sie den nachweislich betrügerischen Präsidenten der Handelskammer, einen verkrochten Fahrradhändler namens Franke, fallen ließ, daß die Gestapo ihren Agenten, der stark, wie ich festgestellt hatte, 3-mal wegen schwerer Urkundenfälschung mit Zuchthaus bestraft worden war zurückzog und von ihren Kandidaten für Eindhoven zurückzog. Ich konnte mich in diesen Fällen, sowie der Abberufung eines Reichsregiers, den ich von der ^{in Paris} ~~apostrophischen~~ *Boya* des deutschen Turnvereins in Harlem vom Podium herunterholen ließ, durchsetzen, stürzte aber dann bei dem Fall Schröder, dem hervorragenden Musikpädagogen, den ich im Hotel Kraasnopolsky über seine Haltungslehre, mit der er künstlerische Disposition, Gelingensbereitschaft, zu bestimmen vermochte, vortragen ließ. Als nach einem überwältigenden Erfolge der Ausführungen sowohl wie der Bilder Schröders, sich die deutsche Frau des Leiters der NSB zum Privatunterricht meldete, bekannte ihr Schröder, daß er Jude sei. Ich vertrat, nach Berlin zurückberufen, meine Handlung damit, daß mir der Erfolg, nicht nur der sachliche und finanzielle, sondern auch politische und gesellschaftliche, rechtgegeben haben. Zum erstenmal seit der Macht-ergreifung war die Universität Amsterdam bei den Veranstaltungen der deutschen Schule vertreten und das beste holländische Publikum. Der falsche Ruf, die sonst ausgezeichnete Schule sei eine nationalsozialistische Propagandainstitution, wurde aufs schlagendste widerlegt. Im übrigen hätte ich nicht mehr und nicht weniger getan als der Führer, wenn er dem sowjet-russischen Botschafter die Hand schüttelt oder

Graf Weloseck mit dem damaligen Ministerpräsidenten Blum dienstlich verkehrte. Meine Auffassung wurde als völlig unmöglich abgelehnt, mir eine Beförderungssperre beauftragt und diese auch, als ich beschwerdeführend in München vorsprach, aufrecht erhalten. Zum Staunen des mir befreundeten Personalchefs nahm ich aber die unter meinem Range liegende Stellung eines Referenten für den Orient aus alter Liebe für den Osten an, mit dem festen Entschlusse, die innenpolitischen Entwicklungen in Deutschland aus nächster Nähe in Berlin weiterzuerfolgen. Ich setzte mir zur Aufgabe, die Kameraden im Auswärtigen Dienste auf den zunächst mit allen verfügbaren politischen Mitteln zu erreichenden Sturz des Hitlerregiments zu sammeln und vorzubereiten.

Zu diesem Zwecke schuf ich eine Sportvereinigung, an deren Arbeiten ich mich ganz regelmäßig beteiligte und für die ich von seiten der Personalabteilung die nötigen Mittel, vor allem zur Besoldung eines Sportlehrers, erwirkte. In dieser Sportvereinigung waren Herr v. Mumm, Graf Strachwitz, Gottfried v. Nostitz u. Herr van Scherpenberg, Brückelmeier und Sonnenhol. In der Gesinnung waren sich die jungen Leute durchaus einig. Der Grad ihrer Einsatzfähigkeit und Einsatzbereitschaft war naturgemäß verschieden. Mumm, Brückelmeier und Scherpenberg haben sie mit dem Tode und langer Haft beglichen. Sonnenhol wurde, ohne daß es ihm je bewußt geworden ist, als Verbindungsmann des Antes zur Gestapo benutzt. Er hat auch noch im Gefängnis eine Verbindung zwischen mir und Hassel hergestellt, war aber naturgemäß nicht einflußreich genug, um ihn retten zu können.

Von der Überzeugung ausgehend, daß in dem fortgeschrittenen Stadium der Parteiorganisation Hitler nur durch die organisierte militärische Macht zu überwälzigen sei, habe ich auf Vermittlung von Frau v. Künheis, geb. Hegnitz, Verbindung mit Generaloberst Guderian aufgenommen. (Nachdem der 1. Plan Nov. 40, Hitlers Marschbefehl gegen Frankreich zu nutzen, um ihn durch eine Koalition der vom Wahnsinn dieses Gedankens überzeugten Westgeneräle festzusetzen - wobei die Bewegung von im Osten stehenden Einheiten nach Westen zur Besetzung der Reichshauptstadt unsicher hätte benutzt werden können - gescheitert war.) Als Generalinspekteur der Panzertruppen war Guderian bes. geeignet, weil ^{er die Befehle zu dem Plan} ~~er sich~~ ^{er} in der Lage, sich von einem Armeekommando zum anderen zu bewegen, den Armeeführern, alten Kriegskameraden, die Sachlage auseinanderzusetzen und sie zum Zusammengehen zu bewegen. Guderian hat dies aus seinem Haß gegen Hitler und, wie ich meine, ehrlicher Überzeugung versucht, ist damit aber vollkommen gescheitert. Es gelang ihm nicht, auch nur 3 Generäle

rüle zu gemeinsamen Handeln zu bewegen. Ihre Eifersucht war so groß, daß sie eine Schlappe des Nachbarn mehr freute, als ein eigener Erfolg. Vollkommen verzweifelt gab mir Guderian den Auftrag zurück. Ich habe dann meine Ziele über den Leiter der Bodenabwehr für Deutschland, General der Flieger Wiese, genauer noch durch dessen sehr tüchtigen Ia und Ib zu erreichen versucht. Die Bodenorganisation war deswegen so wichtig, weil sie über ein eigenes Nachrichtenetz verfügte und in der Lage war, das Landen und Starten aller Flugzeuge innerhalb Deutschlands zu kontrollieren. Der Weg zur Flugwaffe ging durch den General der Flieger Knaus, damals Kommandeur der Luftwaffenskademie Gatow. In seinem Büro saß als Schreiber mit dem Range eines Unteroffiz. der Landrichter Dr. Flewe, einer meiner nächsten Mitarbeiter. Als Vorarbeit hatten wir für den Zeitpunkt nach der Kaltstellung Hitlers vor allem die Unterrichtung und Gewinnung der Öffentlichkeit, d.h. der großen Masse, und den sofortigen Übergang der Macht an festgesetzte Stellen vorbereitet. So waren beispielsweise neben einem ersten sehr genaum in den Wirkungen durchdachten Entwurf für die Allgemeinheit, für 2 Stunden darnach weitere nähere Erklärungen, dann eine gedruckte Proklamation und schließlich auch Rundfunkauftritte an alle Stände und Berufe vorbereitet, so an Arme, Beamten- und Arbeiterschaft, neben allen nötigen Vorkehrungen für die Unterrichtung und Übernahme der Presse. Der Improvisation sollte angesichts der nie zu überschätzenden Sechslage weitester Raum gelassen werden. Die Verwaltung aber sollte, ebenfalls nur eine vorläufige Maßnahme, bestimmt, sie der Partei und ihren Werkzeugen aus der Hand zu nehmen, an die Justiz, d.h. beispielsweise die Oberpräsidien an die Oberlandesgerichtspräsidenten, die landräthlichen Funktionen an die entsprechenden Kreisrichter, die vorher sämtlich durch die Personalabteilung geehrt und auch ersetzt und ergänzt werden sollten, übergehen. Größter Wert war dabei naturgemäß darauf gelegt, die Verbindung mit dem Auslande richtig herzustellen. Sie konnte nach den bisherigen Erfahrungen nur auf einen Erfolg des Putsches hin gesehen. Der Krieg sollte nach vernünftigen und sparsamen militärischen Gesichtspunkten aus der besten Verteidigungslinie heraus weitergeführt werden und die Stellung mindestens so lange gehalten werden, bis die Aufräumarbeiten im Innern vollzogen waren. Zu ihnen gehörte vor allem weitgehende Wiederherstellung des Rechtsstaates, einschließlich einer sofortigen gründlichen Durchsicht und Auflösung der Konzentrationslager, sofortige Wiedergutmachung des einzelnen Personen und Gruppen angerichteten Schadens

Wert

, Freiheit des Wortes bei aller freiwilligen Zucht, die die schwierigen Umstände der Presse zur Pflicht machten, darnach schließlich eine Volksabstimmung, der unmittelbar ein Prozeß gegen etwa 30 führende Nazis vorzugehen sollte. Man zog dabei in Betracht, daß im Laufe des ersten Umsturzes, schon der Schockwirkung wegen nicht verhindert, die mit der Waffe in der Hand betroffenen Parteigänger erledigt worden wären. Das Material für diese ³⁰ Prozesse lag in solcher Fülle und so schlagend vor, daß es keinen Deutschen unüberzeugt gelassen hätte. Auch ein glänzender Staatsanwalt war für die Anklage gefunden. Er ist in der Nacht vom 22./23. November den großen Luftangriffen auf Berlin zum Opfer gefallen. Diese Nacht Angriffe warfen auch alle Vorkehrungen um Monate zurück. Das vorbereitete Material, z.B. ein ganzes Zeitungs- und Dokumentenarchiv für die Friedenseinwanderung, war vernichtet, die einzelnen Leute versprengt, z.T. getötet. Sie konnten sich auch nicht suchend zusammenfinden, ohne den schon geweckten Verdacht noch zu verstärken. So mußte die ganze Arbeit von Neuem begonnen werden. Im Frühjahr 44 setzte sich Graf Stauffenberg, der wohl von meinen Verbindungen zur Luftwaffe erfahren haben mochte, über den Grafen Schulenburg (Pritzi) mit mir in Verbindung. Ich habe ihn, da ich feststellen mußte, daß auch noch von anderen Gruppen auf das gleiche Ziel losgesteuert wurde, bei General Emsus eingeführt. Ich habe dann in Mai und mehrfach im Juni v. Trott und Haeflten wegen eines weiteren Zusammengehens, zu dem ich gerne bereit war, zu Rate gezogen. Trott erörterte zuerst seinen Aufruf mit mir, der mir, wie ich ihm offen sagte, zu lang, zu dogmatisch, zu stark auf alte Leute und Parteiführer eingestellt schien, sodann vor allem die Frage, wer den Außenministerposten übernehmen sollte. Ich riet zu Nadolny, der einmal, ein sehr klarer Kopf, vorzüglicher Verwaltungsbeamter mit großen Beziehungen zu Rußland, zunächst sehr nützlich sein konnte, dann aber, bald verbraucht, durch den auskunftreichen Hassel ersetzt werden sollte. Selbst einen Poeten innerhalb der Stauffenberg-^{Nadolny}Unternehmung zu übernehmen, lehnte ich ab, erklärte mich aber zur Übernahme jeder anfallenden Aufgabe und dem Einsatz alles dessen, was hinter mir stand, bereit. Trott und vor allem Haeflten waren vollkommen vom Gelingen ihres Planes überzeugt. Sie rechneten mit einem glücklichen Ablauf der ganzen, ihnen lückenlos erscheinenden militärischen Vorkehrungen. Von dem Tag der Unternehmung war ich nicht verständigt, befand ich mich deswegen gerade in Ostpreußen. Unmittelbar darnach nahm ich zwar, wohl am 23.7. an einer der laufenden Vortragsabende im Kasino des Inf. Regt. 9 teil, wo der General Kortsfleisch mit der Su-

Sersten Schärfe die Verschwörer verurteilte. Unter den vielen Generälen, denen ich ihre Verantwortung gerade für die politischen Entwicklungen klarmachen versucht hatte, war auch der mir schon als Batl.-Kdr. bekannte Kortzfleisch gewesen. Er hatte mich stets mit einer schweigenden Zustimmung angehört, nie meine wachsende Eindringlichkeit abgelehnt. Hassel und ich sahen uns unwillkürlich bei seinen Worten an. Ich mußte an meine Unterhaltungen mit Feldmarschall v. Wittleben an offener Kaminofel in Neully, wo mich Graf Schwerin-Schwanfeld hingebeten hatte, um sein und seines Stabschefs letzte Bedenken zu beschwichtigen, an meinen Besuch bei Feldmarschall v. Beck in Foltawa und die vielen Rücksprachen mit dem damaligen Generalobersten v. Manstein auf der Eria denken. Auch Manstein hatte mich weitgehend mit angehört, dann, ohne sich zu äußern, abgebrochen, aber auf eine weitere Begegnung vertröstet. Gerade an dem Tag, wo ich mich mit Hassel in der Pension am Steinplatz zum Frühstück verabredet hatte, war seine Verhaftung erfolgt. Die Gewißheit darüber erhielt ich durch seinen Sohn, an den sich seine Sekretärin verwies. Etwas vorher noch waren meine beiden nächsten Mitarbeiter, Dr. Flewe und Jansen verschwunden. Ich selbst wurde darauf von 2 Gestapobeamten im Amt, zum Schrecken des ganzen Hauses, abgeholt. Immer und immer wieder hatte man mich gewarnt und gebeten, vorsichtig zu sein. Jetzt schien mich das Schicksal auch ereilt zu haben. Die Vernehmung durch den Oberstabsbannführer, Kriminalrat Lang (?) endete aber nach 5 oder 6 Stunden mit meiner vorläufigen Freilassung. Wie ich später hörte, hatten ihr im Nebenraum Flewe und Jansen zugehört. Sie ergab aber nicht nur nichts Belastendes für die beiden, sondern hatte den Vernehmenden durch die Fülle der von mir erzählten Einzeltatsachen so verwirrt, daß er mich zunächst entließ und erst später wieder verhaften lassen wollte. Ich befand mich aber im Auftrage des OKW auf einer D Dienstreise. Nach dem Scheitern der Stauffenberg-Unternehmung, vor allem auch ihrer außenpolitischen scharffen Ablehnung durch die Verbündeten, gab ich zwar meinen Plänen auf, konnte aber an ihrer sinnvollen Durchführung nicht mehr weiterarbeiten. Nur ein unvorhergesehener Zufall hätte uns noch helfen können.

Im September 44 begab ich mich in die Schweiz, um dort meine Freundeskreise über den wahren Charakter der Dreibündnisse vom 20. Juli aufzuklären. Ich habe insbes. auch dem Nationalrat Oeri, sowie dem damaligen Bundespräsidenten Stämpfli genaue Mitteilung über Charakter und Umfang der ganzen Bewegung gemacht.

- 7 -

Im Juli 45 wurde ich von einem Professor Krüger von der Universität Millwaukee, wenn ich mich recht entsinne, zweifellos einem deutschen halbjüdischen Emigranten in amerikanischer Majorsuniform, der sich als Leiter des psychological bombing survey einführte, und dies wohl auch war, auf meine Beteiligung am 20. Juli angesprochen und durch einen bei dieser Gelegenheit überreichten Brief des Professors Schmid-Noerr, Percha bei Stamnberg, gebeten, dem betreffenden Herrn meine Materialien, an denen er mitgearbeitet hatte, für ihn zu übergeben. Ich tat dies auch. Professor Krüger hat dann, wie alle Amerikaner, die irgend eine Zusage gemacht hatten, die Papiere an sich genommen und weder mir, noch Schmid-Noerr gegenüber etwas von sich hören lassen. Bei der Zustellung dieser Papiere war meine Schwägerin den Julitagen, wie überhaupt auch sonst, als Verbindung zwischen den verschiedenen Teilnehmern unserer Gruppe tätig.

OTTO HIRSCH

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

OTTO HIRSCH

EIN LEBENSWEG

Sonderdruck aus: „Das Gewissen entscheidet“
Mosaik-Verlag · Annedore Leber · Berlin 1957
hergestellt für den
Zentralrat der Juden in Deutschland

OTTO HIRSCH

9. Januar 1885 – 10. Juni 1941

Bei der Weihe des Gedenksteins, der auf dem Boden des ehemaligen Konzentrationslagers Bergen-Belsen zur Erinnerung an die Zerstörung jüdischen Lebens errichtet wurde, fand Theodor Heuss am 30. November 1952 jenes symbolisch-mahnende Wort: „An einem bösen Tage hörte ich den Namen Mauthausen, wo sie meinen alten Freund Otto Hirsch ‚liquidiert‘ hatten, den edlen und bedeutenden Leiter der Reichsvertretung deutscher Juden!“

Bis zu der Stunde, in der sein Leben ausgelöscht wurde, hatte der Württemberger Otto Hirsch mit klarer Bestimmtheit für Recht und Menschentum gewirkt. Schon in der Stuttgarter Heimatstadt, wo er am 9. Januar 1885 geboren wurde, stand er in diesem unantastbaren Ruf, Verband sich in ihm doch beste Tradition liberalen jüdischen Geistes mit dem demokratischen Denken seines Landes.

Den Heranreifenden hatte das elterliche Kaufmannshaus in seiner Ordnung und Aufgeschlossenheit früh mit Menschen des öffentlichen und kulturellen Lebens zusammengeführt. Es bot ihm Raum, seine menschlichen und geistigen Fähigkeiten zu entwickeln, sein Urteil zu bilden und seine Berufswahl unabhängig zu treffen. So war er sich früh gewiß, Rechtswissenschaften studieren zu wollen. Nachdem er das Studium mit Auszeichnungen abgeschlossen hatte, folgte auf eine kurze Anwaltschaft seine Berufung in den Dienst der Stadt Stuttgart, und zwei Jahre später wurde der 29jährige zum städtischen Rechtsrat befördert. Im Jahr 1919 trat er ins Württembergische Innenministerium ein und wurde dort 1921 Ministerialrat. Noch im selben Jahr ernannten ihn die Regierungen des Reichs und der ausländigen Länder zum Vorstandsmitglied der neugeschaffenen Neckar-Aktien-Gesellschaft.

Mit der gleichen lebendigen Talkraft wie im Bereich seiner rechts- und staatspolitischen Wirksamkeit widmete sich Otto Hirsch den Aufgaben im jüdischen Gemeinde- und Organisationsleben. Auch dort wurden ihm früh verantwortliche Funktionen übertragen. Schon 1919 wählte ihn der israelitische Landesverband zum Vorsitzenden seines Verfassungsausschusses, und nach mehrjähriger Tätigkeit für die israelitische Organisation Württembergs wurde er 1930 Präsident des Israelitischen Oberrats. Ein Jahr zuvor hatte er – obgleich Nichtzionist aus dem Kreise um den Rabbiner Leo Baeck – zur Beteiligung an dem Palästina-Aufbau aufgerufen.

Es waren entscheidungsschwere Tage, als 1935 Otto Hirsch nach übereinstimmendem Urteil der Geeignete schien, das Amt des geschäftsführenden Vorstandes in der Reichsvertretung der deutschen Juden unter der Präsidentschaft von Dr. Leo Baeck zu übernehmen. Nach den Aufzeichnungen eines nahen Verwandten entschloß er sich, „dem Rufe zu folgen... obwohl er sich darüber keine Illusionen machte, welche Gefahren eine solche Stellung mit sich bringe. Er sah genau, zu welcher Macht die NSDAP kommen werde und sagte mir, ihre Herrschaft werde mindestens zehn Jahre dauern!“



In dem neuen Amt, das er im Sommer des Jahres 1933 antrat, sah sich Otto Hirsch den Auswirkungen der ersten erschreckenden Eingriffe gegenüber. Dem Aufruf der NSDAP zum Judenboykott vom 1. April 1933 folgte unmittelbar die Ausschaltung jüdischer Bürger aus den Beamten- und freien Berufen durch das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vom 7. April und das Reichskulturkammer- und Schriftleitergesetz vom 22. September und 4. Oktober 1933. Er und seine Mitarbeiter, bedeutende Vertreter des deutschen Judentums, wie Julius Seligsohn, Paul Epstein, Arthur Lilienthal, Cora Berliner und Heinrich Stahl, wußten, daß die neuen Machthaber entschlossen waren, ihre antisemitische Hetze skrupellos in die Tat umzusetzen. Ebenso aber wußten sie, daß die Maßnahmen Hitlers die Mehrzahl der deutschen Juden unvorbereitet traf.

Hieraus ergab sich als vordringliche Aufgabe die Einrichtung von juristischen und wirtschaftlichen Beratungsstellen im Rahmen der Reichsvertretung, die bei der Vielfalt der nationalsozialistischen Verordnungen, die den Juden auf fast allen Gebieten Berufsbeschränkungen und -verbote auferlegten, den Ratsuchenden zuverlässige Auskünfte geben konnten. Zugleich suchte Otto Hirsch durch die Organisation einer Zentralstelle für jüdische Wirtschaftshilfe, die mit einer Reihe neu gegründeter jüdischer Darlehenskassen Hand in Hand arbeitete, den besonders betroffenen Berufsgruppen zu neuen Existenzmöglichkeiten zu verhelfen, wobei die notwendige berufliche Umschulung zu einem weiteren Problem dieser Jahre wurde.

Einem ungeheuren Umstellungs- und Neuaufbauprozeß diente die Arbeit der Reichsvertretung und es war das Ziel Otto Hirschs und seiner Freunde, die immer brennender werdende Auswanderung von über 500 000 Menschen vorzubereiten und durchzuführen, aber auch den Auswandernden einen festen Lebenswillen mitzugeben und sie mit den Existenzmöglichkeiten im Einwanderungsland vertraut zu machen. Ebenso mußten Einwanderungsbeschränkungen überwunden werden, was Rücksprachen mit Regierungsvertretern der verschiedensten Länder notwendig machte. Viele Male reiste Otto Hirsch in jenen Jahren zu Verhandlungen nach Paris und London. Sein Weg führte ihn auch nach Palästina und nach den Vereinigten Staaten. Und als Präsident Franklin D. Roosevelt zur Lösung und Regelung dieser Fragen im Jahre 1938 eine Konferenz nach Evian in der Schweiz einberief, vertrat Otto Hirsch dort die Anliegen der deutschen Juden.

Hatte schon die steigende Wirkung antisemitischer Propaganda auf viele innerdeutsche Amtsstellen, mit denen die Reichsvertretung im Interesse ihrer Schützlinge notgedrungen arbeiten mußte, lähmend gewirkt, so schnürte das Jahr 1935 mit seinen bindenden Normen manches bisher noch mögliche Entgegenkommen ab. Die Verkündung der sogenannten Nürnberger Gesetze legte im September 1935 unter dem Deckmantel hoher formal-juristischer Paragraphen die Entrechtung eines ganzen Volksteiles fest. Den jüdischen Menschen wurden als „Fremdrassigen“ die staatlichen Rechte als Bürger und die natürlichen Rechte der freien Theschließung genommen, und der „Ariernachweis“ mußte nunmehr auch zur Heirat erbracht werden.

Da in diesen Tagen Dr. Leo Baeck den jüdischen Gemeinden ein besonderes Gebet anempfahl und daraufhin verhaftet wurde, begab sich Otto Hirsch zur Gestapo und erklärte, daß er die Verantwortung für die Übersendung des Gebetstextes an die Gemeinden trage. An Stelle von Baeck wurde nun Hirsch festgenommen. Doch seine Freilassung erfolgte nach kurzer Zeit mit Rücksicht auf das Ansehen, das er auf Grund seiner Stellung im Ausland hatte.

Bei der Rückkehr an seinen Arbeitssitz in der Kantstraße, Berlin-Charlottenburg, türnten sich Sorgen und Mithen auf. Der mit den Nürnberger Gesetzen gleichlaufende Erlass des Erziehungsministers Rust gab die Grundlage, jüdische Kinder von den Schulen zu verweisen. Doch schon im Jahre 1936 konnten 22.000 Kinder eigene jüdische Schulen besuchen, obwohl der Reichsvertretung immer geringere finanzielle Mittel zur Verfügung standen und der Druck einer ständig wachsenden Zahl Unterstützungsbedürftiger auf Grund der Arbeitsverbote auf ihr lastete. Im Jahre 1936 gaben die Hilfsstellen der jüdischen Gemeinden 2.557.000 Essensportionen aus. Zugleich versuchten die jüdischen Kulturbünde allen jenen, die von dem kulturellen Leben ausgeschlossen waren, durch eigene Einrichtungen und Veranstaltungen einen Ausgleich zu bieten.

Otto Hirsch, der als geschäftsführender Vorsitzender mit der Durchführung einer Fülle von Einzelheiten betraut war, arbeitete unter steter Gestapoüberwachung; er und seine Mitarbeiter waren laufend Verhören und Maßregelungen ausgesetzt. Dabei leistete Otto Hirsch die ihm übertragene Aufgabe mit der Kraft seines ganzen Wesens. Einer seiner Freunde aus diesen Jahren schilderte ihn: „Mit einer bewundernswerten Frische war er immer zur Stelle. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend bewältigte er ein in den Jahren ab 1933 ständig steigendes Arbeitsquantum mit beispielhafter Präzision und hatte doch immer Zeit: ein Meister des Tagesablaufs... Er war kein Redner, sondern ein Sprecher, ein ausgezeichnet, ebenso sachlicher wie sachkundiger Vertreter, äußerlich aufrecht, innerlich aufrichtig, ein würdiger Repräsentant der aufs schwerste betroffenen Gemeinschaft: ein Mann mit einem inneren jüdischen Stolz.“

Der 9. November 1938 wurde zum furchtbaren Tag. Der Tag der sogenannten Kristallnacht, an dem die Synagogen in Brand gesteckt und die Geschäfte jüdischer Inhaber geplündert wurden, leitete die radikale Verfolgung jüdischen Lebens ein.

Nach einem Befehl Hitlers wurde Göring beauftragt, die „Judenfrage einheitlich zusammenzufassen und so oder so zur Ureledigung zu bringen“. „Ich möchte kein Jude in Deutschland sein“, sagte Hermann Göring bei der Besprechung, die er darauf im Reichsluftfahrtministerium am 12. November 1938 mit Vertretern des Reichssicherheitshauptamtes und der Regierungsstellen durchführte. Zugleich erläuterte er die Absichten Hitlers: „Wenn das Deutsche Reich in absehbarer Zeit in außenpolitischen Konflikte kommt, so ist es selbstverständlich, daß auch wir in Deutschland in allererster Linie daran denken werden, eine große Abrechnung an den Juden zu vollziehen.“ Und „Das schwarze Korps“, das Organ der SS, schrieb 12 Tage später, bei einem Kriegsausbruch müsse das Schicksal der in Deutschland verbleibenden Juden „restlose Vernichtung“ sein.

Die Reichsvertretung der deutschen Juden, die bisher eine freie jüdische Vereinigung war, wurde nun auf Initiative Heydrichs in die „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland“ umgewandelt und unterstand, wie entsprechende Zwangsvereinigungen in Wien und Prag, der direkten Gewalt des Reichssicherheitshauptamtes. Leo Baeck und Otto Hirsch blieben mit den anderen Mitarbeitern aber weiter im Vorstand. Damals schrieb Otto Hirsch: „Wir haben es bei der Reichsvertretung immer so gehalten, daß die Person hinter der Sache zurücktrat, und anders soll es auch bei der Reichsvereinigung nicht sein... Nie vollzieht sich die Arbeit am ‚grünen Tisch‘, sondern immer steht sie im Wirbel dieser umgestaltenden Zeit, deren Wellen unablässig auch alle rechts-

forrende und verwaltende Tätigkeit ergreifen. Entscheidend aber ist, wie diese Arbeit geleistet wird: mit festen Nerven, mit unbedingter Sachlichkeit und Gerechtigkeit und doch mit fühlender Liebe.“

Nach den Ereignissen der Kristallnacht wurde Otto Hirsch Ende November 1938 in das Konzentrationslager Sachsenhausen gebracht, nach kurzer Zeit aber wieder entlassen. Fast als sei nichts geschehen, saß er erneut an seinem Schreibtisch im Büro der Reichsvereinigung, zwar kahlgeschoren und abgemagert, doch unbeirrbar und unerschrocken äußerlich völlig beherrscht, sogar zu einem „schwäbelnden“ Wort aufmunternden Zuspruchs aufgelegt, ohne den bitteren Ernst der Lage zu verkennen. „Unermüdlich verwaltete er acht Jahre lang ein unendlich schweres Amt. Ein Mann, der in der Mörderhöhle ausharrte, um so viele wie möglich von seinen leidenden und gefährdeten Mitmenschen zu trösten und zu retten“, schrieb sein Freund Julius Bab über ihn.

Noch im August 1939 war Otto Hirsch in London, um die Einwanderungsmöglichkeiten, die England seit der Kristallnacht den Flüchtlingen bot, intensiver zu fördern. Von der Unterstützung ausländischer Organisationen hing bei den willkürlich erhöhten Beträgen, die vor der Auswanderung bei den deutschen Wirtschaftsämtern hinterlegt werden mußten, weitgehend ab, wem noch der Weg nach draußen möglich wurde. Im Frühjahr 1940 führte ihn dann noch einmal seine Aufgabe nach Budapest. Mehrere ausländische Regierungen boten Otto Hirsch wichtige Posten mit breiter Wirkungsmöglichkeit an. Aber er entschied sich im Bewußtsein seiner großen Verantwortung gegenüber dem Rest der in Deutschland eingeschlossenen Juden zum Bleiben, ebenso wie Leo Baeck, der noch 1941 den Ruf als Rabbiner nach Cincinnati mit der Begründung ablehnte: „Solange noch ein Jude in Deutschland ist, ist mein Platz bei ihm.“

Die Arbeit der Reichsvereinigung wurde seit Kriegsbeginn immer hoffnungsloser, obwohl es ihr gelang, noch bis in das Jahr 1941 hinein Juden Auswanderungsmöglichkeiten zu öffnen, so daß von den etwa 540 000 Glaubensjuden, die im Jahr 1933 in Deutschland lebten, insgesamt 317 000 gerettet werden konnten – im wesentlichen ein Verdienst Otto Hirschs. Auch die Rettung seiner Kinder gelang. Doch seine Frau Martha, die in selbstverständlicher Treue neben ihrem Mann in Berlin ausharrte, wurde später nach seinem Tode deportiert und umgebracht.

Seit 1940 wurden schon jüdische Menschen in Massentransporten nach Polen in die Ghettos überführt, und 1941 wurde Theresienstadt in der Tschechoslowakei als sogenanntes Musterlager für bevorzugte Juden aufgebaut. Im Herbst 1942 lebten dort bereits 60 000 Menschen zusammengepfercht unter den unmenschlichsten Bedingungen. Die Sterblichkeitsrate betrug bis zu 200 Menschen täglich.

Nacheinander fielen auch die Mitarbeiter der Reichsvereinigung der Deportation zum Opfer. Um die wenigen Kräfte, die ihr noch zur Verfügung standen, stiegen die Todesfluten höher und höher. Im Frühjahr 1941 wurde Otto Hirsch wiederum zur Gestapo befohlen, dort festgenommen und nach vorübergehender Inhaftierung im Gefängnis am Alexanderplatz in Berlin in das Konzentrationslager Mauthausen verschleppt. Die Verewichtung seines Lebens bestätigte eine Totmeldung vom 19. Juni 1941.

Am 8. Juli schrieb Leo Baeck an den Sohn von Otto Hirsch: „Soll ich dem Sohne sagen, wer der Vater gewesen ist?! Aber das darf ich aussprechen, daß er einer der seltenen Menschen, welche wahre Persönlichkeiten sind, gewesen ist. Ihm wurde jede Idee immer alsbald zur Aufgabe, und jede Aufgabe war ihm von der Idee, von dem Ideal

getragen. Die Erfahrung und Bewährung im Praktischen eintrug sich in ihm mit dem lebendigen, immer offenen Sinn für alles Geistige und Künstlerische. Er war Realist und Idealist in einem, und ebenso in einem der Sohn seines Volkes und der Mensch. Das starke Bewußtsein unseres Besonderen verband sich in ihm mit dem steten Verständnis für das Allgemeine, das Universelle.“

Ein Jahr später waren auch die letzten Mitarbeiter der Reichsvereinigung der Gestapo in die Hände gefallen. Die systematische Vernichtung menschlichen Lebens, das durch den Judenstern gebrandmarkt worden war, rollte in furchtbarem Ausmaß ab. Als Hitler nach dem Kriegseintritt der USA am 8. Dezember 1941 die letzte Tarnung fallen ließ und die Ausrottung der europäischen Juden befahl, entwickelte der Chef der Sicherheitspolizei, Reinhard Heydrich, vor Vertretern des Reichssicherheitshauptamtes und der beteiligten Behörden in der Wannsee-Besprechung am 20. Januar 1942 einen Teil seines Vernichtungsprogramms, das in den Ostgebieten zur Durchführung kommen sollte. „In großen Arbeitskolonnen, unter Trennung der Geschlechter, werden die arbeitsfähigen Juden straßenbauend in diese Gebiete geführt, wobei zweifellos ein Großteil durch natürliche Verminderung ausfallen wird.“

Im selben Jahr jedoch arbeiteten bereits drei Vernichtungslager in Polen – Bełżec, Treblinka und Soboror –, deren Einrichtungen Möglichkeiten boten, täglich je 15-20.000 Menschen zu töten. Hinzu kamen die Vergasungslager Auschwitz und Lublin. Aber auch durch die „Einsatzgruppen“ des SD und auf andere Weise wurde die Ausrottung der Juden in Europa vorangetrieben. Nach der Aussage des SS-Gruppenleiters im Reichssicherheitshauptamt, Dr. Hoerzl, erhielt im August 1944 Himmler einen Bericht, aus dem hervorging, daß in den verschiedenen Vernichtungslagern 4 Millionen Juden getötet wurden, während weitere 2 Millionen auf andere Weise den Tod fanden. Dieser Bericht habe Himmler nicht befriedigt, da er mit einer bereits 6 Millionen übersteigenden Zahl gerechnet habe.

Nachforschungen nach 1945 erbrachten unterschiedliche Ergebnisse über die Zahl der Menschen, die auf Grund ihrer jüdischen Herkunft umgebracht wurden. Aus den Vergleichsziffern, die in dem Buch von Gerald Reitlinger „Die Endlösung“ und der Veröffentlichung von Helmut Krausenick „Zur Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus“ festgehalten sind, ist zu schließen, daß die Gesamtzahl bei 6 Millionen liegt.

Druck: Brüder Hartmann, Berlin

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Bericht von Christa v. Hofacker

zu Ordnung "Untergang des Widerstandes"
Personen

2.3.64

Ho

Wichtiges für den

Das schwere Jahr 1944/45.

I. Die Fahrt ins Ungewisse. (im August)

"Befiehl dem Herren deine Wege und hoffe auf ihn;
er wird's wohl machen." -

Schrecklich war das eintönige Rattern des Zuges, das ~~einzig~~ Geräusch, das die sonst um mich herrschende Stille unterbrach. Die Räder rollten, rollten immer weiter, erbarmungslos in die Ferne. ~~Hier gab es kein Aufhalten - ich mußte mich dem Schicksal beugen.~~ An Schlafen war nicht zu denken, Alfred saß mir gegenüber, in seinen Mantel gehüllt, doch wußte ich genau, daß auch er nicht schlief. Lieselotte lag auf meinen Knien und ich hörte ihre leisen, regelmäßigen Atemzüge; ~~sie allein hatte Ruhe.~~ Meine Gedanken wanderten zurück in die Vergangenheit - was sollten sie in der Zukunft? ~~Hier stand doch nur ein einziges, großes Fragezeichen. -~~ Da war der Abend des 30. Juli - jener Abend, an dem die ~~anderen~~ geholt worden waren, ... ~~Da reihten sich die Tage aneinander, in denen ich mit den Kleinen und Naja allein gewesen war. Allein? Einer war ja immer noch bei uns gewesen - der uns bewachte. Die N.S.V. Schwester oder Frau Müller, dieses entsetzliche ~~weib!~~ Weib! Trostlos waren diese 3 Wochen gewesen, trotz aller Liebe, die uns die Bekannten entgegen gebracht hatten. War doch der Gedanke an die anderen so traurig und die Sehnsucht so groß. - Jeden Abend war Frau Dütting gekommen, um mit uns zu beten und immer wußte sie mir Mut zu machen. Ich war sogar von ihnen zu einer Tour auf die Kampenwand eingeladen worden - wie sehr hatte ich dies genossen! - Auch tante Gerda Wendelstadt war viel bei uns gewesen, und so manchen Nachmittage hatte ich bei ihr verbracht. Immer hatte sie ein offenes Herz für meinen Kummer, und sie wußte so lieb und sanft mich von diesen Gedanken abzubringen und mich aufzumuntern. Wie sehr hatte ich es empfunden, überall warm aufgenommen zu werden, jeder hatte versucht, uns zu helfen und zu trösten. Alfred war sogar von Wendelstadts an den Königssee mitgenommen worden und er kam hell begeistert zurück. - Frau Zieghallner war natürlich auch immer für uns da gewesen und Frau Kraher hatte uns besonders viel~~

Wärme und Liebe entgegen gebracht. - Goldis Geburtstag war reicher gewesen wie sonst, alle Bekannten hatten so rührend geholfen. -

Und dann war tante Doris gekommen und hatte so vieles erleichtert. Ich fühlte wieder ständig eine mütterliche Hand, die liebevoll auf uns ruhte und für uns sorgte, und wir fanden Ablenkung an ihrem goldigen Baby. -

~~Dies alles war wie ein kleiner Abschnitt für sich - aber~~ darauf war der 24. August gefolgt, an dem das "Bleichgesicht" dieser grässliche Westapomann unter der Tür erschienen war. Er hatte auch ^{Freunde} die Anderen mitgenommen. ---

"Ich komme im Auftrage von Berlin und soll die 3 Kinder holen. Ich soll sie heute noch in die Nähe von München bringen". Eiskalt hatten seine Worte geklungen und er hatte sie wahr gemacht. In Windeseile war das Nötigste gepackt worden und kaum 2 Stunden später waren wir in den Zug gestiegen. ~~Alles war so schnell gekommen, ich dachte und hoffte noch immer, ich würde plötzlich aus einem furchtbaren Traum erwachen und alles wäre wieder gut. -~~

Wir waren nach München gefahren und von da aus weiter nach Lauting in ein Kinderheim, wo wir übernachteten. -

24 Stunden später saßen wir schon wieder in der Bahn und fuhren zurück nach München. Hier hatten wir 3 Stunden in einer N.S.V. Unterkunft gewartet, um uns der tösende Lärm des Großstadtbahnhofs. 3 Stunden hatte mich der Gedanke gequält: "Noch bist du in München - in der Stadt, in der auch Mutti und die Geschwister sind, und du kannst nicht zu ihnen! Du darfst die Kleinen nicht verlassen, du mußt wenigstens ihnen helfen" und versuchen, ihnen Trost zu geben, ~~in diesen trostlosen Tagen, - oder vielleicht Wochen!" ---~~

Eine Pirene heulte und riß mich aus meinen Gedanken - der Zug bremste und hielt. Fliegeralarm - wir mußten warten. Nun war es ganz still - diese Ruhe war noch unerträglicher, ~~die Gedanken kreisten - irrten herum - sie kamen in dieser Nacht nicht zum Stillstand. Das Herz schlug hörbar - das Gesicht glühte. - Da plötzlich rief eine Stimme in mir: "Befiehl dem Herren deine Wege und hoffe auf ihn - er wird's wohl machen!" ...~~

Ja, Gott ist immer bei uns - er wacht über allen! Er weiß von unserer Not, er wird auch dich nicht verlassen, sondern immer mit seiner Liebe bei dir sein. - Ich faßte wieder Mut. - ~~Er wird's wohl machen! ---~~

Endlos war diese Nacht - ~~doch der Tag kann nie ausbleiben.~~
~~Wir liefen~~ wir mit Verspätung am anderen Morgen in einem unbe-
 kannten Bahnhof ein. "Göttingen" stand überall auf großen
 Schildern! - Mein Gott, so weit waren wir schon gefahren, -
 unerreichbar war München und Krottenmühl.

Den ganzen Vormittag blieben wir in Göttingen, durch die Ver-
 spätung hatten wir den Anschlußzug nach Northeim versäumt.
 Die kleinen wurden Gott sei Dank munter und waren, bis wir
 mittags weiterfahren, vollkommen aufgetaut.

Nachmittags um 3 Uhr stiegen wir an einem kleinen Bahnhof
 aus, ~~man nannte den Ort "Bad Sachsa"~~. Hier sollten wir
 bleiben, doch alles weitere war noch immer ungewiß. Unser
 Gepäck ließen wir im Ort, dann ging es auf der Chaussee
 weiter - ~~immer weiter~~, bis uns die beiden Begleiterinnen
 aufklärten. Wir sollten in ein Kinderheim. - ~~Nun wußten wir~~
~~es und es gab kein Zurück mehr.~~ Das Heim lag ganz am Wald-
 rand und bestand aus 10 reizenden Schwarzwaldhäusern! Von
 außen wirklich nett - ~~aber darauf konnte ich damals nicht~~
~~sehen.~~ Mit kurzem "Heil-Hitler" wurden wir im Büro be-
 grüßt, dann kamen 3 Kindergärtnerinnen und jede nahm einen
 von uns mit. Wir waren getrennt worden. -

II. Ein Licht im trostlosen Anfang. (September)

"Hände sind nie leer, die sich wirklich
 reichen." - ----- Rilke.

V. Kretschmer
 Ich gehörte zu Haus 7 und zu meinem größten Erstaunen war ich
 erst die 2., die hier einzog. Utha^T war schon eine Woche vor
 mir gekommen, sie war damals 13 Jahre alt. Ihren Nachnamen
 sagte sie nicht, es war hier wohl Sitte, diesen zu ver-
 schweigen.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Ich hatte mit Utha in
 einem Zimmer geschlafen, das nicht gerade gemütlich zu nennen
 war: 2 Betten, 1 Schrank und 1 Stuhl, ~~das war alles, was den~~
~~raum schon ganz und gar füllte.~~ Dieser Sonntag - der 1. Tag
 in Sachsa verging mit allerlei Gesellschaftsspielen. Ich
 freundete mich mit Utha immer mehr an, ~~sie hatte für mich~~
~~so etwas Anziehendes, obwohl ich nicht wußte, wases war.~~ -
 Am nächsten Tag traf ich Alfred im Büro, er war schrecklich
 verzweifelt und ich versuchte, ihn zu helfen. ~~Aber ich konn-~~
~~te ihm ja auch garnichts Erfreuliches sagen, denn grau und~~
~~dunkel lag das Kommende vor uns. Rasch wurden wir von~~

Fräulein Köhler, der Heimleiterin, wieder auseinandergerissen und Alfred trennte sich von mir, tapfer die Tränen schluckend. ~~hoffentlich~~ waren diese ersten Tage, ~~tröstlos~~ und ~~zerwürfend~~. Eine Frage nach der anderen tauchte in mir auf: "Wo ist Vater - weiß er von uns - lebt er noch? ... Sind die anderen noch in München, überstanden sie bis jetzt die Angriffe? ... Und- was soll aus uns werden?!? - ~~Oh, mein Gott, warum dieses Leid?~~" - - -

Mit Liselotte durfte ich einmal spazieren gehen und es gelang mir ganz, sie wieder fröhlich zu stimmen. ~~So war dies doch schon eine große Last weniger.~~ -

*früher wurde
Hilflos Hilfe
in mich
Hilfer
mit*

~~Doch eines Tages sprangten Utha und ich gleichzeitig den Riegel, der sich vor unsere Herzen geschoben hatte! Wir konnten uns alles sagen, jeder schüttete sein Herz dem anderen aus und es wurde uns auf einmal ganz leicht. Utha hatte den Anfang gemacht: "Hör mal Christa, jetzt machen wir aber Schluß, ich glaube, wir rennen beide immer wie die Katze um den heißen Brei. meine Mutter ist im Gefängnis und Deine höchstwahrscheinlich auch!" -~~

~~So war es gekommen und nun wusste jeder, der andere weiß, was dich bedrückt, er hilft dir deine Last tragen! Dies war der Grundstein zu der innigen Freundschaft, die auch jetzt noch zwischen uns beiden besteht. - Utha von Treskow, - sie hatte noch eine kleine, 5-jährige Schwester in Sachsa - Heidi-, Merk und Rudi waren ihre beiden großen Brüder. - Einige Tage später kam Marlies Lindemann zu uns. - Ich telefonierte jetzt öfters mit Alfred und es wurde von Tag zu Tag besser mit ihm. Liselotte wohnte ein Haus weiter und ich konnte ihr morgens immer zuwinken.~~

~~Wie oft standen Utha und ich abends auf dem Balkon und blickten in die Sterne oder schauten dem Mond zu, wie er so ruhig und gleichmäßig seine Bahn durchzog. Merkwürdig war der Gedanke, daß Mutti und die Geschwister diesen Mond durch ein vergittertes Fensterchen vielleicht auch sehen würden und dies verband mich immer noch inniger mit den Lieben. So manche Stunde standen wir da und verloren uns in dem unerschöpflichen Firmament. Stumm und doch wissend, was der andere dachte, presten wir die Hände ineinander:~~

"Über allen Dächern stehen
Klar und groß die schönen Sterne.
Holde Nacht, laß mich vergehen
Tief in deiner samteneu Ferne!
Wie ein Lied vergeht am Hügel,
Wie ein Wind verweht am Baum,

~~Hüll mich ein in deine Flügel,
Nimm mich auf in deinen Traum.~~

Mickel.

Längst wußten Utha und ich, daß das Heim nur für Kinder vom 20. Juli freigehalten worden war. Waren doch bei den Buben die ganzen Staußenbergs! - Liselotte kam immer wieder und wir schrieben gemeinsam an Tante Doris und viele Bekannte. Jede Woche schrieb ich an Mutti! Mein Geld und alle Schreibsachen waren mir genommen worden. Ja, selbst die Bilder von Vater und Mutti hatte ich nie wiedergesehen. Unsere Namen durften wir um Gottes Willen niemandem sagen, dauernd streiften Unbekannte auf dem Gelände herum. - ~~Jeden Abend und jeden Morgen beteten Utha und ich zusammen und jeden Kummer sagten wir einander. Das war so schön und ich danke Gott immer wieder, daß er mir sie geschickt hatte. Ohne sie wie viel schwerer wäre mir der Anfang geworden!~~ - Mitte September wurde Haus 2 (wo Alfred wohnte) vollkommen isoliert, weil dort ein Junge Asteln hatte. - Ich konnte wieder nicht mit Alfred reden. - Er saß die ganze Zeit am Fenster und wenn ^{ein Spaziergang} ~~nach~~ ~~ich~~ ~~ein~~ ~~Spaziergang~~ ~~in~~ ~~der~~ ~~Nähe~~ ~~vorbeiführte~~, winkte er mir immer zu. - Der Gedanke an Vater half mir viel weiter, denn auch er würde zu leiden haben, und würde immer dem Kommenden mutig ins Auge schauen. - Die Zeit verging. - Fast der ganze September lag hinter uns. - Golde war nach wie vor glücklich und auch Alfred hatte sich eingelebt. - Wir bastelten viel oder vertrieben uns die Zeit mit Gesellschaftsspielen. Ende September kam Ingrid von Seydlitz und etwas später zog Liselotte mit ihren Hausgenossen zu uns. Am selben Tage waren auch die Geschwister Dieckmann angekommen. - Am 4. Oktober wurden Utha und ich zu Fräulein Köhler gerufen und sie sagte uns, wir wären jetzt wohl die längste Zeit dagewesen! Das war eine freudige Überraschung. Ganz anders sah jetzt alles aus! Wir sollten bald nach Hause, - ~~wieder zu den anderen!~~ Der ganze Druck, der auf uns lag, löste sich und wir wurden wieder richtig froh! - Einen Tag später schon wurde Utha von Fräulein Köhler feierlichst verkündet, sie solle ihre Sachen packen, sie würde am nächsten Tage mit Heidi nach Potsdam gebracht! Das war ein Jubel! - ~~In mir kämpfte die Freude, daß Utha es nun überstanden hatte und der schmerzliche Gedanke, daß sie dann für immer weg sei und wir nicht wüßten, ob wir uns jemals wiederfinden!~~

Aber die Hoffnung, auch bald heimfahren zu dürfen, tröstete ~~ich mich sehr~~. Nachmittags bearbeiteten wir Fräulein Köhne, unsere Kindergärtnerin und sie sagte uns vieles, von dem wir keine Ahnung gehabt hatten:

In Sachsa sollten wir an sich 8 Wochen bleiben. Unsere Eltern und großen Geschwister wären in derZeit ungebracht worden. Dann wären die Älteren in Napolas gekommen und die Kleinen wären in fremde SS-Familien verteilt worden. - Unsere Bilder hatte man uns genommen, damit wir "unsere ersten Eltern" möglichst schnell vergessen! Nun aber hatte sich ja alles zum Guten gekehrt. - Das alles eröffnete uns Fräulein Köhne und noch hinterher schauderten wir bei diesen Gedanken. ~~Oh, wie grausam war doch die Welt!~~

Ich machte an diesem Tage noch einen langen Spaziergang mit Utha - nach langem Hin und Her hatte man es uns erlaubt, - ~~und wir versprachen uns fest, daß wir immer versuchen wollten, seien wir uns auch noch so fern, beisammen zu bleiben.~~ Wir malten uns das Wiedersehen mit zu Hause aus, ~~und~~ unsere Herzen schlugen höher. -

Der Morgen des 6. Oktober war gekommen und Utha stand neben meinem Bett, - unten wartete schon das Auto.

"Behüt' Dich Gott", sagte sie noch einmal und dann war sie draußen. ~~Vielleicht würde sie in der kommenden Nacht bei ihrer Mutter, zu Hause in Potsdam, sein.~~ -

~~Ich lag allein im Zimmer. Nun spürte ich es wieder und so ganz besonders stark, wie unendlich viel sie mir gegeben hatte, -~~ "Hände sind nie leer,
die sich wirklich reichen!" -

III. Zwischen Warten und Hoffen ein trauriges Weihnachten.

(Oktober - Weihnachten)

~~"In den letzten Dingen hält nur ein Trost stand: der Gedanke, daß ein Gott ist und der lebendige Glaube, daß dieser Gott unser Vater ist! -~~

Der Tempel

Einige Tage später zogen wir alle in ein Haus! Man kann fast sagen "wir Übergebliebenen". Denn in diesen wenigen Tagen war der größte Teil von uns schon abgereist. Wir waren etwa noch 18 Kinder und 48 waren dagewesen. Es war eine große Erleichterung, daß wir nun alle beisammen waren, ich bekam sogar mein eigenes, kleines Zimmer, daß ich mir ganz nach eigenem Geschmack einrichten durfte. Wir machten viel gemeinsame Spaziergänge oder führten kleine Theaterstückchen

auf. Seit wir alle in Haus 3 gezogen waren, war ich die Älteste. Dann folgten Kinder in allen Altersgruppen, bis zu einem Jahr. Hier fand ich immer Ablenkung, denn die Kleinen wollten beschäftigt sein. Und das machte mir stets riesigen Spaß!

Die Abtransporte wurden immer seltener und unsere Sehnsucht und Angst wurde stärker. Jetzt, nachdem Fräulein Köhne uns all' das Grauenhafte gesagt hatte, quälte ich mich so manche Nacht mit dem Gedanken, - ob wir wohl jemals noch nach Hause kämen. -

Def. konnte mit

~~Nun war keine Utha mehr da, die mich wieder aufrichtete, jetzt mußte ich alles in mir verschließen und konnte mit niemandem darüber reden. Gott war der Einzige, dem ich alles, alles was mich bedrückte, anvertrauen konnte.~~

Unter Warten und Hoffen verging der Oktober - ~~nichts Briefliches hatte sich ereignet.~~ Es war schwer, den Mut nicht sinken zu lassen, hatte es doch anfangs geheißen, innerhalb 2 Wochen wäre das Heim wieder leer und nun waren schon bald 4 Wochen seit Uthas Abreise verflossen. -

Die übrigen leeren Häuser waren als Entbindungsheim eingerichtet worden, und die ersten Mütter waren mit ihren Kindern schon da. Es war schrecklich, wie geheim wir gehalten wurden, keinen Schritt alleine vor die Tür, ja, mit niemandem reden und um Gottes Willen nichts über Namen und Herkunft verlauten lassen. - Ich vergaß zu sagen, daß uns damals Fräulein Köhne auch einen Teil unserer "neuen Namen" genannt hatte. Es war ja klar, daß wir unsere "alten" austreichen mußten! Also, da hieß Alfred v.H. z.B. "Schulze", die Stauffenbergs "Meister", Utha "Wartenberg", die Weydlitzkinder "Barth" und ich sollte "Frank" heißen! ~~Utha und ich hatten damals furchtbar gelacht, über auf der anderen Seite war es doch gräßlich, was diese Verbrecher mit uns vorhatten!~~ ~~Jetzt dachte ich immer wieder daran - ob ^{mir} ~~ich~~ nie mehr deinen Namen sagen darfst?~~ ~~- Ob ^{mir} ~~ich~~ wirklich immer ^{wirft} ~~überhaupt~~ Herkunft schämen sollst?~~ - Nein, nie könnte ich das tun, auf Vater muß man stolz sein und auf all' die anderen auch! - Die Zeit durchmaß ihre ewige Bahn in immer gleichmässigen Tempo. Nur mir schien sie manchmal still zu stehen, ~~doch gab es auch Tage, die nur so dahinfielen!~~ Fräulein Köhlers Geburtstag wurde Anfang November festlich begangen und sie sagte mir, Mutti und die eschwister seien schon zu Hause und sie wartete jeden Tag auf einen Anruf für uns! Oh, wenn ich damals gewußt hätte, wie sehr sie uns betrug, ~~welch-~~

1/6

Anna Zeit

Institut

(1)

~~schlechte Gedanken sie immer hegte! Liselotte lag zwischen-~~
~~durch länger im Bett, weil sie mit Eiterpickeln direkt ver-~~
~~pestet war, schrecklich, richtig proletarisch! Dazu kam noch~~
~~daß ich Läuse hatte. Noch heute habe ich es gut in Erinne-~~
~~rung, wie verzweifelt ich damals war. Läuse, nein, das war~~
~~für mich das Schrecklichste und Dreckigste, was es überhaupt~~
~~gab! Doch man gewöhnt sich an alles. 4 mal konnte ich später~~
~~noch solche Bewohner belegen! -~~

Fast jede Nacht war Fliegeralarm, - *off auf* ~~geschweige denn am Tage!~~
 Noch dazu war nachts nie Licht und so war es immer ziemlich
 schwierig, die Kleinen im Dunkeln, nur zeitweise mit Kerzen-
 beleuchtung in den Keller zu tragen. Oft war es zu drollig,
 bis die Kinder erst einmal richtig wach wurden! Die einen
 zogen an ihrem Kopfkissen, ^{rauffuß} um sich die Schuhe zuzubinden,
 die anderen suchten unterm Bett nach ihren Kleidern, die am
 Haken hingen. Manche aber legten sich einfach wieder hin
 und schliefen weiter! Ich wurde immer schon früher geweckt
 und half dann den Kindergärtnerinnen.-

Mitte November brach eine "Windpocken Epidemie" aus. Damals
 waren wir noch 16, die beiden kleinen Bernadiskinder waren
 inzwischen auch schon geholt worden, und 11 Kinder lagen
 schließlich oben und wurden von uns isoliert,- Am 19. Novem-
 ber kam Wilhelm v. Schwerin, um uns zu besuchen. Auch er
 war erst in Sachsa gewesen, gehörte aber zu den Glücklichen,
 die schon am 7.10. abgefahren waren. Er ging in Nordhausen
 ins Internat und nun war er da, um uns wiederzusehen.
 Fräulein Köhler sagte, ~~ich~~ habe erfahren, daß wir jetzt in 66
 den nächsten Tagen abreisen würden, da unsere sämtlichen
 Angehörigen schon zu Hause seien. -

~~Und wieder schöpfte ich Hoffnung, wartete von einem Tag auf~~
~~den anderen - und wieder - war es vergebens. Wieder trieb~~
~~mich der aufsteigende Sehnsucht bis zur Verzweiflung.~~

~~"Oh, Gott, sind wir denn so schlecht, daß Du kein Erbarmen~~
~~für uns haben kannst?" - Ein und her wurde ich gerissen.~~

~~Einnmal klang wieder die Stimme in mir:~~

~~"Was Gott tut, das ist wohl getan, es bleibt gerecht~~
~~sein Wille! Wie erfängt meine Sachen an, will ich~~
~~ihm halten stille. Er ist mein Gott, der in der Not~~
~~mich wohl weiß zu erhalten. Drum laß ich ihn nur~~
~~walten!" -~~

~~Dann war ich nicht mehr so verzagt und hoffte auf Ihn.~~
~~Doch manchmal stiegen auch Zweifel an alles Himmlische in~~
~~mir auf. Warum half Gott mir denn nicht? Jeden Abend flüchte~~
~~ich zu Ihm - warum hörte er mich nicht? - - - - -~~

Oh, diese Zweifel waren das Allerschwerste, sie waren wie eine Zentnerlast, unter der ich glaubte, zu Grunde gehen zu müssen! -

~~Aber dann~~ endlich Ende November kamen Briefe von Utha, die einzigste Post, die ich während der ganzen Zeit bekam. Sie machten mir wieder Mut und brachten mich zum rechten, unerschütterlichen Glauben zurück. Jedes Mal schrieb sie "glaube nur immer fest an den himmlischen Vater", oder "Zähne zusammenbeißen und Hände falten!" - Wie oft ich in der ganzen Zeit diese Briefe gelesen habe und wie anders und neu sie immer für mich waren, weiß ich kaum zu sagen! -

Am 3. Dezember war der 1. Advent. Nun begann die "eihnachtszeit, ^{rang auf mich} in der das Feinweh wieder so unüberwindlich, die Sehnsucht so heiß in mir aufstieg. ~~Aber ich musste ja versuchen, es den Kleinen leicht zu machen und durfte ihnen auf keinen Fall meine Gedanken zeigen.~~ "Zähne zusammenbeißen und Hände falten." ~~folte ich~~ Ich bastelte und handarbeitete viel an Geschenken für die Kleinen. Immer näher rückte der Heilige Abend - immer schwächer wurde die Hoffnung, noch dieses Jahr in Krottenmühl zu sein, immer schwerer drückte die Last. - ~~Auch von Utha drang keine Nachricht mehr durch,~~ ^{Wie} mir ein Neues Testament geschickt, aber es hatte mich nie erreicht. - Nachmittags saß ich öfters bei Fräulein Steinbrügge, der Gymnastiklehrerin, im Zimmer, wir lasen zusammen bei einer Kerze nette Weihnachtsgeschichten. Sie nahm sich rührend meiner an und versuchte mich immer wieder aufzuheitern.

Und dann kam der Morgen des 24. Dezember, der Morgen des Heiligen Abend - Weihnachten 1944!! - Ganz überraschend war Tante Lita Stauffenberg gekommen, aber nur die 6 Stauffenburger zu ihr. Das war schwer für mich, als sie kam, hatte ich so gehofft, in der Heiligen Nacht mit ihr spazieren gehen zu dürfen. Ich kannte Fräulein Köhlers Anschauung noch nicht gründlich genug! Die Kinder blieben bis nachmittags im Bett. Alles war eiskalt, alles ging drunter und drüber, richtig trostlos. Doch es herrschte ~~welt sei Dank~~ allgemein gute Stimmung. Ich war schon früh aufgestanden und hatte mein Zimmerchen geputzt und so gut es ging weihnachtlich geschmückt. Für Alfred und Liselotte hatte ich ein kleines Tischchen mit den Geschenken, die ich hatte, hergerichtet. - Um 5 Uhr sollte Bescherung sein. Wir saßen oben in einem kleinen Zimmerchen und sangen Weihnachts- und Abendlieder.

Aber das Christkind hatte Verspätung. Es wurde 1/2 6 und es wurde 6 Uhr. Die Kleinen schliefen zwischendurch einmal ein, und die erst so atemlos gewesene Spannung versank immer mehr. Endlich um 1/2 7 Uhr war es so weit. Geschlossen wanderten wir runter, wo die Erwachsenen "ihr Kinderlein kommet" anstimmten. In der einen Ecke des Tagesraumes stand ein Baum mit elektrischen Kerzen. Das wirkte so kalt und abstoßend, verwirrend waren die vielen Drähte, die über das Tannchen geleitet waren. - Der Gesang und der ganze Hauch des Heiligen Abend, ~~der über allem lag~~, stimmte einen so wehmütig ~~und die Gedanken konnten sich von den Lieben und von zu Hause nicht losreißen~~. Alfred neben mir brach fassungsgelos in Tränen aus - ich konnte ihm nicht helfen.

~~"urchtbar war es, man durfte nicht allein sein, sondern musste sich zwingen, alles zu überwinden, um die Freude der Kleineren nicht zu zerstören. Aber vielleicht war es gut, daß ich nicht allein war, wie hätte ich in Einsamkeit und Stille einen fröhlichen Gedanken fassen können? --~~

Ich hatte neben kleineren Geschenken eine Hündin bekommen. ~~Trotz allem freute ich mich riesig. Sie war gleich ganz zutunlich, wohl, weil sich endlich jemand fand, der sie aus diesem Trubel herausbrachte. --~~

Die anderen waren nach dem Essen garnicht ins Bett zu bringen, das Heim hatte wirklich fabelhaft viel für jeden aufgebracht. Alle schwammen in Seligkeit - nirgends sah man mehr traurige Gesichter. -

Als alle Kinder im Bett lagen, gingen die Erwachsenen zur Weihnachtsfeier ins Büro. Ich mußte oben im Kindergärtnerinnenzimmer bleiben und warten, bis alle schliefen.

"Strupps" saß neben mir und ließ sich streicheln. --

"Stille Nacht", das Lied gehörte zu jedem Weihnachten.

Hier aber hatten wir es nicht singen dürfen.-

Alfred und Goldi hatte ich nachher noch in mein Zimmer geholt und mit ihnen unsere geliebten Lieder gesungen. -

~~Der Heilige Abend neigte sich, um 12 Uhr läuteten die Glocken durch die stille, klare Nacht. Hören auch die anderen noch irdische Glocken läuten? - - - - -~~

IV. Scharlachzeit. (Januar)

"Seid fröhlich in Hoffnung,
geduldig in Trübsal,
haltet an am Gebet." -

Silvester. - Den 5. Tag lag ich nun schon im Iso. Schon am 2. Weihnachtstag war mir nicht gut gewesen und dann hatte sie herausgestellt, daß ich Scharlach hatte. ^{Linsch} So schnell wie möglich hatte man mich ins Isolierhaus gebracht, bei den 16 Kindern war ein Scharlachfall ja auch ziemlich gefährlich. Aber der Gedanke, 6 Wochen ganz abgeschlossen von den anderen im Bett liegen zu müssen, war doch gräßlich. Wenn in dieser Zeit auch unsere Abreise möglich würde, so müßten wir doch noch bis Februar warten. Ach, es war alles wieder so hoffnungslos. Und von Strupps hatte ich mich auch trennen müssen!

Die Schwester hier war furchtbar unfreundlich, so vollkommen herzlos! Heimeran Stauffenberg und Marlies Lindemann lagen noch mit mir in einem Zimmer. - Nun war Silvester, Annelies Geburtstag! Der letzte Tag von 1944! Was würde uns das neue Jahr geben - was nehmen? Immer noch diese Ungewisheit, das war so zermürbend! Zuversichtlich und freudig war man sonst ins neue Jahr gestiegen, jetzt sah ich mit bangendem Herzen dem Kommenden entgegen! - Langsam verging die Zeit hier im Iso. Die Tage waren alle gleich langweilig und stumpf. Hin und wieder kamen Alfred und Liselott vors Haus und meistens gelang es mir, mich ans Fenster zu schmuggeln. Wir schrieben uns eifrig gegenseitig Briefchen und einmal schrieben sie mir, daß die beiden Seydlitzkinder nun auch zu Hause seien. Das gab wieder Hoffnung, und oft bildete ich mir ganz fest ein, unsere Reiseerlaubnis wäre schon längst da und man warte nur noch, bis ich gesund sei. Draußen schneite es noch und noch und die anderen rodelten den ganzen Tag! Oh, es war gräßlich, so im Bett liegen zu müssen, vor allem fühlte ich mich ganz wohl und da ist es natürlich noch schlimmer, bei herrlichem Schnee und strahlender Sonne nicht draußen sein zu können! -

Mitte Januar durften wir langsam wieder aufstehen. Ich hatte viel gelesen und auch eine Menge Sachen für Alfreds Geburtstag gebastelt. Aber jetzt war ich froh, mich einmal wieder frei bewegen zu können.

Und dann kam ein glücklicher Tag! - Es war der 17. Januar -

wir bekamen ein Päckchen von den ^{anderen} ~~anderen~~. Ein Päckchen, das sie fertig gemacht und abgeschickt hatten. Für mich war ein Bild von den Eltern in einem goldigen, selbstgemachten Rahmen dabei! Ich fand es einfach erstaunlich, daß so etwas durchgelassen wurde. Dieses Glück - diese Seligkeit, die über uns kam. Und wie man schon in so einer Zeit ist - bei der geringsten Gelegenheit hofft man wieder, - so schöpfte ich jetzt wieder guten Mut und sagte: "Wenn es schon wieder so weit ist, daß uns Bilder gelassen werden und daß wir Nachricht bekommen dürfen, dann kann ja das Wiedersehen nicht mehr fern sein!!" In dem Päckchen war ausser einem von Eberhard geschnitzten Auto für Alfred und anderen Kleinigkeiten auch ein kleiner Zettel: "Euch drei Geliebten aus der Ferne ein gesegnetes Weihnachten! Mutti, Eberhard, Annerle. - Endlich, endlich wieder die lieben, vertrauten Schriftzüge - und von 1000 Küssen benetzt legte ich den "Wisch" auf den Nachttisch und hütete ihn, wie einer nur sein Liebstes hüten kann! Immer wieder dachte ich daran, daß die Geliebten ja jedes Ding aus dem Päckchen in der Hand gehabt haben - ach, dieser Gedanke war so hoffnungsvoll, aber auch so schrecklich wehmütig. - Inzwischen war das ganze Heim von der Wehrmacht beschlagnahmt worden, alle Mütter sollten so schnell wie möglich nach Hause und man plante, für uns ein anderes Heim bei Weimar frei zu machen. Vorläufig war das ganze nur "interessant"! Ein General leitete alles und bald wuselte es von Offizieren, Soldaten und Stabsheiferinnen - auch die DD fehlte natürlich nicht. Noch lag der Umzug in ein anderes Heim fern, aber Haus 3 mußte unbedingt frei gemacht werden. So wurde unsere Isolierzeit verkürzt - wir durften schon nach der 5. Woche zu den anderen. Das Iso wurde gründlich geputzt und dann zogen wir alle aus Haus 3 herüber in das verhasste Haus, in dem ich so lange krank gewesen war! -

V. Bleiben wir in Sachsa ?

Angst und Schrecken der letzten Kriegsphase. - (Februar - April).

" Die Hoffnung nährt mich, sie nährt ja die halbe Welt, und ich hab' sie mein Lebtag zur Nachbarin gehabt, was wäre sonst aus mir geworden ?" -
Beethoven.

Ein paar Tage waren wir jetzt im Iso, es war furchtbar ungemütlich, die Wände waren kahl, an den Fenstern fehlten Gardinen - alles sah nach Abbruch aus. Heute war nun mein Geburtstag und ich mußte immer wieder an die vielen Geburtstage zu Hause denken. Demals waren immer die Geschenke die Hauptsache gewesen, jetzt hoffte ich - ich sehnte mich so danach - , daß ich wenigstens zum Geburtstag Post bekäme. Ich hatte mir immer eingebildet, Fräulein Köhler habe die Post, die ja inzwischen gekommen sein musste, für meinen Geburtstag aufgehoben. Aber das waren alles nur Illusionen, die neue Enttäuschungen mit sich brachten. Nachmittags wollten wir noch etwas gemeinsames spielen, aber es wurde durch die Ankunft zwei kleiner "Unbekannter" verhindert. Keiner wußte, angeblich wer sie waren, es hieß, sie seien auf einem Flüchtlingstransport verloren gegangen und man habe sie hier in Sachsa gefunden. Es waren 2 Jungen, der eine etwa 3/4, der andere 3-4 Jahre alt. Beide weinten, waren wohl von einer langen Fahrt übermüdet. Man gab ihnen etwas zu essen, wusch sie und legte sie dann gleich schlafen. Der ältere, Kainer hieß er, weinte immer "i mag heim, i mag heim". Er schwälbelte sehr und es war mir gleich unerklärlich, wieso ein kleiner Schwabe ein Flüchtling sein sollte! Mir tat der kleine Junge so leid und die ganze Geburtstagsstimmung, die gerade mit den gemeinsamen Spielen kommen wollte, war plötzlich verflogen! "I mag heim" - das Kind hatte Heimweh, es sehnte sich auch nach Hause! -

So war mein Geburtstag vergangen und hatte etwas Besonderes gebracht! An einem der nächsten Tage nahm ich mir Kainer einmal vor und fragte ihn, ob er denn nicht wüßte, wie er hieße. "Doch", sagte er, "dös woiß i scho! I hoiß Kainer Goerdeler, Johannes Christian!" Nachdem er mir das einige Male wiederholt hatte, verstand ich endlich den Namen, gleichzeitig tauchte ein Bild aus der Illustrierten vor mir auf: Es war eine Wirtsstube, in der Fräulein Schwarz, Goerdeler, der gerade auf einem Sofa saß, an SS-ler verriet. Und da war mir nun alles klar! Es mußten Goerdelers Enkelkinder sein! -

Am 10. Februar fuhren Karin und Hans v. Diddersdorf nach Haus. Das war wieder ein Ereignis! Und wieder ein Grund zum Hoffen. Ein Mensch, dem es versagt geblieben ist zu hoffen, wie kann der überhaupt leben? -

Am 13.2. feierten wir Alfreds Geburtstag. Ich hatte durch die

lange Krankheit ganz viel gebastelt, womit ich seinen kleinen Tisch füllen konnte. Wir waren an diesem Tage alle recht heiter und spielten vergnügt. Alfred war nun 10 Jahre alt und kam sich schon sehr "erwachsen" vor!

Der Winter nahm allmählich seinen Abzug, langsam erwachte die Erde wieder. Es war Anfang März. Wir schwebten mal wieder in den kühnsten Erwartungen. Irgendwer hatte aufgebracht, daß es doch eigentlich praktisch ausgeschlossen sei, daß wir noch in ein anderes Heim kämen. ~~Es hätte ja gar keinen Zweck, wir warteten doch sowieso von einem Tag auf den anderen auf unsere Abreise! Es wäre also sinnlos noch ein Haus zu beschlagnahmen, so es so viele Obdachlose gab!~~

Sald hatte man sich dazu ausgemalt, daß wir so lange noch nicht umgezogen seien, weil man sich den Gedanken eines anderen Heimes für uns vollkommen aus dem Kopf geschlagen habe und nun noch daran arbeite, unsere Heimreise zu beschleunigen. Es dauerte nicht lange, so glaubte ich ganz fest an diesen Gedanken und malte mir seine Ausführung jeden Tag deutlicher und schöner aus. Es war wieder ein Warten von Tag zu Tag, - von Stunde zu Stunde- und ich denke jetzt so oft, wie dankbar ich doch sein muß, daß Gott mir diese Hoffnung und den festen Glauben an ein baldiges Wiedersehen mit den Eltern und Geschwistern immer wieder geschenkt hat! -

11.März - Vaters Geburtstag. Es war wieder ein schwerer, trauriger Tag! Ich wußte doch gar nichts von ihm und die Frage, ob er überhaupt noch lebte, quälte mich gerade an diesem Tage sehr. Abends, als allein war, weinte ich noch lange heiße Tränen des Heimwehs und der Sehnsucht in meine Kissen. Strupps war nach wie vor lieb und treu. Sie lief mir auf Schritt und Tritt nach, - ~~wir hatten uns beide schrecklich gern.~~ Wie oft schmiegte sie ihren Kopf an mich und so manche Träne ist in ihr dichtes, graues Fell gerollt. Noch jetzt wird mir ganz wehmütig ums Herz, wenn ich an das treue, gute Tier denke.

Wir machten jetzt viele herrliche Frühlingsspaziergänge. Dieses Wiedererwachen der ganzen Natur geht doch irgendwo auch auf uns Menschen über, jedenfalls war ich damals wieder viel glücklicher und hätte oft, wenn wir so mitten in den bezaubernden, kleinen Blumen saßen, laut aufjauchzen mögen. Am 3.April war Ostern. Das ganze Haus war über und über mit Blumen geschmückt, in dem sonst so kahlen, grauen und unfreundlichen Iso sah es richtig nach Frühling aus. Morgens

versteckte ich mit Eier und es war fürchterlich nett, wie wir nächher alle, Groß und Klein, eine bunte Schar in Wald und Wiese umher suchten. Auch der Frühstückstisch war reizend gedeckt - überall herrschte große Heiterkeit und Freude!

Ostermontag. - Alles packte, denn am nächsten Tage sollte es nun doch noch losgehen. Aber es war nicht mehr das ungewisse, fremde Heim, das unsere Gedanken suchten, nein, man blickte direkt glücklich dem Kommenden entgegen. Man hatte aus gesagt, daß wir unsere Mütter und Geschwister - alle Lieben - im "anderen Heim" wiederfinden sollten. Damals ahnten wir nicht, daß dieses Heim das Lager Buchenwald sein sollte! - Aber es kam alles anders, als wir gedacht: Dienstag um 3 Uhr standen wir alle abfahrtsbereit vorm Wirtschaftsgebäude und warteten auf einen L.K.W., der uns nach Nordhausen bringen sollte. Von da aus sollte es dann weiter mit dem Zug nach Weimar gehen. Nach vielem Hin und Her war es nun wenigstens so weit! Gestern abend war alles noch einmal abgeblasen worden heute früh war dann das mit dem L.K.W. und dem Zug durchtelefoniert worden.

Der Wagen kam sehr verspätet, anstatt um 3 Uhr erst um 1/2 4 Uhr, und um 4 Uhr sollte der Zug schon von Nordhausen abfahren. - Wir sagten Sachsas Lebewohl und fuhren in raschem Tempo davon. Kaum aber hatten wir die Stadt erreicht, fingen sämtliche Sirenen an zu heulen. Wir fuhren in den nächsten Seitenweg ein und hielten unter einigen Kastanien. Es brummte wie toll und plötzlich hub ein ohrenbetäubendes Krachen und Pfeifen an. Die Kleinen fingen an zu schreien - wir Größeren hatten jegliche Farbe verloren. Zu einem Knäuel ineinander verschlungen lagen wir 14 auf dem Boden, die 3 Erwachsenen, die uns begleiteten, schauten einander stumm an, mit sicken, die sagen wollten - das ist unsere letzte Stunde! Ich kam zuerst garnicht dazu, an so etwas zu denken, ich hatte damit zu tun, die Kleinen davon zu überzeugen, daß das alles nur die Flak sei, die die bösen Klinger abschießt! - 1/2 Stunde dauerte der Bombennagel, aber in solchen Momenten wird einem ja jede Minute zur Ewigkeit! - Den Zug noch erreichen zu wollen, war völlig sinnlos. Außerdem berichteten vorübereilende Leute, daß der Bahnhofsbunker total zugeschüttet sei. So führen wir über Ilfeld, Stollberg, also durch den ganzen Harz, wieder zurück nach Sachsa. Dieser Umweg mußte gemacht werden, da der L.K.W., d.h. der Leutnant, der mitfuhr, in Stollberg etwas zu erledigen hatte. Wir waren nur mitgenommen worden,

weil Nordhausen auf ihrem Wege lag. Überall, wo wir hinkamen, hatten Bomben das friedliche Leben der Menschen zerstört - denn dort waren damals die ersten feindlichen Fliegerangriffe gewesen. - In Stollberg, einem reizenden, kleinen Fachwerkstädtchen hielten wir direkt vor einem Krankenhaus. Erschütterndes spielte sich hier ab: Kinder, die nur ein elendes Häufchen, mit 2 vollkommen leblosen Meinenen darunter vorstellten, wurden von Schwestern ins Hospital getragen. Sanitäter trugen überdeckte Bahren. Immer wieder stürzten Frauen laut weinend hinzu und rangen verzweifelt die Hände, da sie die bleichen, leblosen Gesichter der Verunglückten erkannten. Ich war innerlich schon so zerrüttet, von dem Bombenhagel in Nordhausen, wo unser Leben schon fast ^{unrettbar} ~~unrettbar vom Tode umklammert~~ schien, daß mich dieser trostlose Anblick furchtbar erschütterte und mich die Verzweiflung zu überwältigen drohte. ~~Und dann war doch das Wiedersehen mit den Geliebten erneut so in die Ferne gerückt -~~ und vor uns lag wieder das graue Sachsa. Die Front war nur noch 80 km vom Kinderheim entfernt und wir ahnten Schreckliches, weil wir glaubten, die Wehrmacht im Heim würde sich verteidigen. -

Als ich spät abends wieder in meinem alten Bett im Schlafsaal lag, vor äusseren Gefahren sicher und geborgen, da rollte all' das Erlebte dieses Tages wie ein Film noch einmal vor mir ab. Und ich spürte und wußte Gottes Hand wieder so helfend über uns, da er uns heute doch wieder einmal vor einem Unglück bewahrt hatte. -

Die nächsten Tage war dauernd Alarm, Nordhausen hatte noch viel durchzumachen. Wir lebten beinahe ganz im Keller. Am nächsten Sonntag war ein schauerlicher, - endlos langer Tieffliegerangriff. Draußen war die wilde Hölle los. Es knatterte, sauste, krachte, brummte und was sonst noch für Geräusche denkbar sind. Aber das gehörte allmählich zur Tagesordnung. - Anfang der Woche hörte man schon deutlich und nah die Geschütze donnern. Jeder hatte für alle Fälle ein kleines Köfferchen oder einen Rucksack mit dem Wichtigsten bereit. Auch Lebensmittel waren gepackt für den Fall, daß wir noch im letzten Moment in den Wald mußten. Zuerst rechneten wir sofort mit der Übernahme des ganzen Ortes, dann aber zögerte es sich doch noch bis Donnerstag heraus. Wir schliefen nur noch angezogen und durften auf keinen Fall das Haus verlassen. Dann aber kam alles ganz plötzlich. Am 12. April waren 4 000 Amerikaner in Sachsa eingezogen. Gott sei Dank hatte die ganze Wehrmacht einen Tag vorher das Heim verlassen

So verlief alles verhältnismäßig ruhig. Wir waren natürlich im Keller und es wurde anfangs auch tüchtig mit Maschinengewehren geschossen. Das Haus wurde, nachdem die Soldaten gesehen hatten, daß hier ein "childrens-home" war, nicht besonders durchsucht.

Ein Aufatmen ging durch alle Herzen: Die Bombenangriffe konnten uns jetzt nicht mehr schaden. -

Ich dachte damals nie an eine Befreiung durch die Amerikaner, mir waren sie gräßlich, denn sie waren ja die Feinde der Deutschen! ---

VI. "gelöste Zustände" - Erfüllung langer Sehnsucht.
(April - Juni).

" Einmal siegen muß doch
das Wahre und Rechte." (Humboldt)

Die ersten Tage nach der Besetzung durften wir noch nicht ins Freie, es war auch noch ziemlich gefährlich, da sich in den Wäldern noch Soldaten versteckt hielten und sich immer wieder wild verteidigten. Dann aber durften wir Größeren in einer benachbarten Gärtnerei helfen. Das machte uns viel Spaß, denn es war ja noch nicht so heiß und doch eine recht abwechslungsreiche Arbeit.-

Oft kamen deutsche Lutzer, ganz zerlumpt und halb verhungert und baten um ein Nachtlager, das man ihnen in den meisten Fällen verschaffen konnte.

Wieder waren die Wochen im Fluge ins Land gegangen, und der ganze Zustand lockerte sich, - ja allmählich kam der Stein ins Rollen: Am 4. Mai kam der neue Bürgermeister von Sachsa, Herr Müller, zu uns ins Haus und rief uns alle zu sich. Er hielt eine "feierliche Ansprache", in der er uns klar machte, daß wir von nun ab unter seinem Schutze ständen, daß er für unsere Kleidung sorgen wollte und daß er vor allem sich für unsere baldige Heimkehr einzusetzen gedachte. Er sagte wörtlich: "Und jetzt heißt ihr wieder so wie früher, ihr braucht euch eurer Namen und Väter nicht zu schämen, denn sie waren Helden!" --

Das war ein Tag, den ich nie vergessen werde. Ich hätte jauchzen und lachen mögen, endlich, - endlich war es nun so weit. Es war jemand gekommen, der mich verstand und genau so dachte wie ich. - Die Erwachsenen sagten kein Wort dazu. - In drei bis vier Wochen sollte der Zugverkehr wieder hergestellt sein - dann mußte ja jemand kommen, uns zu holen. So war das Leben jetzt fröhlicher, denn der große Druck war von allem genommen, nur quälte ich mich immer noch so mit

~~dem Gedanken an die anderen. -~~

Am 8. Mai - es war abends - sagte man uns, - es sei jetzt wieder Frieden - Deutschland hätte kapituliert! Mich berührte es seltsamer Weise garnicht so sehr, nach der Besetzung war hier ja schon mehr oder weniger Frieden gewesen - man sah und hörte nichts mehr vom Krieg. Ich hatte mir den Frieden immer von Siegesfanfaren empfangen vorgestellt - dies war alles so anders. -

Von da an kamen öfters Offiziere, die nach Überresten der Wehrmacht suchten, besonders nach Papieren des Generals. Es war nun schon richtig Sommer, alles blühte, wir waren immer den ganzen Tag draußen.

Eines Tages kamen 2 junge Herren, die uns nach allen Richtungen ausfragten. Sie wollten wissen, wie unsere Eltern vom Führer gesprochen hätten, ob wir gerne in die H.J. gegangen seien usw.! Einige Tage später kamen der Landrat mit seiner Frau und Herr Müller. Auch sie wollten allerlei wissen, - es war wohl hauptsächlich Neugierde. - Diese Besuche waren immer sehr interessant - das Einzige, was einen Tag vom anderen unterschied. Einmal kamen abends um 9 Uhr zwei amerikanische Offiziere zu uns in den Schlaflsaal und wollten unsere "family-names" wissen.

*im Augenblicke
spürte man*

So verging die Zeit und es kam der Tag, der der Mittelpunkt meines Sehns und Hoffens, - all' meiner Gedanken gewesen war - wir wurden geholt. Es war am 7. Juni abends, als der Wagen vorfuhr, aus dem Tante Üllas ausstieg. Das waren unvergeßliche Stunden! Lasli mußte erzählen und wir fragten all' das, was wir bisher im Herzen behalten mußten, weil uns keiner eine Antwort darauf gab. Wie sagte mir als Erste von Vaters Tod - aber gleichzeitig auch, daß die anderen von den Amerikanern befreit worden und nun in Süditalien zur Erholung seien! ---

(Abend 7. Juni 1945)

Abends im Bett lag ich noch lange wach und meine Gedanken kreisten immer um das Eine: Vater tot - aber die anderen leben - dies ist die letzte Nacht in Sachsa, - wir sind frei! Es war gut, daß das alles auf einmal über mich hereinbrach, so überwand ich bei all' dem gegenwärtigen Jubel den großen Schmerz um Vater leichter. Diese Nachricht kam ja auch nicht plötzlich, ich hatte mich schon so lange Monate mit dem Gedanken beschäftigt und die Hoffnung auf ein Wiedersehen mit Vater war doch allmählich am Erlöschen gewesen. --

Fast 10 Monate waren wir so in Sachsa gewesen, - 10 Monate hatten wir nichts von den anderen gewußt, waren von aller Welt abgeschlossen worden. Jetzt kam einem der Gedanke direkt merkwürdig vor, wieder frei und mit allen Lieben zusammen in K'mühl zu leben, mußte man nicht für jeden Tag seinem Schöpfer danken? Ich kam mir so undankbar vor - früher hatte ich dieses großes Glück mit der Familie sorglos lieben zu dürfen als selbstverständlich hingenommen und ich nahm mir vor, ein ganz anderer Mensch zu werden. -

W a c h w o r t . -

Und jetzt ist all' dies schon wieder 2 Jahr her - wir leben wieder in Krottenmühl - fast unverändert. ~~Vonder scheint es nur nach außen hin unverändert?~~ Ist nicht eine tiefe Wunde in unser Leben gerissen worden, die nur langsam wieder zuheilt? ... Und doch müssen wir versuchen, diese Wunde bald vernarben zu lassen, ~~weil~~ es ist sicher nicht richtig, Vater ewig nachzutrauern. Er hat ja jetzt seinen ewigen Frieden - ist bei Gott.

Das Leben hier ist wieder alltäglich - alles scheint ganz gewöhnlich und man wird schon wieder undankbar. Und jetzt erkenne ich, daß all' das Schwere dieses einen Jahres seinen tiefen Sinn, ja vielleicht sogar auch sein Gutes gehabt hat: Ich habe das Leben vonder anderen weite kennen gelernt und habe gefühlt, was mir zu Hause - Vater, Mutter, Geschwister sind! Ich habe erkannt und gespürt, daß Gott um jede Bewegung von uns weiß. -

Ein seltsames Gefühl um diese Zeit ist in mir erwacht: Einesteils steht das ganze Geschehene noch so lebendig vor mir, als gehöre alles erst ganz kurz der Vergangenheit an. ~~Andererseits~~ aber ist mir, als habe sich vor dieses eine Jahr ein dichter Schleier gezogen und all das Erlebte sei nur ein Traum.

Es ist, als wäre die Kette der Jahre, die ich bisher durchlebte, geteilt worden in ein längeres und ein kurzes Ende. Inzwischen den beiden teilen aber ist etwas, das ein wieder Zusammenfügen unmöglich macht. Das lange Ende sind die glücklichen und friedlichen Jahre meiner Kindheit, da Vater noch lebte, das kurze Stück der Kette aber ist die Zeit nach seinem Tod - nach Sachsa, da sich die kommenden Jahre so ganz anders vor mir ausbreiteten. Das "Etwas" aber, das

*früher in der Zeitschrift
ist publiziert*

Institut für ...

dazwischen liegt, ist Sachsa mit all' den schweren, trostlosen Stunden, die aber auch etwas Schönes gebracht haben: Die große Freundschaft mit Utha, die - gebe Gott - nie zerstört werden möge.

"Gott schickt uns die Verzweiflung nicht, um uns zu töten, er schickt sie uns, um neues Leben in uns zu erwecken."

"Sachsa" - dieses Wort wird wohl - so lange ich lebe - immer das Geschehene jäh vor mir auftauchen lassen. -

Namensliste der Kinder, die mit uns in Sachsa waren:

Die 4 Kinder des Grafen Claus Stauffenberg:

Berthold 11 Jahre
Heimerau 9 Jahre
Franz-Ludwig(Luffl) 6 Jahre
Vallerie 3 Jahre. -

Die 2 Kinder des Grafen Berthold Stanffenberg:

Alfred 7 Jahre
Elisabeth 5 Jahre

Die 3 Kinder des Grafen Lehdorf :

Nona 7 Jahre
Vera 5 Jahre
Gabriele 1 Jahr .

2 Jungen des Grafen Schwerin:

Wilhelm 15 Jahre
Christoph 12 Jahre.

von Treskow:

Utha 13 Jahre
Heidi 5 Jahre

von Sejdlitz:

Ingrid 10 Jahre
Ute 8 Jahre

von Diddersdorf:

Karin 7 Jahre
Hans-Gert 2-3 Jahre

von Hagen:
 Albrecht 12 Jahre
 Helmtrud 8 Jahre

von Freytag:
 Nikolai 10 Jahre
 Alexander 8-8-9 Jahre
 Wessel ----- 2 Jahre
 Andreas 3/4 Jahr

von Hase:
 Friedrich-Wilhelm 6 Jahre

Dieckmann:
 Arndt-Heinrich 13 Jahre
 Dorothea 11 Jahre
 Waltraut 7 Jahre

Lindemann:
 Marie-Luise 10 Jahre

Bernadis:
 Lore 7 Jahre
 Heinz 5 Jahre

Goerdeler:
 Reiner 4 Jahre
 Karl 3/4 -1 Jahr

Hanke:
 Lenate 7 Jahre
 Hildegard Gere (Stief- 1 Jahr
 geschw.)

Hansen:
 Hans-Georg 12 Jahre
 Wolfagn 8 Jahre
 Karsten 6 Jahre
 Fraucke 1-2 Jahre
 Dagma ----- 10 Tage

Nachname unbekannt:
 Gretel etwa 1 1/2 Jahre
 Berta " 1/2 Jahr

Nachname unbekannt:
 Jochen etwa 1 1/2 Jahre
 Dieter " 1/2 Jahr

Mit uns waren es also

46 Kinder !

.....

SCHULE

20. JULI

Der neue Patron

Der Westberliner Oberstudiendirektor und Leiter des „Charlottenburger Gymnasiums“, der 49jährige Dr. Klaus Rudolphi, befand sich auf Urlaub in der Schweiz, als ihn Anfang August ein Brief seines „Ferienvertreters“, des Oberstudienrats Harry Wilke, erreichte. Amtskollege Wilke teilte seinem Schulleiter mit, das Bezirksamt Charlottenburg plane, die Schule am 14. September in „Erich-Hoepner-Gymnasium“ umzulaufen. An diesem Tage wäre der Ge-



20. Juli-Verschwörer Hoepner
Schulleiter in Charlottenburg

neraloberst Erich Hoepner, ein nach dem 20. Juli 1944 hingerichteter Verschwörer gegen Hitler, siebenzig Jahre alt geworden.

Mit der Bekanntmachung dieses Bezirksamts-Entschlusses begann eine jener Affären, die erweisen, zu welchen wenig erfreulichen Konsequenzen die Starrheit der Verwaltungsinstanzen in Sachen der Politik und des Taktus zu führen pflegt. Der gesamte Komplex der Verschwörung des 20. Juli — bei dem ohnehin jede historische Korrektur der Legende Gefahr läuft, Beifall von der falschen Seite, also von unentwegten Nationalsozialisten, zu bekommen — wurde zum Gegenstand eines ebenso unerquicklichen wie peinlichen Streites, den die Verwaltungsinstanz kraft größerer Machtfülle am Ende zu eigenen Gunsten entschied.

Das Charlottenburger Gymnasium, seit einem Jahr in einem modernen Schulbau in der Bayernallee untergebracht, soll die Tradition zweier alter Berliner Bildungstätten fortführen, des früheren Mammesen-Gymnasiums und des früheren Kaiserin-Auguste-Victoria-Gymnasiums. Am

Auguste-Victoria-Gymnasium hatte der 1888 geborene Erich Hoepner im Jahre 1905 sein Abiturienten-Examen bestanden.

Einige Charlottenburger Bezirks-Stadtväter hatten bereits seit längerem die Absicht gehabt, den früheren Mitbürger Hoepner, der am 8. August 1944 in Plötzen-see erhängt worden war, in irgendeiner Form zu ehren. Aber der zunächst erwogene Plan, eine Straße nach ihm zu benennen, scheiterte am Widerstand des Berliner Senats, der darauf hinwies, daß es in Tempelhof bereits eine Hoepnerstraße gibt, die allerdings die Erinnerung an den Fliegergeneral dieses Namens aus dem ersten Weltkrieg wachhalten soll. Da eine zweite Hoepnerstraße — wenn auch mit anderer Schreibweise und in Charlottenburg — zweifellos zu zahlreichen postalischen Irrtümern geführt hätte, wurde dieser Plan fallengelassen.

Den ratlosen Charlottenburger Stadtvätern kam ein Beschluß der Kultusminister-Konferenz zu Hilfe, demzufolge die sogenannten „Oberschulen wissenschaftlichen Zweigs“ überall in Deutschland künftig die Bezeichnung „Gymnasium“ führen sollten. Da der Bezirk Charlottenburg sechs solcher Schulen besitzt, schien dem Bezirksamt die Bezeichnung einer dieser Anstalten als „Charlottenburger Gymnasium“ nicht länger vertretbar. Bei einer 20.-Juli-Gedenkfeier in Plötzensee erklärte sich die Witwe des hingerichteten Hoepner, Frau Irma Hoepner aus Schlachtensee, gesprächsweise damit einverstanden, daß eine höhere Schule in Charlottenburg nach ihrem Mann benannt wird.

Die Sache war so gut wie perfekt und hätte der sehr energischen Unterstützung des Berliner Innensenators Joachim Lipschitz (SPD) und des erkrankten Regierenden Bürgermeisters Otto Suhr (SPD) kaum noch bedurft. Dennoch war den Charlottenburger Stadträten, insbesondere dem Bezirksbürgermeister Hans Bruhn (CDU), das ausdrückliche Wohlwollen der Regierung, dem sich später auch noch Kultursenator Joachim Tiburtius (CDU) „aus vollem Herzen“ anschloß, sehr willkommen.

Keineswegs willkommen war die Umbenennung jedoch dem Direktor der Schule, Rudolphi. Er schrieb im Schweizer Ferienort seinem Kollegen Wilke einen Antwortbrief, der — wie Rudolphi jetzt entschuldigend sagt — in Hast und Eile zustande kam. In diesem Brief stand zum Beispiel: „... als Historiker muß ich ablehnen, da Hoepner in dem Drama des 20. Juli eine wenig heroische Rolle gespielt hat. Es liegt mir fern, einen Stein auf ihn werfen zu wollen; aber es bleibt bestehen, daß er

- ▷ „am Abend des 20. Juli nicht wie die anderen standrechtlich erschossen worden ist...“
- ▷ „in der Verhandlung am 7. August 1944 vor dem Volksgerichtshof eine klägliche Rolle gespielt hat.“

„Als Freisler ihn ‚Schweinehund‘ titulierte und er sich das verboten hatte, fuhr Freisler fort: ‚Wenn Sie kein Schweinehund gewesen sein wollen, in welche zoologische Spezies gehören Sie Ihrer Meinung nach dann?‘ Antwort Hoepners: ‚Ich bin ein Esel.‘ Ich wiederhole, daß ich mich nicht zum Richter aufwerfen möchte; denn jeder ist versucht, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, und zweifellos sind Forderungen vorgegangen. Aber Männer wie Moltke, Schwerin von Schwanenfeld, Stauffenberg, Trott zu Solz, Leber, Dr. Wirmser haben sich auch vor dem Volksgerichtshof unter den gleichen fürchterlichen Bedingungen ganz anders verhalten, wesentlich beispielhafter für Schüler.“

„Damit lehne ich Hoepner als Namenspatron aus pädagogischen Erwägungen ab.“

* Briefschreiber Rudolphi ist: Claus Scheut Graf von Stauffenberg wurde noch am Abend des 20. Juli erschossen.

Wer Haarsorgen hat, wer etwas tun will für die intensive Durchblutung der Kopfhaut, um Schuppen u. Haarverlust zu hemmen und den Haarwuchs zu fördern, der möge einen Versuch machen mit dem millionenfach bewährten

HÖPPNERS HAAR-BALSAM

Zu haben in Fachgeschäften und Kaufhäusern.
Wo nicht, fragen Sie an bei
Carl Höppner KG.,
Parfümeriefabrik
Düsseldorf 58

das erfolgreiche preiswerte Haarwuchstonicum
Probeflasche DM 1,-
Doppelflasche DM 2,-
gr. Kurflasche DM 3,75

SCHLOSS KOBLENZ

ein nobler Sekt

AUS DER BERTHELLEREI SCHLOSS KOBLENZ BARR

Flasche mit Ei
Hamburger Krebssuppe

Fleischgerichte

schon Beifisch mit Zwiebeln, Spargel und Braten
Kalbsbraten im Kalbskopf mit Pfefferlingen und
Rindfleisch mit Spaghettis und Streifen
schon gebraten mit Zwiebeln
Schweinefleisch mit
Kraut und
Schweinefleisch mit
Kraut und

Wenn Sie diese Frage nicht bejahen können, weil Magenbeschwerden Ihnen die Lust am Essen nehmen, dann empfehlen wir Ihnen „Biseritte Magnesia“. Dieses bewährte Arzneimittel beseitigt rasch überschüssige Magensäure, welche in den meisten Fällen Magendruck, Sodbrennen, saures Aufstoßen und Völlegefühl verursacht. Nehmen Sie einfach nach dem Essen 2-3 Tabletten, und Sie bleiben von Beschwerden verschont. „Biseritte Magnesia“ läßt Ihren Magen störungslos arbeiten und fördert die geregelte Verdauung.
Sie erhalten „Biseritte Magnesia“ für DM 1,65 in jeder Apotheke.



Der Patron aus dem Kreise des Dramas vom 20. Juli, das ohnehin Schülern sehr problematisch ist, darf nur ganz einwandfrei sein. Schließlich ist auch SA-Obergruppenführer Graf Helldorf Mitverschwörer vom 20. Juli, aber die Herren oben werden nicht auf den Gedanken kommen, eine Schule nach ihm zu benennen...

„Es muß Herr Blank überlassen bleiben, eine Kaserne nach Hoepner zu benennen...“, polemisierte Direktor Rudolphi in seinem kollegialen Brief gegen den Plan der Verwaltung. „Es ist mir schließlich schlechter, wie Suhr oder Lipschitz versprochen haben können, gerade Hoepner zu ehren. Die Protokolle von der Verhandlung vor dem Volksgerichtshof sind bekannt. Und jedem Neonazisten ist in die Hände gearbeitet, wenn ausgerechnet... Charakteren wie Hoepner solche Ehrungen, womöglich in jährlich zu wiederholenden Gedenkfeiern, zuteil würden. Die Festrede über den ‚Esel‘ mag auf jeden Fall Herr Suhr oder sonst wer halten... Literatur über Hoepner finden Sie bei Gisevius. Bis zum bitteren Ende.“

Angesichts dieser sehr pointierten Ablehnung des Namens Hoepner durch den Historiker Rudolphi hielt es sein Ferienvertreter, der Altphilologe Wilke, offenbar nicht für nötig, noch Quellenstudium zu betreiben. Er beriet sich statt dessen mit einem Charlottenburger Schulrat und schrieb dann am 9. August an den Stadtrat für Volksbildung beim Bezirksamt Charlottenburg, Dr. Beese, einen Brief, dessen erste Sätze wie folgt lauten: „Herr Dr. Rudolphi hatte mir geschrieben, ich möchte Sie über seine Einwendungen informieren. Ich beuge daher wohl keine Indiskretion, wenn ich diese Einwendungen im Wortlaut an Sie weitergebe.“

Welchen — freiwilligen oder unfreiwilligen — Bären dienst Wilke seinem Amtskollegen Rudolphi erwiesen hatte, stellte sich schnell heraus: Am 18. August fand eine Sondersitzung des Charlottenburger Bezirksamtes statt. Einziger Punkt der Tagesordnung: Rudolphis Äußerungen über Hoepner. Das Rechtsamt wurde beauftragt, Ermittlungen gegen Rudolphi mit dem Ziele der Einleitung eines Dienststrafverfahrens anzustellen. Am 17. August, dem Tage, an dem Rudolphi aus den Ferien zurückkam, wurden der Regierende Bürgermeister, der Innensenator und der Kultursenator über den Wortlaut des Rudolphi-Briefes informiert. Am 18. August wurde Rudolphi vor das Rechtsamt zitiert.

Gleichzeitig begann das Bezirksamt, alle beteiligten Stellen von der bevorstehenden Umbenennung der Schule in Kenntnis zu setzen. Laut Dienstblattverfügung des Berliner Senats müssen in einem solchen Fall die Schuldeputation, die Lehrer und die Elternschaft gehört werden. Den Wünschen dieser Körperschaften kann, muß aber nicht entsprochen werden. Die Umfrage ergab, daß sich die Schuldeputation einstimmig für den neuen Namen „Erich-Hoepner-Gymnasium“ aussprach, während Lehrerkollegium und Elternausschuß ebenso einmütig dagegen stimmten.

In dem Bestreben, keinen Formfehler zu begehen, hatte das Bezirksamt aber außerdem auch den Ältestenrat der Charlottenburger Bezirksversammlung und die drei Fraktionen befragt. Deren einmütige Antwort war ein Einverständnis mit der Umbenennung.

Am 28. August faßte das Bezirksamtskollegium endgültig den Beschluß, das „Charlottenburger Gymnasium“ am Geburtstag Hoepners, dem 14. September, in Erich-Hoepner-Gymnasium umzubenennen. Am 31. August ging die offizielle Genehmigung des Berliner Senats in Charlottenburg ein.

Aber der Charlottenburger Bezirksbürgermeister Bruhn hatte die Zähigkeit

einiger Väter und Mütter erheblich unterschätzt. In einer Sitzung am 30. August vereinbarte der Elternausschuß unter dem Eindruck des ihm bekanntgewordenen Rudolphi-Briefes, sich auf keinen Fall mit der Umbenennung abzufinden. Der Vorsitzende des Elternausschusses, der Bundesanwalt beim Bundesverfassungsgericht von Normann, schrieb wörtlich: „Namenspatrone, die noch in das Gebiet der unausgeglichenen Tagespolitik und der werden den Geschichtsbildung hineinragen, sollten für Schulen nur ganz ausnahmsweise zur Wahl gestellt werden.“

Beschwörend wandte sich nun das Bezirksamt an das widerstrebende Lehrerkollegium, um wenigstens die Pädagogen umzustimmen. Der Stadtrat für Volksbildung, Dr. Beese, ging bei seinem Plädoyer für Erich Hoepner bis in die Antike zu-



Schuldirektor Rudolphi
Kein Generalname für ein Gymnasium

rück: „Hervorragende Vorbilder“, so schrieb er, „waren die Tyrannenmörder Harmodios und Aristogeiton. Das Bezirksamt glaubt, daß die Märtyrer, die ihr Leben der Beseitigung eines Tyrannen geopfert haben, der in unserem eigenen Volke herrschte und der die altgriechischen Tyrannen an Furchtbarkeit bei weitem übertraf, zumindest derselben Ehrung würdig seien wie jene Männer, deren Name seit Jahrtausenden in allen Schulen rühmend erklingt.“

Nun meldeten sich zur Abwechslung auch noch die Schüler beim Bürgermeister zu Wort und schrieben ihm mit einem leichten Unterton des Vorwurfs: „Leider erst durch die Zeitung haben wir erfahren, daß unsere Schule in Erich-Hoepner-Gymnasium umbenannt werden soll. Uns scheint dieser Weg der Information etwas eigenartig... Wir würdigen die Männer des 20. Juli, aber wir halten den Namen eines Generals für ein humanistisch-musisches Gymnasium für unpassend... In der Sitzung des Schülerrates vom 28. August lehnten die Schüler aus

Neueste Modelle!

MAYSER

mit 100 Jahre Hutmacher für die große Welt

IN ALLEN GUTEN HUT-FACHGESCHÄFTEN

Stiftung
"Hilfswerk 20. Juli 1944"

70ep
25/A-29 / 02 - 96
Kronberg i.T
Jaminstr. 8
Oktober 1956

A b s c h r i f t
- - - - -

Reg.Rat Dr. H.K.Fritzsche

Bonn, 16.10.1956
Bundeshaus

An den
Senator für Inneres
Herrn Joachim Lipschitz
Berlin-Wilmersdorf
Fehrbelliner Platz 2

Sehr verehrter Herr Senator !

Anlässlich der Berliner Tagung des Bundestages erschienen bei mir der Schulleiter der Hoepner-Schule und kurz darauf auch eine Schülerdelegation, da man durch irgend jemanden erfahren hatte, daß ich am 20. Juli auf Weisung des Grafen Stauffenberg dem Generaloberst Hoepner als Adjutant zugeteilt war. Ich hatte nun zuvor den SPIEGEL-Artikel gelesen und war zunächst entsetzt, welchen Verlauf die ganze Angelegenheit genommen hat. Sie können sich, Herr Senator, vorstellen, wie sehr ich mich selber auch in dem letzten Jahrzehnt mit der Geschichte des Widerstandes und des 20. Juli befaßt habe, und daß ich sehr wohl wußte, wie es um Hoepner während der Vernehmung vor Freyler stand. Ich habe Herrn Dr. Rudolfi und auch den Schülern klar gemacht, daß es einzig und allein darauf ankommt, die Haltung Hoepners bis zum 20. Juli zu beurteilen. Die Vorgänge seit dem Umschwung der Aktion sind ja nur noch als Weg zum Galgen zu betrachten, und ich finde es vollkommen abwegig, wenn wir als Überlebende uns ein Urteil über die Haltung der Männer, die unter dem Galgen standen, anmaßen. Meine Auffassung wurde von meinen Gesprächspartnern geteilt und darüber hinaus hat der Leiter der Schule und haben auch die Schüler den Wunsch geäußert, ich möchte selbst noch einmal in Berlin vor der ganzen Schule meine Erlebnisse mit Generaloberst Hoepner schildern. Ich schreibe Ihnen, Herr Senator, nur deshalb, weil ich das Gefühl habe, man würde dem Gedächtnis unserer toten Widerständler keinen guten Dienst erweisen, wenn man wegen einer ganzen Reihe von Mißverständnissen die Konsequenz zöge, den Schulleiter Rudolfi zu versetzen. Sie werden natürlich an Ort und Stelle das Für und Wider genauer beurteilen können. Aber ich selber wäre, wenn Sie es wünschen, gern bereit, dabei mitzuhelfen, die ganze Angelegenheit in einem Sinne zu regeln, der dem Vermächtnis unseres Toten entspricht. Ich darf Sie bitten, diesen Brief nicht als ein dienstliches Schreiben zu betrachten, sondern als eine rein persönliche Äußerung, zu der ich mich berufen fühle, weil ich den 20. Juli an der Seite Hoepners erlebt habe.

gez. Dr. Fritzsche.

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

A b s c h r i f t

=====

Aufzeichnung von Sydney Jessen.

Der 20. Juli 1944 ist ein geschichtliches Datum geworden. An diesem Tage fand der innerdeutsche Widerstand gegen Hitler sein Ende, aber noch weitere neuen Monate mußten vergehen bis der äusserste Widerstand das Ende Hitlers erreichte.

Noch ist das geschichtstreue Bild des Geschehens, das zu diesem Tage führte, nicht gezeichnet. Ob es je möglich sein wird, es tun zu können, steht dahin. Nur wenig oder nichts wurde in der Zeit des Kampfes dem Papier anvertraut, zu viel von diesem wurde vernichtet, zu viele Beteiligten haben ihr Leben verloren. Noch ist es den überlebenden Deutschen unmöglich oder sehr schwer, die zerrissenen Fäden aufzunehmen.

Eine Reihe von Darstellungen einzelner Vorgänge - zum grössten Teil aus dem Gedächtnis aufgeschrieben - versuchen sich zu einem Gesamtbild zusammenzufügen. Lücken bleiben, Widersprüche erscheinen, berechnete und unberechnete Ansprüche werden erhoben, Streit entsteht.

Deutschland, das offene Land der Mitte, ist immer der Sammel- oder der Kampfplatz von Gedanken und Anschauungen aus allen Richtungen gewesen.

Aus fast allen Darstellungen deutscher oder nichtdeutscher Feder erhebt sich jetzt schon die Tatsache heraus, die ausserhalb jedes Meinungsstreites oder Werturteils steht, dass die Beendigung der politischen oder menschlichen Existenz Adolf Hitlers dem Willen der Menschen entzogen geblieben ist.

Wenn vor dem Kriege "Zufälligkeiten" wie die Ankunft Camberlains (29.9.38) oder die Absage Hitler, in das Hauptquartier Hammersteins zu fahren (3.9.39) das politische Ende verhinderten, so versagten in einer für die sorgfältigste menschliche Berechnung unbegreiflichen Weise die technischen Zerstörungsmittel (Tresckow-Schlabrendorff 13.3.43 , Stauffenberg 20.7.44, Speer 1945) und ein feindlicher Luftangriff verhinderte das Gepäckattentat (Tresckow-Kleist Januar 1944) .

Das Scheitern des Sprengstoffanschlages vom 20. 7.1944 ist zunächst durch den Umstand zu erklären, dass die Sitzung an diesem Tage in einer Baracke und nicht in einem Zementbunker, der den Explosionsdruck der Bombe gestaut und zur vollen Wirkung gebracht hätte, stattgefunden hatte.

Die Gründe, warum es gerade am 20. 7.44 an dem einzigen Tage, an dem die Lagersitzung in einer Baracke und nicht im Bunker, - denn in diesem wurde eine Reperatur ausgeführt, - stattfand, zu dem Versuch kam, dem Leben Hitlers ein Ende zu machen, sind bisher nicht bekannt geworden. Sie sollen im Folgenden dargestellt werden. Durch sie möge erkannt werden, dass eine höhere Macht als die menschliche die Beteiligten zu unwissenden Werkzeugen gemacht und in den Dienst ihrer unerforschlichen Absicht gestellt hatte.

In den bisher veröffentlichten Schilderungen aus der Widerstandsbewegung ist genügend betont worden, wie wenig die einzelnen Gruppen des Widerstands gegen das Hitlertum aus Sicherheitsgründen von einander wissen durften. So war im Bereich der Kriegsmarine zunächst niemand beteiligt worden. Das hatte seinen Grund in der verhältnismässig geringen Bedeutung, die diesem Wehrmachtsteil für die Durchführung eines Umsturzes beizumessen war, ~~was die Kriegsmarine für sich dann aber~~ sodann aber auch in der Tatsache, dass die Kriegsmarine der am weitesten nationalsozialistisch eingestellte Wehrmachtsteil war, und dieses galt insbesondere für das Oberkommando der Kriegsmarine (OKM).

Als im Jahre 1943 Graf Claus Stauffenberg die Leitung der Gewaltlösung übernommen hatte, wurde für die Vorbereitung der Übernahme der Befehlsgewalt auch die Frage wichtig, sich der technischen Nachrichtenmittel der Kriegsmarine zu bemächtigen. Zu diesem Zweck wandte sich im Februar 1943 Graf Berthold Stauffenberg, der als Geschwerrichter in der Seerechtsabteilung der Seekriegsleitung Kriegsdienste leistete, über den politischen Referenten der Operationsabteilung der Seekriegsleitung KKpt. Alfred Kranzfelder an den in der Nachrichtenabteilung der Seekriegsleitung als Referent für die USA diensttuenden Reserveoffizier KKpt. Dr. Sydney Jessen, dessen politische Ansichten Beiden bekannt waren und den sie jetzt über die geplante Aktion unterrichteten. KKpt. Jessen erbat und erhielt die Erlaubnis, den ihm gleichgesinnten Kpt.z.S. Max Kupfer hinzuzuziehen, weil dieser zum technischen Nachrichtendienst gehörte und dessen Umfang und Organisation genauer kannte. Durch ihn wurde festgestellt, dass eine Lahmlegung des Nachrichtenapparates der Kriegsmarine wegen der Unzahl nachrichtentechnisch selbstständiger und leistungsfähiger Dienst-

- 3 -

stellen zu Lande und zur See nicht gewährleistet werden konnte. Die Kriegsmarine fiel damit als ein positiv zu bewertender Teil der Widerstandsbewegung in ihre Bedeutungslosigkeit zurück. Es wurde fernerhin beschlossen, keinen Versuch zu machen, weitere einzelne Offiziere, insbesondere in der Befehlsgewalt Höhergestellte zu gewinnen, da dieses bei der Einstellung des Marineoffizierkorps für die Sicherheit aller Beteiligten als zu gefährlich angesehen werden musste. Es waren daher nur die vier genannten Offiziere bereitgestellt. Sie allein waren laufend in der Folgezeit über die immer wieder angesetzten Versuche, Hitler gewaltsam zu beseitigen unterrichtet. Es wußten aber Kpt.z.S. Kupfer und Kkpt. Jessen nichts von dem Girdeler- oder von dem Kreisauer Kreis. Sie hatten keine Vorstellung von dem Umfang, den die aktive Widerstandsbewegung angenommen hatte.

Im Bereich des OKM war die Bespitzelung und die argwöhnische Beobachtung der nicht an den Sieg glaubenden Offiziere so gefährlich, dass die vier genannten Beteiligten ihre Begegnungen, Gespräche und Telefone weitgehendst einschränkten. Sie waren alle als unsichere Kantonisten bekannt; Kkpt. Jessen war bereits zweimal bei seinen Vorgesetzten in ein internes Verfahren wegen politischer Unzuverlässigkeit verwickelt worden, die ihm von engeren Kameraden vorgeworfen wurde.

- - - - -

Kkpt. Jessen gehörte seit vielen Jahren zu dem Freundeskreis des Hauses von Frau v. Bredow, geb. Gräfin v. Bismarck in Potsdam. Dort war ihm auch ein Zimmer überlassen worden, als er im November 1943 durch einen Luftangriff seine Berliner Wohnung verloren hatte.

Frau von Bredow war die entschiedenste Gegnerin des Hitlertums. Sie machte nie einen Hehl aus ihrer Einstellung und trat mit aller Leidenschaft den Ansichten entgegen, die Hitler selbst entschuldigen wollten und die Verantwortung für die Untaten untergeordneten Organen glaubten zuschieben zu müssen. Ihrer Energie und Kompromißlosigkeit allein war es zu danken, dass ihre Söhne und Töchter sich von den Nazi-Jugendorganisationen, insbesondere dem Arbeitsdienst fernhalten konnten. Mehrfache

Denunziationen aus den Jahren 1935, 37 und 38 brachten ihr die Drohung der Verhaftung, die während der ganzen zehn Jahre nicht aus dem Bereich der Möglichkeit verschwand. Bei dem Missbrauch, der von den Hitlerleuten mit dem Namen "Bismarck" getrieben wurde, wäre eine Verhaftung der Enkelin des Altreichskanzlers ein öffentliches Eingeständnis der Partei geworden, dass diese nicht dem Führer folgte - eine den Nazis untragbar erscheinende Bealstung ihrer inneren Propaganda, die u.a. beim Stapellauf des Schlachtschiffes "Bismarck" sich s.Zt. erfolgreichst ausgewirkt hatte.

So konnte Frau von Bredow mit ihren Kindern eine der wenigen Stellen in Deutschland bleiben, an denen die dem Massenwahn nicht erlegenen Menschen stets die Möglichkeit freien Sprechens fanden, um gestärkt und berichtigt in ihr jeweiliges Leben zurückzukehren. Man war sicher an jedem Wochenende ältere und jüngere Gäste anzutreffen, die sich um den Eintopf oder um brotähnliche Kuchenstücke versammelten. Mancher junge Franzose gesellte sich hinzu, der zur Zwangsarbeit nach Berlin gekommen war und hier geistige und körperliche Erholung fand. Frau von Bredow gab jedem etwas Helfendes mit auf den Weg und kaum jemand ahnte ihre eigene Überanstrengung durch ihre weitsichtige Vorausschau des Schicksals, dem Deutschland unter Hitler entgegengiehlte, durch die immer wiederkehrenden nächtlichen, anonymen Störungsanrufe der Gestapo - ein beliebtes Mittel des individuellen Nervenkrieges - durch die gelegentlichen Beobachter des Hauses und Beschatter auf der Strasse. Jeder, der dieses Haus in der Wörtherstrasse in Potsdam kennen gelernt hat und dem diese Zeilen einmal vor Augen kommen sollten, wird sich seiner in diesem Sinne dankbar erinnern. Ein gnädiges Schicksal hat seine Insassen vor dem tragischen Ende so vieler Angehöriger der Widerstandsbewegung bewahrt, wenn auch Frau v. Bredow und ihre Töchter in den dramatischen Ablauf der letzten Ereignisse verwickelt wurden.

Kkpt. Dr. Jessen verbrachte seine Wochenendurlaube regelmässig im Hause der Frau von Bredow, in den ersten Kriegsjahren von Berlin aus, nach Zerstörung des Kriegsministeriums von dem Ausweichquartier des OKM, das unter dem Tarnwort "Koralle" bekannt war und im nordöstlichen Vorgelände der Stadt lag. So befand er sich auch am Sonntag, den 16. Juli 1944 dort. Am Nachmittag erzählte ihm, der wusste, dass Graf Claus

Stauffenberg gerade an diesem Tage vielleicht handeln würde, ein anderer Gast, ein Graf Welsburg, der ungarischer Staatsangehöriger war und als Bankangestellter in Berlin arbeitete, dass in Berlin das Gerücht umginge, das Führerhauptquartier würde in der kommenden Woche in die Luft gesprengt werden. Auf die Frage, wer ihm das gesagt hätte, meinte er, dass dieses Gerücht allgemeines Stadtgespräch sei. Kkpt. Jessen kannte Graf Welsburg nur flüchtig; er war ihm von der Hausfrau als ein junger Mann mit sehr guten Manieren, ohne bemerkenswerte Geistesgaben geschildert worden. Infolgedessen nahm Kkpt. Jessen an, dass dieses Gerücht die Auswirkung einer bereits durch mehrer Stellen gelaufenen Indiskretion irgend eines Eingeweihten sei, dem er hier doch nicht auf die Spur kommen könnte. Ebensowenig kam ihm der Gedanke, dass ihn, wie sich später herausstellte, Graf Welsburg über seine Informationsquelle irregeführt hatte, und dass er ihn vielleicht bewogen hätte, diese zu nennen, wenn er sich ihm gegenüber als Mitwisser zu erkennen gegeben hätte. So sah er in dem Grafen Welsburg nur den Wiederholen einer Indiskretion, über deren Gefährlichkeit sich dieser gewiss keine Rechenschaft ablegen konnte. Kkpt. Jessen berichtete sein Erlebnis am folgenden Tage in der "Koralle" dem Grafen Berthold Stauffenberg und Kkpt. Kranzfelder, die er erst des Abends erreichte. Da Graf Claus Stauffenberg am 16. nicht gehandelt hatte, die Gefährlichkeit der festgestellten Indiskretion mithin in den Augen der Marineoffiziere stieg, - übernahm es Kkpt. Kranzfelder am 18. Juli in die Bendlerstrasse zu fahren und Graf Claus Stauffenberg Meldung zu machen. Er kam zurück und berichtete, dass Graf Claus Stauffenberg sich auf Grund dieser Meldung zu einem sofortigen ^{neuen} Versuch entschlossen habe. Er habe betont, dass er jetzt handeln würde, auch wenn Himmler der Sitzung nicht beiwohnen würde - ein Umstand, der ihn bisher veranlasst hatte, die Bombe nicht zu zünden. Graf Claus Stauffenberg habe hinzugefügt, dass es sein letzter Versuch sein würde. Er hatte sich zum Vortrag für den 20. Juli in Rastenburg angesagt.

Die ersten Tage nach dem Attentat verliefen im OKM ohne besondere Ereignisse. Graf Berthold Stauffenberg war am 20. Juli nach Berlin gefahren und wurde nach der Erschiessung seiner Bruders verhaftet. Im OKM wurde nur bekannt, dass er gesucht würde. Am 24. Juli wurde Kkpt. Kranzfelder verhaftet und in Handschellen nach Berlin transportiert. Am 26.7. wurde Kkpt. Jessen in der "Koralle" erstmalig von dem Geschwaderrichter Nischling vernommen und ihm die Frage vorgelegt, warum er Kkpt. Kranzfelder gesagt hätte, dass das Führerhauptquartier in die Luft gesprengt werden würde, denn dieses hätte Kkpt. Kranzfelder am 18.7. dem Grsfn Claus Stauffenberg berichtet. Kkpt. Jessen liess sich von seinem Vorgesetzten KAdm. Schulz Aussagererlaubnis geben und gab zu Protokoll, dass er dem politischen Referenten in der Operationsabteilung, Kkpt. Kranzfelder pflichtgemäss Kenntnis gegeben habe, dass in einem feindlichen Hetzsender die Wehrmacht aufgefordert worden sei, Hitler im Führerhauptquartier in die Luft zu sprengen. Dieser Aussage wurde von den Marine-dienststellen Glauben geschenkt, aber nicht von der Gestapo, die an das OKM die Aufforderung richtete, Kkpt. Jessen am 28.7. zu einer Vernehmung in die Prinz Albrecht Strasse nach Berlin zu entsenden.

Kkpt. Jessen fuhr in Befolgung dieses Befehls am Mittag des 28. nach Berlin. Er begab sich aber zunächst nach Potsdam zu Frau v. Bredow und unterrichtete diese von seinen Erlebnissen nach dem 16. Juli. Ihr Bruder der Reg. Präsident von Brandenburg, Graf Gottfried Bismarck war gerade bei ihr gewesen; er war auf dem Wege nach Pommern und rechnete ebenfalls mit der Möglichkeit seiner Verhaftung. Klarheit über das Ausmaß der bereits erfolgten oder noch bevorstehenden Verhaftungen bestand nicht.

Kkpt. Jessen fürchtete eine seinetwegen im Hause von Frau v. Bredow vorzunehmende Haussuchung und benutzte die kurze ihm zur Verfügung stehende Zeit, wichtigeres Material aus dem Haus zu entfernen. Es wurde auch die Möglichkeit eines Fluchtversuches in die Schweiz erwogen, der nicht ohne jede Aussicht zu sein schien. Ein derartiger Versuch hätte ein Eingeständnis der Beteiligungs- und Mitwisserschaft bedeutet und damit eine ernste Gefährdung von Frau v. Bredow und ihrer Familie. Diese war sowohl durch die Kompromittierung ihres Bruders wie jetzt

auch durch die Verdächtigung des in ihrem Hause wohnenden Kkpt. Jessen bereits vorhanden. Kkpt. Jessen wusste nicht, wie weit die Gestapo über das Zustandekommen seiner Meldung an den Grafen von Stauffenberg unterrichtet war ; noch bestand die Hoffnung für ihn mit seiner Darstellung durchzukommen, und die Notwendigkeit , jede Maßnahme zu ergreifen, durch die eine Gefährdung von Frau v. Bredow vermindert wurde, gebot, seinen Standpunkt, wenn irgend möglich bei der Gestapo durchzuzufechten.

Die Vernehmung in der Prinz Albrecht Strasse erfolgt ~~am~~ in den Abendstunden. Der Kommissar SS Sturmabannführer Opitz eröffnete Kkpt. Jessen, dass eine Überprüfung des Rundfunkmaterials kein Ergebnis gehabt hätte. Dem Einwand, dass die von Hitler vor einiger Zeit angeordnete Zerschlagung der Abhörorganisation keine lückenlose Erfassung der Feindsender gewährleistete, wurde stattgegeben, zugleich aber erklärt, dass diese Darstellung sowieso keinen Glauben fände und dass nur durch die Nennung der Person, von der er seine Kenntnis hätte, seine Verhaftung vermieden werden könnte. Als Dr. Jessen sich weigerte, seiner Aussage etwas hinzuzufügen, wurde er auf Befehl des SS Obergruppenführers Müller in Haft genommen. Auf dem Wege in das im Keller des Gebäudes eingerichtete Zellengefängnis sagte ihm der Kommissar Opitz : "Es nützt Ihnen nicht, dass Sie die Person nicht nennen wollen, denn wir haben ~~woben~~ den Grafen Gottfried v. Bismarck verhaftet." Aus dieser Äusserung des Kommissars Opitz ging hervor; die Gestapo nahm an, dass Kkpt. Jessen den Hinweis auf ein bevorstehendes Attentat von dem Grafen Bismarck unmittelbar oder von dessen Schwester, Frau v. Bredow , erhalten habe. Die Weigerung des Kkpt. Jessen einen Namen zu nennen, bestärkte die Gestapo in ihrer Annahme, und sie ~~musste~~ sich auf Frau v. Bredow verdichten, da die Gestapo durch ihre üblichen Fragen nach dem Umfang des Bekann-tenkreises der Verhafteten doch erfahren würden, dass sich Kkpt. Jessen und Graf Bismarck ~~kann~~ kannten. Der erstere fand sich daher in seiner Zelle vor die furchtbare Frage gestellt, ob er den Grafen Welsburg ~~nennen~~ sollte oder ob er die Inhaftnahme von Frau v. Bredow durch Verweigerung einer Namensnennung herausbeschwören sollte. Von Ersterem konnte mit Sicher-heit annehmen, dass er nicht zu dem Kreis der "Mitwisser gehörte.

Die einzige theoretische Ausweichmöglichkeit, den Namen eines bereits toten Mitwissers anzugeben, der nicht zu den Männern um Graf Claus Stauffenberg, den Empfängern seiner Meldung gehörte, bestand für ihn nicht, da er bisher nur von den Erschießungen im Hof 18 der Bendlerstrasse Kenntnis erhalten hatte. Er musste sich entschliessen, den Namen des durch die Weitergabe des Gerüchtes unfreiwillig mittelbar Beteiligten zu nennen, um nicht die ganz unbeteiligte Frau v. Bredow durch sein Schweigen seinerseits zu gefährden. Da er wusste, dass Frau v. Bredow unmittelbar vor der Abreise mit ihren Söhnen in die Schweiz stand, hoffte er ausserdem dadurch die Zeit zu gewinnen, die Frau v. Bredow die Reise ermöglichen und sie damit auch der Gefahr der Sippenhaft entziehen würde. Kkpt. Jessen wurde am 31. Juli erneut vernommen und gab den Namen von Graf Welsburg preis, der einige Tage später verhaftet wurde; Frau v. Bredow war mit ihren beiden Söhnen in die Schweiz gereist. Graf Welsburg und Kkpt. Jessen sahen sich am 10. August wieder, als sie mit anderen Häftlingen von der Prinz Albrecht Strasse in das Zllengefängnis in Moabit, Lehrterstr. 3, verlegt wurden.

Im Verlauf der Verhöre in den nächsten Wochen mußte Graf Welsburg zugeben, dass er seine Kenntnis von dem geplanten Attentat nicht in Berlin erhalten hatte; vielmehr hatte ihm an jenem Sonntag, den 16. Juli die Tochter von Frau von Bredow, Philippa, das erzählt, was ihr wiederum vor einiger Zeit der Adjutant des Grafen Claus Stauffenberg, Oberlautnant Von Haeften anvertraut hatte. Dieser war ein Bewerber um die Hand Philippas v. Bredow gewesen, und am 20.7.44 erschossen worden. Kommissar Opitz teilte voll Stolz dieses Ergebnis seiner Vernehmungen und die Ende August erfolgte Verhaftung der Töchter von Frau von Bredow Kkpt. Jessen mit. Aber er wusste nicht, dass diesem jetzt offenbar wurde, wie geringfügig und mutmaßlich wenig gefährlich die Indiskretion in Wahrheit gewesen war, da sie aus dem Kreis der unmittelbar Beteiligten stammte und keine unkontrollierbaren Stellen passiert hatte. Er wusste auch nicht, dass es nicht zum Attentat am 20. Juli, dem einzigen Tage, an dem durch die Verlegung der Sitzung vom Bunker in die Baracke die technischen Voraussetzungen für ein Mißlingen weitgehend gegeben waren, gekommen wäre, wenn Kkpt. Jessen und mit ihm seine Kameraden von der Indiskretion Haeftens Kenntnis gehabt oder sich verschafft hätten. Jeder Vorwurf, der in erster

Linie Kkpt. Jessen gemacht werden könnte, schafft die Tatsache nicht aus der Welt, dass die Beteiligten unter dem Druck der damaligen Verhältnisse glaubten nach bestem Wissen zu handeln und dass die Fehler, die sie begingen, die Vorbedingung für den Fehlschlag schufen. Das Attentat sollte wohl stattfinden, aber nicht gelingen.

Frau von Bredow kehrte im Oktober aus der Schweiz zurück und wurde in der Charité in Berlin in Gestapo-Gewahrsam genommen. Es gelang ihr, bis zum April 1945 die Entlassung ihrer drei verhafteten Töchter nach und nach zu erwirken. Kkpt. Jessen und Graf Welsburg wurden aus dem Gefängnis in der Lehrterstraße befreit, als die Russen am 25. April 1945 Berlin nördlich der Spree besetzt hatten. Graf Welsburg fiel einige Tage später auf der Suche nach Lebensmitteln einer verletzten Kugel am Fehrbelliner Platz zum Opfer.

gez. Sydney Jessen
1946.

Remer und der 20. Juli 1944

(von Otto John)

"Die Männer vom 20. Juli haben nicht leichtfertig gehandelt. Sie waren überzeugte Patrioten, die einen Verzweiflungs-Schritt in letzter Stunde getan haben, weil sie am Endsieg zweifelten." Diese Worte sprach Goebbels am 22. Juli 1944 in einer sogenannten Minister-Besprechung im Führer-Hauptquartier, an der außer ihm Keitel, Bormann, Lammers, Speer, Sauckel, Frick und Funk mit einigen ihrer engsten Mitarbeiter teilnahmen. Die Anwesenden standen noch ganz unter dem Eindruck des Attentats auf Hitler und waren nicht wenig erstaunt, aus Goebbels' eigenem Mund Worte zu hören, mit denen selbst dieser Fanatiker des Nationalsozialismus die vaterländische Gesinnung und das Verantwortungs-Bewußtsein der Männer des 20. Juli anerkannte. Daß trotz der durch einen Ohrenzeugen verbürgten Äußerung von Goebbels in gewissen Schichten des deutschen Volkes sich auch heute noch die Auffassung der damaligen offiziellen Propaganda über die Männer des 20. Juli behauptet, beruht nicht nur auf einem allgemeinen Mangel an politischem Einsichts- und Urteils-Vermögen, sondern mehr noch auf der allgemeinen Unkenntnis der historischen Tatsachen.

Hitler hat in der Nacht vom 20. zum 21. Juli 1944 der Welt durch den Rundfunk verkündet, daß die Vorsehung ihn von einem Bomben-Attentat des Obersten Graf Stauffenberg errettet habe. Dazu hat der ehemalige Generalmajor Remer nun nachträglich erklärt, daß er damals durch sein Eingreifen dem Ablauf der historischen Ereignisse die entscheidende Wendung gegeben, den Staatsstreich gegen Hitler verhindert und dadurch das deutsche Volk vor einem Bürgerkrieg bewahrt habe. Remers überhebliche Erklärung und seine politischen Ansprüche, die er mit seinen angeblichen Heldentaten für das deutsche Volk am 20. Juli 1944 legitimieren möchte, stehen jedoch in keinem Verhältnis zu seinem damaligen tatsächlichen Verhalten. Das erschien nämlich dem Reichsleiter Bormann immerhin so unentschlossen und zweifelhaft, daß er zwei Tage nach dem Attentat den neu eingesetzten Befehlshaber des Ersatz-Heeres Himmler veranlasste die Haltung Remers am Tage des Attentats nachzuprüfen. Remer erhielt den Befehl, einen Bericht über seine Erlebnisse und seinen Einsatz am 20. Juli anzufertigen. Dieser eigenhändige Bericht Remers und ein am 21. Juli 1944 niedergeschriebener Bericht seines eigentlichen spiritus rector, des Dr. Hans Hagen, die beide erhalten sind, offenbaren, daß Remer damals die Lage selbst nicht erkannt, geschweige denn begriffen und nicht aus eigener Initiative gehandelt hat. Soweit Remer am 20. Juli in Erscheinung getreten ist, beruhte sein Handeln nicht auf eigenen Überlegungen und Entschlüssen, sondern auf einer - wie man so leichtsin sagt - "zufälligen", aber für das deutsche Volk verhängnisvollen Sinnestäuschung eines anderen, im übrigen auf dem exakten Funktionieren von Remers militärischem Gehirn-Mechanismus. Folgendes hat sich tatsächlich abgespielt:

Es gab beim Wachbataillon "Großdeutschland", das in Döberitz bei Berlin lag und unter dem Befehl des damaligen Majors Remer stand, einen Reserveleutnant Dr. Hans Hagen. Hagen war im

II.

Zivilberuf Referent im Propaganda-Ministerium und Mitarbeiter des "Völkischen Beobachters". Er war im Osten verwundet und deshalb zum Wachbataillon kommandiert worden. Er tat aber keinen Dienst, sondern war u.k.-gestellt und hielt sich in Bayreuth auf, um im Auftrag Bormanns eine nat. soz. Litteratur-Geschichte zu schreiben. Nach seinem eigenen Bericht vom 21. Juli 1944 begab Hagen sich am 16. Juli von Bayreuth nach Berlin, um, wie er schreibt, am 19. Juli im Harnack-Haus in Dahlem "eine Gedenk-Stunde für den an der Ostfront gefallenen nat. soz. Dichter Haro Truestedt abzuhalten." Als Hagen in Berlin angekommen war, hatte er eine Eingebung. Er rief bei Remer an, um seine Anwesenheit in Berlin zu melden; denn Remer war ja sein militärischer Vorgesetzter. Bei diesem Telefon-Gespräch erklärte sich Hagen bereit, die Gelegenheit seiner Anwesenheit in Berlin zu benutzen, um dem Wach-Bataillon einen Schulungs-Vortrag zu halten. Es wurde vereinbart, daß Hagen am 20. Juli um 15,00 Uhr vor den Unterführern des Wach-Bataillons über nat. soz. Führungs-Fragen sprechen sollte. Am 20. Juli gegen 14 Uhr ging Hagen mit einem Kollegen aus dem Propaganda-Ministerium, Dr. Benatzky, durch die Dorotheen Straße nach dem Bahnhof Friedrichstraße, um von dort aus nach Döberitz zu fahren. Als die beiden in der Nähe des "Wintergartens" waren, sah Hagen zufällig einen General im Wagen vorbei fahren und sagte zu Benatzky: "Haben Sie gesehen? Brauchitsch! Was tut d e r in Uniform in Berlin? Der ist doch abgesetzt." Benatzky hatte dem vorbeifahrenden General keine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Es war auch garnicht Brauchitsch. Aber Hagen war davon überzeugt. Und dieser Irrtum sollte verhängnisvolle Auswirkungen haben.

Hagen trennte sich am Bahnhof Friedrichstraße von seinem Begleiter und fuhr zu seinem Vortrag nach Döberitz. Als der Vortrag gegen 16 Uhr beendet war, begab sich Hagen mit Remer in dessen Dienst-Wohung, "um das im Vortrag behandelte Thema zu vertiefen." Kaum hatten sich die Beiden in Remers Behausung niedergelassen, als der Leutnant Siebert eintrat und meldete, daß der Stadt-Kommandant von Berlin, General v. Hase, die sofortige Inkraftsetzung des Befehls "Walküre" angeordnet habe und daß Major Remer sofort zum Generalbefohlen sei. Der Befehl "Walküre" bedeutete höchste Alarmstufe. Remer gab sofort die zu Mobilisierung erforderlichen Befehle, überließ Hagen sich selbst mit der Bemerkung, daß der Befehl militärischen Ausnahme-Zustand bedeute und raste 5 Minuten später in einem Wagen nach Berlin in die Stadt-Kommandantur, um dort die Befehle seines Generals entgegen zu nehmen.

Unterdessen war Hagen sich selbst überlassen. Während er über die Ursachen und Auswirkungen des "Walküre"-Befehls nachdachte, schoß ihm plötzlich die Vorstellung durch den Kopf, daß er 2 Stunden vorher den abgesetzten Feldmarschall v. Brauchitsch in voller Uniform im Wagen hatte vorbeifahren sehen. Militärischer Ausnahme-Zustand und gleichzeitige Anwesenheit von B. in Berlin machten Hagen stutzig. Gegen 17 Uhr kam Remer zurück und rief seine Offiziere zu einer Besprechung zusammen. Hagen durfte als Reserve-Offizier teilnehmen. Remer eröffnete ihnen, daß der Führer "verunglückt und wahrscheinlich tot" sei, daß deshalb mit Unruhen zu rechnen sei und daß das Wachbataillon den

III.

Schutz des Regierungs-Viertels zu übernehmen hätte. Als Remers Offiziere sich abgemeldet hatten, drang Hagen auf ihn ein: "Da stimmt etwas nicht. Ich habe heute mittag Brauchitsch in voller Uniform durch die Stadt fahren sehen. Wir müssen die Lage bei Goebbels klären!" Remer ließ sich zunächst nicht irre machen und entgegnete, für ihn seien die Befehle seines Generals maßgebend und er würde sie ausführen. Hagen ließ nicht locker. Schließlich erklärte Remer sich bereit, Hagen ein Motorrad zur Verfügung zu stellen, um zum Propaganda-Ministerium zu fahren. Unterdessen setzte Remer befehlsgemäß die motorisierten Voraus-Einheiten des Wachbataillons auf Berlin in Marsch. "Vorher", so sagte Hagen in seinem Bericht, "gaben Remer und ich uns noch die Hand, daß für uns nur der Führer und, wäre er tot, nur sein hinterlassener Wille gelten dürfe."

Kurz nach 17 Uhr stürzte Hagen in das Vorzimmer von Goebbels und erklärte dem dort diensttuenden Regierungsrat Dr. Hinrichsdorf: "Ich bin weder verrückt noch besoffen, aber ich muß sofort den Minister sprechen." Hinrichsdorf konnte nur erwidern, daß der Minister sich in seiner Privat-Wohnung in der Hermann Göring Str. 20 befinde. Auf weiteres Drängen von Hagen rief Hinrichsdorf bei Goebbels an. Goebbels beorderte Hagen zu sich. Als er ins Zimmer trat, empfing ihn Goebbels gelassen und freundlich lächelnd mit den Worten: "Na, Dr. Hagen, was bringen Sie?" Hagen offenbarte in großer Erregung seine Ahnungen über ein eigenmächtiges Eingreifen von Brauchitsch. "Goebbels," so berichtet Hagen, "stand auf und sagte: 'Das ist doch unmöglich!'" - "In diesem Augenblick," berichtet Hagen weiter, "rollte unten gerade eine auf Panzerkraftwagen verlastete Kompanie vorbei." Hagen machte Goebbels darauf aufmerksam u. fügte hinzu, daß Remer das Wachbataillon auf Berlin in Marsch gesetzt habe. Nun ließ Goebbels die Maske fallen und bekannte, daß ein Attentat auf den Führer verursacht worden, aber mißlungen sei. "Was können wir tun," fragte Goebbels und sprach mit seinen Mitarbeitern Schach, Steeg und Dr. Hamel. "Wir müssen den Remer herholen," erklärte Hagen. Goebbels war einverstanden. Als Hagen davon eilen wollte, rief Goebbels ihn zurück: "Ist der Remer auch sicher?" "Jawohl, Herr Minister, hundertprozentig!"

Als Hagen an das Brandenburger Tor kam, traf er dort auf die 1. Kompanie des Wachbataillons. Der Kompanie-Führer, Ritterkreuzträger Oberleutnant Blumenthal, erklärte Hagen auf Befragen, daß Major Remer in der Stadt-Kommandantur, Unter den Linden, seinen Gefechtsstand eingerichtet habe. In der Stadt-Kommandantur erfuhr Hagen, daß Remer sich gerade beim General v. Hase befände, um den Vollzug der Absperrung des Regierungs-Viertels zu melden. Es war kurz nach 17,30 Uhr. Hagen stürzte die Treppen zum Zimmer des Generals hinauf. "Vor dem Zimmer bin ich zurück geschreckt," berichtet Hagen, "dann sah ich auf der Treppe die Leutnants Siebert und Buch. Diese beauftragte ich, an Remer heimlich zu übermitteln, daß er sofort zu Goebbels kommen solle. Wenn Remer innerhalb 20 Minuten nicht bei Goebbels sei, so würde angenommen, daß er gewaltsam zurück gehalten würde. Dann würde die Stadt-Kommandantur von der SS ge-

IV.
stürmt, um ihn zu befreien." Darauf raste Hagen zu Goebbels zurück.

Noch ehe Remer die Nachricht von Hagen übermittelt bekommen hatte, hörte er zwischen Vorzimmer und Zimmer des Generals v. Hase, wie der Oberleutnant Schöne zu Hase bemerkte: "Goebbels wird nicht vom Wachbataillon "Großdeutschland", sondern durch eine Abteilung vom Streifendienst verhaftet." Es war aber trotzdem nicht diese Bemerkung, die Remer zu einer Aktion veranlaßte. Erst als ihm anschließend die geheime Nachricht von Hagen übermittelt wurde, faßte er einen Entschluß und schlich sich aus dem Zimmer. Vor der Stadtkommandantur sagte er noch zu einem seiner Offiziere: "Jetzt geht es um meinen Kopf." Dann fuhr er, begleitet von Leutnant Buck, zu Goebbels. Dort traf er gerade 2 Minuten vor Ablauf der von Hagen gesetzten Frist ein. Hagen erwartete Remer am Hauseingang. Goebbels empfing ihn mit der Frage: "Sind Sie überzeugter Nationalsozialist?" Nachdem Remer die Frage bestätigt hatte, klärte Goebbels ihn über die Lage auf und verlangte eine sofortige telefonische Verbindung mit dem Führer. Goebbels sprach kurz mit Hitler und reichte dann Remer den Hörer: "Der Führer will mit Ihnen sprechen." Der Inhalt des Gesprächs ist im Bericht von Remer nicht wiedergegeben. Jedenfalls erhielt Remer den Befehl, jeden Widerstand zu brechen. Zum Schluß sagte Hitler nach Remers Bericht: "Sie sind mir solange direkt unterstellt, bis Himmler in Berlin eintrifft." Kaum hatte Remer begriffen, daß er tatsächlich mit Hitler selbst gesprochen hatte, forderte Goebbels ihn auf, zu seinen Soldaten zu sprechen. Dazu fühlte Remer sich jedoch nicht in der Lage. Goebbels tat das schließlich selbst und hielt eine Ansprache an die Kampfgruppe, die in seinem Garten zusammen gezogen war. Es war inzwischen kurz nach 19 Uhr. Remer ordnete die Kampfgruppen seines Bataillons neu und ließ die Lage erkunden. Auf seinen Befehl schickte der Oberstleutnant Gehrke die von außerhalb Berlins auf dem Fehrbelliner Platz eintreffenden Truppen, die die Stadt besetzen und gegen die SS sichern sollten, in ihre Standquartiere zurück. Bald danach wurde Remer von Oberstleutnant Schlee gemeldet, daß der Sitz der Verschwörer im OKW in der Bendler Straße sei. Nunmehr ließ Remer den gesamten Gebäude-Komplex des OKW abriegeln. Kurz nach 22 Uhr drang er mit der Kampfgruppe Schlee in das Hauptgebäude widerstandslos ein.

Dort hatten Hitler-treue Offiziere Stauffenberg und seine Mitverschworenen bereits überwältigt, nachdem sie sich vergewissert hatten, daß Hitler nicht tot war. Generaloberst Fromm, der von den Verschwörern abgesetzte Oberbefehlshaber des Ersatz-Heeres, hatte das Kommando im OKW bereits lange vor dem Eintreffen Remers wieder übernommen und auch schon ein Standgericht abgehalten. Auf seinen Befehl mußte die Kampfgruppe Schlee Stauffenberg, General Olbricht, Oberst Mertz v. Quirnheim und Leutnant v. Haeflton, den Adjutanten von Stauffenberg, im Innenhof erschießen, die übrigen Verschwörer verhaften. Bald danach traf Himmler in Berlin ein und übernahm den Oberbefehl. Remer war wieder nur ein Major. Am nächsten Tag wurde er von Hitler zum Oberst befördert und von Goebbels als Held des Tages gefeiert.

V.

Wenn man sich den tatsächlichen Ablauf der Ereignisse am 20. Juli in Berlin und ihre Zusammenhänge vergegenwärtigt, dann sucht man vergeblich nach Entschlüssen und Handlungen, Remers, welche die Behauptungen rechtfertigen könnten, Remer habe den Staatsstreich gegen Hitler verhindert und das deutsche Volk vor einem Blutbad bewahrt. Irgend ein anderer Offizier oder Soldat des Wachbataillons könnte mit dem gleichen Recht, wie Remer für sich beanspruchen, dem Ablauf der Ereignisse am 20. Juli die entscheidende Wendung gegeben zu haben, z.B. der Gefreite Voegtle, der das Motorrad gesteuert hat, auf dem Hagen zu Goebbels gefahren ist. Remer hat am Tag des Attentats nur erteilte Befehle ausgeführt. Kein Mensch hat je daran gedacht, ihm deshalb einen Proceß zu machen. Aber wenn Remer heute einen politischen Anspruch geltend macht, legitimiert ihn sein Verhalten am 20. Juli dazu nicht. Er war an jenem Tag nicht einmal ein entscheidendes Werkzeug beim Ablauf der Ereignisse. Denn nachdem das Attentat mißlungen und die Verschwörer in der Bendler Straße selbst bereits ohne jedes Zutun von Remer durch Hitler-treue Offiziere überwältigt waren, hatte Remer gar keine Möglichkeit mehr, entscheidend gegen die Verschwörer einzugreifen.

Britisch-Amerikanische Zone : Rekordhöhe der Lebensmittelfinfuhren

Eine Rekordhöhe erreichten die Lebensmittelfinfuhren aus den Vereinigten Staaten im Juni. Mehr als 437.000 Tonnen Brotgetreide und Mehl im Werte von 61.790.000 Dollar zur Versorgung der deutschen Zivilbevölkerung wurden in die vereinigte britische und amerikanische Zone eingeführt, wie die Abteilung Ernährung und Landwirtschaft der britischen Kontrollkommission und die entsprechende Abteilung der amerikanischen Militärregierung am Sonntag in Berlin mitteilten.

Anßerdem sind nach dieser Mitteilung zur Verteilung durch deutsche Behörden erhebliche Mengen von Hülsenfrüchten, Milch, Erbsen, Gemüse und Fisch aus den Vereinigten Staaten und verschiedenen europäischen Ländern eingeführt worden, darunter Milch und andere Nahrungsmittel für die Kinder-Schulverpflegung. In der Mitteilung wird darauf hingewiesen, dass diese Einfuhren zu gleichen Teilen von den amerikanischen und britischen Steuerzahler getragen und nicht durch die au-

fernde deutschen Exporteure finanziert werden.

Die Einfuhren im Juni waren so hoch wie im Mai, während der Durchschnitt für die ersten 5 Monate des Jahres. Sie überschritten zu 50 Prozent die Einfuhr des Monats Januar, als 329.000 Tonnen Brotgetreide und Mehl von den Vereinigten Staaten aus verschifft wurden.

Zur bisherigen Jahreszufuhr wird in der Mitteilung festgestellt, daß während der ersten 6 Monate des Jahres 1947 mehr als 1.800.000 Tonnen Brotgetreide und Mehl im Werte von 216.200.000 Dollar nach den vereinigten Zonen verschifft wurden. Das ergibt einen Monatsdurchschnitt von 369.000 Tonnen mit einer Kostenhöhe von 36 Millionen Dollar. Die sich aus den Einfuhren anderer Nahrungsmittel und dem Erwerb von Saatgut und Kunststoffen ergebenden Kosten zur Erhöhung der einheimischen Produktion sind in diesen Zahlenangaben nicht enthalten, heißt es in der Mitteilung abschließend.

Amerikanische Zone :

Sechs Rüstungsbetriebe liquidiert

DIE Zertifikate über die Liquidierung von 6 deutschen Rüstungsbetrieben in der US-Zone, deren Kriegspotential völlig ausgeschaltet wurde, können jetzt dem Amt für Kriegsfabriken bei der Alliierten Kontrollbehörde unterbreitet werden, wie der Direktor der Wirtschaftsabteilung der amerikanischen Militärregierung für Deutschland, Lawrence Wilkinson, mitteilte.

Diese Massnahme entspricht den Beschlüssen der Moskauer Konferenz vom April über die Liquidierung der zur Kategorie I gehörenden Rüstungsbetriebe vor dem 30. Juni, 1948.

Diese Zertifikate sind die ersten, die von einer Besatzungsmacht ein-

gereicht werden. Sie betreffen folgende Werke:

Das Dormier-Anlagen in Miesbach, im Siegedorf und in Inzell. Diese 3 Dormier-Fabriken stellen vorwiegend Ersatzteile für den Messerschmitt Ty. 109 her. Die Anlagen der Fabriken in Miesbach und in Inzell gingen weitgehend an die Sowjetunion.

Das 4. Werk sind die unterirdischen Daimler-Benz-Anlagen in Miesbach, die monatlich 600 Flugzeugmotoren lieferten.

Das 5. Werk sind die Munitionsfabriken von Gestat Genshof in Dordach, Kreis Karlsruhe und das 6. die Kollis-Metalwerke in Reichenbach (Württemberg-Göden).

Französische Zone :

Neue Regierung in Rheinland-Pfalz

DIE Ministerliste des Allparteien-Kabinetts im Lande Rheinland-Pfalz wurde auf der Landtags-Sitzung in Koblenz bekanntgegeben. Die Regierung setzt sich wie folgt zusammen:

- Ministerpräsident: Peter Altmeppen (CDU), stellvertretender Ministerpräsident und Innenminister: Jakob Steffan (SPD),
- Justizminister: Dr. Adolf Süsterhenn (DDP),
- Arbeitsminister: Boockkrüger (SP),
- Ernährungs- und Landwirtschaftsminister: Oskar Stübinger (FDP),
- Wirtschafts- und Verkehrsminister: Neumaier (DP),
- Wiederaufbauminister: Willy Felber (KPD),
- Finanzminister: Dr. Hoffmann (SP),
- Wohlfahrtsminister: Hans Junglas (CDU),
- Chief des Staatsministeriums: Dr. Haber (GDP),
- Staatssekretär im Innenministerium: Dr. Würmling (CDU).

Nach der Verlesung der Liste des neuen Kabinetts von Rheinland-Pfalz, dessen Wahl von den Parteien im Landtag einstimmig erfolgte, erklärte der neue Ministerpräsident Altmeppen im Namen der Landesregierung, dass die interfraktionellen Verhandlungen der neuen Regierung eine Einigung ergeben haben. Es sei die Bildung einer Regierung auf breiter Grundlage gelungen, die alle demokratischen Kräfte in Rheinland-Pfalz umfasse.

„Die neue Regierung von Rheinland-Pfalz“, so fuhr Ministerpräsident Altmeppen in seiner Erklärung fort, „wird die grundsätzliche Politik des Landes, wie sie in der vom Volke gewählten Verfassung festgelegt wurde, fortsetzen. Das Land Rheinland-Pfalz ist ein deutscher Staat und

wird ein Glied der deutschen Föderation bilden.“

Nachdem der neue Ministerpräsident seine kurze Erklärung mit einem Dank an den bisherigen Ministerpräsidenten Dr. Boock beschlossen hatte, vertagte sich der Landtag von Rheinland-Pfalz. Landtagspräsident Diehl gab noch bekannt, dass Justizminister Dr. Süsterhenn auch das Kultusministerium im neuen Allparteienkabinett übernehmen habe.

Der neue Ministerpräsident von Rheinland-Pfalz, Peter Altmeppen, war bisher Regierungspräsident von Montabaur. Altmeppen ist einer der Mitbegründer der CDU in Rheinland-Pfalz. Ende vorigen Jahres wurde er einstimmig zum Landesvorsitzenden seiner Partei gewählt. Der CDU/CSU-Arbeitsgemeinschaft gehört er als Vertreter der französischen Zone an. Der jetzt 47-jährige Ministerpräsident ist in Saarbrücken geboren.

Staatspräsident für Württemberg-Hohenzollern

Zum ersten Staatspräsidenten von Süd-Württemberg-Hohenzollern wurde in Tübingen Rechtsanwalt Dr. Lorenz Bock gewählt. Die 43 Landtagsabgeordneten der CDU und DVP stimmten für, die 17 Abgeordneten der SPD und KPD gegen ihn.

Der neugewählte Staatspräsident, gehört der CDU an. Nach seiner Wahl leistete er den Eid auf die Verfassung.

Rechtsanwalt Dr. Lorenz Bock, der erste Staatspräsident von Südwest-Württemberg-Hohenzollern, wurde am 12. August 1945 in Nordstetten Kreis Korh geboren. Nach dem Studium der Rechtswissenschaften an den Universitäten München und Tübingen ließ er sich 1918 als Rechtsanwalt in Tübingen nieder. Im Jahre 1918 begann seine politische Tätigkeit. Er war 1923 Gemeinderats-

mitglied in Rottweil, Abgeordneter im Württembergischen Landtag und Vorsitzender der Zentrumsfraktion. Von Anfang an war Bock ein erklärter Gegner aller rechtsradikalen Bestrebungen und als solcher von 1928 bis 1935 aus dem politischen Leben ausgeschlossen. Im Zusammenhang mit dem 29. Juli 1944 wurde er von der Gestapo verhaftet. Im Frühjahr 1948 war er Mitbegründer der CDU in Südwest-Württemberg und seit dem gleichen Jahre wieder Mitglied des Rottweiler Gemeinderates.

Dr. Lorenz Bock ist ferner Mitglied der Kreisversammlung des Kreises Rottweil und Mitglied der beratenden Landesversammlung. Wegen seiner grossen politischen Erfahrung und auf Grund der Tatsache, dass er sich bereits an der Ausarbeitung der württembergischen Verfassung im Jahre 1919 massgeblich beteiligt hatte, wurde Bock zum Mitglied des Verfassungsausschusses gewählt.

Russische Zone :

Steigende Glaserzeugung in der Mark Brandenburg

DIE märkische Glasindustrie, die mit einer ungeheuerlichen Produktion von vierteljährlich etwa 5.000 Tonnen eine der stärksten Industrien der Provinz ist, hat sich von der Herstellung von Verpackungs- und Beleuchtungsglas auf die Erzeugung von Fensterglas umgestellt. Bei voller Ausnutzung der Kapazität können vierteljährlich etwa 100.000 Quadratmeter Fensterglas geliefert werden.

Eine neuartige Produktion, die erst von kurzem aufgenommen wurde, ist die Herstellung von Glasbausteinen, die in der Hauptsache als Ersatz für

Feinsterscheiben in der Industrie Verwendung finden. Die angeblich höchste Produktion an solchen Steinen beträgt etwa 200 Tonnen im Vierteljahr. Durch eine kürzlich erfolgte erhöhte Kohlenzufuhr konnte die grösste Glasfabrik der Ostzone, die Firma Ankerglas in Bernsdorf, ihre Arbeit wieder aufnehmen. Der Betrieb der fast ausschliesslich wirtschaftsgläser herstellend, liefert täglich 18.000 Konservengläser. Mit der Auslieferung eines Exportauftrags über 300.000 Laternenröhren ist in diesen Tagen begonnen worden.

Zum 20. Juli 1944

ANLASS DER DRITTEN WIEDERBEDECKUNG DES ATENTATES AUF HITLER BEINGEN WIR AUF DEN SEITEN 4 UND 5 EINEN BISHER NOCH UNVERÖFFENTLICHTEN AUGENZEUGEN-FAKTSCHENBERICHT, DER EINE INTERESSANTE ERGÄNZUNG ZU DEN BÜCHERN VON SCHLABRANDER „OFFIZIERE GEGEN HITLER“, GIESSVUS „BIS ZUM BITTEREN ENDE“ UND PERCH „DEUTSCHER WÄGERSTAND“ BEDeutet. Die nachstehende Liste dieser, die unmittelbar oder im Zusammenhang mit dem 20. Juli des Lebens liessen, wurde den Unterlagen des „Hilfswerk 20th July 1944“ entnommen.

Die Schriftleitung
Generalfeldmarschall v. Willeben während der Verhandlung vor dem Volksgerichtshof.

Im Zusammenhang mit dem 20. Juli liessen ihr Leben

- Ludwig Bock, Generaloberst, erschossen 20. Juli 1944
- Dr. Karl Goerdeler vorm. Oberbürgermeister, erhängt 1. Februar 1945
- Graf Claus Schenk v. Stauffenberg, Oberst i.G., erschossen 20. Juli 1944
- Erwin v. Witzleben, Generalfeldmarschall, erhängt 8. August 1944
- Robert Bernardi, Oberstleutnant + 1. August 1944
- Albrecht Graf v. Bernstorff, Botschafter + 23. April 1945
- Hans-Jürgen Graf v. Blumenthal, Major i.G. + 11. Oktober 1944
- Hans v. Bodelschwingh, Oberstleutnant i.G. + 20. Juli 1944
- Georg Freyherr v. Besselin, Oberst, gefallen + 27. August 1944
- Gustav Bels, vorm. Staatsrat, von Württemberg + 28. Januar 1945
- Claus Bonhoeffer, Direktor der Luftkammer + 23. April 1945
- Dietrich Bonhoeffer, Pfarrer der Bek. Kirche + 4. April 1945
- Rudolph Freiherr v. Bredow-Börnewitz + 12. Juni 1945
- Eduard Brunsmeier, Legationsrat + 20. Oktober 1944
- Oscar Caminadei + 9. März 1945
- Wilhelm Canaris, Admiral + 9. April 1945
- Walter Cramer, Direktor von Bloch A.G. + 14. November 1944
- Justus Deibrock, Kaufmann + 28. Oktober 1945
- Peter Aloys Delp, S.J., Professor + 1. Februar 1945
- Willy Dorn, Major + 13. September 1944
- Heinrich Graf zu Dohna-Vischitz, Landwirt + 14. Oktober 1944
- Hans v. Dohnanyi, Reichsgerichtsrat + Frühling 1945
- Hans-Martin Dorsch, Oberleutnant + 13. März 1945
- Max-Ulrich Graf v. Draehsel, Landwirt + 4. September 1944
- Fritz Ekens, Professor + Januar 1945
- Karl Heinz Engelhorn, Oberleutnant i.G. + 24. Oktober 1944
- Hans-Otto Erdmann, Oberleutnant + 1. September 1944
- Erich Feltschickel, General + 4. September 1944
- Eberhard Finck, Oberst i.G. + 20. August 1944
- Karl Fleischmann, Professor + 1944
- Reinhold Franke, Rechtsanwalt + 28. Januar 1945
- Weissl Frlhr. v. Freytag-Loringhoven, Oberst i.G. + 24. Juli 1944
- Ludwig Gehrke, Hauptmann + 9. April 1945
- Ernst Gleditsch, Architekt + 20. November 1944
- Elisabeth Gleditsch, geb. Kuznetzki + 20. November 1944
- Fritz Goerdeler, Stadtkammer + 1. März 1945
- Nikolaus Gross, Bergarbeiter, Schriftleiter der „Ketteler-Wacht“ + 21. Januar 1945
- Carl-Ludwig Freiherr v. Göttenberg, Chef-Red. + 22. April 1945
- Max Habermann, christl. Gew.-Führer + 25. September 1944
- Hans-Bernd v. Haack, Legationsrat + 15. August 1944
- Werner v. Haack, Syndikus + 28. Juli 1944
- Albrecht v. Hagen, Syndikus + 3. August 1944
- Kurt Hahn, Oberst + 4. September 1944
- Hans-Nikolaus v. Halen, Kaufmann + 9. Oktober 1944
- Kurt Frlhr. v. Hammerstein-Equord, Generaloberst + 24. April 1944
- Georg Hansen, Oberst i.G. + 4. September 1944
- Ernst v. Hardeck, vermerk. Regierungspräsident + 8. März 1945
- Paul v. Hase, Generalleutnant + 9. August 1944
- Ulrich v. Hassell, Botschafter + 8. September 1944
- Theodor Haubach, Kaufmann + 22. Januar 1945
- Albrecht Haushalter, Professor + 24. April 1945
- Edmund Haymann, Major + 11. August 1944
- Wolf Graf v. Helldorf, Polizeipräsident + 15. August 1944
- Otto Hertrich, Generalmajor + 25. September 1944
- Ernst Hübner, Generaloberst + 1. August 1944
- Georg Hübner, Oberst i.G. + 29. Dezember 1944
- Reinold v. Hossin, Major + 13. Oktober 1944
- Otto Hübner, Versicherungsdirektor + 21. April 1944
- Fritz Jassler, Oberst + 21. August 1944
- Max Jannwein, Mechaniker + 23. April 1944
- Peter Josen, Professor + 30. November 1944
- Hans John, Jurist + 23. April 1945
- Hermann Kaiser, Studienrat + 23. Januar 1945
- Kempner +
- Otto Kopp, Gewerbet. + 18. August 1944
- Georg Konrad Kisching + 22. Juli 1944
- Bernhard Klamroth, Oberstleutnant + 15. August 1944
- Hans-Georg Klamroth, Kaufmann + 25. August 1944
- Friedrich-Karl Klausius, Hauptmann i.R. + 8. August 1944
- Ewald v. Klett-Schmalzlein, Landwirt + 16. April 1945
- Georg Knack + 1. September 1944
- Hans Koch, Rechtsanwalt + 25. April 1945
- Heinrich Körner, Gewerkschaftsführer + 26. April 1945
- Alfred Kranzfelder, Korvetten-Kapitan + 10. August 1944
- Richard Kueszer, Legationsrat + 23. April 1945
- Elisabeth v. Kuznetzki, geb. v. Lilienzorn + 20. November 1944



Generalfeldmarschall v. Willeben während der Verhandlung vor dem Volksgerichtshof.

- Fritz v.d. Lancken, Internatsleiter + 22. September 1944
- Carl Langshorn, Rechtsanwalt + 12. Oktober 1944
- Julius Leber, Journalist + 9. Januar 1945
- Heinrich Graf v. Lehndorff-Steinort, Landwirt + 3. September 1944
- Paul Lejeune-Jung, Syndikus + 8. September 1944
- Ludwig Freiherr v. Loenrad, Major + 20. August 1944
- Bernhard Lettichhaus, Führer d. kath. Arb.-Verbande + 11. November 1944
- Franz Lünzinger, Kaufmann, Generaldirektor des christl. Metallarbeiter-Verbandes + 1. März 1945
- Wilhelm Leuschner, vorm. hess. Innenminister + 29. September 1944
- Fritz Lindemann, General + September 1944
- Hans-Otto Lindtner, Oberst i.G. + 34. August 1944
- Ferdinand Frlhr. v. Liliencron, Oberpräsident a.D. + 18. November 1944
- Wilhelm Graf zu Lynar, Landwirt + 20. September 1944
- Hermann Maass, Kaufmann + 20. Oktober 1944
- Karl Marcks, Kaufmann + 23. April 1945
- Michael Graf Matschka, Regierungsdirektor + 14. September 1944
- Joachim Meuschner, Oberst i.G. + 23. September 1944
- Albrecht Mertz v. Quirnheim, Oberst i.G. + 14. Juli 1944
- Gertrud Mersdorff, seitlich durch Luftangriff + Dezember 1943
- Helmut Graf Meißner-Kreßau, Landwirt + 28. Januar 1945
- Prinz Otto Müller, Generalpräses + 12. Oktober 1944
- Hermann Mumm v. Schwarzenstein + 24. April 1944
- Ernst Munzinger, Oberleutnant + 23. April 1945
- Arthur Nebe, Chef der Reichskriminal-Polizei + 3. März 1945
- Wilhelm zur Nieden, Stadtbaurat a.D. + 23. April 1945
- Ulrich v. Orzson, Major i.G. + 20. Juli 1944
- Friedrich Oßbricht, General + 29. Juli 1944
- Hans Oster, Generalmajor + 9. April 1944
- Justus Perels, Syndikus der Bek. Kirche + 23. April 1945
- Erwin Planck, Staatssekretär + 23. Januar 1945
- Kurt Preiner v. Plettenberg, Kammerpräsident des Hauses Hohenzollern + 10. März 1945
- Johannes Papitz, vorm. Preuss. Finanzminister + 2. Februar 1945
- Friedrich v. Rabenau, General + 12. April 1945
- Karl Ernst Rabitzsch, Oberstleutnant i.G. + 30. August 1944
- Rudolf Graf Marquis-Rodwitz, Oberst + 12. Oktober 1944
- Adolf Reichwein, Professor + 20. Oktober 1944
- Alexis Freiherr v. Roehrs, Oberst i.G. + 12. Oktober 1944
- Erwin Rommel, Generalfeldmarschall + 14. Oktober 1944
- Joachim Sadocinski, Oberstleutnant + 29. September 1944
- Hans-Viktor v. Salvis, Major + 23. April 1945
- Adolf-Friedrich Graf v. Schaack + 15. Januar 1945
- Kudwig Schleichner, Professor + 25. April 1945
- Ernst Wilhelm Schönewaldt, Direktor + 23. April 1945
- Hermann Schöwe, Oberst + 10. Januar 1945
- Friedrich Schulz-Bahsch, Landwirt + 13. Oktober 1944
- Werner Schuder, Oberstleutnant + 27. Januar 1945
- Friedrich-Werner Graf v.d. Schulenburg, Botsch. + 16. November 1944
- Fritz-Dietrich Graf v.d. Schulenburg, Reg.-Präs. + 10. August 1944
- Georg Schulze-Büttger, Oberst i.G. + 13. Oktober 1944
- Ludwig Schwand, Staatsrat + 20. Januar 1945
- Ulrich-Wilhelm Graf Schwieler v. Schwandenfeld, Landwirt + 8. September 1944
- Hans-Ludwig Sierke, Stadtbaurat + 23. April 1944
- Junthor Smeidt, Oberstleutnant i.G. + 9. September 1944
- Franz Sperr, General + 25. Januar 1945
- Wilhelm Staab, Oberst + 23. April 1944
- Berthold Graf Schenk v. Stauffenberg, Dr. iur., Professor + 10. August 1944
- Lita Gräfin Schenk v. Stauffenberg, Fliegerin + 8. April 1945
- Hans-Joachim Frlhr. v. Steinacker, Oberst a.D. + 28. Juli 1945
- Heinrich Stiel, Generalmajor + 8. August 1944
- Theodor Strunk, Kaufmann + 3. April 1945
- Heinrich v. Stülzgen, General + 30. August 1944
- Elisabeth v. Thadden, Internatsleiterin + 3. September 1944
- Fritz Thiele, Generalleutnant + 1. September 1944
- Suse Thoms, Masine + 23. Januar 1945
- Carl Freiherr v. Thunzen, General + 21. Oktober 1944
- Hermann v. Trückow, Generalmajor + 21. Juli 1944
- Gerd v. Troitz, Oberst + 2. September 1944
- Adam v. Troitz zu Seitz Legationsrat + 26. August 1944
- Nikolaus Graf v. Uexküll, Generaldirektor + 14. September 1944
- Fritz Vofsi, Polizei-Präsident von Breslau + 1. März 1945
- Hans-Alexander v. Voss, Oberstleutnant i.G. + 3. November 1944
- Eduard Wagner, General + 23. Juli 1944
- Siefried Wagner, Oberst + 22. Juli 1944
- Normann Wenig, Kapitän + 11. September 1944
- Carl Wentzel-Teuschenthal, Landwirt + 29. Dezember 1944
- Osvald Wiersch, Gewerkschaftsführer + 26. Februar 1945
- Jacob Wiemer, Rechtsanwalt + 3. September 1944
- Peter Graf York v. Wartenburg, Oberregimentsarzt + 5. August 1944

Britische Zone :

Wiederaufbau der Ruhrkohlenindustrie

EIN Rückblick auf die Entwicklung des Wiederaufbaues der Ruhrkohlenindustrie seit der Einstellung der Feiniseligkeiten und Angaben über den jetzigen Stand des Wiederaufbaues sind in einem amtlichen britischen Bericht enthalten.

Nach dem völligen Zusammenbruch der Ruhrkohlenindustrie bei Kriegsende wurde die Planung zum Wiederaufbau in drei Phasen in Angriff genommen. In der ersten sogenannten „Notphase“ übernahm eine kleine Gruppe alliierter Offiziere die Kontrolle über die Produktion und die Befriedigung des unmittelbaren Bedarfs. Darauf erfolgte die Übergangsphase, die die Wiederherstellung der Kohlenindustrie als Ganzes zur Aufgabe hatte. Dazu gehörte die Entnazifizierung, die Gruppierung der Bergwerke nach den Gesichtspunkten der Produktion, die Regelung von Betriebsangelegenheiten, wie zum Beispiel die Bildung von Gewerkschaften, Festsetzung der Löhne, Urlaub, und Pensionsregelung, Ernährung, Beschaffung von Wohnraum, nicht nur für die Bergleute, sondern auch für ihre Familien, die Beschaffung von Ausrüstungsgegenständen und Grundbesitz, Transportangelegenheiten, Wiederaufnahme der Arbeit durch die Bergleute und die Erlassung von neuen Arbeitskräften. Die letzte Phase stellt die Rückführung der Verantwortlichkeit in deutsche Hände zum Wohle der Deutschen und der Weltwirtschaft in Übereinstimmung mit der von den Alliierten festgelegten Politik dar.

Die Übergangsphase nähert sich nun ihrem Ende. Die gesamte Organisation arbeitet reibungslos, und die Gewerkschaften, die während des Krieges alles verloren, sind nun gegründet worden. Ein Gewerkschaftsbund mit fünf Bezirksausschüssen und einer Gesamtmitgliedszahl von 300.617 nimmt die Interessen der Arbeiter wahr. Betriebsräte sind in jedem Bergwerk eingesetzt worden und Vertreter der Gewerkschaften sitzen in beratender Funktion im Produktionsausschuss.

Die Bergarbeiterlöhne sind nach Vereinbarung der vier Besatzungsmächte um 20% erhöht worden, so dass der Bergarbeiterberuf jetzt eine günstige Stellung einnimmt. Renten, Zahlungen und Sozialversicherung sind ebenfalls in einer Vereinbarung festgelegt und wiederhergestellt worden.

Ein besonderes Dringlichkeit ist das Problem der Wohnraumbeschaffung behandelt worden. In Zusammenarbeit mit den britischen und amerikanischen Behörden soll die Ausbesserung der beschädigten Bergmannswohnungen innerhalb der nächsten zwei Jahre durchgeführt werden.

Im Zusammenhang mit der Nahrungsmittelbeschaffung wird in dem Bericht die Einführung des Bergarbeiter-Punktsystems hervorgehoben, zu dessen Aufrechterhaltung die Alliierten bisher Textilien, Kaffee und Verbrauchsgüter bis zum Werte von 5 Millionen Dollar eingeführt haben. Die Hauptlast des Kohletransports wurde zunächst von den Eisenbahnen

getragen, bis mit Hilfe der alliierten Besatzungsmächte die deutschen Bergbahnen wieder in Betrieb gesetzt werden konnten. Trotz der kritischen Wohnverhältnisse in Bezug auf Stahl, Elektrizität, Baumaterialien und der schwierigen Beschaffung von Arbeitskräften werden jetzt durch die Eisenbahnen und auf dem deutschen Wasserwege monatlich 5 Millionen 200.000 Tonnen Kohlen befördert.

Zum schnellen Einsatz von Arbeitskräften im Ruhrbergbau wurden nach der Kapitulation in Kriegsgefangenschaft befindliche deutsche Bergarbeiter bevorzugt entlassen. Später erfolgte eine Anweisung an die Arbeitsämter, taugliche Männer im Alter von 18 bis 35 Jahren für den Bergbau zu verpflichten. Die verbesserten Verhältnisse in der Kohlenindustrie haben es jetzt möglich gemacht, die Lücke bei den Arbeitskräften durch Freiwillige zu schliessen. Die Versorgung der Bergwerke mit Arbeitskräften erfordert jedoch noch immer in beiden Zonen grösste Anstrengungen.

Als auffallend wird jedoch die Tatsache bezeichnet, dass in den Steinkohlbergwerken der britischen Zone nur 50% der Produktion von 1939 gefördert werden.

Bei allen Besprechungen über die Kohlenlage, so wird in dem Bericht abschliessend festgestellt, wurden die deutschen Vertreter immer wieder um die Äusserung ihrer Meinung gebeten und es wurde mehr und mehr Verantwortung in ihre Hände gelegt.

Zum Jahrestag der Verschwörung gegen

Bericht eigener Erlebnisse von Dr. Otto John, ehem.

DIE Verschwörung gegen Hitler, die am 20. Juli 1944 in Erscheinung getreten ist, hat ihren Ursprung in der Zeit und in Ereignissen, die vor der Machtübernahme liegen. Sie wurzelt in der damals schon für jeden Einsichtigen offenbaren Erkenntnis, dass eine Übertragung der Regierungsgewalt auf Hitler nur zu einer Katastrophe führen konnte.

Politische Intrigen

Anfang Januar 1933 war es Papen, dem langjährigen persönlich und politisch Vertrauten des Generals von Schleicher gelang, dessen Stellung als Reichskanzler bei dem Reichspräsidenten von Hindenburg zu Gunsten von Hitler zu untergraben und unhaltbar zu machen. Schleicher war mit der geheimen Ansprache zwischen Papen und Hitler, die am 3. Januar 33 in Köln stattgefunden hatte, ein Opfer der gleichen politischen Intrigen geworden. Durch die er selbst bis dahin auf Grund seiner Verantwortung bei Hindenburg den entscheidenden politischen Einfluss in Deutschland ausgeübt hatte. Gleichwohl war und blieb Schleicher sich bewusst, dass es nach dem geheimen Bündnis zwischen Papen und Hitler nicht mehr auf die Behauptung seiner Stellung als Reichskanzler, sondern ausschließlich noch darauf ankam, Hindenburg von der Ernennung Hitlers zum deutschen Reichskanzler abzuhalten.

Nachdem Schleicher die Aussteigerlosigkeit eines solchen Unternehmens in seiner letzten Audienz bei Hindenburg erkannt hatte, vertrat er sich

dem Chef der Heeresleitung, Generaloberst Kurt von Hammerstein, an. Dieser erzog angesichts der gewählten Einstellung des Reichspräsidenten zu Hitler und in klarer Erkenntnis der durch Hitler drohenden Gefahren, dessen Ernennung zum Reichskanzler durch einen Staatsstreich mit der Reichswehr zu verhindern. Aber die beiden Generale mussten sich der Einsicht fügen, dass ihnen Offiziere und Mannschaften der Reichswehr bei jedem Versuch eines gewaltsamen Eingriffs gegen Hindenburg die Gefolgschaft verweigern würden. In dieser Erkenntnis unternahm Hammerstein am 26. Januar 33 einen letzten diplomatischen Versuch, Hindenburg gegen die Ernennung Hitlers umzustimmen. Aber der Reichspräsident hatte unter der fortgesetzten Beeinflussung durch von Papen und seine Umgebung bereits seine unänderlichen Entschlüsse gefasst. Er konnte dem Chef der Heeresleitung zwar nicht die nachgesuchte Audienz versagen. Er ließ ihn aber mit seinem Anliegen überhaupt nicht zu Wort kommen, und fallte ihn wie einen Feldwebel mit einer Kritik an den letzten Reichswehrmanövern ab.

Verhinderter „Staatsstreich“

Hammerstein blieb auch nach der Machtübernahme seiner kompromisslosen Einstellung gegen den Nationalsozialismus treu. Auf Grund der Ereignisse im „wachsenden Deutschland“ kam er sehr bald zu der Erkenntnis der Notwendigkeit und dem Entschluß, Hitler durch einen Staatsstreich „unmöglich“ zu machen. Er hoffte auf ein Anwachsen seiner Gefolgschaft gegen Hitler im Offizierskorps und auf die Bereitschaft seiner militärischen Verbündeten gegen das Naziregime im Volk, die er vor allem in der Minderzahl der selbständigen christlichen und freien Gewerkschaften sah. Hammersteins nächster Vertreter unter den höheren Offizieren der Reichswehr war der gleichgesinnte Chef des Truppenamtes im Reichswehrministerium, General Ludwig Beck.

Hammerstein wurde an der Ausführung seiner Pläne gegen Hitler auch nach der Machtübernahme zunächst noch und nur durch die Tatsache gehindert, dass Hindenburg seinem jungen Volkkanzler Adolf Hitler die Treue hielt. Er trat jedoch im Hinblick auf den zu erwartenden Tod Hindenburgs in gebessener Ruhe seine Vorbereitungen, um „zur rechten Stunde“ gegen Hitler zuzuschlagen. Aber die rechtliche Ge-

legenheit sollte für ihn nie kommen. Er wurde von Hindenburg selbst noch im Dezember 1933 entlassen, weil er wegen seiner politischen Haltung dem Reichskriegsminister von Blomberg ungenug und Hitler verächtlich war. An seine Stelle trat der Generaloberst von Fritsch. Die Initiative im Offizierskorps gegen Hitler übernahm General Ludwig Beck.

Beck bemühte sich, in enger Zusammenarbeit mit Hammerstein, das Offizierskorps in eine bewusste Opposition gegen Hitler zu bringen, weil er dessen kriegstreiberische Politik klar erkannt hatte und entschlossen war, sich ihr in den Weg zu stellen. Sein Ansehen im Offizierskorps griff die letzte Form der höchsten Steigerung, als er nach der „Wiederherstellung der Wehrmacht“ zum Chef des Generalstabes ernannt wurde. Dennoch gelang es auch ihm nicht, eine wirksame Opposition in der Wehrmacht gegen Hitler zu bilden. Er scheiterte an Hitlers innen- und außenpolitischen „Erfolgen“, die ihm die Argumente aus der Hand schlugen und das Offizierskorps verblödeten. Beck musste mit einem kleinen Kreis gleichgesinnter Kameraden, unter denen General Olschki und der damalige Oberst Hans Oster seine engsten Mitarbeiter gegen Hitler wurden, auf „zweckgerechte Zeit und Gelegenheit“ warten.

Verschiedene Widerstandsgruppen

Es folgte die Periode der „glänzenden Wiederaufstiege zum Großdeutschen Reich“. Wie in allen Rängen der Wehrmacht so mangelte es auch in allen Schichten des Volkes an der Bereitschaft und Entschlossenheit, eine Widerstandsbewegung zu bilden, die eine Aktion gegen Hitler hätte tragen können. Die führenden Männer der Weimarer Republik befanden sich als Flüchtlinge im Ausland, als Häftlinge im KZ oder waren kriegsgefangen. Es gab nur einen kleinen Kreis von Männern aller bündnispolitischer Richtungen, die durch Freundschaft oder Gesinnung gegen Hitler verbunden und entschlossen waren, den Kampf gegen Hitler trotz seiner „Erfolge“ in Deutschland fortzusetzen. Es bildeten sich allmählich aus den verschiedenen Widerstandsgruppen und Kreisen, die nach dem 20. Juli 1944 bekannt geworden sind, unter und zwischen ihnen bestand aber noch keine planmäßige Zusammenarbeit. Es gab viele persönliche und auch schriftliche Querverbindungen, aber es fehlte eine zentrale Leitung.

Eine Art Spitzengruppe unter den aktiven Zivilisten gegen Hitler bildete sich um Popitz und Goerdeler, die in enger Verbindung mit Hans von

Dohnanyi, dem Leiter des Ministerbüros im Reichsjustizministerium, tätig waren. Dohnanyi befand sich als persönlicher Berater des Justizministers in einer hohen Schlüsselstellung und hatte den besten Einblick in die Vorgänge hinter den Kulissen. Er hat gemeinsam mit Popitz und Goerdeler die ersten Pläne für einen Staatsstreich gegen Hitler ausgearbeitet.

Mit Beginn des Jahres 1938 hatten sich die Verbindungen zwischen der militärischen Widerstandsgruppe von Beck — der im engen Einklang mit Hammerstein blieb — und der zivilen Widerstandsgruppe um Popitz und Goerdeler wesentlich vertieft. Aber es bestand immer noch keine planmäßige Zusammenarbeit oder zentrale Führung der Verschwörung. In diesem Stadium wurde ich durch Klaus Bonhoeffer, den Schwager Dohnanyis, mit dem Auftrag ins Vertrauen gezogen, im Bereich der Luftfahrt nach zuverlässigen und entschlossenen Männern zu suchen. Die innerpolitische Lage stand unter dem Anzeichen der zunehmenden Spannung zwischen Wehrmacht und Partei. Wir sahen der drohenden Auseinandersetzung erwartungsvoll entgegen und setzten unsere Hoffnungen auf den Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst von Fritsch, der uns allen damals noch im Mykos des starken und entschlossenen Mannes erschien, der zur rechten Zeit gegen Hitler einschreiten würde.

Versäumtes Pistolenduell

Wenige Wochen später wurde Fritsch auf die bekannte Weise von Hitler zu Fall gebracht. Nachdem er selbst in völliger Verkennung der politischen Notwendigkeit und seiner historischen Stunde die Gelegenheit zum Staatsstreich gegen Hitler versäumt hatte, wurde er von Beck erneut zum Handeln angetrieben. Beck bestimmte Reichsminister Hammerstein zu einem Pistolenduell herauszufordern. Dadurch sollte nach der Rehabilitierung von Fritsch eine Auseinandersetzung zwischen Heer und SS ausgetriggert werden, um auf diese Weise den Staatsstreich gegen Hitler in Gang zu bringen. Die schriftliche Duellforderung war von Dohnanyi und dem Reichskriegsgerichtsrat Saak entworfen worden und sollte von dem rangältesten Offizier des Heeres, General

von Randstedt, Hammerstein überbracht werden. Aber Randstedt trug die Duellforderung wochenlang unentschieden mit sich herum und bestimmte schließlich den trauersüchtigen Generaloberst Fritsch, „die Sache fallen zu lassen“.

Beck entschloss sich, angesichts dieser Haltung in den obersten Kommandostellen des Heeres im Sommer 1938 allein zu handeln. Er wusste, dass Hitler die „Sühnetat“ nach

Hitlers Kriegstreiberien

Hitler verzögerte zunächst, Beck die geforderte Entlassung zu bewilligen. Schließlich musste er sie aber gewähren, weil Beck einfach jede weitere Dienstleistung verweigerte. Gleichzeitig bestimmte Beck seinen Nachfolger, General Halder, gemeinsam mit General von Witzleben, die erforderlichen militärischen Vorbereitungen für die Verhaftung von Hitler zu treffen. Hitler sollte wegen seiner kriegstreiberischen Politik vor einem Staatsgerichtshof gestellt werden. Das Prozessverfahren wurde von Dohnanyi und Reichskriegsgerichtsrat Saak vorbereitet. Ein Gutachten von sachverständigen Ärzten sollte unter dem Vorsitz des bekannten Psychiaters Professor Kurt Bonhoeffer Hitler auf seinen Geisteszustand hin untersuchen. Die vorliegende Krankengeschichte Hitlers rechtfertigte den Verdacht, dass er für geisteskrank erklärt werden müsste und schon aus diesem Grund hinter Schloss und Riegel gesetzt werden konnte. In dem nicht wahrscheinlichen Fall, dass Hitler nicht für unzurechnungsfähig erklärt würde, sollte sein Verfahren zu seiner politischen Ent-

Verschwörung gegen Hitler

Während der „Fritsch-Krise“ war die erste planmäßige Zusammenarbeit zwischen der militärischen und den verschiedenen zivilen Widerstandsgruppen zustande gekommen. Oster und Dohnanyi hatten die Absicht gefasst, alle militärischen und zivilen Widerstandskräfte zusammenzuführen, um gemeinsam nach den Weisungen von Beck den Staatsstreich gegen Hitler planmäßig vorzubereiten. Ihre Tätigkeit führte dazu, dass die Verschwörung gegen Hitler bereits im Winter 1938/39 im Hinblick auf den Weisungen von Beck geführt werden konnte. Ein wesentlicher Bestandteil im Sinne der Verschwörung trat jedoch erst ein, nachdem der Krieg mit dem Einmarsch in Polen begonnen worden war. Dohnanyi wurde auf Weisung von Beck als Sonderführer in den Stab des Admirals Canaris in das OKW einberufen, um dort seine Tätigkeit unter dem Deckmantel der Abwehr engere und intensiver mit Oster fortsetzen zu können. Damit war die Dienststelle Osters — das Zentrum der Abwehr

der Besatzung zum Anlass eines Krieges machen wollte, teilte ihm die Tschechoslowakei sowie „letzte Forderungen“ nicht bewilligen würde. Beck stellte Hitler wegen dieser kriegstreiberischen Politik zur Rede und verlangte seine sofortige Entlassung, als Hitler sich darauf „eine Einweisung in die politische Führung“ verbat und auch von ihm als Chef des Generalstabes „bedingungslos Gehorsam“ verlangte.

Mit diesem Eingriff der „Vorsicht“ in die Pläne der Verschwörung sollten aber alle unsere weiteren Bemühungen zum Scheitern verurteilt bleiben. Schon wenige Wochen später wurde Anfang April 1943 Hans von Dohnanyi und Josef Müller von ihren Freipass und Dietrich Bonhoeffer verhaftet, weil ein von Dohnanyi und Müller festgesetzter Vertrauensmann seine Geheimhaltung bei der Abwehr für persönliche geschäftliche Zwecke missbraucht hätte und von der Zollbehördenstelle Prag zur Anzeige gebracht worden war. Im Verlauf der Untersuchungen wurde bald danach auch Oster kassiert. Damit war der Verschwörung, die ganz wesentlich auf der Zusammenarbeit Oster/Dohnanyi aufgebaut war, das Rückgrat gebrochen.

Durch die Niederlagen bei Stalingrad und in Afrika waren auch die gläubigsten Anhänger Hitlers in ihrer Siegeszuversicht erschüttert worden. Revisionisten und Opportunisten in ständig wachsender Zahl begannen, sich an das „VIERTE REICH“ anzustellen. Industrielle traten die ersten Vorbereitungen, um sich und ihr Vermögen „hinüber zu retten“. Der Abfall trübte durch den Sturz Mussolinis und die Intensivierung der alliierten Luftoffensive gegen Deutschland brachte immer mehr Partei und Volksgenossen zu der Ansicht, „dass eigentlich etwas geschehen müsste“. Aber es geschah nichts. Genervt argumentierten über die „unfälle-

zugleich auch die zentrale Exekutive der Verschwörung gegen Hitler geworden, die nach den Weisungen von Beck arbeitete. Oster bearbeitete die vorwiegend militärische Planung und Vorbereitung des Staatsstreichs, Dohnanyi den vorwiegend politischen Teil. Auf ihrer Zusammenarbeit beruhte und baute sich die Verschwörung gegen Hitler weiter auf.

Unmittelbar nach Ausbruch des Krieges glaubten wir uns schon vor der Verwirklichung des Staatsstreichs. Generaloberst von Hammerstein hatte ein Kommando im Westen übernommen und war entschlossen, Hitler verhaften zu lassen — sobald er sich nur in seinem Befehlsbereich begehen würde. Aber dazu Hess Hitler sich trotz aller Besorgungen nicht veranlassen. Sein Jessen erlitt er — wie von einer Würstchenherstellung des Teufels geleitet — Hammerstein nach kurzer Zeit wieder seines Postens. Hammerstein hatte, wie er mir später sagte, die Absicht, „Hitler auch ohne Gerichtsverfahren um für alle Mal gauszuschütten zu machen“.

Seine Mitwirkung war von besonderer Bedeutung, weil Beck als letztes innerpolitisches Ziel die Wiederherstellung einer konstitutionellen Monarchie verfolgte. Dem hatten alle massgebenden Persönlichkeiten in der Verschwörung und auch Wilhelm Lamschner zugestimmt, nachdem Beck die Versicherung abgegeben hatte, dass die politischen Grundzüge nach Massgabe der Weimarer Verfassung wiederhergestellt werden. Oberstes war Prinz Louis Ferdinand, der legitime Nachfolger des letzten deutschen Kaisers, wegen des ihm von Präsident Roosevelt wiederholt bewiesenen freundschaftlichen und politischen Vertrauens der potentiell stärkste außenpolitische Faktor.

Politische Einheitsfront

Der Ausbruch des Krieges bewirkte eine wesentliche Konsolidierung der verschiedenen zivilen Widerstandsgruppen. Alle parteipolitische Gegensätze wurden angesichts des gemeinsamen Gegners Hitler leicht überbrückt. So konnten wir auch bereits im Herbst 1939 auf Anregung von Klaus Bonhoeffer durch Dohnanyi und die Mitwirkung von Ernst von Hornack, Julius Leber, Jakob Kaiser und Josef Wirsner die Verbindung zwischen Wilhelm Lamschler und Beck herstellen. Damit war bereits vor dem Winter 1939/40 in den Spitzenkreisen eine politische Einheitsfront gegen Hitler hergestellt, der sich auch Prinz Louis Ferdinand von Preussen als Kompromissloser Gegner des Nazi-

regimes zur Verfügung stellte. Seine Mitwirkung war von besonderer Bedeutung, weil Beck als letztes innerpolitisches Ziel die Wiederherstellung einer konstitutionellen Monarchie verfolgte. Dem hatten alle massgebenden Persönlichkeiten in der Verschwörung und auch Wilhelm Lamschler zugestimmt, nachdem Beck die Versicherung abgegeben hatte, dass die politischen Grundzüge nach Massgabe der Weimarer Verfassung wiederhergestellt werden. Oberstes war Prinz Louis Ferdinand, der legitime Nachfolger des letzten deutschen Kaisers, wegen des ihm von Präsident Roosevelt wiederholt bewiesenen freundschaftlichen und politischen Vertrauens der potentiell stärkste außenpolitische Faktor.

„Camerator Germaniae“

Gleichzeitig mit dem Fortgang der innerpolitischen Vorbereitungen des Staatsstreichs waren durch Dr. Josef Müller zu Beginn des Winters 1939/40 unter dem Deckmantel der Abwehr Verbindungen zu dem Vatikan hergestellt worden, um die Möglichkeit eines Verhandlungsfriedens für die Verschwörung zu sondieren. Es wurde uns über den Vatikan eine durch den Papst verbürgte Zusicherung überreicht, wonach Deutschland den Krieg durch die Einsetzung einer verhandlungsfähigen und vertrags-treuen Anti-Nazi-Regierung ohne Schaden beenden könnte. Chamberlain sprach in diesem Sinne wiederholt über das Radio „ob a German Government whose word could be trusted“. Wir hatten berechtigte Hoffnungen, dass eine neue Anti-Nazi-Regierung zu einer Verständigung mit den Feindmächten kommen würde.

Trotzdem schloß die Ausführung des Staatsstreichs an der Haltung in den führenden Kommandostellen der Wehrmacht, die sich auf die bevorstehende Anreizhandlung mit den Westmächten vorbereiteten, die Oberbefehlshaber des Heeres, von Brauchitsch, versagte sich jeder anderen Stellungnahme. Halder, der Ober der Generalstabes, weigerte sich, gegen Hitler mitzuwirken, „weil die militärische Lage Deutschlands, be-

sonders auf Grund des Vertrages mit Moskau nicht mehr so sei, dass sie einen Bruch seines Eides rechtfertigte“.

Mit dem Sieg über Frankreich waren schließlich alle Argumente gegen Hitler widerlegt und die Mehrheit der Volksgenossen in Deutschland fügte sich den Erfolgen. Aber innerhalb der Verschwörung wurde keiner wankend. Unsere Aktivität wurde jedoch erst wieder wirksam, nachdem Hitler auch Amerika den Krieg erklärt und die deutsche Wehrmacht sich vor Moskau festgerannt hatte. Im Frühjahr 1942 kamen die Vorbereitungen des Staatsstreichs wieder in vollen Gang. Dabei wurde mir die Aufgabe zuteil, auf meinen Dienstreisen für die Luftwaffe nach Spanien und Portugal alte Verbindungen nach London und Washington wieder aufzunehmen. Auf Anregung von Goerdeler wurde mir die besondere Mission aufgetragen, die Verbindung zwischen Prinz Louis Ferdinand und Präsident Roosevelt wiederherzustellen, da ich mit Louis Ferdinand aus Grund der gleichgesinnten Einstellung gegen Hitler und unserer gemeinsamen Tätigkeit bei der Luftwaffe seit Jahren befreundet war. Ich kam mit dem damaligen amerikanischen Geschichtsschreiber in Madrid und mit englischen Freunden in Lissabon in Verbindung.

Missglücktes Attentat

Zum ersten Versuch einer Anreizung des Staatsstreichs kam es erst ein Jahr später unter den Auswir-

kerve Fahren von Schlafenborn, entschloss sich zu einem Attentat gegen Hitler. Am 13. März 1943 gelang es ihnen, eine Zeitbombe in das Flugzeug Hitlers zu bringen, bevor dieser von einem Besuch im Hauptquartier der Heeresgruppe Mitte in Russland nach Deutschland zurückflog. Aber die Zündung der Bombe versagte. Dem Mannesamt Schlafenborn ist es zu danken, dass das Attentat bis in den Herbst 1944

Mit diesem Eingriff der „Vorsicht“ in die Pläne der Verschwörung sollten aber alle unsere weiteren Bemühungen zum Scheitern verurteilt bleiben. Schon wenige Wochen später wurde Anfang April 1943 Hans von Dohnanyi und Josef Müller von ihren Freipass und Dietrich Bonhoeffer verhaftet, weil ein von Dohnanyi und Müller festgesetzter Vertrauensmann seine Geheimhaltung bei der Abwehr für persönliche geschäftliche Zwecke missbraucht hätte und von der Zollbehördenstelle Prag zur Anzeige gebracht worden war. Im Verlauf der Untersuchungen wurde bald danach auch Oster kassiert. Damit war der Verschwörung, die ganz wesentlich auf der Zusammenarbeit Oster/Dohnanyi aufgebaut war, das Rückgrat gebrochen.

Durch die Niederlagen bei Stalingrad und in Afrika waren auch die gläubigsten Anhänger Hitlers in ihrer Siegeszuversicht erschüttert worden. Revisionisten und Opportunisten in ständig wachsender Zahl begannen, sich an das „VIERTE REICH“ anzustellen. Industrielle traten die ersten Vorbereitungen, um sich und ihr Vermögen „hinüber zu retten“. Der Abfall trübte durch den Sturz Mussolinis und die Intensivierung der alliierten Luftoffensive gegen Deutschland brachte immer mehr Partei und Volksgenossen zu der Ansicht, „dass eigentlich etwas geschehen müsste“. Aber es geschah nichts. Genervt argumentierten über die „unfälle-



Claus Schenk Graf von Stauffenberg

„ische“. Unfähigkeit des Gefreiten Hitler, befolkten aber weiterhin gegen seine Befehle. Es mangelte nach wie vor an der Wehrmacht und im Volk auch an den Ansätzen zu einer Bewegung, die die Verschwörung und eine Aktion gegen Hitler hätte tragen können.

Umgruppierung der Verschworenen

Nachdem Oster und Dohnanyi ausgeschaltet waren, musste die Exekutive der Verschwörung neu organisiert werden. Im Oktober 1943 übertrug General Obstich im Einklang mit Beck die weitere generalstabsmässige Vorbereitung des Staatsstreichs dem damaligen Oberstleutnant Graf Stauffenberg, der als Chef des Stabes bei ihm im Allgemeinen Heeresamt tätig war. Stauffenberg übernahm die von Tresckow ausgearbeiteten militärischen Pläne und Vorbereitungen, aber nicht auch die zentrale politische Leitung. Diese zerfiel in eine Umgruppierung innerhalb der Verschwörung, weil es nicht mehr möglich war, die verschiedenen Widerstandsgruppen — wie vorher durch die gemeinsame Tätigkeit von Oster und Dohnanyi — durch eine planmäßige und zentrale Leitung unter Beck zusammenzuführen. Beck selbst musste sich einer schweren Operation unterziehen, und es war zweifelhaft, ob er überleben oder auch nur so bei Kräfte bleiben würde, dass er die Verschwörung weiter führen konnte. Oberstes hatten sich Popitz und Goerdeler politisch entzweit. Es bildete sich unter Stauffenberg zwar eine neue militärische Exekutive der Verschwörung, aber eine einheitliche politische Leitung kam nicht wieder zustande.

Trotzdem wurden unsere Hoffnungen durch die Bereitschaft und Aktivität Stauffenbergs neu belebt. Im November 1943 waren die Vorbereitungen unter Stauffenberg soweit gediehen, dass ein neuer Versuch für den Dezember geplant werden konnte. Ende November sollte ich meine Vertrauensleute in Madrid und Lissabon wieder auf, um sie über die neue Vorhaben in Kenntnis zu setzen. Aber diesen und verschiedene andere Vorbereitungen, die im Verlauf



Dr. Karl Goerdeler, früherer Oberbürgermeister von Leipzig und Reichskommissar.

Hitler — 20. Juli 1944

Rechtsanw. u. Syndikus der Deutschen Lufthansa, Berlin

des Winters 1945/46 vorbereitet war, den, scheiterten an der Tatsache, dass

Die Zeit drängt

Im Frühjahr 1944 erhoben sich die Gefahren für eine Entdeckung der Verschwörung ganz wesentlich, nachdem durch die Verhaftungen von Kiep, Mollath und Gehre und insbesondere durch die Entlassung von Canaris auch der Deckmantel der militärischen Geheimhaltung zerrissen war, den die Abwehr bis dahin über uns breiten konnte. Es gelang zwar dem Oberst Hansen als Nachfolger von Canaris, einen kleinen Residualbestand der Abwehrorganisation für unsere Zwecke unter der Nase von Himmler im Reichswehrministerium aufrecht zu erhalten. Aber wir waren uns klar, dass uns der SD auf der Spur war, und dass keine Zeit mehr zu verlieren war. Trotz aller verzweifelten Anstrengungen kam die Verschwörung erst dann einen wesentlichen Schritt weiter und näher an Hitler, als Stauffenberg Anfang Juni 1944 die Stelle des Stabschefs beim Befehlshaber des Ersatzheeres, Generaloberst Fromm, übernahm und dadurch in die Lage versetzt wurde, ins Führerhauptquartier und an Hitler selbst heranzukommen. Stauffenberg baute auf dieser Möglichkeit, die ihm wie vom Schicksal dargeboten erschien, seinen letzten Plan auf, der dann am 20. Juli zur Ausführung kam.

„Es ist möglich, aber nicht wahrscheinlich, dass die Anglo-Amerikaner noch in diesem Jahr eine Invasion versahen werden.“ Mit diesen Worten

Illusionen

In dieser Aussprache mit Stauffenberg und Leber sollte geklärt werden, welche Zeit für die Vorbereitung und Ausführung des Staatsstreiches gegen



Das Innere des Besprechungsraumes im Führerhauptquartier nach dem Attentat.

Hitler noch zur Verfügung stünde. Grundsätzlich bestand Übereinstimmung darüber, dass Hitler unbedingt noch vor dem Beginn einer Invasion beseitigt werden musste. Dadurch sollte verhindert werden, in der Weltöffentlichkeit überhaupt nur den Gedanken aufkommen zu lassen, dass die deutsche Aktion zur Beseitigung Hitlers unter dem Druck einer militärischen Niederlage im Westen unternommen worden sei. „Andererseits“, sagte Stauffenberg, „können wir mit ziemlicher Sicherheit bestimmen, aber fünfzig zu fünfzig damit rechnen, dass die Invasion aus dem Westen zurückgeführt werden wird.“

Leber bat mich, meine für die folgende Woche festgesetzte Abreise nach Madrid zu verschieben. Er veranlasste Stauffenberg zu einer nochmaligen Rücksprache mit Hansen und schlug vor, dass wir uns danach wieder gemeinsam bei ihm treffen sollten. Damit ich mit konkreten Vereinbarungen nach Madrid abreisen könnte, Stauffenberg schlug mir vor, inzwischen nach Adana von Fromm aufzusuchen, der mir die Abschrift des Telegramms aus Ankara zeigen würde.

Nachdem Fromm mir das Telegramm aus Ankara gezeigt hatte, sprachen wir unter uns noch einmal alle Argumente für und gegen die Invasion durch Schiffslandungen kamen wir zu dem Beschluss, zunächst das Ergebnis der Aussprache Stauffenberg — Hansen abzuwarten.

Am frühen Morgen des 6. Juni begann die Invasion. Darüber wurden zunächst alle unsere Vorbereitungen und Vorbearbeitungen über den Hansen geworfen. Nach einigen Tagen liess mir Oberst Hansen durch Werner von Haften, den Adjutant Stauffenbergs, mitteilen, ich sollte mich für eine schnelle Abreise fertig machen und mich zu einem bestimmten Zeitpunkt am Flughafen in Rangoon einfinden. Hansen würde mich dort mit seinem Wagen zu einer letzten Besprechung

sich Hitler allen Möglichkeiten entzog, an ihn heranzukommen.

fen liess Oberst Graf Stauffenberg die Beurteilung der Lage im Westen zusammen, als wir uns an einem Abend in der Woche vor der Invasion bei Julius Leber zur Aussprache getroffen hatten. Stauffenberg bestätigte, dass er meinen letzten Bericht über die militärische Lage von Oberst Hansen bekommen und gelesen hätte. Er war jedoch nicht wie Hansen und ich der Ansicht, dass die Invasion unmittelbar bevorstehe. „Lassen Sie mich“, sagte er, „noch einmal als advocatus diaboli die Gegenargumente zusammenfassen.“ Dabei führte er als stärkstes Argument dieses in Feld: „Es liegt ein Telegramm aus Ankara über eine Unterhaltung zwischen einem hohen türkischen Offizier mit dem russischen Militärattaché vor, die abgehört worden ist. Der Russe hat sich empört darüber beklagt, dass die Anglo-Amerikaner trotz ihrer wiederholten Versprechungen immer noch keine Invasion versetzt haben, dass Russland immer noch ganz allein die schwere Last des Krieges auf dem Kontinent zu tragen hat und dass man in Russland nach dem Stand der für die Invasion tatsächlich getroffenen Vorbereitungen auch nicht ernsthaft damit rechnen, dass die Invasion überhaupt noch im Jahre 1944 zustande käme.“ Ich erwiderte darauf, dass ich in der Meldung aus Ankara nur die Absicht seiner bewussten Freiführung erkennen konnte, und dass ich bei meiner Ansicht bliebe, dass die Invasion unmittelbar bevorstehe.

Vor dem 20. Juli

Am 13. Juli nachmittags wurde Linsenberg von meinem Bruder Hans in das Vorzimmer von Generaloberst Fromm zu Werner von Haften geführt, um sich dort seine Aufträge zu entledigen. Aber Stauffenberg war nicht anwesend und Hansen, der durch Haften telefonisch verständigt worden war, blieb über Haften hinaus aus. Deshalb begab sich Linsenberg zunächst wieder unverrichteter Dinge in die Hauptverwaltung der Lufthansa, wo er zu einer Direktionsbesprechung erwartet wurde. Er sollte am nächsten Tag nach Madrid zurückfliegen.

Indessen war Hansen Linsenberg in die Lufthansa nachgezogen und liess ihn durch Klaus Bonhoeffer aus der Sitzung in mein Dienstzimmer rufen, wo sich beide sprechen konnten. Am nächsten Tag ließ ich von Linsenberg bereits via Barcelona einen Flugfunkversuch, in dem er mir mitteilte, dass ich sofort für ein bis zwei Tage nach Berlin fliegen müsste. Nach seiner Landung in Madrid sollte ich mit Linsenberg bezüglich im Auftrag von Hansen mit ihm soll sofort für ein bis zwei Tage nach Berlin kommen. Strategisch machte wir selbst, erwarten Vorschläge — Leber ist verhaftet worden.“

Tag des Attentats

Am Morgen des 20. Juli früh gegen halb zehn Uhr in mein Büro, in die Hauptverwaltung der Lufthansa. Unterwegs traf ich von dem Apparat Stauffenbergs in der Bendlerstrasse an und erhielt den Bescheid, dass Werner von Haften sich im Laufe des Nachmittags telefonisch mit mir in Verbindung setzen würde. Zwischen fünf und sechs Uhr nachmittags rief mich Haften telefonisch in die Bendlerstrasse: „Kommen Sie gleich her — wir machen vollstündige Gewalt!“

Als ich in die Bendlerstrasse kam, empfing mich am Eingang von zwei Stock, wo die Dienststelle des Befehlshabers des Ersatzheeres war, Oberst Fritz Jaeger. Im allerersten Augenblick hatte ich den Eindruck, dass er verhaftet worden sei. Rechts und links hinter ihm standen zwei Mann im Stahlhelm mit aufgepflanztem Gewehr, neben ihm ein SS-Sturmabteilführer mit umgeschulter Pistole und Mütze auf dem Kopf. Jaeger stand ohne Mäkel und Warte davor, als wenn er abgehört werden sollte. Als er mich dann aber freudig begrüßte, verstand ich seine Situation richtig und schaltete mich schnell von dem ersten inneren Schock, den er offenbar bei mir gemacht haben würde, ab.

Jaeger wies mich nach dem Vorzimmer von Fromm in den Worten: „Ich bin im Augenblick noch unabschließbar.“ Mit einem Seitenblick auf den SS-Korps gab er mir den Grund zu verstehen.

Ich hatte erwartet, in dem Vorzimmer auch Oberst Hansen zu treffen. Aber niemand konnte mir über sein Ausbleiben eine Erklärung geben. Stauffenberg war nebenan, im sogenannten Oberzimmers, mit Telefongesprächen beschäftigt. Er winkte mir durch eine halbhohe Glaswand kurz zu.

Ich beobachtete zunächst, was vorging. Den Überlegen und nachsicht arbeitenden Generalstab hatte ich mit in Aktion anders vorgestellt (viel leicht, weil ich ein Soldat war). Schließlich kam Graf Schwerin und gab mir ein Bild der Lage. Kurz zuvor war eine Meldung des Deutsch-landens durchgekommen,

Aussprache mit einem meiner Vortragenden, Monseigneur X. Zum Schluss unserer Unterhaltung sagte er mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, dass es sich dabei nur um seine ganz persönliche Ansicht handele: „Ich glaube nicht, dass die Anglo-Amerikaner noch irgendwelche Anstrengungen machen werden, um vor den Russen in Berlin zu sein. Es gibt Leute, die sind der Ansicht, dass Deutschland ein Staatsgericht braucht. Das überlässt man gerne den Russen.“

Nachdem ich mich von Monseigneur verabschiedet hatte, machte ich zu nächst einen Spaziergang. Je mehr ich über die Unterhaltung nachdachte, umso klarer wurde mir, dass Monseigneur mit seiner ganz persönlichen Ansicht doch weit mehr hätte sagen wollen. Es erschien mir dringend notwendig, auf die Ausführung des Staatsstreiches zu drängen und Stauffenberg und Hansen zu unterrichten, dass es bereits 12 geschlagen hätte und dass der bevorstehenden Entwicklung, wenn überhaupt, dann nur noch durch Tatsachen eine andere Wendung gegeben werden könnte. Unter diesen Umständen erzog ich, entgegen der Abrede mit Hansen, nach Berlin zurückzulaufen. Als ich in das Büro der Lufthansa kam, fand ich aber unter meiner Post aus Berlin einen garantierten dienstlichen Brief von Klaus Bonhoeffer, in dem er mir durch ein verbrochtes Zeichen mitteilte, dass ich bei nachgehender Rückkehr nach Berlin mit unserer Verbindung rechnen müsste. In dieser Zwangslage hat ich meinen jetzt in Linsberg lebenden Freund Gerhard Lindenberg um Hilfe. Er war damals

Vor dem 20. Juli

der langjährige Vertreter der Lufthansa in Spanien und sollte in jenen Tagen sowieso aus betriebswirtschaftlichen Gründen die Hauptverwaltung der Lufthansa nach Berlin fliegen. Seine Einstellung und Einsatzbereitschaft gegen die Nazis war erprobt. Er liess sich mit dem Worten zur Verfügung stellen: „Sag mir nur, was ich tun kann. Im übrigen will ich nicht mehr wissen, als ich wissen muss.“

Am 10. Juli flog er nach Berlin. Ausserhalb dieser Nachricht und der durch Klaus Bonhoeffer übermittelten Warnung trat ich meinen Flug nach Berlin am 18. Juli mit sehr gemischten Gefühlen an. Am frühen Nachmittag des 18. Juli landete ich in Berlin-Dempfelhof. Zuhause unterrichtete mich mein Bruder, dass die Aktion gegen Hitler bereits angefangen sei. Ich sollte mich für weitere telefonische Nachrichten von Hansen zu Hause oder im Büro in Verfügung halten. Ausserdem berichtete mein Bruder, dass am Tage vor meiner Ankunft eine Aussprache zwischen Feldmarschall von Weizsäcker und Dr. Gercke stattgefunden hatte, um die wir uns schon seit Monaten bemüht haben. Endlich habe mein Bruder aus dieses Treffen wenige Tage zuvor durch Irigoin Kiewitz, die Cousine Gerokes, und Graf Lynar, den Adjutanten Weizäckers, Verbreiten können. Er wartete nunmehr auf eine Bestätigung, dass die Unterredung auch tatsächlich stattgefunden habe. — Den Abend verbrachte ich mit meinem Bruder zu Hause. Erzählte mir über den Fortgang seiner Arbeit über Nürnberg, mit der er sich nach dem Ende des Dritten Reichs beschäftigen wollte.

Tag des Attentats

wonach Hitler angeblich nur ganz leicht verletzt war. Schwerin schloss mit den Worten: „Jedenfalls ist der alte Beck einem entkommen, die Sache durchzuführen.“ Wenn nur die Besetzung des Rundfunks geklappt hätte! — Ich fragte Schwerin: „Wie steht es wirklich?“

Er wusste es nicht — niemand wusste es in der Bendlerstrasse wirklich.

Schliesslich fragte mich Schwerin, welche Nachrichten ich für Beck aus Madrid und Lissabon mitgebracht hätte. Ich dachte an bedingungslose Kapitulation und sagte: „Eigentlich nichts Neues. — Ich will Beck lieber selbst mündlich berichten.“

Aber dazu kam es nicht. Zunächst konnte ich nichts anderes tun, als warten. Dabei beobachtete ich weiter, was vorging. Die Einzelheiten kann ich hier nicht schildern. Jedenfalls gewann ich aber aus allem, was ich sah und hörte, den sicheren Eindruck, dass die Wehrmacht gegen die Nazis in Marsch gesetzt wurde. Dass sie wieder „gehört“ machen könnte, kam mir dabei überhaupt nicht in den Sinn. Das war auch aus den Vorgängen in der Bendlerstrasse zunächst nicht zu entnehmen.



Generaloberst Ludwig Beck, einer der Führer der aktiven Widerstandsbewegung.

Ausnahmezustand durchsetzen würde. Kurz danach erteilte von Haften im Auftrag von Stauffenberg einem älteren Major Anweisung, einen Raum heranzubringen, um die unsicheren Kantonsisten für die Nacht im OKH festzusetzen.“

Nachdem ich auch dies gehört hatte, hielt ich unsere Sache im wesentlichen für zu unseren Gunsten entschieden. Ich bezweifelte zwar nicht, dass Himmler versuchen würde, mit der SS Widerstand zu leisten (ich glaubte immer noch, Hitler sei tot). Ich vertraute aber auf die Entschlossenheit der Generale und auf die Gehilfschaft ihrer Offiziere und Soldaten gegen die Nazis.

Auf Grund dieser Illusionen und weil ich ausserdem bei der Durchführung des militärischen Ausnahmezustandes selbst keine Funktion hatte, sagte ich zu Schwerin, dass ich zu Topics fahren würde, um mich mit ihm zu besprechen. Ich wollte von ihm auch das Ergebnis der Aussprache zwischen Weizsäcker und Gercke hören. Schwerin bestärkte meine Absicht und versprach mich anzurufen, falls sich wesentliches ereignen sollte.“

Schliesslich fragte mich Schwerin, welche Nachrichten ich für Beck aus Madrid und Lissabon mitgebracht hätte. Ich dachte an bedingungslose Kapitulation und sagte: „Eigentlich nichts Neues. — Ich will Beck lieber selbst mündlich berichten.“

Aber dazu kam es nicht. Zunächst konnte ich nichts anderes tun, als warten. Dabei beobachtete ich weiter, was vorging. Die Einzelheiten kann ich hier nicht schildern. Jedenfalls gewann ich aber aus allem, was ich sah und hörte, den sicheren Eindruck, dass die Wehrmacht gegen die Nazis in Marsch gesetzt wurde. Dass sie wieder „gehört“ machen könnte, kam mir dabei überhaupt nicht in den Sinn. Das war auch aus den Vorgängen in der Bendlerstrasse zunächst nicht zu entnehmen.

„Herr Stauffenberg — obwohl — ja — alle Befehle des R.H.G. — ja — es bleibt dabei — alle Befehle sind sofort auszuführen — Sie müssen sofort alle Rundfunk- und Nachrichtenstellen besetzen — jeder Widerstand wird gebrochen — wahrscheinlich bekommen Sie Gegenbefehle aus dem Führerhauptquartier — die sind nicht autorisiert — nein — die Wehrmacht hat ein vollziehendes Gewalt, übernommen, niemand ausser dem R.H.G. ist autorisiert, Befehle zu erteilen — haben Sie verstanden? — Ja — das ist in Gefahr — wie immer in Stunden der höchsten Not, hat jetzt der Soldat die vollziehende Gewalt — ja, Weizsäcker ist zw. Oberbefehlshaber — er kommt — es ist nur eine formale Ernennung — bestatnen Sie alle Nachrichtenstellen — klar? — Ja!“

Dieses Telefongespräch gab mir die Zuversicht wieder, dass die Wehrmacht von den Nazis nicht mehr aufzuhalten war und den militärischen

Ausnahmezustand durchsetzen würde. Kurz danach erteilte von Haften im Auftrag von Stauffenberg einem älteren Major Anweisung, einen Raum heranzubringen, um die unsicheren Kantonsisten für die Nacht im OKH festzusetzen.“

Nachdem ich auch dies gehört hatte, hielt ich unsere Sache im wesentlichen für zu unseren Gunsten entschieden. Ich bezweifelte zwar nicht, dass Himmler versuchen würde, mit der SS Widerstand zu leisten (ich glaubte immer noch, Hitler sei tot). Ich vertraute aber auf die Entschlossenheit der Generale und auf die Gehilfschaft ihrer Offiziere und Soldaten gegen die Nazis.

Auf Grund dieser Illusionen und weil ich ausserdem bei der Durchführung des militärischen Ausnahmezustandes selbst keine Funktion hatte, sagte ich zu Schwerin, dass ich zu Topics fahren würde, um mich mit ihm zu besprechen. Ich wollte von ihm auch das Ergebnis der Aussprache zwischen Weizsäcker und Gercke hören. Schwerin bestärkte meine Absicht und versprach mich anzurufen, falls sich wesentliches ereignen sollte.“

Schliesslich fragte mich Schwerin, welche Nachrichten ich für Beck aus Madrid und Lissabon mitgebracht hätte. Ich dachte an bedingungslose Kapitulation und sagte: „Eigentlich nichts Neues. — Ich will Beck lieber selbst mündlich berichten.“

Aber dazu kam es nicht. Zunächst konnte ich nichts anderes tun, als warten. Dabei beobachtete ich weiter, was vorging. Die Einzelheiten kann ich hier nicht schildern. Jedenfalls gewann ich aber aus allem, was ich sah und hörte, den sicheren Eindruck, dass die Wehrmacht gegen die Nazis in Marsch gesetzt wurde. Dass sie wieder „gehört“ machen könnte, kam mir dabei überhaupt nicht in den Sinn. Das war auch aus den Vorgängen in der Bendlerstrasse zunächst nicht zu entnehmen.

„Herr Stauffenberg — obwohl — ja — alle Befehle des R.H.G. — ja — es bleibt dabei — alle Befehle sind sofort auszuführen — Sie müssen sofort alle Rundfunk- und Nachrichtenstellen besetzen — jeder Widerstand wird gebrochen — wahrscheinlich bekommen Sie Gegenbefehle aus dem Führerhauptquartier — die sind nicht autorisiert — nein — die Wehrmacht hat ein vollziehendes Gewalt, übernommen, niemand ausser dem R.H.G. ist autorisiert, Befehle zu erteilen — haben Sie verstanden? — Ja — das ist in Gefahr — wie immer in Stunden der höchsten Not, hat jetzt der Soldat die vollziehende Gewalt — ja, Weizsäcker ist zw. Oberbefehlshaber — er kommt — es ist nur eine formale Ernennung — bestatnen Sie alle Nachrichtenstellen — klar? — Ja!“

Dieses Telefongespräch gab mir die Zuversicht wieder, dass die Wehrmacht von den Nazis nicht mehr aufzuhalten war und den militärischen

Ausnahmezustand durchsetzen würde. Kurz danach erteilte von Haften im Auftrag von Stauffenberg einem älteren Major Anweisung, einen Raum heranzubringen, um die unsicheren Kantonsisten für die Nacht im OKH festzusetzen.“

(Schluss S. 6)

Getreidemangel in der ganzen Welt

AUCH in dem neuen Getreidejahr, das im Herbst beginnt, wird es, im Weltmaßstab gerechnet, an rund 18 Millionen t Getreide fehlen. Diese Tatsache beherrscht auch die 15 Resolutionen, die im Rahmen der internationalen Getreidekonferenz, die in der ersten Junihälfte in Paris tagte, beschlossen wurden.

40 Staaten hatten an dieser Aussprache teilgenommen und es ergab sich, dass allgemein eine grosse Sorge die Gemüter beherrscht: nämlich der in der Bauernschaft herrschende Brauch, für menschliche Ernährung bestimmte Getreidesorten zur Viehfütterung zu verwenden. Dementsprechend besaßen sich die Resolutionen mit Vorschlägen an die Regierungen, die vor allem darauf abzielten, die in den einzelnen Ländern bestehende — oder zu befürchtende — Mangelwirtschaft durch schärfere Kontrolle der heimischen Erzeugung aufzuheben. Was in so hohem Masse also für Deutschland gilt, gilt auch in den anderen Ländern: ganz unabhängig von der Frage der Bezahlung sind die Getreideüberschussländer nicht in der Lage, den Anfall der Kiefererzeugung genügend auszugleichen. Jedes Volk muss also besondere Anstrengungen machen, nicht nur die heimische Erzeugung zu steigern, sondern auch für eine gerechtere Verteilung zu sorgen.

Im einzelnen geben diese Resolutionen recht gute Methoden an, wie das zu erreichen sein dürfte. Es wird gefordert:

1. dass der internationale Ernährungs-Nachstandsausschuss, der die Zuweisungen vorzunehmen hat, sich vergewissert, ob und in welchem Umfang ein Land, das Ansprüche anmeldet, Getreide verfrachtet.
2. dass die Regierungen das Preisverhältnis zwischen Vieh und Getreide so gestalten sollen, dass es für die Bauern vorteilhafter ist, Getreide zu verkaufen als es zu verfüttern.
3. dass die Brot- und Nahrungsmittelzuweisungen nur bis zur Sicherung des Existenzminimums erhöht werden dürfen.
4. dass der Prozentsatz der Ausmahlung hochgehalten werden soll.
5. dass Kartoffeln, Sojamehl oder entsprechende andere heimische Erzeugnisse stärker zur Ernährung herangezogen werden sollen, ohne man den Mangel durch Importe auszugleichen sucht.
6. dass die Verwendung von Nahrungsmitteln für industrielle Erzeugung (zum Beispiel zur Spirit- und Schnapsgewinnung) aufs schärfste unter Kontrolle gestellt wird, und
7. dass Erzeuger wie Verbraucher mit allen Mitteln immer wieder dazu angehalten werden, den Getreideabfuhrverpflichtungen und der sinnigsten Verteilung und Verwendung des Getreides nachzukommen.

Alle diese Überlegungen und insbesondere auch das erwähnte Defizit von 18 Millionen t beruht auf der Voraussetzung, dass die Getreideüberschussländer im nächsten Erntejahr 32 000 000 t exportieren werden. Die auf der Konferenz vertretenen Delegationsführer aus USA und Kanada machen allerdings hinter diese Zahl ein grosses Fragezeichen.

Wenn sich auch das Pariser Thema auf das kommende Jahr beschränkt, hat die internationale Getreidekonferenz doch bereits Vorschläge gemacht, um auch an die weitere Zukunft zu denken, damit die Ernte von 1948 nicht wiederum die Mangelwirtschaft der Welternährung fortsetzt. Die Konferenz macht auf die Notwendigkeit der Versorgung der Landwirtschaft mit Dünger, Landmaschinen, Brennstoff und den entsprechenden Krediten aufmerksam, damit sowohl die Anbaufläche vergrössert wie die Bewirtschaftung intensiviert werden kann.

Die aktuelle Not, kennzeichnend für die Zeit bis zum Einsatz der neuen Ernte, hat sich in vielen Ländern verschärft. Nicht nur Österreich, Griechenland, Ungarn, Polen, Italien und Jugoslawien stehen vor einer Verschärfung ihrer Versorgungslage, auch Frankreich und Schweden haben bereits die Brotrationen gekürzt.

Reis
Der Getreidemangel macht sich auch besonders durch die erhebliche Mindererzeugung von Reis bemerkbar. Im Fernen Osten sind die Riesengebiete, die durch den japanischen

Überfall seit 1931 schon Kampfgebiete waren, noch weit entfernt vom Wiederaufbau aus dem Chaos. Die Weltausfuhr von Reis wird im Jahr 1947 auf etwas über 2 000 000 t geschätzt, das ist nur etwas über ein Viertel der Vorkriegsmenge. In den meisten Ländern, wo Reis die Hauptnahrung bildet, kann nur zusätzliche Weizenimportur Hunger abwenden.

Der Fettmangel

Der Weltexport an Fett beträgt im laufenden Jahr nur etwa die Hälfte des Vorkriegsniveaus. Die Wiederherstellung der europäischen Fettproduktion hängt von zwei Faktoren ab: Einmal von der Vermehrung des Viehbestandes, die aber nur sehr langsam vor sich gehen kann, dann hier kollidieren ja zunächst noch die Forderungen der Steigerung der Getreideproduktion für menschliche Zwecke mit der Möglichkeit, vor der Erweiterung der Futtermittelherzeugung den Viehbestand zu steigern.

Umso wichtiger ist daher der zweite Faktor, die Steigerung der Erzeugung von Pflanzenölen; diese Projekte werden jedoch erst im Lauf einiger Jahre sich sichtbar auswirken können. Dabei wird gerade das grosse englische Projekt für die Erdnussverarbeitung in Westafrika eine wichtige Rolle spielen.

Dieselben Gründe, die einer schnelleren Erhebung der Fettknappheit im Wege stehen, gelten naturgemäss auch für den Fleischmangel. Dieser steuert nun wieder Schwierigkeiten bei der Weltversorgung in anderen Produkten, zum Beispiel Hulseerfrüchten, die heute oft das Fleisch ersetzen müssen, sodass auch hier der Bedarf grösser ist als das Angebot.

Dieses alles ist keine trostreiche Bild der Lebensmittelerzeugung spiegelt in aller Deutlichkeit die Folgen der verheerenden Angriffe gegen die Lebensmittelproduktion. Die Erholung der landwirtschaftlichen Produktion kann nur ein allmählicher Prozess sein. Er wird aber wesentlich beschleunigt werden können durch die Disziplin der Landbevölkerung, auch und gerade in den Zustandsgebieten selbst. Darauf nehmen ja auch die oben erwähnten Resolutionen der Pariser Konferenz Bezug.

Briefe aus Deutschland

Diese Disziplin kann leider — wie alle Erfahrungen beweisen — nicht auf Freiwilligkeit allein beruhen. Die Behörden und Körperschaften, die die landwirtschaftliche Produktion und die Verteilung zu organisieren und kontrollieren sollen, müssen diese Arbeit mit grosser Energie durchführen. Die Wahrheit hinter all den Klagen über die schlechten Ernährungverhältnisse in Deutschland — an sich durchaus berechtigt — liegt nicht zuletzt in der Tatsache, dass diesen Pflichten nicht genügend entsprochen wird. Umso schlimmer, wenn das durch einen Schlichter irreführender, überster Gerüchte vertuscht wird. Zu

den Ausführungen, die wir in diesem Zusammenhang in unserer letzten Nummer gemacht haben, wirkt es wie ein sehr deutliches Beispiel, wenn wir in einem Brief, den uns einer unserer Leser zustellen, der von seinen Angehörigen im Harzer Kobors Halmkies erhalten hat, folgende Ausführungen lesen:

„Hier ist schon wieder grosser Gesteinbruch. Natürlich bringen diese selbst alles mit, was sie hier erzen wollen, sonst würden sie auch keine Katerkraft haben — ganz offen wird da hinter hohen Glasfenstern und auf Tragen geteilt. In Qualitäten und Mengen, die die Mehrzahl der einheimischen Bevölkerung seit Jahr und Tag nicht mehr zu sehen bekommen hat. Gestern habe ich einen verpackten Ostfuchling dabei bemerkt, sich unglücklich zu machen, als er im Revier war, einen grossen Felsstein durch die Scheiben einer Veranda auf die dort tufelnden Gäste zu werfen.“

In einem anderen Brief, den uns ein ehemaliger Kriegsgefangener aus Essen schreibt, heisst es:

„Es wird sicherlich viel über die deutsche Not geschrieben und erzählt, aber ich glaube, dass man sie erst durch richtig versteht, wenn man sie an eigenen Leib verspürt; dabei ist nicht die Not allein das Tragische, sondern die Tatsache, dass eine ganze Kategorie von Menschen nicht nur nichts davon verspürt, sondern heute hier inmitten des Kleinraums besser lebt als je zuvor. Man denke auch an die sogenannten Kompensationsgeschäfte. Die Betriebsräte, die an sich das Kompensieren beklagen sollten, beteiligen sich daran, weil sie sich sonst bei der Belegschaft unpopulär machen.“

Unter dem Deckmantel, dass man für die Verteilung der Nahrungsmittel braucht, werden die grossen Kompensationsgeschäfte legalisiert. Wenn aber die Arbeiter davon feststellen, dass die Hauptgewinne nach den manchen Nationen verpackt Schlange stehen, dann schimpfen sie wie die Rohrspatzen. Dass aber die Kompensationsgeschäfte ihrer Selbstzwecke die wirtschaftliche Lenkung schuldlos, darüber müssen sie sich bewusst Gedanken machen.“

Die deutschen Behörden haben immer verlangt, dass sie im weiten Umfang von den Alliierten die Vollmachten der Selbstverwaltung erhalten. Als Lord Pakenham kürzlich in Hannover war, um zum ersten Mal nach seiner Amtsübernahme mit dem Ministerpräsidenten Kopf die Lage zu besprechen, hat dieser auch darauf hingewiesen, wie nötig es sei, dass die Kontrolle der Besatzungsmächte sich möglichst auf die Regierungen stützen der deutschen Länder beschränken müsse. Die Westmächte haben immer das grösste Verständnis dafür bewiesen, dass der Organismus der deutschen Demokratie sich nur in weisest möglicher Selbstverwaltung entwickeln kann.

Hier, auf diesem Gebiet der Ernährung, der Erfassung und Verteilung, liegen die Aufgaben, in denen sich der deutsche Verwaltungsapparat beweisen kann.

Niemand behauptet, dass die Krise der deutschen Ernährung nur eine Folge der Unfähigkeit deutscher Behörden, der Korruption und des Egoismus der Landbevölkerung ist. Dass der Ernährungszustand des deutschen Volkes aber ohne diese sozialen Missstände bedeutend besser wäre, daran ist nicht zu zweifeln.

Thron und Verfassung

Die englische öffentliche Meinung hat die Verlobung der Thronfolgerin, Prinzessin Elisabeth mit Leutnant Phillip Mountbatten, dem Neffen der Vizekönigin von Indien, Lord Mountbatten, mit freudiger Erregung aufgenommen. Je nach der Seriosität der Zeitung werden ernste Glückwunschartikel geschrieben oder Seiten mit „Hofklatsch“ gefüllt.

Dem Nichtengländer scheint es merkwürdig, in wie weitem Masse fast alle Bewohner dieses Landes an der Privatangelegenheit dieser zwei jungen Menschen teilnehmen. Denn was immer der Prinzgemahl sein wird — in Staatsangelegenheiten darf er sich nicht einmischen. Und auch der König, bzw. die Königin, kann den Lauf der Ereignisse kaum beeinflussen. Theoretisch hat er eine sehr grosse Anzahl von Rechten, die aber alle durch Gewohnheit und Präzedenz ausser Gebrauch gekommen sind. Er kann zum Beispiel jedes Gesetz durch Verweigerung seiner Unterschrift, d. h. also durch sein Veto, ungültig machen. Aber nur theoretisch. Praktisch würde dieses Veto seit Königin Anna, also seit rund 250 Jahren, nicht mehr ausgeübt. Er ernannt die Mitglieder des Oberhauses; aber er kann nur Personen ernennen, die ihm von seiner Regierung vorgeschlagen wurden.

Die Massnahmen, die vor das Parlament gebracht werden sollen, werden vom König zu Beginn der Session in seiner Rede vom Thron bekanntgegeben. Aber er liest die Rede, die ihm seine Regierung vorlegt, ob er mit der Politik einverstanden ist oder nicht. Es ist zum Beispiel niemandem bekannt, was die private Meinung Georgs VI. über die Sozialisierungsmassnahmen ist, die er im letzten Herbst verlesen hat. Und das ist gut so, denn nur so kann der König über den Parteien stehen. Königin Victoria hat noch mehrmals versucht, die Politik zu beeinflussen, aber es ist ihr nicht gelungen. Man denke nur an den Sturz Disraelis, mit dessen Politik sie einverstanden war. Gegen ihren Willen musste sie Gladstone zum Premierminister machen und gegen ihren Wunsch dessen Massnahmen billigen, wie z. B. die Krönung Afghanistans.

Der König, oder die Königin, von Grossbritannien ist also kein Machthaber, in gewissem Sinne nicht einmal eine Person. Er ist ein Symbol — das Symbol der Einheit der britischen Volksgemeinschaft — die einzige Institution, die sie gemeinsam haben und die sie zusammenhält. Wie fest dieses Band ist, haben zwei Weltkriege bewiesen. Die Entwicklung eines von London regierten Kolonialreiches in eine Gemeinschaft freier, gleichberechtigter und souveräner Völker, die vor einer Generation begonnen hat, ihren Höhepunkt im Statut von Westminster fand, aber auch heute noch nicht abgeschlossen ist (Indien, Pakistan, Birma und Ceylon machen den grossen Schritt alle in diesem Jahre) — diese Entwicklung wäre ohne das symbolische Band der Krone um vieles schwieriger gewesen. Die Idee des

gemeinsamen Herrschers, der aber nicht herrscht, sondern eben nur da ist, hat das Entstehen einer grossen neuen Form von Staatenbund ermöglicht: die Interessengemeinschaft souveräner Völker. Der australische Ministerpräsident hat das vor kurzem, im Zusammenhang mit Indien, so formuliert: „Die Vorstellung, dass Dominianstatus eine eingeschränkte Souveränität darstellt, ist falsch. Er ist eigentlich das Gegenteil: er ist eine Souveränität, zu der noch etwas dazugegeben wurde, nämlich das Recht, einer grossen Gruppe gleichberechtigter Völker anzugehören.“

Wie die meisten verfassungsmässigen Bestimmungen beruht das Verbalis der Dominian zur Krone zum grossen Teil auf Gewohnheitsrecht. Es sieht zum Beispiel nirgend geschrieben, dass der König die Zustimmung der Dominionregierungen einholen musste, bevor er die Verlobung, die Anlass zu diesem Artikel ist, bekannt machte. Aber, ist es eingeklopft worden und, was viel wichtiger ist, es war selbstverständlich, dass sie eingeholt wurde.

Die Tatsache, dass König und Krone eben ein Symbol sind, bringt es mit sich, dass die Frage Monarchie — Republik im politischen Leben Englands überhaupt keine Rolle spielt. Keine Partei hat die Abschaffung der Monarchie auf ihrem Programm. Eine sozialistische Partei, die monarchistisch ist, kann man sich in Mitteleuropa eigentlich gar nicht vorstellen. Die Labour Party ist zwar nicht monarchistisch aus Prinzip; aber sie ist der Meinung, dass diese Frage völlig irrelevant ist, und dass eine fortschrittliche, freiheitliche und demokratische Monarchie wie die englische oder die skandinavischen bei weitem besser ist als manch eine Republik, hinter der sich ein Diktator versteckt. Monarchie oder Republik ist ein Gegensatz der Form. Werturteile, wie „fortschrittlich“ oder „rück-schrittlich“, „demokratisch“ oder „diktatorisch“, beziehen sich nicht auf die Form sondern auf den Inhalt. Bevor man eine Entscheidung fällen kann, muss man erst diesen Inhalt untersuchen. Erst wenn ein Monarch versuchen würde, dem Willen der Mehrheit entgegenzutreten und zum Beispiel den Weg zum Sozialismus anzufahren, wenn die Wählerseife sich für diesen Weg entschieden hat, erst dann wäre eine sozialistische Partei gezwungen, die konstitutionelle Frage aufzuwerfen. Diese Situation ist in England kaum vorstellbar.

Das Geheimnis der Verbundenheit des Staatsbürgers mit dem Königtum und seines Interesses für alle, auch die privaten Angelegenheiten seiner Mitglieder hat nur wenig mit der jeweiligen Persönlichkeit zu tun; mehr schon mit der Tradition; vor allem aber beruht es auf der symbolischen Bedeutung der Krone — jenseits Landes, dem es im Grunde genommen zuzuschreiben ist, dass England heute nicht eine mittelgrosse Insel mit 45 Millionen Einwohnern ist, sondern das verbindende und dadurch bedeutende Mitglied einer gewaltigen Völkergemeinschaft wurde.

Selbständiges Indien — Ein Friedensvertrag ohne Krieg

HEUTE wurde man im Unterhaus den Herrschlag der Geschichte — mit diesen Worten liess sich sehr zutreffend der „Manchester Guardian“ den Bericht über die zweite Lesung des indischen Unabhängigkeitgesetzes 1947, die am 10. Juli im englischen Unterhaus stattfand.

250 Jahre nach der Gründung der britischen Kolonialmacht, die zunächst auf kaufmännischer Basis die indische Kolonie beherrschte, hatte 173 Jahre nach dem Warren Hastings zum ersten Generalgouverneur ernannt worden war, hat nun Grossbritannien Indien die Freiheit, die politische Selbständigkeit, gegeben.

Dies geschieht in der Form, die zwischen dem führenden indischen Staatsmann, Jawahar Lal Nehru, Lord Mountbatten, durchgesprochen worden war und die durch die Zustimmung der englischen Regierung gefunden hatte. Die Teilung Indiens, die England ebenso wie die grösste indische Organisation, die Kongresspartei, gerne vermieden hätte, musste nun doch angenommen werden, um einen friedlichen Übergang von der

nach Indien geschickt hatte, zurück-ziehen — wird hiermit von der grössten indischen Volksgruppe ausdrücklich anerkannt.

Die englische Regierung benutzte den Anlass, um auch formal die Selbständigkeit der Dominian zum Ausdruck zu bringen — eine Selbständigkeit, die bekanntlich den Dominian auch das Recht gibt, aus dem britischen Weltreich auszuschleichen: Das englische Ministerium, welches die Dominianangelegenheiten behandelt, wird in Zukunft „Ministerium für die Angelegenheiten des Commonwealth“ heissen, um damit auch äusserlich die absolute Gleichberechtigung der einzelnen Dominian gegenüber Grossbritannien und im Verkehr untereinander gedeutet, zum Ausdruck zu bringen.

England erfüllt eine Mission

Der grosse Anlass gab durch sich selbst der Sitzung des Unterhauses die Weihe und Würde, ohne dass es dazu besonderer Zeremonien bedürfte. Ministerpräsident Attlee, der mit einer grossen staatsmännischen Rede die Sitzung einleitete, konnte in Wahrheit für ganz Grossbritannien sprechen, denn die Opposition war vorher von dem Inhalt des Gesetzes in Kenntnis gesetzt worden, das sie anzunehmen sich bereit erklärte, sodass der einheitliche Wille der Nation diesen grossen Schritt bestätigte.

An Stelle des durch seine Krankheit noch verhinderten Winston Churchill — dessen Abwesenheit Attlee ganz besonders bedauert hatte — nahm der konservative Abgeordnete McMillan das Wort für seine Partei. Seine Kritik an den Massnahmen der Regierung beschränkte sich im wesentlichen auf die kurzfristige Terminsetzung, mit der das Ende der britischen Oberherrschaft in Indien auf alle Fälle zeitlich festgesetzt worden war. Der Vertreter der Liberalen, Hopkins Morris, brachte die Zustimmung auch seiner Partei zu dem Gesetz. Mit Recht nannte er diesen Staatsakt als beispiellos in der gesamten Geschichte der Menschheit.

Er ist es deshalb, weil zum ersten Mal ohne Zwang in völliger Freiwilligkeit auf die Fortführung eines Herrschaft-Systems verzichtet wird.

Alles konnte jenen Kritikern, die hier von einer britischen Abdankung sprechen, entgegen halten, dass es sich nicht um abdanken handelt, sondern um die Erfüllung einer historischen Mission. Er verglich diesen Akt überlegener staatsmännischer Weisheit mit einem ähnlichen zu Anfang dieses Jahrhunderts, als die liberale Regierung Campbell-Bannerman ebenfalls ohne jede Zwangslegung den geschlagenen Burenvölkern die Selbständigkeit eines Teiles des britischen Weltreiches gab. Die Südafrikanische Republik hat seither eine bedeutende Rolle in der Entwicklung des Commonwealth gespielt, ihr Ministerpräsident, der „Friedensminister“ general Smuts ist heute nicht nur der Repräsentant der südafrikanischen Union innerhalb der britischen Völkerfamilie, sondern er ist einer der grossen Staatsmänner des in der britischen Krone vereinten Weltreiches.

Den Abschluss der Unterhausdebatte bildete die Rede Arthur Hendersons, bisher Untersekretär in dem nun der Auflösung verfallenden India Office. Er nannte dieses Gesetz die Krönung dessen, was Grossbritannien Gutes den Indern gegeben hat. Die britischen Staatsmänner und Verwaltungsbeamten waren immer der Meinung gewesen, dass Indien nicht für die Dauer unter britischer Oberherrschaft bleiben müsse. Das Ziel sei immer gewesen, die Verhältnisse in Indien für eine solche Selbständigkeit reifen zu lassen. Die Form, in der die britische Vorkerrschaft abgeschlossen wird, der Zeitpunkt, zu dem es geschieht, in völliger selbständiger Entscheidung Grossbritanniens ohne revolutionäre oder unpopuläre Zwangslagen, beweisen, dass dieses Freiheitsgesetz ein freiwilliger Akt Englands, ein Beweis seines guten Willens gegenüber dem indischen Volk ist.

Am 15. Juli wurde das Gesetz in dritter und letzter Lesung einstimmig vom Unterhaus angenommen. Es hat am 18. Juli Gesetzeskraft durch die königliche Gegenzuschrift erhalten. Schon vorher hat das House of Lords seine Zustimmung zu diesem Gesetz gegeben.

Die indischen Völker haben nun ihr Geschick in eigenen Händen.

Zum Jahrestag der Verschwörung

(Schluss v. S. 5)

Mit solchen Wahnideen im Kopf versuchte ich „weiterzumachen“. Zunächst überzeugte ich Klaus Bonhoeffer, dass durchaus noch nicht alles verloren sei. Wir fuhren in die Stadt und ich begann, von verschiedenen Telefonzellen aus zu telefonieren. Danach suchten wir unseren Kollegen, Rechtsanwalt Wergin auf, und bestimmten ihn, eine beabsichtigte Reise nach Süddeutschland zu verschieben, damit er sich zur Verfügung halten könnte.

„Planmässige“ Flucht

Am Nachmittag wollte ich Popitz aufsuchen und ihn veranlassen, telefonisch nach Weiskoben zu fahnden. Seine Tochter teilte mir aber mit, dass ihr Vater bereits am frühen Morgen um fünf Uhr auf Befehl von Himmler verhaftet worden war. Diese Tatsache brachte mir die Wirklichkeit wieder zum Bewusstsein. Als selbst-

verständlich nahm ich nun an, dass mein Besuch im Hause Popitz beobachtet worden war. Mit diesem Gefühl schlich ich ziemlich hoffnungslos, aber ohne Umwege nach Hause. Danach hielt ich mich bei unserer Nachbarin Gisela Hausa verborgen. Als nun aber auch am nächsten Morgen (Samstag) die Gestapo immer noch nicht erschien, um mich zu verhaften, nahm ich die Verbindung mit Adam von Trott auf. Er berichtete mir den tatsächlichen Ablauf der Ereignisse von der Benderstrasse, wie er ihn inzwischen im Auswärtigen Amt und durch andere Verbindungen in Erfahrung gebracht hatte. Danach beriet ich mich wieder mit Klaus Bonhoeffer und meinem Bruder. Zwei Tage später, am 24. Juli, flog ich früh morgens mit der planmässigen Verkehrsmaschine der Luftthansa nach Madrid und entkam so der Gestapo.

(Nachdruck und Übersetzung, auch auszugsweise, nur mit Zustimmung des Verfassers.)

MUSIK

von Margarete Susman

es angesichts des Nürnberger Urteils in Zukunft für eine lügenhafte Propaganda ungerne sein, die Tatsachen zu verdrehen, zu verfälschen und zu missbrauchen — gewiss ungerne schwierig, aber vielleicht doch nicht so unmöglich, dass wir es uns nun leisten könnten zu vergeben und zu vergessen und uns in Sicherheit aufs Ohr zu legen. Vielleicht wird sich das als der grösste Dienst erweisen, den der Nürnberger Prozess der ganzen Menschheit geleistet hat.

Man kann Kriegsverbrecher auf verschiedene Weise aburteilen. Nach dem ersten Weltkrieg gestatteten die Alliierten Deutschland, die Verantwortung hierfür selbst zu übernehmen. Das Ergebnis war eine Farce. Von etwa 3 000 namtlich aufgeführten Kriegsverbrechern wurde ganzen zwölf der Prozess gemacht, und die meisten von diesen zwölf waren völlig bedeutungslos. Bei drei Generalen, die anscheinend sehr schwer belastet waren, hielt es der deutsche Anklagevertreter für angebracht, die Anklage zu Beginn der Hauptverhandlung fallen zu lassen und die Freisprechung zu beantragen, ohne dass die Verteidigung überhaupt zu Wort zu kommen brauchte. Die übrigen Angeklagten, die haarsträubender Verbrechen überführt wurden, kamen mit geringfügigen Strafen davon.

Diese Leipziger Prozesse waren tatsächlich politische Prozesse, bei denen es nicht um die Ermittlung der Wahrheit ging. Man braucht deshalb nicht überrascht zu sein, dass nach dem zweiten Weltkrieg nicht die Rede davon sein konnte, derartige Prozesse einem deutschen Gericht zu überlassen. Infolgedessen hatte man nur die Wahl, entweder überhaupt nichts zu tun (was bedeutet hätte, dass man sich in unentschuldbarer Weise um die Verantwortung drückte), oder ein neutrales Gericht einzusetzen oder das zu tun, was man tatsächlich getan hat.

Der Gedanke eines Verfahrens vor neutralen Richtern fand zwar in manchen Kreisen Anklang; trotzdem wäre das nicht das Richtige gewesen. Erstens einmal gab es nur ganz wenige neutrale Staaten; und zweitens ist Neutralität nicht mehr eine Gewähr für Unparteilichkeit. Ein Land kann in einem Krieg nicht mehr einfach deshalb neutral bleiben, weil es neutral bleiben will oder weil es beide Seiten in gleicher Weise verurteilt. Es kann nur dann neutral bleiben, wenn die kriegführenden Parteien es ihm gestatten. Neutralität beweist demnach mehr, dass ein Land Glück als dass es gute Gesinnung hat. Holland wollte nicht in den Krieg gezogen werden, während Spanien eine Zeitlang nichts dagegen einzuwenden gehabt hätte. Und doch war Spanien bei Kriegsende neutral, Holland dagegen nicht. Infolgedessen gab es keine andere Lösung als ein Verfahren, bei dem die siegreichen Nationen die Richter stellten.

Zum Glück standen diese Richter alle auf der Höhe ihrer Aufgabe, und der Prozess wurde so geführt, dass kein vernünftiger Mensch behaupten kann, die Angeklagten seien nicht absolut gerecht behandelt worden. Die Würde des Gesetzes ist daher in einem Augenblick erhöht worden, in dem Europa drauf und dran war, die Segnungen einer Herrschaft des Gesetzes zu verlieren und zu vergessen. Die Prozesse von Leipzig leiteten eine Ära ein, in der das Gesetz in Deutschland und anderswo immer mehr von seiner Unabhängigkeit und der ihm gebührenden Achtung einbüsste. Der Nürnberger Prozess dagegen wird in Zukunft als ein Halte- und Wendepunkt dieser Tendenz angesehen werden, und zwar deshalb, weil er dem Gesetz jene Unabhängigkeit und Achtung verschafft hat, ohne die es nicht wirksam sein kann und am Ende sogar aufhört, Gesetz zu sein.

Der nächste Schritt wird vielleicht die Errichtung eines Ständigen Internationalen Kriminalgerichtshofs sein. Das ist an sich kein neuer Gedanke. Die Franzosen machten bereits 1918 einen Vorschlag in dieser Richtung. Es ist zu bedauern, dass sie damals nicht damit durchdrangen. Nürnberg hat gezeigt, dass ein solcher Gerichtshof jetzt in den Bereich der praktischen Möglichkeit gerückt ist.

PETER CALVOCORESSI

I. Verwandlung

Zeit, du bleiche Verwalterin alles Bösen,
Durch die wir von der eigenen Ewigkeit
Ausgestossene sind,
Von ihrem Glanz Geschlagene doppelt blind:
Täumelnde Falter zum Sturz in sie bereit —
Und bald, wie bald schon, als wären wir nie gewesen —

Du, des Unvergesslichen stete Vergangenheit,
Die unführend in uns und um uns verrinnt,
Mit sich hinabreissend den Wirbel aller Gestalten
Und uns nicht vom Himmel noch von der Erde gehalten:
Bleiche Verräterin alles Guten, Zeit! —

Aber wenn du aus deinem reinen Verrinnen
In seinen eigenen Rhythmen zu tönen beginnst
Und wirkst durch den Raum dein fließendes Silbergespinnst,
In dem unser eigener Herzschlag beb:
Und alles, was pocht und atmet und drängt und lebt,
In Strömen aufrauscht: nach aussen stürzendes Innen,
Stillstrahlend die Wonne, erlöste Flamme die Qual,
Gesetz als Rausch und als blühendes Wunder die Zahl —
Befällt uns ein tiefes, tiefträumendes Wiederbeginnen.

Tränen und Sterne sanken in deinen Grund,
Ziehen in ihm ihre zweifach erhabenen Bahnen,
Und wir neigen das Haupt und erschauern und ahnen:
Alles kommt wieder; mit allem stehst du im Bund.

Bist du's — Verwalterin des Verfalls und des Bösen,
Selbst nun der Ewigkeit ganz erschlossener Mund?
Oder fiel dich die grosse Verwandlung an?
Trittst du im Klang hervor aus dem eigenen Bann,
Uns von dir und dich von dir selbst zu erlösen?

II. Verbindung

Sind sie denn abgebrochen, jene Brücken,
Auf denen Boten zu uns niedersteigen?
Liegt unsre Welt so tief im Lärm und Schweigen,
Dass sie sich selbst als Richtende entrücken?

So kommt denn ihr, Vertreter jeder Sendung,
Der Töne heiliger erhabener Flitter!
Peitscht auf der Ewigkeit geheime Wogen,
Schlagt über sie den raschen Geisterbogen!
Und aus den Stürmen schwarzer Urgewitter
Löst ihr das weisse Urlicht der Vollendung!

III. Der Geiger

Die Saiten streift der klare Bogenstrich,
Als wäre, der die Töne weckt, entschwunden:
Ein fernes Leben ohne Lust und Wunden,
Das unsrer Welt und das sich selbst entwich.

Und das nur eben ruhig und verklart
Ein Bildnis übrig liess des reinen Schönen,
Es selbst ein Klang, ein erzenes Ertönen
Der Strenge dessen, der nicht sich gehört.

Seid still und lauscht! Seid atemlos bewegt!
Verlangt den heut'gen Menschen nicht zu hören!
Ein Engel einzig kann vor uns beschwören,
Was einst der Grossen ganzes Sein erregt.

WIR beginnen in diesem Heft mit einer Serie von Aufsätzen, die die bedeutendsten Persönlichkeiten und Repräsentanten der verschiedenen, im Deutschland Hitlers gegen Hitler kämpfenden Gruppen porträtieren soll. Die meisten dieser Männer sind heute nicht mehr am Leben. Aber ihr Name und Bild muss für alle Zeiten vor der Vergessenheit bewahrt bleiben. Verfasser dieser Serie ist der frühere Berliner Rechtsanwalt Dr. Otto John, einer der wenigen Überlebenden der Erschöpfung des 20. Juli 1944. Als Syndikus der Luftwaffe hatte er eine ungewöhnlich breite und gutgetarnte Basis für politische Bewegungs- und Handlungsfreiheit. Er hat selbst, weder aus rassistischen noch religiösen noch politischen Gründen einer Verfolgung durch die Hitlerregierung ausgesetzt, aus innerer Überzeugung am Kampfe gegen diese Regierung teilgenommen, dem seine nächsten Freunde und mit ihnen sein zwei Jahre jüngerer Bruder, Hans John, zum Opfer gefallen sind - die meisten nach unsagbaren Leiden unter der Folter der Gestapo. Er selbst befand sich noch am 20. Juli bis zum späten Abend im Kreise der mitverschworenen Offiziere im OKW in der Bendlerstrasse in Berlin, und ist am 24. Juli mit einem Verkehrsflugzeug nach Spanien entkommen. Als die Jagd der Gestapo nach ihm über die ganze iberische Halbinsel ausgedehnt wurde, fand er Zuflucht in England.

Im Vergleich zu der grossen Gefolgschaft Hitlers war die Schar der Aufrechten, die von vornherein zu Kampf und Widerstand entschlossen waren, nur klein. Viele haben sich erst gegen Hitler gewandt, als seine „politischen Erfolge“ und „militärischen Siege“ zu schwinden begannen. Nur wenige haben die geistige Kraft und den Mut aufgebracht, um sich von Anfang an aus eigener Initiative gegen die Entwicklung zu stemmen, die mit der Machtergreifung des Nationalsozialismus begann und mit der Katastrophe des deutschen Zusammenbruchs beschlossen worden ist. Aber diese Wenigen, Männer wie Frauen, finden sich in allen Schichten des deutschen Volkes.

Ihr wahrer Charakter wird freilich bis zur Unkenntlichkeit vor allem durch die Tatsache verschleiert, dass die meisten von ihnen erst im Zusammenhang mit den Ereignissen des 20. Juli 1944 nach aussen hin in Erscheinung getreten sind. An diesem misslungenen Staatsstreich waren aber grundverschiedene Kräfte und Persönlichkeiten aller früheren politischen Schattierungen beteiligt. Dass man einen Grafen Helldorf und andere Renegaten des Nazisystems nicht auf eine Stufe mit Gördel, Leber oder Leuschner stellen kann, ist offenkundig. Aber auch unter den beteiligten Offizieren gab es weitestgehende Unterschiede und Gegensätzlichkeiten an Charakter, politischer Gesinnung und Motiven. Wer ihnen also wirklich gerecht werden will, kann den 20. Juli nicht einfach als eine „Aktion von Reaktionären“ abtun. Ebenso falsch wäre es aber auch, darin einen Beweis für das Vorhandensein einer lange überdrückten deutschen Widerstandsbewegung zu sehen. Die deutsche Widerstandsbewegung war eine Stillhalte-Bewegung. Aktiver Widerstand ist von einzelnen Gruppen und Persönlichkeiten geleistet worden, die sich erst nach Ausbruch des Krieges im Winter 1939-40 zu gemeinsamer Aktion zusammengefunden haben. Ihre fast übermenschlichen Leistungen und Taten legen Zeugnis dafür ab, dass im deutschen Volke Kräfte wirksam waren und sind, die die Hoffnungen der zivilisierten Welt zu rechtfertigen verheissen.

I. ERNST VON HARNACK

Als Sohn des grossen Theologen war Ernst von Harnack, 1880 geboren, Träger eines berühmten deutschen Namens. Mit seinen vielseitigen Gaben, einem gründlichen Wissen und Können und einem regen Drang nach Wirksamkeit konnte sich Harnack als junger Jurist auf die Dauer nicht in den Grenzen einer konventionellen Verwaltungslaufbahn halten. Nach dem Zusammenbruch im Jahre 1918 schloss er sich der Sozialdemokratischen Partei an. Der ehemalige Torgauer Husar war um dieses Schrittes willen vielfacher Kritik, ja Aufseinerung ausgesetzt, die er jedoch unbezweifelnd als „Vorurteil“ abtat. Unter der Weimarer Republik hat er an verschiedenen Stellen der inneren Verwaltung gewirkt, bis er, als sozialdemokratischer Regierungspräsident

von Merseburg, unter der Ägide von Papen schon im Juli 1932 in den einstweiligen Ruhestand versetzt wurde. Kaum ein Jahr später aber wurde aus dem einstweiligen der endgültige Ruhestand.

Vorzeitiger Ruhestand

Für den geistig regen und vor allem politisch interessierten Harnack konnte jedoch der frühzeitige Ausschluss vom öffentlichen Dienst keinen Verzicht auf persönliche Tätigkeit zur Folge haben. Bereits im einstweiligen Ruhestand nahm er ein Buch „Die Praxis der Verwaltung“ in Angriff, das Studenten und Anfängern im öffentlichen Dienst die Kenntnisse vermitteln sollte, die ihnen die Universität schuldig geblieben war oder die sonst nur durch Erfahrung in der Praxis erworben werden konnten. Als das Buch im Jahre 1934 erschien, war die Gestapo bereits eine öffentliche Institution in Deutschland. Die erste Auflage wurde beschlagnahmt. Indessen hatte Harnack längst ein anderes Betätigungsfeld gefunden.

Humor und Zivilcourage

Ohne Rücksicht auf sich und seine Familie stellte er sich nach der Machtübernahme den aus politischen, religiösen oder rassistischen Gründen Verfolgten zu Schutz und Hilfe zur Verfügung. Mit beinahe naiv anmutender Furchtlosigkeit trat er den Vertretern des neuen Regimes gegenüber und liess dabei ganz überlegen seine Kunst der Menschenbehandlung spielen. Es gehörte schon eine beinahe unverfälschte Dreistigkeit dazu, — ich kann seine Zivilcourage kaum anders charakterisieren — die Gestapo und andere Behörden in Schriftwechsel und Besprechungen zu verwickeln, denen die Beamten des neuen Systems einfach nicht gewachsen waren. Dadurch zog er zwar in wachsendem Grade die Wut und schliesslich auch die Verfolgung der Gestapo auf sich, erwirkte aber zunächst für viele seiner Schützlinge die Hilfe, die sie brauchten.

Geheime Besprechungen im Hause Ernst von Harnacks wurden regelmässig als musikalische Abende getarnt. Aber auch zu Besprechungen bei politischen Freunden erschien Harnack stets mit einer Flöte bewaffnet. Er bestand sogar immer darauf, dass tatsächlich im Verlauf des Abends, wenigstens für eine kurze Zeit, musiziert wurde. Dazu nötigte ihn weniger, wie er selbst gern vorgab, die Besorgnis um unsere Tarnung vor der Gestapo. Vielmehr war für ihn die Betätigung seiner künstlerischen und musikalischen Interessen eine notwendige Ablenkung und eine Quelle frischer Kraft und Sammlung.

Immer wieder hat Harnack jene Zivilcourage bewiesen, deren Mangel in allen Schichten des Volkes das Schicksal Deutschlands nach der Machtübernahme besiegelt hat. Harnack hätte es sich leisten können, nach 1933 still und zurückgezogen seinen vielseitigen persönlichen Interessen zu leben. Vielleicht wäre er sogar politisch unangefochten geblieben. Aber mit einer lediglich passiven Resistenz dem Hitler-



Der Verfasser unserer neuen Serie

Regime gegenüber konnte er sich nicht abfinden.

Dabei war er keineswegs ein Dogmatiker des Marxismus. Er war bald nach der Machtübernahme zur Erkenntnis der Fehler gelangt, die von seiner Partei in der Zeit der Weimarer Republik begangen worden waren. Er nahm den Kampf gegen Hitler in der klaren Einsicht auf, dass eine Neuordnung der gesamten Reichsverhältnisse nicht wieder da begonnen oder fortgeführt werden konnte, wo sie 1933 zwangsweise unterbrochen worden war.

In allen seinen Unternehmungen aber stand ihm ein ausgeprägter Sinn für Humor zur Seite. Er wäre ein glänzender „Commerciant“ gewesen. Er hatte eine bemerkenswerte Fähigkeit, Leute nachzuahmen oder Typen darzustellen, und in allen Lagen des Lebens hatte er ein Bonmot zur Hand. Oft genügte ein einziger Satz von ihm, um selbst Pessimisten aufzuheitern. Als sich Gördel einmal verzweifelt über die Entschliesslosigkeit der wenigen Generale beklagte, die zwar gleichfalls die Katastrophe kommen sahen, aber den Mut zu einer Aktion nicht aufbrachten, entgegnete Harnack: „Sagen Sie nicht, die Herren seien feige. Sagen Sie lieber, sie genieren sich. Aber machen Sie ihnen klar: wer sich geniert — bekommt keine Kinder.“ Das galt vor allem dem Feldmarschall von Kluge, der sich einmal bereit erklärt hatte, nach einem vollzogenen Staatsstreich gegen Hitler den Oberbefehl über die Wehrmacht zu übernehmen, der aber selbst nicht den Mut hatte, etwas zu riskieren, geschweige denn zu handeln.

Die Stimme des Mahners

Es ist Harnacks unvergessliches Verdienst, dass er für die erst später, während des Krieges, zustandgekommene Verständigung zwischen den zivilen und militärischen Oppositionsgruppen die Voraussetzungen geschaffen hat. Die Errichtung der totalen Diktatur in Deutschland war, nach dem Tode Hindenburgs, dadurch möglich geworden, dass die Reichswehr sich freiwillig dem Oberbefehl Hitlers unterstellte. Von diesem Augenblick an war es für jeden Einsichtigen offenkundig, dass das Hitler-Regime nur mit militärischer Gewalt beseitigt werden konnte und musste, wenn jene Katastrophe verhütet werden sollte, die später tatsächlich durch den Krieg herbeigeführt worden ist.

In dieser Erkenntnis hatte es sich Harnack schon lange vor Beginn des Krieges zur Aufgabe gemacht, die zersplitterten Gegner des Nazi-Systems in der Arbeiterschaft und in der Wehrmacht miteinander in Verbindung und zu gemeinsamer Aktion zu bringen. Für diese

DER TAGESSPIEGEL

Verlag Der Tagespiegel G. m. b. H., Berlin-Tempelhof, Berliner Straße 105-106, Druckhaus
Telephon-Anschlüsse: Sammelnummer 750241, von außerhalb Berlins 752421 und 752233
Telegramme: Tagespiegel Berlin / Postscheck-Konten: Berlin Nr. 196660, Frankfurt/Main 2793,
Ludwigshafen/Rhein 26326 / Erscheint täglich außer nach Feiertagen / Abonnementspreis einschließlich Zustellgeld 6 Mark monatlich, anwärts 7 Mark / Keine Ersatzansprüche
bei Störungen durch höhere Gewalt / Für unverlangte Manuskripte wird keine Verantwortung
übernommen / Sprechstunden der Redaktion 11-12 Uhr vormittags / Anzeigen-Annahme im
Verlagshaus, Tempelhofer Straße 105-106, in allen Geschäftstagen und weitergenannten
Anzeigenscheinern / Keine Gewähr für Veröffentlichung von Anzeigen an bestimmten Tagen



Geschäftsstellen in Groß-Berlin: Charlottenburg 9, Fredericinstr. 28 und Fützenplatz 1; Dahlem,
Löhleinstr. 5a; Friedenau, Kaiserallee 61; Grunewald, Douglasstr. 30; Halensee, Markgraf-Albrecht-
Str. 4; Johannisthal, Sternplatz 7; Kaulsdorf Süd, Lindenstr. 31; Köpenick, Bahnhofstr. 39;
Lichtenrade, Ruckeböllner Weg 3; Lichtenfelde, Hortensienstr. 42; Moabit, Pölschebergstr. 39;
N. 88, Gaudystr. 22; Neukölln, Karl-Marx-Str. 152-154; Q 112, Mischbachstr. 6; Pankow, Breite
Str. 15; Reinickendorf Ost, Holländerstr. 32-33; Reinickendorf West, Scharnweberstr. 49; Schöne-
berg, Neue Ansbacher Str. 19; Siemensstadt, Wattstr. 14; Spandau, Breite Str. 52; Steglitz,
Schloßstr. 10; SW 29, Hasenbeide 71; Tempelhof, Götze-Str. 1; Tempelhof, Berliner Str. 1;
Weißensee, Streitenstr. 127; Wilmersdorf, Nassauische Str. 54-55; Zehlendorf, Kronprinzessinnenallee 343

NR. 257 / 3. JAHRGANG

BERLIN, SONNTAG, 2. NOVEMBER 1947

20 PFENNIG AUSWÄRTS
25 PFENNIG

Um die Form der Europahilfe

Marshall-Plan für die amerikanische Wirtschaft tragbar

Washington (DENA). In einem umfangreichen Bericht legen die wirtschaftlichen Berater Präsident Trumans dar, daß Amerika in der Lage sei, den Marshall-Plan zu verwirklichen. Eine Finanzierung der Hilfeleistungen für Europa bereite keine Schwierigkeiten. Die Wirtschaftssachverständigen machen auf die Möglichkeit aufmerksam, einen Teil der amerikanischen Beiträge zum Hilfsprogramm als Geschenk zu geben. Der Bericht weist darauf hin, daß, wenn man die Unterstützung in Form von Anleihen gewähre, die europäischen Länder gezwungen seien, ihre Exporte zu steigern, um die Anleihen zurückzahlen zu können. Dies werde eine erhöhte Konkurrenz für die amerikanische Industrie bedeuten. Erhalte Europa jedoch zu Beginn der Hilfsaktion Lieferungen als Geschenk, so werde seine Kreditwürdigkeit so wachsen, daß es von der Weltbank und von privaten Geldgebern Darlehen bekommen könne. Auf diese Weise werde auch der Welthandel in kurzer Zeit wieder in normale Bahnen kommen. In dem Bericht wird betont, daß durch das Ausbleiben amerikanischer Hilfe in verschiedenen Ländern wirtschaftliche Krisen entstehen könnten, welche diese Staaten verhindern würden, amerikanische Waren zu beziehen. Hierdurch könne eine Gefährdung der allgemeinen politischen und wirtschaftlichen Stabilität in der Welt eintreten. Die wirtschaftlichen Hilfsquellen der Vereinigten Staaten reichten zur Befriedigung der in der Pariser Wirtschaftskonferenz aufgestellten Hilfsansprüche der europäischen Länder aus. Nur die Beschaffung von Lebensmitteln und Stahl werde schwierig sein. Zur Überwindung dieser Hindernisse empfiehlt der Bericht Exportkontrollen, Beschränkung des inneramerikanischen Verbrauches und Maßnahmen gegen die Spekulation und die Hortung von Waren.

Washington (UP). Die im wirtschaftlichen Kooperationsausschuß vertretenen sechzehn europäischen Staaten haben in einem Memorandum, das dem amerikanischen Außenministerium überreicht wurde, Amerika möge die Verwirklichung des Marshall-Planes überwachen, ohne dabei die Souveränität der einzelnen Staaten zu verletzen. Eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Länder könne das ganze Wiederaufbauprogramm in Frage stellen und politische Rückwirkungen in Europa haben.

Seit Kriegsende brachten, wie der Wirtschaftsausschuß des amerikanischen Kongresses mitteilt, die Vereinigten Staaten 16,25 Milliarden Dollar für Auslandshilfe auf. Davon erhielten Rußland und osteuropäische

Staaten 1,6 Milliarden; acht westeuropäische Staaten 9,7 Milliarden; vier Länder des Fernen Ostens 2,1 Milliarden; andere Gebiete 1,2 Milliarden. Der Internationalen Bank, dem Kinderhilfsfonds und der Flüchtlingsorganisation wurden zusammen 700 Millionen Dollar zugewandt und für militärische Unterstützung asiatischer, europäischer und südamerikanischer Staaten 950 Millionen Dollar aufgebracht. Von den westeuropäischen Staaten erhielten: Großbritannien 472 Milliarden Dollar, Frankreich 1,96 Milliarden, Italien 960 Millionen, die amerikanische Besatzungszone Deutschlands 640 Millionen, Oesterreich 191,4 Millionen, Holland 300,2 Millionen, Belgien 209 Millionen und Griechenland 596,3 Millionen.

Außenminister hob die „äußerst freundschaftlichen Beziehungen“ zur Türkei hervor. Mit Bevin habe er insbesondere Fragen der Balkankommission der UN besprochen. Griechenland sei an den Verhandlungen über die Zukunft der italienischen Kolonien interessiert und wünsche, seine Rechte in der Cyrenaika und in Tripolitanien geltend zu machen. — (DPD/Reuter). Auf die Frage, wann die britischen Truppen Griechenland verlassen würden, erwiderte Tsaldaris: „Ich würde gern, warum manche Leute von den etwa viertausend ausländischen Soldaten in Griechenland so viel Aufhebens machen, während sich in anderen Ländern noch immer Hunderttausende russischer Soldaten befinden.“

Internationale Handelskonferenz
Genf (DENA/OANS). Die Einladung zur Internationalen Handelskonferenz, die am 21. November in Havanna beginnt, ist von zweiunddreißig Staaten angenommen worden. Rußland, die Ukraine, Weißrußland, Jugoslawien, Bulgarien, Siam, Saudi-Arabien und Abspesien haben die Einladung abgelehnt.

Botschaft Inönüs
Ankara (AP). In einer Botschaft bei Eröffnung der türkischen Nationalversammlung erklärte Staatspräsident Inönü, die Türkei sei „ungerechtfertigten Angriffen durch Rußland ausgesetzt, obwohl sie wünschenswerte Beziehungen zu ihrem östlichen Nachbarn zu unterhalten.“ „Wir haben gegen niemand Angriffsabsichten“, sagte er. „Wir werden jedoch auch keine Macht gestatten, unser Gebiet und unsere Rechte anzugreifen.“ Inönü betonte die engen Beziehungen zu England, die durch „gemeinsame Ideale und Interessen“ festgelegt seien, und bezeichnete das Verhältnis zu Iran als „freundschaftlich und brüderlich“.

Erweiterung des Kabinetts Ramadier

Paris (AP). Premierminister Ramadier erweiterte sein Koalitionskabinett, indem er den Radikalsocialisten André Maroselli als Staatssekretär für die französischen Streitkräfte, zwei Mitglieder der Republikanischen Volksbewegung, Jean Letourneau als Staatssekretär für den Wiederaufbau und für Städteplanung und Joannes Dupraz als Unterstaatssekretär für die französischen Streitkräfte, sowie das Mitglied der Sozialdemokratischen Union, Albert Fortin, als Staatssekretär für ehemalige Kriegsteilnehmer in die Regierung aufnahm. Das Kabinett besteht nunmehr aus sieben Sozialisten, fünf Volksrepublikanern, drei Radikalsocialisten, einem Sozialdemokraten und einem Vertreter der Rechten.

Ergebnisse der Gemeindevahlen
Paris (AP). Nach der amtlichen Veröffentlichung des französischen Innenministeriums zeigen die endgültigen Ergebnisse der französischen Gemeindevahlen folgendes Bild: Kommunisten 32 703 Sitze oder 6,9 Prozent (im Jahre 1945 8,9 Prozent); Sozialisten 65 548 Sitze oder 14,5 Prozent (1945: 13,3 Prozent); Radikalsocialisten 115 829 Sitze oder 24,7 Prozent (1945: 27,7 Prozent); MRP 41 413 Sitze oder 8,8 Prozent (1945: 7,8 Prozent); Volksunion 51 514 Sitze oder 11 Prozent (1945: keine Kandidaten); Rechtsparteien 151 778 Sitze oder 31,9 Prozent (1945: 33,5 Prozent); Verschiedene 7424 Sitze oder 1,6 Prozent (1945: 8,4 Prozent).

Komitee der „Nationalen Solidarität“
Paris (Südena/AFP). Auf gemeinsamen Beschluß des landwirtschaftlichen Generalverbandes, des Nationalen Gewerkschaftsverbandes, des Christlichen Arbeitsverbandes, des Nationalrates der französischen Unternehmerrschaft und des Nationalverbandes der Konsum-

Uneinigkeiten in der Kriegsverbrecherdebatte

New York (DPD/Reuter). Die Vollversammlung der UN nahm mit zweiundvierzig gegen sieben Stimmen bei sechs Enthaltungen die Empfehlung des Rechtsausschusses über die Auslieferung von Kriegsverbrechern an. Nach dieser Empfehlung sollen die Prozesse gegen Kriegsverbrecher von den Grundsätzen des Rechtes bestimmt sein und auf Grund schlüssiger Beweise geführt werden. Hiergegen hatten Jugoslawien und Weißrußland Einspruch erhoben. Jugoslawien hatte Großbritannien und den Vereinigten Staaten vorgeworfen, sie lehnten es ab, Kriegsverbrecher auszuliefern. Während der Aussprache protestierte der ukrainische Delegierte Manuiski gegen die Art und Weise, in welcher der Präsident der Vollversammlung, Aranha, die Versammlung leitete. Er beschuldigte ihn, er benachteilige die Vertreter der slawischen Länder. Aranha sagte darauf unter dem Beifall der Vollversammlung, er überlasse es den Delegierten, darüber zu befinden, wie er die Versammlung leitete. Wyschinski behauptete, alles, was von England und Amerika vorgebracht werde, erfahre sich ohne weiteres der allgemeinen Billigung. Was von der anderen Seite komme, gelte als schlecht. „Wir lassen uns jedoch nicht durch beirren und lassen uns in dem Kampfe um unsere Minderheitsrechte nicht aufhalten. Auch mechanische Mehrheiten können uns Schwarz nicht Weiß machen.“

Flushing Meadows (AP). Der englische Delegierte McNeil sagte, Großbritannien werde alle Häftlinge, die wegen des Verdachts, Kriegsverbrecher zu sein, festgehalten wurden, freilassen, wenn nicht ein Auslieferungsantrag einer alliierten Regierung vorliege. England könne es sich nicht leisten, die Gefangenen zu ernähren, unterzubringen und zu bewachen, nur weil die alliierten Regierungen die Aburteilung solange hinauszögerten. Wyschinski entgegnete, dieser britische Beschluß stelle eine erneute Verletzung der Abmachung über die Behandlung von Kriegsverbrechern dar.

Russischer Kolonialantrag abgelehnt
Flushing Meadows (UP). Mit dreißig gegen drei Stimmen bei sieben Enthaltungen lehnte die Vollversammlung der UN einen russischen Antrag ab, wonach die Kolonialvölker das Recht erhalten sollen, ohne Vermittlung der entsprechenden Kolonialmächte an den Arbeiten der Fernostkommission teilzunehmen.

Gegen polnische Indonesien-Resolution
Flushing Meadows (UP). Der Sicherheitsrat lehnte eine polnische Resolution ab, wonach die unverzügliche Zurückziehung der holländischen Truppen aus Indonesien gefordert wird. Das Abstimmungsergebnis wurde nicht bekanntgegeben.

Nachrichtensperre für Kaschmir

Neu Delhi (AP). Die indische Regierung hat allen Pressevertretern die Einreise nach Kaschmir verboten. Wie ein Sprecher der indischen Armee dazu mitteilt, sind diejenigen Korrespondenten, die sich beim Ausbruch der Feindseligkeiten in der Hauptstadt Srinagar aufhielten, bisher in der Ausübung ihrer Berufstätigkeit nicht behindert worden. Einem Korrespondenten, der mit einem Militärflugzeug in Srinagar eingetroffen war, wurde von einem Sikh-Offizier das Betreten der Stadt verboten. — (DPD/Reuter). Zum ersten Male seit dem Ausbruch der Kämpfe in Kaschmir fand am Sonnabend unter dem Vorsitz von Earl Mountbatten ein gemeinsamer Verteidigungsrat statt, an dem Vertreter Pakistans und Indiens teilnahmen. Die Sitzung war geheim. — Der Ministerpräsident der indischen Nordwestprovinz forderte die Araberliga und die arabischen Staaten auf, sofort eine panislamische Konferenz einzuberufen, die sich mit der „indischen Invasion“ in Kaschmir und den daraus für den Islam entstehenden Gefahren befassen soll.

Die Verbindungen Manius

Bukarest (UP). Auch in der Sonnabendverhandlung gegen den rumänischen Bauernführer Dr. Iuliu Maniu versuchte die Anklage, ihm hochverräterische Verbindungen mit den Vereinigten Staaten nachzuweisen. Ein

De Gaulle und der Kommunismus

Amsterdam (UP). General de Gaulle äußerte sich in einem Interview für die holländische Presse sehr zuversichtlich über die Zukunft Frankreichs. Die Regierung müsse nur wirklich regieren, unterstützt von einer parlamentarischen Mehrheit und kontrolliert von einer parlamentarischen Minderheit. Die Politik dürfe das Justizwesen nicht beeinflussen. Der Kommunismus in Frankreich bezeichnete er als Stalinismus, der die völlige Unterordnung unter eine auswärtige Macht bedeute. Man wäre dem Weltfrieden näher, wenn Moskau es aufgabe, die kommunistischen Parteien der verschiedenen Länder zu dirigieren. Eine enge Zusammenarbeit der westeuropäischen Staaten sei notwendig, um den Kommunismus zu bekämpfen und Amerika zu wirksamer Hilfeleistung instand zu setzen.

Paris (DENA/INS). Das Zentralbüro des unter kommunistischem Einfluß stehenden Allgemeinen Französischen Gewerkschaftsbundes appellierte an die französischen Arbeiter, die Republik und die demokratischen Freiheiten gegen die Gaullisten „Reaktion“ zu verteidigen. — (AP). Der Generalsekretär der Kommunistischen Partei Frankreichs, Thorez, forderte die Bildung einer gemeinsamen Front, die nicht nur die Linke, sondern auch Katholiken und rechtsgerichtete Elemente vereinigen sollte, sofern sie nur gegen de Gaulle, Léon Blum, Ramadier und die Vereinigten Staaten eingestellt seien.

bekanntgegeben. Mit sieben gegen null Stimmen bei vier Enthaltungen beschloß der Rat die Ernennung eines Unterausschusses zur Prüfung des Indonesien-Streitfalles, in dem die Vereinigten Staaten, China, Australien und Belgien vertreten sind.

Das Südwestafrika-Problem
New York (DPD/Reuter). Die indische UN-Delegation unterbreitete der Vollversammlung eine Entschlüsselung, in der gefordert wird, daß die Südafrikanische Union ein Treuhänderkommen für Südwestafrika vorlegt, welches in der nächsten Vollversammlung zur Debatte stehen soll. Eine Resolution der dänischen Vertretung gibt der Hoffnung Ausdruck, daß die Union das Abkommen so schnell wie möglich ausarbeitet. Die amerikanische Delegation sprach sich für die indische Entschlüsselung aus. Der australische Sprecher griff sich mit der Begründung an, daß die Unterstellung eines Gebietes unter Treuhänderschaft nur freiwillig erfolgen dürfe.

Im Inneren des Blattes:
Neue Mitteilungen über den 20. Juli 1944
Von Dr. Otto John, einem der Beteiligten

London (UP). England werde dem amerikanischen Vorschlag, Palästina zu teilen, nur dann zustimmen, heißt es in Londoner Regierungskreisen, wenn es den Vereinigten Staaten gelinge, das Einverständnis der Juden und der Araber zu erlangen. Der englische Standpunkt soll dem amerikanischen Botschafter in London, Douglas, durch Außenminister Bevin bekanntgegeben worden sein, noch bevor Herschel Johnson den Teilungsplan im Sicherheitsrat der UN vorgetragen hatte. — (DPD/Reuter). Diplomatische Beobachter in London sind der Auffassung, daß die britische Regierung den amerikanischen Palästina-Vorschlag ablehnen werde.

Um den amerikanischen Palästina-Plan
London (UP). England werde dem amerikanischen Vorschlag, Palästina zu teilen, nur dann zustimmen, heißt es in Londoner Regierungskreisen, wenn es den Vereinigten Staaten gelinge, das Einverständnis der Juden und der Araber zu erlangen. Der englische Standpunkt soll dem amerikanischen Botschafter in London, Douglas, durch Außenminister Bevin bekanntgegeben worden sein, noch bevor Herschel Johnson den Teilungsplan im Sicherheitsrat der UN vorgetragen hatte. — (DPD/Reuter). Diplomatische Beobachter in London sind der Auffassung, daß die britische Regierung den amerikanischen Palästina-Vorschlag ablehnen werde.

New York (DPD/Reuter). Der Vertreter des Libanon bei der UN, Malek, sagte, der amerikanische Teilungsplan sei „für die Araber völlig unannehmbar“. Der Sprecher des Irak stimmte ihm bei.

bereits zu lebenslanglichem Gefängnis verurteilter ehemaliger Angehöriger einer rumänischen Untergrundorganisation sagte aus, ein amerikanischer Offizier seiner Gruppe habe es als seine Aufgabe bezeichnet, die rumänische Untergrundbewegung zu überwachen. Der Offizier soll weiterhin von Verbindungen zu einem amerikanischen General und einer hohen politischen Persönlichkeit gesprochen haben. In seiner Gruppe sei allgemein bekannt gewesen, daß Maniu, der „alte Mann“, die Untergrundbewegung leitete.

Das britische Außenministerium nimmt Stellung
London (DPD/Reuter). Ein Sprecher des britischen Außenministeriums nahm Stellung zu der Behauptung der Anklageschrift, Maniu habe britischen Diplomaten Informationen gegeben. Das britische Außenministerium könne nicht die Ansicht teilen, daß jede Führungnahme von Diplomaten mit den Oppositionsführern eines Landes ein Unrecht sei.

Krupp-Prozeß Mitte November

Nürnberg (DENA). Der Prozeß gegen Alfred Krupp von Bohlen und Halbach und elf ehemalige Direktoren seines Konzerns wird, wie der stellvertretende amerikanische Hauptankläger Josef M. Kaufmann mitteilte, Mitte November mit der Verlesung der Anklageschrift und der Schulbefragung der Angeklagten beginnen. Die angeklagten ehemaligen Krupp-Direktoren werden unter anderem beschuldigt, an den Angriffskriegen Hitlers maßgeblich beteiligt gewesen zu sein.

Die amerikanische Anklagevertretung will, wie Kaufmann sagte, zu beweisen versuchen, daß führende Männer des Krupp-Konzerns nicht als „patriotische Geschäftsleute“ für die deutsche Kriegsmaschine gearbeitet, sondern einen Plan verwirklicht hätten, der den Bruch des Versailler Vertrages bezweckte. In diesem Zusammenhang seien die Dokumente von Bedeutung, mit denen Hitler im Jahre 1943 als Dank für die Unterstützung seiner Absichten durch die Familie Krupp den Konzern durch einen besonderen Erlaß zu einer „Familiendynastie“ erhoben habe, deren Direktoren durch Nachfolgerecht bestimmt werden sollten. Bei der Überreichung der „Lex Krupp“ habe Hitler gesagt, es entspreche völlig der nationalsozialistischen Gedankenwelt, wenn er alle diejenigen Einrichtungen stärke und fördere, „die zum Wohle der Nation existieren“.

Sforza nach Rom abgereist

London (DENA/Reuter). Der italienische Außenminister Graf Carlo Sforza hat am Sonnabend seine Rückreise nach Italien angetreten. Vor seiner Abreise sagte er, er sei von den Ergebnissen der Besprechungen äußerst befriedigt.

Rom (AP). Das Parteiorgan des „Uomo Qualunque“ stellte am Freitag in Mailand sein Erscheinen ein. Eine gleiche Maßnahme wurde für Rom beschlossen. Grund hierfür ist der Fortfall der finanziellen Zuwendungen, durch die das Blatt bisher unterstützt wurde.

Weiter Ungewißheit über Mikolajczyk

London (DPD/Reuter). Niemand wisse Genaues über den Verbleib des flüchtigen polnischen Bauernführers Mikolajczyk, sagte ein Sprecher des britischen Außenministeriums. Großbritannien sei an der Sicherheit einer „so hoch geschätzten Persönlichkeit“ lebhaft interessiert. Im übrigen dementierte der Sprecher Berichte, wonach Mikolajczyk am vorigen Wochenende in einem britischen Militärflugzeug nach England gebracht worden und am Freitag mit Außenminister Bevin zusammengekommen sei.

Der amerikanische Anteil an den britischen Besetzungskosten

London (UP). Die Vereinigten Staaten hätten sich bereit erklärt, weitere zweiunddreißig Millionen Dollar Besetzungskosten für die Bizone zu übernehmen, verluste in politischen Kreisen Londons. Dadurch werde der Beitrag Englands sich um die Hälfte verringern. Großbritannien sei dann in der Lage, seine Besetzungskosten bis in Höhe von zweiunddreißig Millionen Dollar durch Lieferungen zu begleichen, die es in Pfund Sterling bezahlt. Bisher betrug der englische Anteil an den Besetzungskosten für den Unterhalt der Doppelzone rund vierhundert Millionen Dollar jährlich. Man erwartet, daß die Verhandlungen, die zur Zeit in Washington zwischen der amerikanischen Regierung und Sir William Strang geführt werden, in der kommenden Woche ihren Abschluß finden.

Delegierte für London

London (DENA/Reuter). Ein Sprecher des britischen Außenministeriums gab bekannt, daß auf der Londoner Konferenz der Außenminister-Stellvertreter Frankreich durch den politischen Berater General Koenigs, Jacques Tarbe de Saint-Hardouin, und Amerika durch Botschafter Murphy vertreten werde.

Diplomatenabreise aus Rio

Rio de Janeiro (DPD/Reuter). Eine erste Gruppe russischer Diplomaten in Brasilien, die bis zur Abreise der brasilianischen Diplomaten in Moskau festgehalten worden waren, verließ am Sonnabend Rio de Janeiro, wie das brasilianische Außenministerium mitteilte. Zwei weitere Gruppen sollen am Sonntag und Montag abreisen. Ähnliche Vereinbarungen sind laut Mitteilung des brasilianischen Außenministeriums in Moskau getroffen worden. Dort fuhr der Botschaftsrat der brasilianischen Botschaft am Sonnabend nach Helsinki ab. Ihm sollen am Montag der brasilianische Botschafter mit dem gesamten Personal der Moskauer Botschaft folgen.

Chile hält russischen Botschafter zurück

Santiago de Chile (DPD/Reuter). Auf Anordnung der chilenischen Regierung darf der ehemalige russische Botschafter Dimitri Schukow Chile vorläufig noch nicht verlassen. Dagegen erhielt eine Gruppe des russischen Botschaftspersonals, zu der vor allem Frauen und Kinder der Diplomaten gehören, bereits die Ausreisegenehmigung.

Belgrad weist Journalisten aus

Belgrad (DPD/Reuter). Das jugoslawische Innenministerium wies den Vertreter der „New York Times“ in Belgrad, Arthur Meyer Brundel, und seine Gattin, die Vertreterin der Nachrichtenagentur United Press, an, das Land innerhalb von vierundzwanzig Stunden zu verlassen. Gegen die Ausweisung protestierte der amerikanische Botschafter im jugoslawischen Außenministerium. Dabei teilte ihm der stellvertretende Außenminister General Velibit mit, er selbst sei über den Vorfall nicht informiert. Er werde jedoch Untersuchungen anstellen lassen und den Botschafter von deren Ergebnis unterrichten.

Für Annäherung Athen-Rom

London (UP). Der stellvertretende griechische Ministerpräsident und Außenminister Tsaldaris, der sich auf der Rückreise von der UN-Vollversammlung in England aufhält, besuchte am Sonnabend Winston Churchill auf seinem Landsitz in Kent. In einem Presseinterview erwähnte der griechische Außenminister die „freundschaftlichen Besprechungen“, die er in London mit dem italienischen Außenminister Graf Sforza gehabt habe. Die Beziehungen zu Italien sollten wieder enger werden, und es sei zu hoffen, daß die gemeinsamen Interessen im Mittelmeer dazu beitragen werden. Der griechische

Beitrag zum 20. Juli / Interview mit Dr. Otto John (London)

Unser Mitarbeiter Walter Gong hat dem in seinem Interview mit Louis Ferdinand Prinz von Preußen (Tagesspiegel Nr. 101) genannten Dr. Otto John eine Reihe von Fragen über dessen Teilnahme an den Unternehmungen des 20. Juli vorgelegt. Er bemerkt dazu:

Drei Jahre sind seit dem mißglückten Anschlag auf Hitler vergangen. Noch immer gibt es kein wirklich umfassendes, von einem objektiven Standort geschriebenes, dokumentarisch belegtes Werk über die deutschen Widerstandsgruppen. Der Tagesspiegel hat seit fast einem Jahr versucht, die Einzelerscheinungen zu diesem Thema historisch-kritisch zu beleuchten und weitere sachliche Momente beizubehalten. Das schriftlich fixierte Interview mit Dr. Otto John ist ein solcher Beitrag. Der noch heute in England lebende ehemalige Angehörige der „Luftwaffe“ beantwortet, die man in den meisten deutschen Ausstellungen bis jetzt vermißt. Daß er andere Fragen ungeklärt läßt, ist das gute Recht eines Mannes, der selbst ein Buch über die Verschwörung schreibt. Widersprochen muß ihm nur werden, wenn er meint, es sei müßig, danach zu fragen, wann der günstigste Zeitpunkt für einen Staatsstreich gegen Hitler gewesen sei. Müßig ist diese Frage nicht, sie ist notwendig, wenn man einmal feststellen will, wie weit die Widerstandsbestrebungen gegen Hitler vom Verlauf des Krieges, und wie weit sie von wirklichen politischen Erkenntnissen bestimmt wurden. Man weiß aus allen bisherigen Publikationen, daß die Unternehmungstäter der Verschwörer — zumindest soweit sie aus Militärkreisen stammten — in demselben Maße zu erziehen pflegte, wie die Frontlage günstig zu werden schien.

Frage: Sie sind im Interview des Tagesspiegels mit Louis Ferdinand Prinz von Preußen als einer der aktivsten Teilnehmer der Widerstandsbewegung genannt. Können Sie uns etwas über Ihre persönliche Teilnahme an der Verschwörung gegen Hitler berichten und darüber, wie es Ihnen gelungen ist, sich dem Zugriff der Gestapo zu entziehen?

Antwort: Für Hitler und seinen Anhang habe ich stets nur Abscheu empfunden. Als der als Reichspräsident verkleidete Feldmarschall von Hindenburg Hitler zum Reichskanzler machte, war mir klar, daß die Unternehmungen in Deutschland die Ueberrmacht gewonnen hatten. Das, was sich im „erwahnten“ Deutschland nach der „Machtübernahme“ abspielte, hat diese Auffassung nur bestätigt. Deshalb war es für mich nie zweifelhaft, daß alles getan werden mußte, um dieses Regime zu beseitigen. Was in meinen Kräften stand, habe ich dazu beigetragen. An den Planungen und Vorbereitungen des Staatsstreiches gegen Hitler habe ich seit dem Jahre 1939 mitgewirkt. Infolge der „Fritschkrisis“ kam es im Sommer 1938 zur ersten planmäßigen Zusammenarbeit zwischen der militärischen Widerstandsgruppe und den verschiedenen zivilen Widerstandsgruppen, an deren Spitze Beck, Popitz, Gereke und Goerdeler standen. Die Initiatoren dieser ersten planmäßigen Zusammenarbeit gegen Hitler waren der damalige Oberst Hans Oster und der Reichsgerichtsrat Hans von Dohnanyi. Beide befanden sich in hohen Schlüsselstellungen. Oster war Chef des Zentralamtes der Abwehr unter Admiral Canaris, Dohnanyi Leiter des Ministerbüros im Reichsjustizministerium. Sie hatten sich während des Verfahrens gegen Fritsch näher kennengelernt und nach einer offenen politischen Aussprache die Abrede getroffen, alle zivilen und militärischen Widerstandskräfte zusammenzuführen, um nach den Weisungen von Beck, der damals noch Chef des Generalstabes war, einen Staatsstreich gegen Hitler vorzubereiten. Mir wurde dabei die Aufgabe zuteil, im Bereich der Luftfahrt nach zuverlässigen und entschlossenen Männern zu suchen. So begannen wir damals an den Fäden zu und zwischen den Männern zu spinnen, die am und nach dem 20. Juli 1941 in Erscheinung getreten sind. Nach Ausbruch des Krieges kam sehr bald eine Konsolidierung der verschiedenen aktiven Widerstandsgruppen unter dem inzwischen entlassenen Generalobersten Beck und dem ehemaligen Chef der Heeresleitung, Generaloberst a. D. von Hammerstein, zustande. Dabei waren zunächst die Führer der illegalen SPD und der freien Gewerkschaften noch nicht vertreten. Auf Anregung meines Kollegen Klaus Bonhoeffer konnten wir jedoch noch im Herbst 1939 durch die Mitwirkung von Ernst von Harnack, Julius Leber, Jakob Kaiser und Josef Wirmer die Verbindung zu Wilhelm Leuschner und zwischen diesem und Beck herstellen. Damit war bereits vor dem Winter 1939/40 in den Spitzengruppen eine Art Einheitsfront gegen Hitler zustande gebracht worden. Aber die Ausführung eines Staatsstreiches scheiterte an der Haltung in den führenden Kommandostellen des Heeres. Die Generale von Brauchitsch und Halder weigerten sich, bei einem Staatsstreich gegen Hitler mitzuwirken, obwohl durch unsere Verhandlungen über den Vatikan, die von Dr. Josef Müller geführt wurden, die Voraussetzungen dazu geschaffen waren, den Krieg durch eine Beseitigung des Hitlerregimes und die Einsetzung einer verhandlungswürdigen antinationalsozialistischen Regierung ohne Schaden für Deutschland zu beenden. Mit dem Sieg über Frankreich waren uns scheinbar alle Argumente aus der Hand geschlagen. Unsere Aktivität wurde erst wieder wirksam, nachdem Hitler auch Amerika den Krieg erklärt und die „Wehrmacht“ im Winter 1941/42 sich in Rußland festgerannt hatte. Im Frühjahr 1942 kamen die Vorbereitungen zu dem Staatsstreich wieder in Gang. Ich wurde beauftragt, in Madrid und in Lissabon die Verbindung zwischen Prinz Louis Ferdinand von Preußen und Präsident Roosevelt wiederherzustellen. Ich kam mit dem damaligen amerikanischen Geschäftsträger in Madrid in Verbindung, der mich dann später mit seinem Militärstab zusammenbrachte. Zum ersten Versuch eines Staatsstreiches kam es aber erst im März 1943. Unter den Wirkungen der Katastrophe von Stalingrad entschlossen sich, in der Erkenntnis der Notwendigkeit zu handeln, der damalige Oberst von Tresckow und sein Freund, Leutnant der Reserve von Schlabrendorff, zu einem Attentat gegen Hitler. Es gelang ihnen, eine Zeitbombe in das Flugzeug Hitlers zu bringen, bevor dieser von einem Besuch im Hauptquartier der Heeresgruppe Mitte in Rußland nach Deutschland zurückflog. Aber die Zündung der Bombe versagte. Mit diesem Eingriff der „Vorschau“ sollten auch alle unsere weiteren Pläne und Vorbereitungen zum Scheitern verurteilt bleiben. Kurze Zeit später (im April 1943) wurden durch eine unglückliche Verkettung von Umständen Hans von Dohnanyi und Josef Müller mit ihren Frauen und Dietrich Bonhoeffer verhaftet. Im Verfolg der Untersuchungen wurde bald danach auch Oster kaltgestellt. Damit war der Verschwörung, die ganz wesentlich auf der Zusammenarbeit Oster-Dohnanyi aufgebaut war, das Rückgrat gebrochen.

Im Oktober 1943 übertrug General Olbricht die Weiterführung der von Tresckow ausgearbeiteten Pläne für die generalstabsmäßige Vorbereitung des Staatsstreiches dem damaligen Oberleutnant Graf Stauffenberg, der als Chef des Stabes bei ihm tätig war. Dies hatte eine Umgruppierung innerhalb der Verschwörung zur Folge, weil es nicht mehr möglich war, die verschiedenen Gruppen — wie vorher durch die gemeinsame Tätigkeit von Oster und Dohnanyi — durch eine planmäßige und zentrale Leitung unter Beck zusammenhalten. Außerdem mußte Beck sich einer schweren Operation unterziehen, und es war zweifelhaft, ob er sie überleben oder so bei Kräften bleiben würde, um die Verschwörung weiterzuführen. Andererseits wurden unsere Hoffnungen durch die Entschlossenheit und Aktivität Stauffenbergs neu belebt. Im November 1943 waren die Vorbereitungen unter Stauffenberg so weit gediehen, daß ein neuer Versuch für den Dezember geplant werden konnte. Ende November suchte ich meine Vertrauensleute in Madrid und in Lissabon wieder auf, um sie über das neue Vorhaben in Kenntnis zu setzen. Aber dies und verschiedene andere Unternehmungen, die im Winter 1943/44 versucht wurden, scheiterten an der Tatsache, daß sich Hitler — wie vom Teufel behütet — allen Möglichkeiten entzog, an ihn heranzukommen. Im

Frühjahr 1944 erhöhte sich die Gefahren einer Entdeckung der Verschwörung ganz wesentlich, nachdem durch die Verhaftungen von Kiep, Mollath und Gehe und insbesondere durch die Entlassung von Canaris auch der Deckmantel zerfiel, was den die Abwehr bis dahin über uns breiten konnte. Es gelang zwar dem Obersten Hansson, als dem Nachfolger von Canaris, einen kleinen Restbestand der Abwehrorganisation für unsere Zwecke unter der Nase von Himmler im „Reichsicherheitshauptamt“ aufrechtzuerhalten. Aber wir waren uns klar, daß uns der SD auf der Spur und keine Zeit mehr zu verlieren war. Trotz aller verzweifeltten Anstrengungen kamen wir erst dann einen wesentlichen Schritt weiter und näher an Hitler, als Stauffenberg Anfang Juni die Stelle des Chefs des Stabes beim Befehlshaber des Ersatzheeres übernahm und dadurch in die Lage versetzt wurde, ins „Führerhauptquartier“ und an Hitler selbst heranzukommen. Stauffenberg baute auf dieser Möglichkeit, die ihm wie vom Schicksal dargeboten erschien, seinen letzten Plan auf, der dann am 20. Juli zur Ausführung kam. Ich sollte dabei nach Absprache mit Stauffenberg und Hansson eine Verbindung zu General Eisenhower herstellen und die Einleitung von Waffenstillstandsverhandlungen vorbereiten. Kurz nach der Invasion flog ich wieder nach Madrid, um dort auf Hansson zu warten. Wenige Tage vor dem 20. Juli erhielt ich von ihm die Nachricht, daß Leber verhaftet worden sei, daß ich sofort nach Berlin kommen sollte und daß „jetzt gehandelt“ werde.

Am Tage des Attentats wartete ich verhandlungsgemäß in meinem Büro auf Instruktionen. Am Spätnachmittag rief mich der Adjutant Stauffenbergs, Oberleutnant von Heßlein, telefonisch in das OKH in die Biedersteine mit den Worten: „Kommen Sie her — wir machen vollziehende Gewalt!“ Aus dem, was ich im Kriegsministerium erlebte, insbesondere aus den Telefongesprächen Stauffenbergs, die ich zum Teil mithörte, gewann ich den Eindruck, daß die „Wehrmacht“ jedenfalls gegen die Nationalsozialisten in Marsch gesetzt worden war. Ich kam gar nicht auf den Gedanken, daß sie wieder kehrmachen könnte. Da ich bei der Durchführung des geplanten militärischen Ausnahmezustandes selbst keine Funktionen hatte, beschloß ich, Popitz aufzusuchen, um mich mit ihm zu besprechen. So bin ich — wie der reine Trost — gerade noch rechtzeitig aus der Biedersteine entkommen, unmittelbar bevor dort die Gegenrevolte einiger hitlertreuer Offiziere einsetzte, durch die der Staatsstreich zunichte gemacht wurde. Erst am nächsten Abend kam ich zu der Erkenntnis, daß überhaupt nichts mehr zu retten war, nachdem ich im Hause von Popitz durch seine Tochter erfahren hatte, daß ihr Vater bereits um fünf Uhr morgens verhaftet worden war. Nach einer letzten Aussprache und Beratung mit meinen Freunden flog ich am 24. Juli frühmorgens mit einem Flugzeug der „Luftwaffe“ nach Madrid. Als der Boden sich in Spanien zu heiß für mich wurde, flog ich nach Portugal. Dort landete ich schließlich in einem Gefängnis von Lissabon. Daraus wurde ich durch Freunde befreit, die mir Zuflucht in England verschafften.

Frage: Sind auch Sie der Ansicht, daß die Verschwörung in der Hauptsache am Verhalten der aktiven Generale gescheitert ist, die sich nicht bereit finden konnten, zu kämpfen gegen die Nationalsozialisten zu wagen, solange die militärische Leistungsmoralen günstig erschien, und die auch noch im letzten Augenblick eine merkwürdige Passivität an den Tag legten?

Antwort: Die Verschwörung gegen Hitler ist in ihren verschiedenen Stadien in der Hauptsache, aber nicht nur, an dem Verhalten der aktiven Generale gescheitert. Daß sie zu keiner Zeit zu einem Erfolg geführt hat, ist wesentlich in der Einstellung und Haltung begründet, die die überwiegende Mehrheit der „Wehrmacht“ in allen ihren Rängen zu Hitler eingenommen hat. Obwohl das Attentat gegen Hitler mißlungen war, hätte der Staatsstreich auch noch am 20. Juli 1944 durchgeführt werden können, wenn überhaupt nur in der „Wehrmacht“ eine innere Bereitschaft und Entschlossenheit vorhanden gewesen wäre, mit Hitler und seinem Regime Schluß zu machen. Das war aber leider nie der Fall, wie die Tatsachen beweisen haben. Die überwiegende Mehrheit der Generale des Offizierkorps, der Unteroffiziere und Mannschaften hat zu Hitler gestanden und tatsächlich ja auch mit ihm bis zum bitteren Ende gekämpft. Gleichwohl darf man die Ursachen für das Scheitern der Verschwörung in ihren verschiedenen Stadien nicht allein bei der „Wehrmacht“ suchen. Die Einstellung und Haltung der Zivilbevölkerung in allen ihren Schichten hat ganz wesentlich dazu beigetragen, die Pläne für eine rechtzeitige Beseitigung Hitlers unausführbar zu machen. Dabei möchte ich nicht mißverstanden werden. Ich predige nicht über Schuld und Buße, sondern spreche von Ursache und Wirkung. Zusammenfassend kann ich auf Grund meiner Ergebnisse und Erfahrungen nur feststellen, daß alle Vorsehe, den Krieg durch eine Beseitigung Hitlers zu beenden, daran gescheitert sind, daß wir weder bei der „Wehrmacht“ noch im Volke die Bereitschaft und Gefolgschaft gefunden haben, die erforderlich gewesen wären, um das Schicksal Deutschlands zu wenden, als die Möglichkeit dafür noch gegeben war. Naturgemäß tragen ein besonderes Maß der Verantwortung dafür diejenigen Männer, die in der „Wehrmacht“ und im Volke an führender Stelle gewirkt haben. Es steht hier nicht zur Erörterung, wie ihre Schuld abzuwägen ist.

Frage: Glauben Sie, daß die Widerstandsbewegung sich bereits gefunden hätte, eine bedingungslose Kapitulation zu einem militärisch günstigeren Augenblick zu unterzeichnen — oder sind Sie auf Grund Ihrer Erfahrungen der Ansicht, daß sie unter allen Umständen versucht hätte, erfolgreich Friedensbedingungen zu erreichen?

Antwort: Darüber bestanden zu verschiedenen Zeitpunkten bei den verschiedenen oppositionellen Spitzengruppen verschiedene Ansichten und Absichten. Diese werde ich ausführlich in meinem Buch darstellen. Ein unvollständiger Bericht hierüber in einem Interview kann nur zu Mißverständnissen führen.

Frage: Bestand zwischen den Verschwörern und den ins Ausland emigrierten Politikern, zum Beispiel mit Brüning, Verbindung?

Antwort: Es bestanden mehrere Verbindungen zu emigrierten deutschen Politikern. Zuletzt habe ich im

JENSEITS DER SCHLAGZEILEN

Sir Sholto Douglas wieder in London. Der bisherige Oberbefehlshaber und Militärgouverneur der britischen Besatzungszone Deutschlands, Luftmarschall Sir Sholto Douglas, traf am Sonntagabend mit dem Flugzeug in London ein. Nach der Landung äußerte er: „Ich bin sehr froh, wieder dabei zu sein, obwohl ich in Deutschland viele Freunde gefunden habe.“ (AP)

Für Flugzeuge aus Ägypten gesperrt. Die französische Regierung sperrte alle französischen Flughäfen für Flugzeuge aus Ägypten, ausgenommen eines Notfluges. Ähnliche Maßnahmen gelten auch für den Schiffsverkehr. (DPA/Reuter)

Russischer Botschafter in Chile weiter festgehalten. Auf Anordnung der chilenischen Regierung darf der ehemalige russische Botschafter Dmitri Schukow Chile vorläufig noch nicht verlassen. Als Begründung wird die Behauptung der chilenischen Diplomaten in Moskau angegeben. Dagegen erhielt eine Gruppe des russischen Botschaftspersonals, zu der vor allem Frauen und Kinder der Diplomaten gehören, bereits die Ausreisegenehmigung. (DPA/Reuter)

Zu späte Regenfälle. Auf Neuseeland und Teile des amerikanischen Mittelwestens gingen schwere Regenfälle nieder. Sie hatten jedoch bei den verorteten Weizenfeldern keine nennenswerte Wirkung. Das Einbringen der Ernte wurde zwar erleichtert, für die Frucht kam der Regen jedoch zu spät. (AP)

Oesterreich und Italien in der ICAO. In der Vollversammlung der Vereinten Nationen wurde der Antrag Oesterreichs auf Mitgliedschaft in der Internationalen Luftfahrtorganisation

Frühjahr 1944 noch auf Veranlassung von Jakob Kaiser, Bernhard Letterhaus, Ministerialrat Münz und Josef Wirmer versucht, die Verbindung zu Dr. Brüning herzustellen. In gleichem Sinne bemühte sich zur gleichen Zeit auch vorheriger Abgesandter ein Schweizer Freund von Adam von Trott. Die Verbindung mit Dr. Brüning kam jedoch vor dem 20. Juli nicht mehr zustande.

Frage: Welcher Art war das neue deutsche Staatswesen, das (trotz persönlich und den ihnen nahebestehenden Teilnehmern der Widerstandsbewegung verschwieben?)

Antwort: Ueber die letzten innenpolitischen Ziele bestand bei den verschiedenen Widerstandsgruppen zeitweilig Übereinstimmung. Beck verfolgte als letztes innenpolitisches Ziel die Wiederherstellung einer konstitutionellen Monarchie. Damit hatten sich im Winter 1939/40 auch alle maßgeblichen Persönlichkeiten der Verschwörung einverstanden erklärt. Leuschner unter der ihm erteilten Zusicherung, daß die politischen Rechte der Arbeiterschaft uneingeschränkt wiederhergestellt würden. Im Herbst 1943 bildete sich jedoch eine innere Umgruppierung innerhalb der Verschwörung, vor allem unter den Wirkungen der Ausschaltung von Dohnanyi und Oster, im Hinblick auf die Möglichkeit eines vorzeitigen Todes von Beck und nicht zuletzt infolge einer politischen Entfremdung zwischen Popitz und Goerdeler. Dies alles bewirkte eine fortschreitende Zersplitterung innerhalb der Verschwörung, auch über die letzten innenpolitischen Ziele und die neue Staatsform. Im Frühjahr 1944 war in dieser Hinsicht bereits ein Zustand der Verzerrung eingetreten, der zu allem Unglück auch noch dazu führte, daß innerhalb der Verschwörung gegeneinander gearbeitet wurde. Zu keinem Zeitpunkt war es innerhalb der Verschwörung zweifelhaft, daß Prinz Louis Ferdinand von Preußen persönlich und insbesondere auch wegen der ihm von Präsident Roosevelt bewiesenen Freundschaft außenpolitisch-sachlich die erforderlichen Voraussetzungen und Bürgschaften dafür bot, daß man ihm das höchste Amt anvertrauen konnte. In diesem Sinne habe auch ich als letztes innenpolitisches Ziel die Wiederherstellung einer konstitutionellen Monarchie erstrebt, in der der Monarch als Wächter der Verfassung und des Rechts fungiert. Dies waren aber Pläne für die fernere Zukunft, über die eine Volksbefragung zu entscheiden haben würde (worauf übrigens Dr. Brüning noch ganz besonders in einer letzten Botschaft hingewiesen hatte, die mir von Adam von Trott aus Amerika überbracht worden war). Das dringlichste innenpolitische Ziel sah ich in der Wiederherstellung eines Rechtsstaates, dessen endgültige Form der Entwicklung vorbehalten bleiben mußte.

Frage: Glauben Sie, daß sich die Gegensätze zwischen Exponenten verschiedener Richtungen, wie zum Beispiel Dr. Goerdeler und Jakob Kaiser, ausgeglichen hätten? Wie beurteilen Sie diese Gegensätze?

Antwort: Ich war Jahre hindurch in enger Verbindung mit Dr. Goerdeler und Jakob Kaiser tätig. Es ist mir nie zum Bewußtsein gekommen, daß unausgleichbare Gegensätze zwischen beiden bestanden haben. Dagegen weiß ich aus eigenem Erleben, daß gerade die Zusammenarbeit dieser beiden Männer besonders fruchtbar für die Verschwörung und den Kampf gegen Hitler war, und ich bin der Überzeugung, daß ihre Zusammenarbeit von Dauer geblieben wäre.

Frage: Bestand bei den Verschwörern die Hoffnung — und war diese berechtigt —, daß sich die Alliierten mit einem neuen, aus der Verschwörung hervorgegangenen Deutschland verständigt hätten?

Antwort: Bis zu einem gewissen Zeitpunkt bestanden berechtigte und dokumentarisch zu beweisende Hoffnungen, daß ein aus eigener Kraft vom Nationalsozialismus gereinigtes Deutschland ohne materielle Nachteile einen ehrenvollen Frieden bekommen hätte, wenn die Verschwörung sich rechtzeitig durchgesetzt und eine verhandlungswürdige und selbstbewußte antinationalsozialistische Regierung gebildet hätte.

Frage: Welche Schwächen wies Ihrer Ansicht nach die Konstruktion der Widerstandsbewegung auf, die zu ihrem Zusammenbruch nach dem mißglückten Attentat auf Hitler führten?

Antwort: Hierzu verweise ich auf meine Antwort auf die zweite Frage. Es fehlte in allen Schichten des deutschen Volkes an der erforderlichen Bereitschaft und Entschlossenheit, eine wirkliche Widerstandsbewegung gegen Hitler zu bilden. Der Widerstand gegen Hitler ist in einer Stillhaltebewegung versandet. Die Tat Stauffenbergs war nicht von einer Bewegung getragen. Sie blieb, wie alle früheren Versuche zur Beseitigung Hitlers, die Angelegenheit einer Minderheit, die zu klein war, um sich durchzusetzen.

Frage: Wann war Ihrer Ansicht nach der günstigste Zeitpunkt für einen Staatsstreich gegen Hitler — vor 1939, im ersten, schlechtesten Stadium des Krieges, zwischen 1941 und 1943 oder, wie es versucht worden ist, im letzten Akt des verlorenen Krieges?

Antwort: Diese Frage kann nur die „Vorschau“ beantworten. Ich weiß nur, daß es einen Kreis von Männern gab, die seit der „Machtübernahme“ ohne Rücksicht darauf, ob Hitler gerade Erfolge hatte oder nicht, das eine Ziel verfolgten, ihn zu beseitigen, um den Krieg und die Katastrophe zu verhüten, die nun eingetreten ist. Da alle ihre Bemühungen zu den verschiedensten Zeitpunkten im Frieden und während des Krieges gescheitert sind, ist es müßig, nach dem „günstigsten Zeitpunkt“ zu forschen.

Frage: Hätte sich Ihrer Ansicht nach eine auf der gesamten Plattform des Verschwörerkreises ruhende Regierung bilden lassen, wenn das Militär bei der Ausführung des Staatsstreiches nicht versagt hätte? Wie hätte Ihrer Ansicht nach diese Regierung aussehen können?

Antwort: Ja. Die Bildung einer Regierung war im Kreise der Verschwörung tatsächlich vorbereitet. Beck sollte zunächst an der Spitze des Staates als eine Art Reichsverweser stehen, bis die endgültige Staatsform durch Volksabstimmung entschieden werden konnte. Dr. Goerdeler sollte als Reichskanzler die Bildung einer neuen Regierung übernehmen. Ueber die einzelnen Ministerposten bestand nur teilweise Klarheit und Übereinstimmung. Ich bin aber überzeugt, daß sehr schnell eine vollständige Regierung aus dem Kreise der Verschwörung zustande gekommen wäre, wenn dieser letzte verzweifelte Versuch, Hitler und sein Regime zu beseitigen, gelungen wäre.

(ICAO) gegen den Einspruch Rußlands mit 39 gegen 5 Stimmen angenommen. Gegen den Aufnahmeartrag Italiens erhob sich kein Widerspruch. (DENA/Reuter)

Papst empfieng amerikanische Senatsmitglieder. Fünf Mitglieder des Bewilligungsausschusses des amerikanischen Senates unter der Führung von Styles Bridges wurden vom Papst empfangen. (AP)

Vor Wahlen in Venezuela. Am 14. Dezember werden in Venezuela der Präsident, das Parlament und die Gemeindevertretungen gewählt. Durch die Parlamentswahlen wird die Regierungsperiode der Junta beendet, die das Land seit Oktober 1945 beherrscht. (AP)

Protest gegen die IRO. Die holländische Delegation im Vorbereitenden Ausschuss der Internationalen Flüchtlingsorganisation (IRO), Hilda V. Jonker, trat aus Protest gegen die „unangenehme demokratische Handlungsweise“ des Ausschusses zurück. (DENA/Reuter)

Finnische Minister nach Moskau. Der finnische Ministerpräsident Pekkala, die Außenminister Enckell und Syväntö, Handelsminister Takki, Innenminister Leino und Transportminister Kallajainen begaben sich in den nächsten Tagen nach Moskau, um an der Dreißigjahrfeier der russischen Revolution teilzunehmen. (UP)

Deutschland-Besuch norwegischer Redakteure. Acht norwegische Redakteure werden auf Einladung der britischen Behörden eine zweiwöchige Informationsreise durch die britische Zone unternehmen. Voraussichtlich werden die Norweger auch Berlin besuchen. (DENA)

Mrs. Roosevelt in Lake Success

Nachdruck verboten Manchester Guardian-Tagespiegel

Selt Außenminister Marshall nach Washington zurückgekehrt ist, liegt die Führung der UN-Delegation der Großen Drei allgemein in den Händen der stellvertretenden Außenminister und der ständigen UN-Delegierten. Viele Delegierte hatten von Marshall erwartet, daß er in Lake Success Amerikas neue Macht symbolisierte und den darüber herrschenden Argwohn in der Intimität täglicher Aussprachen mildern werde. Zweifellos hat sich der amerikanische Außenminister um die Formulierung der in Lake Success zu führenden amerikanischen Politik sehr bemüht, doch blieb er eine fernstehende Persönlichkeit. Bei den Sitzungen der UN verkörperte Hector McNeil das neue England, der ständig anwesende Dr. Ewart interpretierte die verantwortungsvolle Rolle Australiens als des Schiedsrichters; Warren Austin, ein Republikaner internationaler Richtung, und Herschel Johnson, ein begabter Berufsdiplomat, vertreten Amerika, doch es gelang ihnen bisher nicht, sich den Europäern so sympathisch und so überzeugend zu zeigen, wie Präsident Roosevelt es tat, und wie Marshall es sicher könnte. Eleanor Roosevelt ist bisher tatsächlich das getreueste Echo ihres Gatten gewesen, und es wäre falsch, ihren Wert für die amerikanische Delegation nur an der Rolle zu messen, die sie im sozialen, kulturellen und humanitären Austausch zugeteilt bekam.

Sie ist eine Persönlichkeit von ganz zwangloser Würde und hat durch ihre Bescheidenheit und durch ihren persönlichen Einfluß viele entmutigende Debatten positiv und fruchtbar machen können. Sie hatte das letzte Wort in jener „Orgie des Mißbrauches“, die sich im Politischen und Sicherheitsausschuß „Debatte über die Kriegshetze“ und im Sozialausschuß „Debatte über die Pressefreiheit“ nannte. Als sich die Russen im Politischen Ausschuss bereit erklärten, ihre Anschuldigungen gegen Amerika, die Türkei und Griechenland zurückzunehmen und ihre „Kriegshetzeentscheidung“ in eine „Entscheidung zur Förderung des Friedens“ abzuändern, war auch Mrs. Roosevelt bereit, den amerikanischen Einwand gegen den jugoslawischen Antrag zu lassen, der die Regierungen aufforderte, die Verfasser „verleumdender Meldungen“ zu verurteilen und zu bestrafen. Ebenso erklärte sie sich bereit, den französischen Kompromiß anzunehmen, in dem die Mitgliedstaaten aufgefordert werden, sich über Maßnahmen gegen die Verbreitung falscher Nachrichten und Berichte klar zu werden, die die Beziehungen zwischen den einzelnen Staaten nachteilig beeinflussen könnten. Rußland und die slawischen Länder hatten vorher angedeutet, daß sie eventuell den französischen Kompromißvorschlag anzunehmen bereit seien, und das Nachgeben Mrs. Roosevelts brachte die ganze Debatte offensichtlich dem Ende näher. „Ich rechne nicht mit dem sofortigen Beginn des tausendjährigen Reiches“, sagte Mrs. Roosevelt, „aber ich habe die Hoffnung, daß wir eher ein allmähliches Ansteigen des guten Willens als dieses dauernde Rückwärts und Vorwärts erleben werden, wobei wir uns ständig vorwerfen, wie schlecht wir sind. Ich habe noch niemals gehört, daß einer der russischen oder slawischen Delegierten ein Unrecht der eigenen Regierung anerkannt hätte. Aber“, fügte sie in einer Nebenbemerkung, die die Russen kaum milder gestimmt haben dürfte, hinzu, „diese Staaten sind noch sehr jung und mit zunehmender Reife werden wir sehr viel demütiger und kommen zu der Erkenntnis, daß die Dinge nicht „vollkommen“ sind.“

Blick auf London

London (Reuter)

Wenn die für Deutschland zuständigen Stellvertreter der Außenminister Amerikas, Englands, Frankreichs und Rußlands am Donnerstag in London zusammenkommen, wird damit offiziell die erste Phase dessen eröffnet, was allgemein als die entscheidende Deutschland-Tagung der vier Großmächte angesehen wird. Nach dem Scheitern der Moskauer Konferenz wurde den Stellvertretern aufgegeben, vor der Londoner Zusammenkunft drei Probleme zu lösen: das Verfahren zur Vorbereitung des deutschen Friedensvertrages und damit im Zusammenhang die Frage, welche alliierten Nationen hinzugezogen werden sollen und in welchem Stadium die politische Struktur Deutschlands; die Frage, wie eventuelle Ansprüche von Mitgliedern der Vereinten Nationen in Deutschland berücksichtigt werden sollen. Drei von den vier Stellvertretern sind gegenwärtig oder ehemalige politische Berater allierter Militärkommandeure in Deutschland, und der russische Generalleutnant Smirnov war zeitweilig Militärgouverneur von Berlin — zweifellos eine befähigte Gruppe von Sachverständigen, doch wird ihre Arbeit durch andere Probleme überschattet. Zwar kamen die Viermächteberatungen über Deutschland seit der Moskauer Tagung zum Stillstand, doch wurden die Verhandlungen über zonale Probleme besonders in der Bizone fast niemals unterbrochen. Die praktischen Entwicklungen in der inneren politischen und wirtschaftlichen Lage Deutschlands und die entsprechenden Schritte, die in der russischen Zone ergriffen wurden, werden die Beratungen in London weit mehr beeinflussen als irgend etwas, was die Stellvertreter zwischen dem 6. und dem 25. November erreichen könnten.

Bemerkenswertes ist der britische Stellvertreter, Sir William Strang, noch immer in Washington, um über die Kosten der Bizone zu verhandeln. Es ist kein Geheimnis, daß er und seine Sachverständigen auch eifrig mit ihren amerikanischen Kollegen Eventualpläne für die Entwicklung der Westzonen im Falle des Nichtzustandekommens einer vierseitigen Einigung über Deutschland erwägen. Man nimmt an, daß eine Fusion der Bizone mit der französischen Zone in Washington als logische Folge eines neuen Stillstandes bei der Außenministerkonferenz betrachtet wird. In Londoner politischen Kreisen hat man das Empfinden, daß die Amerikaner versuchen werden, noch vor der Londoner Konferenz eine geeinte Front der Westmächte zu schaffen. Für die Besprechungen zwischen den Deutschland-Sachverständigen in London, Washington und Paris dürften sich durch das Zusammentreffen in der weitgehend akademischen Tagung der Stellvertreter für Deutschland keine Erleichterungen ergeben.

Vom Tage

„Reichsminister“ Nöbling. Wirtschaftsminister von Nordrhein-Westfalen ist Professor Nöbling. Sein Amtsbezirk strahlte zu Anfang Oktober den folgenden Reichsdecret aus: „Hiermit wird Ihnen für Ihren Betrieb die Reichsbetriebsnummer... erteilt. Sie werden gebeten, die Nummer in jedem Briefkopf anzugeben. Bislang verwandte Reichsbetriebsnummern sind ab sofort ungültig.“ Falls der Betrieb demontiert werden sollte — die „Reichsbetriebsnummer“ muß ihm doch bleiben.

Schulung auf Gegenseitigkeit. In der Erklärung Johannes R. Bechers zum Verbot des Kulturbundes aus amerikanischen Sektor Berlins, abgedruckt in der „Täglichen Rundschau“, findet sich folgender interessanter Satz: „Wenn ein Mitarbeiter der amerikanischen Militärregierung in einer Pressekonferenz zu behaupten wagte, daß die Leitung des Kulturbundes aus Leuten bestehe, die in Moskau geschult worden seien, so möge er endlich zur Kenntnis nehmen, daß, was mich persönlich betrifft, ich ebenso wenig in Moskau geschult wurde wie Herr Thomas Mann und andere deutsche Schriftsteller in Washington oder New York geschult wurden, und daß wir deutschen antifaschistischen Schriftsteller sowohl in Rußland als auch in Amerika, England usw. während der Hitlerzeit ein Asyl gefunden haben, ohne daß wir dabei unsere selbständige deutsche Haltung aufgegeben hätten.“ Wir nehmen dies zur Kenntnis und schießen daraus, daß nicht Becher in Moskau, sondern Moskau von Becher geschult wurde.

Sonabend, 10. November 1956

Otto John: Idealist, Träumer, Überläufer

Der Weg eines Mannes, den die Zeit zerbrach / Von JAMES P. O'DONNELL

Am 12. November beginnt einer der sensationellsten politischen Prozesse in der kurzen Geschichte der Bundesrepublik: der Prozeß gegen Otto John, der am 20. Juli 1954 seinen Posten als Leiter des Verfassungsschutzamtes verließ, in die Sowjetzone ging, um nach einem knappen Jahr wieder in die Bundesrepublik zurückzukehren. Inwieweit sich Schuld und Schicksal in der Person dieses Mannes vermischen, soll von deutscher Seite nicht untersucht werden, bevor jetzt das höchste deutsche Gericht gesprochen hat. DIE WELT läßt deshalb zwei Tage vor Beginn des Prozesses einen Ausländer zu Wort kommen. Sie gibt eine Deutung der Gestalt Otto Johns aus der Feder des amerikanischen Reporters Jim O'Donnell, der diese Arbeit in der „Saturday Evening Post“ veröffentlicht hat.

An einem Nachmittag des 20. Juli 1954 schickten die Fernsehredaktionen eine Reihe von Meldungen in die freie Welt, die Otto John für Wochen zum meistdiskutierten Manne in Europa machten. Zuerst kam der Bericht über sein merkwürdiges Benehmen am 20. Juli, dem zehnten Jahrestag des Attentatsversuchs gegen Hitler: seine letzten Worte zu seiner Frau: „Ich gehe schnell mal ein Bier trinken“; dann die mysteriöse Unterhaltung im Büro des Dr. Wohlgemuth am frühen Abend; ihre schnelle Fahrt über die Heidkrugbrücke nach Ostberlin; die mütterliche Rückkehr von Dr. Wohlgemuth nach Westberlin und seine zweite Fahrt am nächsten Morgen.

In den ersten heiklen Tagen wurde es der Berliner Polizei bald klar, daß John aus freien Stücken nach Osten gegangen war. Die Bonner Regierung dagegen hielt mit mehr Heftigkeit als Klugheit an der Version fest, daß John entführt, betäubt oder von Wohlgemuth verführt worden sei. Wie dem auch war, der Fall bedeutete schmerzliches Pech für den Westen und einen glänzenden Coup für die sowjetische Abwehr.

Er erinnert an Rudolf Heß

Der Osten ließ das Geschehen mit viel Geschick ablaufen. Erst Schweigen, um die Spannung im Westen zu erhöhen, dann ein paar spürliche Nachrichten über den Ostdeutschen Rundfunk. Dann ein Pressebild von Otto John im Café Warszawa auf der Stalinallee in Ostberlin. Schließlich, nach einundzwanzig Tagen, die Gala-Pressekonferenz, auf der Otto John erklärte, daß er kein Kommunist, sondern ein deutscher, nationaler Patriot sei, allein interessiert an Freiheit, Einigkeit und Frieden.

Otto John ist ein deutscher Typ. Er erinnert an Rudolf Heß, genau wie an unsern Alger Hiss. John war weder ein Doppelagent noch homosexuell. Aber er kannte zu viele Leute dieser Art und zeigte eine ausgesprochene Vorliebe für sie. Einer seiner schmierigen Freunde mit dem unglücklichen Namen Baron Wolfgang Gane Edler Herr von und zu Putzitz hat in seinem Leben gearbeitet für: 1. Das Auswärtige Amt der Nazis, bis er 1939 nach England floh; 2. für das amerikanische Kriegsinformationsamt; 3. für die britische Militärregierung in Deutschland und 5. für das kommunistische Regime in Ostberlin seit 1950. Im März 1954 trat Putzitz an John mit einem Angebot zum Frontwechsel heran.

Der Fall John war keineswegs eine rein deutsche Angelegenheit. Die britische Abwehr, noch vor einem Jahrzehnt allgemein als die beste in ihrer Branche anerkannt, hatte wieder einmal mit viel Krach Perzellan fallen lassen. John war ein besonderer Liebling der Briten, hatte als britischer Agent während des Krieges und noch ein paar Jahre danach gearbeitet und besaß die britische Unterstützung für das hohe Amt, in dem er 1950 in Bonn landete. So fügt sich der Name Otto Johns der langen Liste unsicherer Kantonisten an, die die Engländer ihren Alliierten als solide Staatsbürger angeordnet haben: Dr. Alan Nunn May; „der bedauerliche Vorfall mit Dr. Fuchs“, wie Attlee es einmal nannte, Bruno Pontecorvo, um nur ein paar zu nennen.

Doch bald wurde auch die Fahne des amerikanischen Prestiges halbmaß. Kurz nach dem Bekanntwerden von Johns Flucht erschloß sich in Berlin Captain Wolfgang Höfer vom Abwehrdienst der amerikanischen Armee. Amerikanische Behörden in Berlin gaben trocken bekannt, sie sähen keinen Zusammenhang mit der Affäre John. Der einzige Zusammenhang war, daß Höfer — ein naturalisierter Amerikaner — ein Schulfreund Otto Johns aus der Grundschule und dem Gymnasium in Wiesbaden gewesen war, diese Freundschaft dreißig Jahre lang gepflegt hatte, von den Amerikanern zur Überwachung eingesetzt worden war und in der Woche vor Johns Flucht zweimal mit ihm und seiner Frau zu Abend gegessen hatte.

Ein Irenhaus der Abwehr

Wenn der Leser an diesem Punkt das peinliche Gefühl hat, er sei in ein Abwehr-Irenhaus geraten, das von den Insassen geleitet wird, dann hat er vollkommen recht. Die erste Erklärung der John-Katastrophe liegt hier. Es war beispielsweise Johns Aufgabe, seine Regierung über etwaige Untergrundbewegungen zu informieren. Er scheint aber den Engländern genau so oft wie seiner Regierung berichtet zu haben. Sein Erster Stellvertreter, Dr. Werner Radtke, stand in enger Beziehung zur Organisation Gehlen, einer nachteiligen Offensiv-Spionage-Organisation, die zwar von einem deutschen General in Zivil geleitet, aber von den Amerikanern finanziert wurde. Unter dessen hatte die amerikanische Armee auf eigene Faust Wolfgang Höfer zur Überwachung Johns abgestellt. Leider überwachte niemand Höfer.

Warum floh Otto John? Viele Deutschen behaupten, man könne ihn nicht verstehen, ohne Zuzucht zu dem Wort „faustisch“ zu nehmen. Wie Doktor Faust, so kämpfte John ständig mit seinem Gewissen. Der einzige Fehler ist nur, daß er immer dabei liegt. Es gibt eine zweite freundlichere Erklärung für das merkwürdige Benehmen dieses konfusen jungen Mannes. Wir kommen direkt zu einem furchtbaren Ereignis, das den Gang der Weltgeschichte hätte ändern können. In ihm stand Otto John wie ein Matrose auf einem Schiff im Taifun. Das war die deutsche Rev-Itie gegen Hitler, jener großartige Aufstand mit dem vernünftigen Ende, der Tag des 20. Juli. Mit diesem großen und schrecklichen Ereignis verlor Otto John alles, was seinem Leben Inhalt gegeben hatte. Er verlor seine engsten Freunde, die auf dem nationalistischen Schaffot heldenmütig starben. Er verlor seinen einzigen Bruder Hans, den er verehrte. Er verlor — und das ist entscheidend — das Gefühl des Patriotismus,

ohne das eines Mannes Seele stirbt und ohne das er zum Fremden in eigenen Lande wird. Wenn man die Ehrlichkeit und geistige Aufrichtigkeit der Rolle Otto Johns in den Ereignissen des 20. Juli anerkennt, dann mag sich der Leser fragen, wie gerade dieser Mann genau zehn Jahre später dieses geschichtliche Datum dazu benutzen konnte, um sich freiwillig unter eine andere Tyrannei zu begeben, zu dem roten Zwillingbruder jenes Despotismus, den die Männer des 20. Juli so tapfer bekämpft hatten. Ist das nicht in den Augen der Welt ein wirklicher Verrat?

Die Antwort lautet ja und nein. Was John von seinen gefallenen Kameraden trennt, ist die Tatsache, daß er nicht den brennenden Glauben an die christliche Ethik teilte, der die meisten dieser Rebellen befähigte. Dieser Glaube ließ sie Tortur und Tod leichter und ruhiger entgegennehmen, als John heute sein Leben meistern kann.

Otto John wurde vor sechsundvierzig Jahren in der kleinen Universitätsstadt Marburg an der Lahn geboren. Sein Vater war ein konservativer Staatsbeamter im Vermögensamt. Kurz nach dem ersten Weltkrieg wurde er nach Wiesbaden versetzt. Der schönste Knurrortz wurde Otto Johns Heimat. In seiner Schulzeit dort, in den zwanziger Jahren, schloß er enge Freundschaft mit Wolfgang Höfer, dem Sohn des Schulmeisters. Diese Schulfreundschaft sind in Deutschland sehr haltbar. Obwohl Höfer, dessen Mutter Jüdin war, Ende der dreißiger Jahre nach Amerika ausgewandert und amerikanischer Soldat wurde, kehrte er 1945 nach Deutschland zurück und erneuerte bald seine Bekanntschaft mit der Familie John.

Die Bindung an seinen jüngeren Bruder Hans war für Otto Johns Gefühle besonders wichtig. Alle, die die Brüder John in Wiesbaden und später in Berlin gekannt haben, sind der Ansicht, daß Hans John der hübschere, klügere und beständigere war. Otto John war der Träumer. Er war seinem Bruder wirklich zugezogen. Solange Hans lobte, gab er seinem Bruder Otto das seelische Gleichgewicht, dessen dieser bedurfte.

Im Jahre 1938 zogen die Brüder John nach Berlin. Hans studierte Jura, und Otto John arbeitete bis zu seinem Examen als Angestellter auf dem Tempelhofer Flughafen. 1937 erhielt Otto John eine sehr gute Stellung als stellvertretender Rechtsberater der Luftflüssa. Sein Chef war Klaus Böhnhöfer, und nun hatte John zum erstenmal Gelegenheit, positiv antinazistisch zu handeln. Durch Böhnhöfer und seinen Bruder Dietrich, einen lutherischen Geistlichen, kamen die Brüder John zum erstenmal mit diesem Kreis zusammen oder vielmehr mit einem sehr delikaten Gebilde von Kreisen, die sich später in der großen Verschwörung gegen das Hitlerregime zusammenschließen sollten.

Lufthansa - das Hauptziel

Die Lufthansa wurde das Hauptziel. In einer Verschwörung gegen ein totalitäres System war eine Luftverkehrsgesellschaft mit mehreren regelmäßigen Routen ins Ausland ungemein wichtig. Klaus Böhnhöfer setzte Otto John zu mehreren Kurierflügen ein. Das Aussehen des Generala Canaris, die ihm während des Krieges gegen Hitler führten und einen Agenten in der Lufthansa hatte, vermittelte Otto John die Bekanntschaft mit den Obersten Oster und Hansen, zwei führenden Canaris-Männern, die später zum 20. Juli gehörten. Eine der Schwierigkeiten war, daß die Gestapo und Himmlers Reichssicherheitshauptamt ebenfalls in die Lufthansa eingedrungen waren. Auch der sowjetischen Abwehr war es gelungen, einen Piloten namens Radunsk zu dingsen, der die Strecke Berlin-Moskau flog. Im Rückblick wundert man sich, daß die Lufthansa überhaupt Maschinen starten konnte.

Eine Freundschaft, die Otto John während dieser Zeit schloß, war politischer und gesellschaftlicher Art. Prinz Louis Ferdinand, Enkel Kaiser Wilhelms II., war von seiner Arbeit bei Ford in Amerika zurückgekehrt und nun bei der Lufthansa angestellt. Auch er bewegte sich am Rande der Verschwörung zusammen mit seiner Frau Kyra, einer ehemaligen russischen Großfürstin. Es schmickte Otto Johns Egoismus, daß Louis Ferdinand ihm erlaube, ihr mit seinem familiären Rufnamen „Lulu“ anzusprechen. Als der Krieg 1939 begann, wurde Otto John nicht eingezogen. Sein Bruder Hans ging als Leutnant zur Luftwaffe. Die Gründe für Johns Zurückstellung lassen sich in seinem Gesundheitszustand und in der Bedeutung seiner Arbeit für die Lufthansa suchen. Wahrscheinlich hatte er schon einen geheimen Auftrag für die Abwehr. Immer öfter flog er in neutrale Länder, nach Schweden und Portugal, aber vor allem nach Spanien, wo er Kontakte mit der britischen Botschaft herstellte.

1942 wurde die beiden Brüder John wieder zusammen in Berlin. Hans war an der russischen Front verwendet worden, und sein Leben wurde durch eine Reihe von geschickten Operationen gerettet, die ein junger Chirurg namens Wolfgang Wohlgemuth ausführte. Wohlgemuth genoß als Arzt einen guten Ruf. Aber sein ausschweifendes Leben war schon der Skandal der Berliner Gesellschaft. Hans John verachtete ihn, obwohl er ihm sein Leben verdankte. Otto John hingegen wurde sein intimer Freund und leistete ihm oft Gesellschaft bei den nächtlichen Wein-Weib-und-Gesang-Parties.

Kurz vor dem 20. Juli wurde Johns Rolle in der Verschwörung genau festgelegt. Er sollte in Madrid für seinen Vorgesetzten, Oberst Georg Hansen, die Stellung halten. Hansen war dafür ansprechen, nach dem Gelingen der Revolte mit General Eisenhower zu verhandeln. In der letzten Minute jedoch wurden die Pläne geändert und John nach Berlin zurückgerufen, wo er am 19. Juli in Tempelhof eintraf.

Der Flug nach Madrid

Am 20. Juli selbst war John den ganzen Tag im Hauptquartier in der Bendlerstraße. Er war dort, als sein Freund, Oberst Klaus von Stauffenberg, aus Ostpreußen mit der Nachricht zurückkam, daß die Bombe explodiert sei und man Hitler als tot ansehen könne. John scheint Stauffenberg und die anderen in dem Willen unterstützt zu haben, die Revolte resolut vorwärtszudringen und die Macht an sich zu bringen. In den Nachmittagsstunden des 20. Juli hing der Ausgang der Verschwörung noch in der Schwebe. John verließ die Bendlerstraße erst um 21.30 Uhr, als die Nazi-Offiziere wieder die Oberhand gewannen und Massenerschießungen im Hof vorgenommen wurden.

Der Tag, an dem John Berlin verließ, war der 24. Juli. Es war ein Tagesflug, obwohl er selbst in einigen seiner Versionen von den in Flammen stehenden Städten unter ihm erzählt. Der Flug ging nach Madrid. Hier wurde ihm das Pflaster bald zu heiß. Mit alliierter Hilfe, als Spanier verkleidet, das weiche

blonde Haar schwarz gefärbt, wurde John in die Untergrundbewegung hineingeschleust, mit deren Unterstützung er nach Portugal kam. Von dort brachte ihn die britische Abwehr nach England. Zuerst wurde er im Nordosten Londons interniert, dann in Knightsbridge unter Hausarrest gesetzt. Der Bischof von Chichester und der Oxfordter Dekan John Wheeler Bennell verbürten ihn genau. Er wurde zum achten Nazijäger erklärt.

Bis zu die Zeitpunkt, an dem John von sich sagte, daß er ein Patriot war. Der 20. Juli war eine verlorene Schlacht, aber eine Schlacht, die es wert war, geschlagen zu werden. Der 20. Juli war zwar ein Hochverrat gegen den Staat, aber nicht gegen das Volk. Das Motto der Rebellion hieß: „Gegen Hitler, für Deutschland“.

In schlechter Gesellschaft

In dem London der Kriegszeit, in das John kam, befand sich eine große Gruppe schon früher geflohener deutscher Demokraten, die das gleiche Motto hatten. Ihnen ging es schlecht. Der britische Rundfunk war ihnen versperrt, da sie politische Propaganda für ein demokratisches Deutschland treiben wollten. Dagegen waren die Mikrofon- und Aufnahmebereit für jene Deutschen, die gewillt waren, die alliierten Doktrinen von bedingungsloser Unterwerfung, Kollektivschuld und Teilung Deutschlands zu propagieren. Um die Dinge beim richtigen Namen zu nennen: mit wenigen Ausnahmen



OTTO JOHN Foto: DIE WELT

waren diese Deutschen entweder Ausgewiesene, Opportunisten oder Kommunisten.

Auf dem Landsitz des Herzogs von Bedford arbeitete John unter der Leitung seines Chefs, des psychologischen Krieges Stefan Delmer, für den Soldatensender Celais. Dieser Sender sollte die Moral der deutschen Truppe an der Westfront zerstören. Die zweifelhafte Mittel brachten noch zweifelhafte Ergebnisse. Zusammen mit John arbeiteten Baron Putzitz, Eberhard Köbel, Dr. Honigmann und Karl v. Schmitzler. Es ist kein Zufall, daß alle diese Typen heute in der Sowjetzone sind.

Unter zwei Flaggen

Nach Ende des Krieges kehrte Otto John nicht mit der Mehrheit der politischen Flüchtlinge nach Deutschland zurück. Er arbeitete jetzt für das britische Verteidigungs- und Außenamt, verhörte deutsche Generale im Gefängnis von Kensington und berechnete Dokumente für die „Warner Press“ vor. Als er schließlich Anfang 1946 nach Deutschland zurückkehrte, regelte er unter zwei Flaggen. Er war noch Deutscher, trug aber die englische Felduniform. Nürnberg, das mit der hochtrabenden Versicherung begann, man werde abstrakte Justiz ausüben, und damit endete, daß man ein Schauspiel von ideologischer Doppeltzungigkeit und politischer Rache gab, schadete Johns Charakter sehr. Er hatte sein Land als politischer Verfolger verlassen, und er kam zurück mit der Rachsucht eines Anklägers. Sein Denken war in der Vergangenheit verankert, und für ihn hatte die Geschichte 1944 angehalten.

Als die deutschen Anwälte begannen, ihn Mister John zu nennen, wurde er rot. Als das Wort Verräter auf den Korridoren geflüstert wurde, glaubte er, das beziehe sich auf den 20. Juli und nicht auf sein Verhalten in Nürnberg. Noch 1949 in dem vielumstrittenen Prozeß gegen Feldmarschall W. Manstein verfolgte John als Besitzer des britischen Anklagens den deutschen General heftig. Dieser Prozeß der Entfremdung von seinem Vaterland — viele Freunde hatten ihm beschworen, die Finger davon zu lassen, seine eigenen Landsleute die Briten für Herrn auszuheulen — rief in John ernste Spannungen hervor. Er begann zu trinken.

Bis 1949 verbrachte John die meiste Zeit damit, zwischen Nürnberg und London hin und her zu reisen. Er war in London in eine Anwaltsfirma eingetreten, und alles weist darauf hin, daß er zwei Leubhunden gegeneinander abwog: die als Mister John oder die als Herr John. Er mag zu dieser Zeit die britische Staatsbürgerschaft beantragt haben. Manchmal behauptet er, es getan zu haben, sie sei ihm jedoch verweigert worden. Ein anderes Mal erzählt er, daß man sie ihm angeboten, er sie aber abgelehnt habe. Er sprach oft davon, nach Amerika oder Spanien auszuwandern zu wollen. Nach 1948 versuchte er mehrfach, in Deutschland wieder Fuß zu fassen. Er bewarb sich um eine Stellung bei der WELT und beim neuen Bonner Auswärtigen Dienst. Überall wurde er killig empfangen. Aber eines Tages, im Jahre 1949, teilten ihm seine Freunde in der britischen Hohen Kommission mit, daß sie ihn lese auf den neugeschaffenen

Posten des Chefs des Verfassungsschutzamtes schieben würden.

Otto John kehrte nach Deutschland zurück und kam auch nach Wiesbaden, wo er mit Jan Eland bekannt wurde, einem holländischen Spion, den er schon früher in Berlin getroffen hatte. Eland hielt sich in Wiesbaden auf, um seine Liaison mit einem anderen Agenten, dem deutschen Friedrich Heinz, zu erneuern.

Der Holländer Eland lebte bei Kriegsende in Berlin. Für seine Dienste im Interesse der holländischen Untergrundbewegung erhielt er den Rang eines Obersten und 1250 Dollar im Monat. Um seine holländischen Geldgeber durch einen ständigen Fluß von Nachrichten zu befriedigen, nahm Eland Kontakt auf zu Heinz, einem ehemaligen Adjutanten von Canaris, der in der Sowjetzone lebte. Heinz lieferte das meiste Material der Informationen, die Eland nach Holland sandte. Er machte auch Durchschläge und verkaufte sie andernorts.

Dieses großangelegte Geschäft zeigte bald Risse. Die Holländer machten sich daran, die Deiche ihrer Abwehr zu flicken. Sie schickten einen zweiten Spion, der Eland zu bewachen hatte, und stoppten die Zufuhr von Mitteln. Eland, der bisher Heinz ernährt hatte, forderte jetzt Geld von ihm. Heinz, der eine Stellung bei der neuen Bonner Regierung haben wollte, bemühte sich, seinen holländischen Freund loszuwerden. Im Jahre 1951, als Oberst Heinz wirklich die Stellung als Nachrichtenchef des embryonalen Verteidigungsministeriums erhielt, begann Eland, ihn zu erpressen. Eine Welle gab Heinz nach. Er bot dem Holländer sogar eine Stellung an. Aber Eland war ausgesprochen allergisch gegen Arbeit. Schließlich wandte Heinz seinen offiziellen Einfluß an, ließ Eland verhaften und ins Gefängnis bringen. Die Anklage lautete auf Abornismus und Erpressung.

Otto John war Mitwisser dieser ganzen schmutzigen Angelegenheit. Im Jahre 1950 waren er und Heinz die Kandidaten für die Stellung des Leiters des Verfassungsschutzamtes. Im Jahre 1951 wurden sie Rivalen als Abwehrchefs. John, der sich bemüht hatte, Eland aus dem Wiesbadener Gefängnis herauszuholen, drängte den Holländer dazu, seine Dokumente gegen Heinz bei der Regierung in Den Haag abzugeben. Mit einem hübschen Trick bewegte er dann die Holländer dazu, diesen Bericht auf Regierungsebene nach Bonn zurückzuschieben. Es dauerte zwei Jahre, aber es gelang John, Heinz zu verlichten. John zahlte Eland aus, aber dieser Verlorene war am Ende seiner Weisheit. Ende 1953 ging er in die Schweiz, wo er die Hoffnung zu schreiben. Er nahm sich dort das Leben.

Wie gelang es einem Manne wie Otto John, der sich mit Intrigen und Verrat befäßte, die Stellung des Wächters der politischen Moral der jungen deutschen Demokratie zu bekommen? Im Jahre 1950 befand sich Westdeutschland auf der Zwischenstation von der Bestätigung zur Souveränität. Manchmal las sich das Manuskript der Geschehnisse in Bonn wie ein Schauerroman. Die Franzosen wollten nicht, daß dieser neue Staat eine Polizei habe. Die Briten wünschten etwas nach dem Muster von Scotland Yard. Wir Amerikaner legten einen Plan nach dem Muster unserer Geheimpolizei vor. Die Deutschen wollten zur Verhitzeltzeit zurückkehren und die Politische Polizei als Abteilung Ia in die nationale Polizei eingliedern. Das Produkt war schließlich ein hübsches kleines Ungeheuer, genannt Bundesamt für Verfassungsschutz.

Diese Organisation benötigte wohl einen besonderen Mann als Chef. Und den erhielt sie auch. Die Deutschen schlugen zuerst einen portolosen Staatsbeamten vor, aber die drei alliierten Hohen Kommissare hatten das Veto, und sie machten davon aus Prinzip Gebrauch. Wir Amerikaner schlugen Fabian v. Schlabrendorff vor, einen ausgezeichneten Mann, aber er lehnte die Stellung aus gesundheitlichen Gründen ab. Die Franzosen nominierten Heinz, den die übrigen ablehnten. Schließlich nach fünfzehn Monaten, zwölf abgelehnten Kandidaten und zehn kämpferischen Sitzungen der Hohen Kommission, unterstützten die Briten Otto John, den dreizehnten Kandidaten.

Es hätte tatsächlich Anstrengung gekostet, eine schlechtere Wahl zu treffen. Der Chef des Bundesverfassungsschutzamtes wurde ein politischer Romantiker, genau der Typ, der selber Beaufichtigung brauchte. John hatte keinerlei Verwaltungserfahrung, kein Talent für die Hingabe an Methode und Detail und keine ausgeglichene Urteilsfähigkeit.

Der Schatz in den Bergen

Sondermissionen und hochtrabende Projekte interessierten ihn. In den vierzig Monaten seiner Dienstzeit lieferte er eine Reihe davon. Da war das Unternehmen „Vulkan“, in dem er die Verhaftung von fünfunddreißig Personen veranlaßte, die angeblich kommunistischer Agententätigkeit verdächtig waren. Alle mußten innerhalb von vierzehn Tagen mit einer Entschuldigung freigelassen werden. Da war das Unternehmen „Martin Bormann“, für das ständig ein Flugzeug in Köln bereit stand, von wo aus John nach Berchtesgaden starten wollte, um Bormann und seine Freundin zu verhaften.

Das Ganzstück aber war das Unternehmen „Märchenwald“. Eine rundliche Witwe namens Baumann, die in Ansbach wohnte, erklärte, sie sei die Hüterin eines großen Nazischatzes. Dieser läge irgendwo in den bayrischen Bergen. Zweifeln erklärte sie auch, er befände sich auf dem Grunde eines Sees. Von diesem Schatz zöge sie monatlich Summen ab, um bedrängte Nazis für die in der Schweiz und Südamerika zu unterstützen. John, der auf solche Märchen hereinfiel, wofür ein junger Reporter-elevé herausfinden würde, stellte sechs seiner Leute in grünen Lederjaken ab, die Frau

Baumann zum Versteck des Schatzes begleiten sollten. Die Dame führte die Männer tief in die Berge, fast bis nach Tirol. In einem offiziellen Bericht heißt es: „Sie fand den angegebenen verbrannten Baum und den heimlichen Pfad von weißen Kieselsteinen. Aber sie konnte den Stein nicht finden, unter dem sich der Hebel befand sollte, der den Eingang zu dem Versteck öffnet. Sie hatte auch einen Plan auf Pergament, der auf andere Eingänge hinwies, aber der Code zu dem Plan war in einem Safe in München hinterlegt.“

Während John atemlos auf Nachrichten von der Entdeckung wartete, suchten ihn amerikanische Agenten auf und fragten ihn in schlichten Worten, was den Teufel eigentlich vorgehe. Sie wiesen Dokumente vor, nach denen die über 50jährige Frau Baumann ein langes Strafrecht als Schwindlerin und Erpressungskünstlerin besaß. Aber John ließ nicht locker. Er holte Frau Baumann nach Köln, um Einzelheiten zu erfahren. In betrunkenem Zustand leitete er selbst eins der zweistündigen Verhöre.

Streit mit alten Freunden

Bis zum Sommer 1952 klatschte ganz Bonn über Johns Eskapaden. Einige dieser Geschichten kamen auch bis zu Bundeskanzler Adenauer. Der Kanzler hatte John niemals leiden können. Aber er wußte, daß John die britische Unterstützung genoß. Er beschloß, die deutsche Souveränität abzuwarten und sich dann erst mit John zu befassen.

Die Monate Mai und Juni 1954 brachten eine merkwürdige und angenehme Unterbrechung. John besuchte die Vereinigten Staaten und verbrachte den größten Teil der Zeit als glücklicher Tourist. Nach seiner Rückkehr nach Köln schrieb er wortreiche Schmeicheletbriefe nach Amerika. Doch nun kamen die Ereignisse wie Holzhammer über ihn, und was von seinem Charakter noch übrig war, platzte aus dem Nähten. Er hatte Streit mit seinen alten Freunden. Er begann wieder zu trinken. Die Presse griff ihn an. Im Bundestag mußte er sich gegen heftige Vorwürfe verteidigen. Sein Vorgesetzter, Innenminister Schröder, stellte sich vor ihm, aber privat gab man ihm den Rat, ein gutes Stellenangebot nicht abzulehnen.

Die Ereignisse entwickelten sich noch schneller. Der zehnte Jahrestag des 20. Juli mit den großen Feierlichkeiten in Berlin kam heran. Dort war John in ständiger Berührung mit den Menschen seiner Vergangenheit. Er schluchzte laut während der kirchlichen Feiern und hatte einen richtigen Nervenzusammenbruch.

Zwei Motive für seine Flucht am Abend des 20. Juli waren sein Wissen, daß er als hoher Beamter in Westdeutschland erledigt war, und die Sicherheit, daß die Sowjets ihm eine Möglichkeit bieten würden, seine Tat als echten Patriotismus darzustellen. „Ihr könnt mich nicht hinauswerfen, ich gehe selber.“ Bei seinen häufigen Gesprächen mit Wolfgang Höfer erfuhr er, daß die amerikanische Abwehr über seine Verbindung mit dem Osten unterrichtet war und daß er schnell handeln müsse.

Die Rolle des Arztes Dr. Wohlgemuth ist wichtig, aber nicht ganz so wichtig, wie sie zuerst schien. Wohlgemuth, der auch als Sowjetagent arbeitete, hatte einen besonderen Tick. Er glaubte, ein magisches Serum gegen Krebs zu besitzen, und forderte von der ostdeutschen Regierung die Mittel, ein Laboratorium zu bauen. Ob nun Wohlgemuth dem Osten versprochen, Johns Gefühle zu bearbeiten, oder ob John Wohlgemuth bat, ihn in den Osten zu führen, wird sich nicht mehr feststellen lassen. Sicher ist, daß Wohlgemuth zwei Jahre lang Bandaufnahmen von seinen Unterhaltungen mit John gemacht hat. Weiter steht fest, daß die beiden, als sie am Abend abfuhren, nicht damit rechneten, daß es nur eine Hinreise sein würde. In der Nacht kehrte ein verzweifelter Wohlgemuth nach Berlin zurück. Er rief eine seiner Freundinnen an und trug ihr auf, alle pomographischen Filme, die er in ihrer gemeinsamen Wohnung versteckt hatte, zu verbrennen. Er hinterließ eine Vollmacht für seinen Anwalt. Dana holte er seine Nachtschwester, die ebenfalls seine Freundin war, ab, sagte, daß er eine Dummheit begangen habe, und entfernte sich.

Er wollte zurückkehren

Eine Untersuchung des Tischklengers von Otto John in Köln, der gebuchte Rückflug, den er in Berlin bestellt hatte, und die sorgfältige Säuberung seiner Taschen von allen wichtigen Dokumenten weisen darauf hin, daß auch er diesen Flug im Osten nur für eine Erkundungsfahrt hielt. Aber man überredete ihn drüber. Wer den Mann, seine Laufbahn und den chaotischen Zustand seiner Gefühle am 20. Juli 1954 kannte, hatte es nicht schwer. Der weiche John war vollkommen verwirrt. Die kalten Typen, die ihn eingekreist hatten, durchschauten ihn und wußten, wie man eine Angel auswirft.

Man mußte John mit weichen Handschuhen anfassen. Keine vulgäre Erwähnung von Geheimnissen, keine banalen kommunistischen Schlagworte. Es genügte, seine antinazistischen Gefühle zu beleben, einige nachdenkliche Fragen über Adenauers Verhältnis zu amerikanischen und deutschen Generalen zu stellen, nachdrücklich zu seinen Worten zu nicken, daß in Bonn alle falsch lägen außer ihm, Otto John. „Noch etwas zu trinken, Herr Dr. John? Sie können hier so lange bleiben, wie Sie wünschen. Keiner wird Sie hier verfolgen. Es gibt übrigens einen neuen Molotov-Plan für die deutsche Einheit. Wir werden Ihnen die Einzelheiten später sagen. Verschiedene unserer Leute haben Ihre Arbeit beobachtet. Wir suchen einen guten Europäer als Minister für Gesamtdeutschland... Was sagen Sie? Also abgemacht.“

Und am nächsten Tag der Katerjammer. Wenn schließlich Otto John glaubte, daß sich Martin Bormann in Berchtesgaden verborgen hielt, wie sollte er einer solchen Realpolitik widerstehen? Wenn ein Idealist sich daran macht, das Schaf im Wolkspelz zu spielen, dann muß man ihn überzeugen, daß er ein ganz besonderer Wolf ist, und ihn vergessen machen, daß er ein Schaf ist.

Der Bibeltext, den die Männer des 20. Juli gewählt hatten, ist Psalm 20, Vers 8-10: „Jene verlassen sich auf Wagen und Rosse, wir aber denken an den Namen des Herrn, unseres Gottes. Sie sind niedergedrückt und gefallen. Wir aber stehen aufrecht. Hilf, Herr, dem König und erhöre uns, wenn wir rufen.“ Am 20. Juli 1954 war es ein anderer König, der Otto Johns Ruf hörte, ein östlicher König, der sich nur auf Wagen und Rosse verläßt.

Durch seine demonstrative Handlung wurde Otto John zum Verräter. Es ist müßig, feststellen zu wollen, zu welcher Stunde der Hahn gekräch hat. Er verriet die Ideale der Männer des 20. Juli. Er verriet das Andenken seines Bruders Hans. Er verriet die deutsche Demokratie, die zu schützen er geschworen hatte, und die deutschen Demokraten, die sie aufbauen wollen. Er verriet die Engländer, die ihm zu gute Freunde waren. Er verriet seine Frau, Wolfgang Höfer. Und es steht in den Sternen geschrieben, daß dieser Mann eines Tages auch die Sowjets verraten wird.

St 11. Jahrgang / Nummer 274

Druck u. Verlag: Badendruck GmbH Karlsruhe, Lammstr 1b-3, Tel 25921. Ausgaben: Karlsruhe-Land (Eitlingen: Kronenstr 4 Bretten: Melanchthonstr 13) Bruchsal (Kaiserstr 41) Mittelbaden (Rastatt: Bahnhofstr 2 Guggenau: Hauptstr 51 Baden-Baden: Mühlengasse 2 Bühl: Hauptstraße 55 Achen: Eisenbahnstr 6 Kehl: Hauptstraße 11a) Pforzheim (Bahnhofstr 14)



BADISCHE



Karlsru

Einzelverkauf
Durch die Post
Anzeigenpreis
Mittelbaden 1
Bruchsal -30
Anzeigen-Auf

NEUESTE NACHRICHTEN

Badische Presse

Nehmt Ungarnflüchtlinge auf!

Bonn (Eig. Ber.). Das Bundeskabinett beschloß gestern, mehr als die bisher vorgesehenen 3000 Ungarnflüchtlinge in der Bundesrepublik aufzunehmen. Da sich unter ihnen 80 Prozent Jugendliche und viele Arbeiter und Bauern befinden, ist die Beschaffung von Arbeitsplätzen für die Flüchtlinge nicht schwierig, wenn die Bevölkerung mithilft. Einzelstehende bei sich unterzubringen. Erklärungen, einen Ungarnflüchtling bei sich aufzunehmen, können an das Bundesvertriebenenministerium, Bonn, gerichtet werden.

Benzin-Schlangen in England

London (AP). Lange Schlangen englischer Autobesitzer bewegten sich gestern durch die Postämter Großbritanniens: die ersten Benzinbons für die am 17. Dezember beginnende Benzinrationierung wurden ausgeteilt. Trotz merklicher Verstimmung über die Autovekehrsbeschränkung — nur etwa 350 Kilometer sind pro Wagen und Monat erlaubt — erwiesen sich die Engländer wieder einmal als Meister der Disziplin und des geduligen Schlange-stehens.

Heute werden die Behörden mit der Bearbeitung von Benzin-Bon-Anträgen für mehr als 1,15 Millionen Lastwagenbesitzer beginnen.

Molotows neue Aufgabe als „Staatskontrollleur“

Stalin leitete dieses Amt von 1919 bis 1922

London und Paris stellen den UN Bedingungen

Abzug aus Ägypten nur nach Friedenssicherung und Räumung des Suezkanals

London/Paris/New York (AP/dpa). England und Frankreich haben gestern zu verstehen gegeben, daß die britisch-französischen Truppen erst aus Ägypten abziehen werden, wenn die UN-Polizeitruppe in der Lage sei, die Räumung des Suezkanals und die freie Durchfahrt durch den Kanal zu sichern.

In Vertretung von Premierminister Eden teilte Lordsegelbewahrer Butler dem Unterhaus mit, vor dem Abzug der britisch-französischen Truppen müßten drei Bedingungen erfüllt sein:

1. Die UN-Polizeitruppe müsse in der Lage sein, den Frieden zwischen Ägypten und Israel zu sichern.
2. sie müsse die Räumung des Suezkanals von Hindernissen sicherstellen können und
3. sie müsse die freie Schifffahrt durch den Kanal entsprechend den im vergangenen Monat vom Sicherheitsrat festgelegten sechs Grundsätzen für eine Lösung der Suezfrage gewährleisten können.

Generalsekretär Hammarskjöld teilte der Vollversammlung Botschaften Großbritanniens, Frankreichs und Israels mit, nach denen

ser“ erhalten müsse, bevor sie ihre Truppen von der Sinai-Halbinsel abziehen könne. Zu solchen „kriegerischen Handlungen“ hat Israel bisher auch die Sperrung des Suezkanals für israelische Schiffe und die Blockade des Golfs von Akaba gerechnet.

„Hier spricht eine gesteuerte Zeugin“

Dramatische Vernehmung der Frau Wohlgemuths im John-Prozess

Karlsruhe (K. - Eig. Ber.). „Wir wissen, daß hier eine gesteuerte Zeugin spricht“, rief Rechtsanwalt Dr. Caemmerer, der Verteidiger Johns im Prozeß vor dem 3. Strafsenat des Bundesgerichtshofs, mit erhobener, anklagender Stimme aus, als die Frau Wohlgemuths, Rosezögernd aussagte. Die Zeugin hatte zugegeben, daß sie ihren Mann vor dem Prozeß mehrmals

Schon die eindringliche Belehrung des Vorsitzenden über die Pflichten des Zeugen wich von der üblichen Form ab und ließ vermuten, daß das Gericht besorgt war, daß die Zeugin von ihren früheren Einlassungen abweichen werde, denn es war bekannt, daß sie sich mit ihrem Mann im Ostsektor getroffen hatte. Trotz der Ermahnung war die Zeugin in entscheidenden Punkten von bedenklicher Gedächtnisschwäche befallen. Mit leiser, kaum hörbarer Stimme macht sie ihre Aussagen. Ehe die blonde, stark geschminkte Frau im schwarzen Kostüm eine Antwort auf die gleich einem Platzregen auf sie niedergehenden Fragen gab, blickte sie versonnen aus dem Fenster und überlegte. Dann aber kam die Antwort schnell, beinahe wie auswendig gelernt. Seit 1951 ist sie die Gattin des Berliner Arztes, aber gerade seit der Hochzeit hat Wohlgemuth seine Gunst der Nachschwester Annemarie zugewandt.

Sie erinnert sich an drei Besuche Johns bei Wohlgemuth. Sie verhielten sich wie langjährige Freunde. Wohlgemuth ist nach ihrer Ansicht ein gütiger, stets hilfsbereiter Mensch mit kommunistischen Ideen, die aber nie praktiziert wurden. Soweit er Beziehungen zu Personen aus der Ostzone hatte, hingen sie mit einer Anstellung in der Charité zusammen. Von einer Tonbandaufnahme eines Gesprächs Johns mit Wohlgemuth will die Zeugin nichts mehr wissen. Ebenso harmlos stellt sie die Beziehungen zu einem gewissen Wonsack hin. Dann aber gab sie zu, Wohlgemuth nach dem 20. Juli 1954 mehrmals, zuletzt vor einigen Tagen getroffen zu haben. Aber erst auf eindringliches Befragen räumte sie ein, bei dieser Gelegenheit auch über ihr Verhalten im Prozeß gesprochen zu haben.

John habe ihr folgende Darstellung der Ereignisse des 20. Juli 1954 gegeben: John sei an

jenem Abend in die Praxis Wohlgemuths gekommen. Sie seien dann in die Charité gefahren. John habe sich entfernt, er habe einen Herrn Schneider getroffen. Nach vier Stunden sei er zurückgekommen und habe erklärt, im Osten bleiben zu wollen. Wohlgemuth sei dann einige Tage in Haft gewesen. Seither werde er immer von zwei Beamten bewacht.

Erst im Kreuzverhör wurde die Zeugin erschüttert. Jetzt erinnerte sie sich genauer an Einzelheiten, räumte aber immer noch nicht den ganzen Sachverhalt ein. Schonungslos wies ihr Oberbundesanwalt Güde die Widersprüche in ihrer Aussage nach. Die Zeugin gab widerwillig und zögernd nach, immer nach Ausflüchten suchend.

Energisch bedrängte sie auch Rechtsanwalt Dr. Caemmerer. Jetzt erinnerte sie sich auch wieder an Wonsack, nachdem ihr ein Telefongespräch, das sie mit der Schwester Annemarie geführt hatte, vorgehalten wurde. Aber wieder sucht sie zu entschleißen: „Die Aussage ist mir diktiert worden.“ Dann soll Wonsack nur ein Patient ihres Mannes gewesen sein.

Dr. Caemmerer: Sie haben ausgesagt, daß Wonsack für den Staatssicherheitsdienst arbeitet.

Die Zeugin: Ich kann mich daran nicht erinnern.

Da wendet ihr der Verteidiger ins Gesicht: „Wir wissen, daß wir hier eine gesteuerte Zeugin haben. Haben Sie nicht gesagt, daß Ihr Mann mit Menschenraub etwas zu tun gehabt habe? Hat Ihnen das Ihr Mann gesagt?“

Zeugin: „Mag sein.“

Verteidiger: „Früher sagten Sie, daß Ihr Mann aus Ehrgeiz zu jeder Tat fähig sei?“

Zeugin: Ja, das sagte ich, aber mein Mann ist nicht fähig, einen Menschen zu entführen.“

Verteidiger: „Haben Sie gesagt, daß Ihr Mann zu dem Tonband die Bemerkung machte: ‚Das kann mir im Osten von Vorteil sein?‘“

Zeugin: „Ich weiß nicht. Aber Sie müssen die Situation verstehen, wenn man 14 Stunden lang pausenlos vernommen wird.“

Verteidiger: „Das ist nicht wahr. Aber hat er Ihnen das gesagt oder haben Sie beim Untersuchungsrichter einen Meineid geleistet?“

Zeugin: „Er hat es gesagt.“

Dr. Geier: „Ich habe den Eindruck, daß Sie glauben, Ihren Mann vor irgendwelchen Verdächtigungen in Schutz nehmen zu müssen.“

Das wäre menschlich verständlich. Trotzdem muß ich sagen, es wäre gefährlich für Sie, denn wenn Sie aussagen, müssen Sie unbedingt die Wahrheit sagen. Wenn Sie Regungen nachgeben, machen Sie sich selbst unglücklich. Sie tun sich und Ihrem Mann keinen guten Dienst, wenn Sie jetzt so verschiedene Aussagen machen.“

Nach solch eindringlicher Ermahnung, will die Zeugin nochmals überlegen. Dann aber erklärt sie, ihre Aussage zu beschwören. Jeder im Saal wußte, daß hier ein Meineid geleistet werden sollte.

In diesem Augenblick höchster Spannung griff der Oberbundesanwalt ein: „Die Zeugin kann sich aus Ihrer Verstrickung nicht lösen. Sie kann auch jetzt noch rückwirkend ihre Aussage zurücknehmen, soweit sie ihren Mann damit belastet.“

Totenblaß, ihre Erregung kaum meisternd, ergriff Frau Wohlgemuth die rettende Hand. Mit kindlicher, erstmals klar verständlicher Stimme beendete sie ihre eingeschränkte Aussage. Und im Saal atmete man auf.

Die Zeugin Vera Henschel kannte Wohlgemuth seit 1941. Er war ihr damals behilflich, als sie aus Gestapohaft kam. Sie traf ihn auch mehrmals nach seinem Absetzen nach Ostberlin. „Du kannst dich darauf verlassen, ich habe John nicht entführt“, habe er während eines solchen Besuchs gesagt. Sie sei erschüttert über seine schlechte körperliche und seelische Verfassung gewesen.

Der Zeuge Dipl.-Ing. Josef Homberg konnte nicht viel zur Aufklärung des Falles beitragen. Etwas ergiebiger war die Aussage seiner Tochter, die bei Wohlgemuth Sprechstundenhilfe war und freundschaftlichen Verkehr mit ihm pflegte. Sie war mit Wohlgemuth dreimal in Köln bei John. Von Wohlgemuth entwirft sie ein günstiges Bild. Tüchtiger Arzt, wenn auch mit kommunistischen Ideen, die man nicht ernst nahm. Nach ihrer Ansicht deutete nichts darauf hin, daß Wohlgemuth sich absetzen wollte. Er habe sie eindringlich gebeten, nach Berlin zu kommen, er brauche sie für eine wissenschaftliche Arbeit. John habe sie für einen wankelmütigen Menschen gehalten.

Zum Schluß wurde noch ein Zeuge vernommen, der zu den Bewachern Johns in Ostberlin gehörte. Er ist erst kürzlich nach dem Westen geflohen. Zur Vernehmung zur Person und über die Umstände seiner Flucht wurde die Öffentlichkeit ausgeschlossen.

Die Verhandlung wird heute fortgesetzt.

75

amstr. 1b-3,
ronenstr. 4
41). Mittel-
st. Boden-
ern: Eisen-
hofstr. 14)



BADISCHE



ESTE NACHR

Badische Presse

Heute
Bäder- und
Reise-Beil

Imre Nagy nach Rumänien gebracht

Angeblich freiwillige Abreise, aber die Budapester Bevölkerung glaubt es nicht - Eine „Bombe“ für Belgrad

Wien (AP/dpa). Das von den Sowjets in Ungarn eingesetzte Kadar-Regime hat den letzten ungarischen Ministerpräsidenten vor der Sowjetintervention, Imre Nagy, unter offensichtlichem Bruch eingegangener Verpflichtungen am Freitag nach Rumänien abgeschoben. In Begleitung des ehemaligen Regierungschefs befanden sich, wie es in der Mitteilung des Presseamtes der Kadar-Regierung heißt, „einige seiner Mitarbeiter“, die beim Angriff der Sowjets auf die ungarische Freiheitsbewegung zusammen mit ihm in der jugoslawischen Botschaft Zuflucht gefunden hatten.

Die amtliche Mitteilung der Regierung Kadar hat folgenden Wortlaut: „Der frühere Ministerpräsident Imre Nagy und einige seiner Mitarbeiter hatten, wie bekannt ist, am 4. November in der Budapester Botschaft Jugoslawiens Asyl gefunden. Ihr dortiger Aufenthalt wurde am 22. November beendet.“

Bereits vor über zwei Wochen hatten Imre Nagy und seine Mitarbeiter die ungarische Regierung um Erlaubnis ersucht, das Gebiet der ungarischen Volksrepublik verlassen und sich in das Gebiet eines anderen sozialistischen Landes begeben zu dürfen.

Mit Genehmigung der Regierung der rumänischen Volksrepublik sind Imre Nagy und seine Mitarbeiter am 23. November in die rumänische Volksrepublik eingereist.“

In der jugoslawischen Hauptstadt schlug die Nachricht von der „Abreise“ Nagys wie eine Bombe ein. Politische Beobachter sprachen von einer „Deportation“ des früheren Ministerpräsidenten.

Nach Belgrader Berichten wurden die ungarisch-jugoslawischen Verhandlungen über Nagy

am 20. und 21. November geführt. Jugoslawien gab sich dabei nicht mit mündlichen Zusicherungen zufrieden, sondern verlangte eine schriftliche Garantie, die in Form eines Briefaustausches, am 21. November gegeben wurde. Diesem Übereinkommen entsprechend verließen Nagy und seine Mitarbeiter die jugoslawische Botschaft in einem Autobus, der ihnen vom stellvertretenden Ministerpräsidenten, Verteidigungs- und Sicherheitsminister der Kadar-Regierung, Münich, zur Verfügung gestellt worden war.

Dieser Bus, den zwei jugoslawische Diplomaten begleiteten, die die Einhaltung der von den Kadar-Behörden gegebenen Zusicherungen überwachen wollten, wurde nach Mitteilung jugoslawischer Pressevertreter in Budapest von zwei sowjetischen Panzerwagen eskortiert. Anstatt aber Nagy und die übrigen Insassen zu ihren Wohnungen zu bringen, fuhr er zur „Kommandatura“ der Sowjets.

Die jugoslawischen Diplomaten, so heißt es, protestierten nachdrücklich gegen diesen Bruch der Versprechungen, wurden aber von Sowjetoffizieren aufgefordert, den Autobus zu verlassen. Einer dieser Offiziere sagte, es gehe nicht um Diplomatie, sondern um die Ausführung von Befehlen. Später brachten die Sowjets Nagy, wie weiter berichtet wird, „in einem Panzerwagen, der mit unbekanntem Bestimmungsort davonfuhr. Auf Belgrader Anfragen bei Bukarcester Stellen wurde mitgeteilt, man wisse dort überhaupt nicht, daß Nagy und seine Begleiter nach Rumänien gekommen seien.“

hatten, die jugoslawische Botschaft. Beide waren Mitglied des Zentralkomitees der ungarischen KP. Auch der frühere Generalsekretär der „Ungarischen Volksfront“, der Schwiegersohn von Imre Nagy, Ferenc Janosi, und der ehemalige Chefredakteur der kommunistischen Tageszeitung „Szabadseg“, Sandor Haraszti, der 1951 als Titoist verhaftet worden war, waren in Begleitung von Imre Nagy. Außerdem wurden folgende Namen von führenden Persönlichkeiten genannt, die mit Nagy die Botschaft verließen: Gyorgy Fazekas, Janos Szilagy, Ujhelyi, Vasarhelyi, außerdem 16 Frauen, unter ihnen die Witwe des als Titoisten hingerichteten KP-Führers Rajk, sowie 17 Kinder.

Nach einer Meldung des Budapester Rundfunks hat der Budapester Arbeiterrat gestern den am Donnerstag ausgerufenen Generalstreik abgesagt, weil er ein Übereinkommen mit der Regierung Kadar erzielen konnte. Die Arbeiterräte werden darin als Beratungskörperschaft von der Regierung anerkannt und die Funktionäre sollen in Zukunft von den Arbeitern gewählt werden.

Sowjet-Soldat erschossen

Wien (AP). Österreichische Grenzschutzwachen haben am Freitag das Feuer auf sowjetische Soldaten eröffnet, die ungarische Flüchtlinge bis auf österreichisches Gebiet verfolgten. Ein Sowjetsoldat wurde erschossen, ein anderer etwa 400 Meter von der Grenze entfernt auf österreichischem Gebiet gefangen genommen.

Die österreichische Regierung hatte bereits zu Beginn des ungarischen Volksaufstandes den Grenzschutzwachen und dem österreichischen Bundesheer Befehl gegeben, sofort das Feuer zu eröffnen, wenn Flüchtlinge auf österreichisches Gebiet verfolgt werden.

Die beiden sowjetischen Soldaten waren, wie das Polizeikommissariat Eisenstadt bekannt gab, bei Rechnitz im österreichischen Burgenland bei der Verfolgung ungarischer Flücht-

Gesetz tritt in Kraft

esratsbedenken zum Überbrückungsgeld

ner wünschen die Länder, daß das Gesetz nicht rückwirkend zum 1. April 1956, sondern erst zum 1. April 1958 in Kraft tritt. In seiner Stellungnahme brachte der Bundesrat zum Ausdruck, daß es bei

St

11. Jahrgang / Nummer 277

Druck u. Verlag: Badendruck GmbH., Karlsruhe, Lammstr. 1b-8,
Tel. 25921. Ausgaben: Karlsruhe-Land (Eitlingen: Kronenstr. 4,
Bretten: Melanchthonstr. 43) Bruchsal (Kaiserstr. 41) Mittel-
baden (Rastatt: Bahnhofstr. 2, Gaggenau: Hauptstr. 51, Baden-
Baden, Mühlengasse 2, Bühl: Hauptstraße 55, Achern: Eisen-
bahnstr. 6, Kehl: Hauptstraße 115), Pforzheim (Bahnhofstr. 14)



BADISCHE



Karlsru
Einzelverka
Durch die P
Anzeigenpre
Mittelbaden
Bruchsal -30
Anzeigen-Au

NEUESTE NACHRICHTEN

Badische Presse

Syrien entwickelt sich zu neuem Unruheherd

Ägypten droht allen Ausländern mit Internierung oder Ausweisung

Damaskus / Bagdad (AP/dpa). Nach Rundfunkmeldungen aus dem Nahen
Osten scheint sich Syrien zu einem neuen Mittel-

Gegenwart ägyptischer Männer zu entkleiden.
Ferner hätten alle Briten alles zurücklassen
müssen, was sie in den Jahren ihres Auf-
enthaltes in Ägypten erworben haben. Der
ägyptische Außenminister Fauzi erklärte in
einem Fernsehinterview, wenn die britischen,
französischen und israelischen Truppen nicht
abgezogen würden, müssten die Vereinen Natio-
nen Gewalt anwenden.

Der „Daily Herald“, das Blatt der Labour-
Party, veröffentlichte in sensationeller Form
folgenden Bericht seines Korrespondenten aus
Port Said: „Ein vollständiges französisches
Tankregiment rasselte von Landungsfahrzeugen
hier an Land, eine weitere Verstärkung für den
großen Aufbau der englisch-französischen
Kräfte hier, für die der Abzug eines englischen
Regiments als Geste nichts bedeutet, denn die



OLYMPISCHE SIEGERLISTE

100 m Frauen:

Gold: Betty Guthbert (Australien) 11,5 Sek.
Silber: Christa Stübnick (Deutschland)
11,7 Sek.
Bronze: Marlene Mathews (Australien)
11,7 Sek.

800 m:

Gold: Tom Courtney (USA) 1:47,7 Min.
Silber: Derek Johnson (Großbritannien)
1:47,8 Min.

Institut für Zeitungs- und Medienwissenschaft

Wohlgemuth: „John kommt eines Tages mit“

Weitere Zeugenvernehmung im Johnprozeß vor dem 3. Strafsenat des Bundesgerichtshofs

Karlsruhe (K.-Fig.-Ber.). „Er war fest entschlossen, irgend wann mal rüberzugehen, und zwar nicht allein. ‚Der John kommt mit‘, sagte mir Wohlgemuth mehrmals.“ Das war einer der Kernsätze aus der gestrigen Vernehmung des Exportkaufmanns Bruno Kropidlowski aus Berlin vor dem Dritten Strafsenat des BGH im Johnprozeß. Weitere Zeugen waren Baron Dr. von Oppenheim und Rudolf Metzner.

Der wortgewaltige Zeuge Kropidlowski mußte im Laufe der Vernehmung immer kräftiger an die Zügel genommen werden, denn er schweifete frisch-fröhlich vom Thema ab, blendete wie im Film vor und zurück und mischte fink Meinung und Tatsachen. Er lernte Wohlgemuth schon vor dem Krieg kennen, aber erst nach dem Zusammenbruch wurden sie gute Freunde, bis im Jahre 1952 der große Krach kam. Der Zeuge hatte sich monatelang um die Mittel für die Einrichtung einer Klinik bemüht. Zur entscheidenden Gründungsversammlung kam aber Wohlgemuth nicht, weshalb das ganze Projekt ins Wasser fiel. Später trat aber Wohlgemuth wieder an ihn heran, er solle sich bei Max Wonseck dafür einsetzen, daß er eine Stelle an der Charité erhalte. Dort habe er seine Krebsforschung weiterführen wollen. Kurz nach diesen Bemühungen sei aber Hella Pieck zu Wohlgemuth gekommen und habe ihn gewarnt, sich in die Sowjetzone zu begeben. Er stehe im Verdacht, amerikanischer Agent zu sein. Selbst seine Freunde könnten ihn nicht schützen.

Der Zeuge berichtete auch, daß ihm Wohlgemuth zweimal das von einem Gespräch mit John aufgenommene Band vorgeführt habe. Bei einem Besuch in der Charité im August 1956 habe Wohlgemuth davon allerdings nichts mehr wissen wollen. Aus der Bandaufnahme sei zu entnehmen gewesen, daß John deprimiert gewesen sei. Er habe Klage über den zunehmenden Einfluß der Nazis geführt. In seiner Verzweiflung habe er sogar von Selbstmord gesprochen.

„Der ganze Fall hätte überhaupt nicht stattgefunden, wenn sich nicht ein so eigenartiges Phänomen wie Wohlgemuth damit befaßt hätte“, faßte der Zeuge seine Meinung zusammen. „Sie, Herr Präsident, sehen das alles viel zu normal.“

Nach der Darstellung des Zeugen war Max Wonseck als Kommunist elf Jahre im KZ, nach dem Krieg nacheinander Beauftragter des Finanzpräsidiums in Ost-Berlin, Generaldirektor aller Schlachthöfe, dann beim Rundfunk und schließlich irgend etwas im Informationsamt der Presse. Von Beziehungen zum SSD will der Zeuge nichts gehört haben.

Nach dem 20. Juli 1954 hat der Zeuge im Mai 1956 Wohlgemuth in Ost-Berlin aufgesucht.

Hauptthema sei dabei gewesen, ihm zu helfen. Wenn sein letzter Versuch, eine Anstellung bei der Charité zu erhalten, mißlinge, werde er nach dem Westen zurückkehren.

Beinahe wörtlich wiederholte der Zeuge Baron Oppenheim ein Urteil des früher vernommenen Zeugen Oster: „Was einer drüben schreibt und sagt, zählt für mich nicht“, auf die Frage, wie er sich das Verhalten Johns in der Sowjetzone erklären könne. Der Zeuge kennt John aus der Nachkriegszeit. Er hätte auch unter den Nazis gelitten, wodurch sich genügend Anhaltspunkte für ein herzlicheres Verhältnis ergaben. An seine Adresse schickte John durch Boten auch 2000 DM für seine Frau mit einem freundschaftlich gehaltenen Brief. In dem Brief bat John um Verständnis für seinen „demonstrativen Schritt“, das heißt für seinen Übertritt in die Sowjetzone. Er versicherte, daß es ihm damit sehr ernst sei. Der Zeuge war der Ansicht, daß John ein fanati-

tischer Antireaktionär gewesen sei. Seine feindliche Haltung gegenüber den Nazis sei zwar noch kein Komplex gewesen, doch immerhin übernormal. John erklärte den Ton des Briefes damit, daß der Inhalt auch für die Russen bestimmt gewesen sei, die ihm auch das Geld für seine Frau gegeben hätten.

Ein eigenartiges Bild Wohlgemuths entwarf der Zeuge Rudolf Metzner, Kaufmann aus Frankfurt. Als er nach siebenjähriger Verschleppung durch die Russen 1945 nach Berlin zurückgekehrt sei, habe ihm Wohlgemuth 25 DM gegeben, damit er überhaupt eine Bleibe finden könne. Um wieder geschäftlich Fuß fassen zu können, habe er eine Bürgschaft gebraucht. Wohlgemuth habe sich dazu auch bereit erklärt unter der Bedingung, daß er mit Leuten aus dem Osten zusammenfreffe. Die von ihm verlangten Dienste hätten zweifellos nachrichtendienstlichen Charakter gehabt. Zu dem Treff wären Straßer und ein Sekretär Grothewohls geladen gewesen. Darauf habe er selbstverständlich verzichtet, ohne allerdings Wohlgemuth vor den Kopf zu stoßen. Als er dann gemerkt habe, daß man ihn entführen wolle, habe er sich schnell aus Berlin ausfliegen lassen.

Wohlgemuth sei ein politischer Idealist gewesen. Er könne sich kaum vorstellen, daß Wohlgemuth ihn aus materiellen Gründen für den Osten habe anheuern wollen. Seine Praxis sei hervorragend gegangen.

Da der Zeuge behauptete, in öffentlicher Sitzung nicht restlos alles aussagen zu können, wurde die Öffentlichkeit für den Rest seiner Vernehmung ausgeschlossen.

St 11. Jahrgang / Nummer 278

Druck u. Verlag: Badendruck GmbH, Karlsruhe, Lammstr. 1b-8, Tel. 25921. Ausgaben: Karlsruhe-Land (Ettlingen: Kronenstr. 4, Bretten: Melanchthonstr. 43) Bruchsal (Kaiserstr. 41), Mittelbaden (Rastatt: Bahnhofstr. 2 Gaggenau: Hauptstr. 51, Baden-Baden, Mühlengasse 2 Bühl: Hauptstraße 55 Achern: Eisenbahnstr. 6 Kehl: Hauptstraße 11a) Pforzheim (Bahnhofstr. 14)



BADISCHE



Karlsruh

Einzelverkaufs
Durch die Post
Anzeigenpreise
Mittelbaden 1.-
Bruchsal .30 f
Anzeigen-Aufn

NEUESTE NACHRICHTEN

Badische Presse

Nasser bereitet Raubzug großen Stils vor

Es geht nicht um die Ausweisung der Ausländer, sondern um die Beschlagnahme ihrer Vermögen

Drahtbericht unseres Korrespondenten E. G. Paulus

Paris. — Bei den von der ägyptischen Regierung angedrohten Ausweisungen englischer und französischer Staatsbürger sowie ägyptischer Juden aus Ägypten zeigt es sich immer deutlicher, daß die ägyptische Regierung einen Raubzug größten Stils vorbereitet, und es ihr nicht darum geht, die rund 13 000 englischen, 9000 französischen Juden aus dem Lande zu bringen, sondern den Besitz der Vermögenswerte der Be-

In der Tat geht es offensichtlich darum, daß Nasser sich nicht der englischen und französischen Staatsbürger, die in Ägypten leben, entledigen will, sondern eine Enteignungsaktion vorbereitet, der das gesamte in Ägypten befindliche französische Eigentum zum Opfer fallen kann.

Französisches Kapital ist in Ägypten in zahlreichen Firmen, Bau- und Transportunternehmen investiert. Französische Banken wie der Credit Lyonnais unterhalten in Ägypten

lizeitruuppen im Nahen Osten. Nach einer sehr scharfen Verurteilung Englands, Frankreichs und Israels durch den indischen Delegierten Menon forderte Ägypten energische Maßnahmen gegen die drei Staaten, wenn sie jetzt nicht definitiv mitteilten, bis wann ihre Truppen aus Ägypten abgezogen sein werden.

Auf dem jährlichen Festessen der englisch-sprechenden Union in New York hat der britische Außenminister Selwyn Lloyd ein Fünf-Punkte-Programm für eine gemeinsame britisch-amerikanische Nahost-Politik vorgeschlagen.

Eisenhower berät mit Dulles

Augusta/Georgia (dpa). Präsident Eisenhower wird am Sonntag in seinem Urlaubsort Augusta (Georgia) mit Außenminister Dulles über die internationale Lage, vor allem über die Nahostsituation und die Situation



OLYMPISCHE SIEGERLISTE

Weitsprung (Frauen):

Gold: Elsbjerta Krzesinska (Polen)	6,35 m
Silber: Willie White (USA)	6,09 m
Bronze: Nadeschda Dwalischwilli (UdSSR)	6,07 m

Diskuswerfen:

Gold: Al Garter (USA)

Wohlgemuths Variationen über freiwilligen Übertritt Johns

Der Zeuge Breuning serviert neue Thesen im John-Prozess vor dem BGH

Karlsruhe (K.-Eig.-Ber.). „Die Fahrt Johns mit Wohlgemuth in den Ostsektor Berlins war lange vereinbart, beschlossen und wurde auch so durchgeführt“, sagte gestern der Zeuge Theodor Breuning im Johnprozess vor dem 3. Strafsenat des Bundesgerichtshofs. „So ging es aus den Erzählungen Wohlgemuths mir gegenüber eindeutig hervor.“ Als Finanz- und Wirtschaftsberater Wohlgemuths hat der Zeuge den Berliner Arzt häufig nach dem 20. Juli 1954 in Ostberlin getroffen.

Der 49jährige Berliner Kaufmann macht seine Aussagen mit ruhiger, sachlicher Stimme. Ein zufriedenes Lächeln begleitet alle seine Ausführungen. Wie ein geschulter Zeuge unterscheidet er zwischen Tatsachen, den Äußerungen Dritter und eigener Wertung. Er kennt Wohlgemuth seit 1951 oder 1952. Anknüpfungspunkt war die Fliegerei, für die sich auch Wohlgemuth interessierte. Er wurde später Verbandsarzt der Flieger. Das Verhältnis wurde freundschaftlich, nachdem Breuning sich auch um die geschäftlichen Angelegenheiten Wohlgemuths kümmerte. Seiner Meinung nach ist Wohlgemuth zwar Kommunist, doch kein ausgesprochener Parteigänger. Die Art, wie der Kommunismus in der Sowjetzone praktiziert werde, hätte durchaus nicht seine Zustimmung gefunden. Wegen solch scharfer Kritik habe er auch die Leitung des Tempelhofer Krankenhauses verloren. Dem Zeugen ist bekannt, daß Wohlgemuth längere Zeit drüben als Agent verdächtigt wurde und deshalb die Zone nicht betrat. Erst im April-Mai 1954 habe er wieder Fahrten durch die Sowjetzone unternommen. Eine Anstellung in der Charité zu erhalten, sei ein heftiges Anliegen Wohlgemuths gewesen. Jeweils an seinem Geburtstag habe er eine neue Bewerbung geschrieben. Bis heute ohne Erfolg.

Von John habe ihm Wohlgemuth zum erstenmal anlässlich der Vulkan-Affäre gesprochen. Bald nach Wohlgemuths Verschwinden in der Sowjetzone habe er versucht, ihn zu treffen. Das sei aber nicht geglückt. Erst später habe er ihn durch einen Verbindungsmann in Ostberlin sprechen können. Bei allen Gesprächen

sei aber ein Bewacher dabei gewesen. Die Verabredungen seien aber im Januar 1955 unterbrochen worden. Erst im August oder September 1955 habe er wieder von Wohlgemuth gehört. Ein Mann habe einen Treff mit ihm an einer Straßenecke ausgemacht und ihm Briefe Wohlgemuths vorgelesen. Der Mann habe auch seine Briefe in Empfang genommen, sie seien aber, wie er später gehört habe, Wohlgemuth nicht ausgehändigt worden. Später sei auch Wohlgemuth selbst zu diesen Treffs erschienen. Er sei hierzu eigens von Leipzig gekommen. Wohlgemuth sei auch heute noch in Leipzig. Auf Befragen erklärt der Zeuge, daß Wohlgemuth nur mit Erlaubnis seiner Bewacher nach Karlsruhe kommen könne.

Dann erzählte der Zeuge, wie sich nach Wohlgemuths Darstellung die Ereignisse vom 20. Juli 1954 abspielten. Wohlgemuth habe John zweimal in Köln am 8. und 10. Juli 54 getroffen. Am 17. und 19. Juli hätten sie sich in Berlin gesehen. Dabei sei der Ausflug in die Sowjetzone abgesprochen worden. Die Abfassung des Gutachtens sollte ein Vorwand sein, die Praxis zu verlassen. Über das Brandenburger Tor seien sie in die Charité gefahren. Dort habe man den gewissen Dr. Schneider getroffen, der mit einem Wagen auf der Straße auf sie gewartet habe. In dessen Wagen sei man in eine Villa gebracht worden, wo man mehrere Personen getroffen habe. John habe über seine Flucht nach Spanien berichtet. Im Laufe des Abends habe sich John in ein Nebenzimmer begeben. Nur Wohlgemuth und ein Herr wären zurückgeblieben. Nach einiger Zeit sei John zurückgekommen und habe erklärt: „Ich bleibe

hier.“ Wohlgemuth sei dann allein nach Westberlin zurückgekehrt.

Im Kreuzverhör verlor der Zeuge etwas von seiner zur Schau getragenen Sicherheit. Als er einer Frage ausweichen wollte, rief ihm Bundesrichter Dr. Jagusch zu: „Sie stehen unter Eid, erinnern Sie sich schnell.“ Nach solch hartem Anlassen funktionierte das Gedächtnis wieder besser. Dennoch wurde Oberbundesanwalt Güde böse wie nie, als der Zeuge in der Photogeschichte — Wohlgemuth an der Zonengrenze in Erwartung eines Bundesrichters — Ausflüchte machen wollte. Schließlich erinnerte er sich, daß er die Sache inszeniert habe, er habe den Photographen bestellt und ihm sei dafür auch Geld versprochen worden. „Ich habe mich ehrlich darum bemüht, die Vernehmung zustande zu bringen.“ Der Oberbundesanwalt: „Vermeiden Sie das Wort ehrlich in diesem Zusammenhang.“

Rechtsanwalt Dr. Caemmerer hielt dem Zeugen die Widersprüche zwischen seiner heutigen Aussage und seinen früheren Angaben zu Wohlgemuths Darstellung der Reise in den Ostsektor vor. Gemütlich meinte der Zeuge, das sei doch das gleiche. Erst später gab er die

Unterschiede zu, hielt sie aber für unwesentlich. Im übrigen beruhten alle Darstellungen auf Erzählungen Wohlgemuths.

Die Zeugin Frau Schleicher aus Berlin, durch Mann und Bruder mit der Widerstandsbewegung verbunden, stellte John das allerbeste Zeugnis aus. Nach dem Scheitern des Attentats auf Hitler habe ihr Mann gesagt: „Otto John muß raus, das ist wichtig, er ist über alles im Bilde.“ Sie gab ihrer Überzeugung Ausdruck, daß John entführt worden sein müsse. Eine ebenso günstige Bild von John entwarf Generalmajor a. D. Frhr. von Gersdorff, Köln. Der Zeuge kennt die Bemerkung Johns auf der Pressekonferenz in Ostberlin, wonach ihm, Gersdorff, der Eintritt ins Amt Blank versagt worden sei, weil er dem Widerstand nahegestanden habe. Sachlich sei die Bemerkung nicht richtig, weil niemals eine solche Begründung gegeben worden wäre, doch deuteten Anzeichen darauf hin, daß solche Überlegungen entscheidend gewesen wären. Er habe sich nie um eine Anstellung im Amt Blank bemüht, wohl aber Bekannte, u. a. John. Ihre Bemühungen seien fruchtlos geblieben. Er halte John für einen unbedingten Anhänger der freiheitlichen Demokratie, der jeglichen Totalitarismus entschieden ablehne. Allerdings sei er über den wachsenden Einfluß einstens führender Nazis besorgt gewesen.

Die Verhandlung wird heute mit der Vernehmung weiterer Zeugen fortgesetzt.

Donnerstag, 29. November 1956

Nummer 279

„Bei John hat es länger gedauert“ / Der Zeuge von Hase gibt eine neue Übertrittsversion im John-Prozeß

Karlsruhe (K.-Eig.-Ber.) Drei prominente Zeugen, Frau Erika Wolf, die Schwester Johns, Friedrich Wilhelm Heinz, der frühere Abwehrchef im Amt Blank, und Alexander von Hase, Sohn des früheren Stadtkommandanten von Berlin, Generalleutnant a. D. von Hase, wurden gestern im Johnprozeß vor dem Bundesgerichtshof vernommen. Ihre Aussagen waren interessant, doch konnten auch sie das Dunkel um den Fall John nicht wesentlich erhellen.

Frau Wolf erklärte, sie habe nie an ihrem Bruder gezweifelt. Nach seinem Verschwinden in die Sowjetzone habe sie zu ihrem Mann gesagt: „Ich warte auf seine Erklärungen, der Otto hat nie etwas Ehrenrühriges getan.“ Auch die Briefe Johns an die Familie wären beinahe inhaltslos gewesen. In einem der Briefe, die verlesen wurden, schrieb John: „Mir ist das Kreuz des deutschen Schicksals auferlegt.“ Auf die Frage, ob aus den Briefen nicht angenommen werden könne, daß John die Familie von der Richtigkeit seines Verhaltens in der Sowjetzone habe überzeugen wollen, meinte die Zeugin, daß ihr Mann sie darüber beruhigt habe. Man dürfe die Briefe nicht normal werten, sie seien auch durch die Zensur gegangen. Ihr Vater habe John in der Sowjetzone besucht. Nach der Rückkehr habe er nur gesagt, es gehe ihm äußerlich gut, er sei aber immer bewacht.

Eine neue Fassung des Übertritts Johns in die Sowjetzone unterbreitete der Zeuge Alexander von Hase, Münster, dem Gericht. Durch seine Verwandtschaft mit den Widerstandskämpfern Bonhoefer lernte der 31jährige Zeuge John nach dem Krieg kennen, nachdem er schon während des Krieges von ihm im Zusammenhang mit der Widerstandsbewegung gehört habe. Bei den verschiedenen Zusammentreffen habe John immer einen guten Eindruck auf ihn gemacht. Der Zeuge war auch auf dem John-Empfang in der Pension Schölzle am Abend des 19. Juli 1954. Dabei sei John etwas schweigsam gewesen, doch habe nichts auf eine besondere Gemütslage hingewiesen. Über die Entführung Johns sei er erschüttert gewesen, die Pressekonferenz habe ihn unangenehm berührt.

Dann bot der Zeuge in nuancierter, lebhafter Schilderung ein Zusammentreffen mit Max Eduard Wonsig in Genf. Im Laufe einer gelockerten Unterhaltung habe ihm Wonsig, der

dort die sowjetzonale Presse betreut habe, folgende Darstellung des Übertritts Johns in die Sowjetzone gegeben: Eines Tages habe ihn Wohlgeruth, den er von Leipzig her kenne, gefragt, ob er nicht John kennen lernen wolle. Er habe zugesagt. Wohlgeruth habe ein Zusammentreffen arrangiert. Während der Unterhaltung habe ihn John gefragt, ob er nicht für das Grab seines Bruders sorgen wolle. „Herr Präsident, es wird mir eine Ehre sein, dafür zu sorgen“, habe er ihm geantwortet. Bei einem späteren Zusammentreffen bei Wohlgeruth habe John von seinen politischen Sorgen berichtet. Ihm gefalle weder die Militärpolitik der Bundesregierung noch das Aufkommen der Nazis. Diese Klage habe Wonsig zum Anlaß genommen, John einzuladen: „Sie müssen mal mit unseren Leuten sprechen.“ John habe erklärt, daß das unmöglich sei. „Wer garantiert mir, daß ich nicht festgehalten werde.“ Darauf habe Wonsig gesagt: „Ich bleibe als Geisel im Westen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß Sie ungehindert zurückkehren können.“ Daraufhin solle sich John bereit erklärt haben. Als Termin sei der 20. Juli 1954 vorgesehen worden. An diesem Tag habe man sich auch getroffen. Auf Johns erneute Zusage sei er, Wonsig, vorausgefahren, um die entscheidenden Leute zu benachrichtigen. John und Wohlgeruth seien nachgefahren. Bei der Zusammenkunft habe John am Ende des Gesprächs erklärt: „Ich habe den Eindruck, mich auf der richtigen Seite zu befinden. Ich will hier bleiben.“

Darüber seien sie überrascht gewesen, denn sie hätten ganz andere Pläne mit John gehabt. Er hätte zurückkehren, offiziell seine Ämter niederlegen und sich dann offiziell in die Wiedervereinigungsfront einreihen sollen.

Der Zeuge betonte, daß er bei der Erzählung nicht den Eindruck gehabt habe, als ob Wonsig

die Geschichte erfunden habe. Wonsig habe John dabei auch nicht belastet.

Dr. Geier: „Wir haben bis jetzt keine Anhaltspunkte, daß Wonsig bei Wohlgeruth in der Praxis war. Außerdem ist wenig wahrscheinlich, daß Wonsig sich in Westberlin sehen ließ, denn er stand im Verdacht, Mitarbeiter des SSD zu sein. Also spricht viel dafür, daß seine Erzählung unwahrscheinlich ist.“ Dazu konnte der Zeuge nur sagen, daß er das nicht wisse.

Nüchtern, betont sachlich berichtete der Zeuge Heinz seine Geschichte der Entführung in den Osten. Zunächst gab der Zeuge zu, daß er mit John nicht den besten Kontakt gehabt habe. In seiner damals ungesicherten Stellung habe er das Gefühl gehabt, daß John ihn bei den vielen Schüssen aus dem Dunkeln nicht gedeckt habe.

Durch einen Trick der Sowjets sei er in ihre Gewalt geraten. In Karlshorst habe sich dann ein langes Gespräch mit höheren Sowjet-Offizieren und einem General die ganze Nacht hingezogen. Der General habe ihm eröffnet, daß die ganze Aktion durchgeführt worden sei, um Heinz zu helfen. Ohne Anwendung körperlicher Gewaltmittel habe man ihn für „patriotische Ziele“ gewinnen wollen. Die Methode sei eine Mischung von Naivität, Brutalität und Raffinement gewesen. Er habe zunächst ver-

sucht, den Russen klarzumachen, daß seine Persönlichkeit von wenig Gewicht sei. Auch habe er gebeten, mit seiner Frau sprechen zu können. Darauf seien die Russen nicht eingegangen. Gegen vier Uhr morgens habe er erklärt, er wolle als deutscher Patriot zurückkehren. Darauf habe der General gesagt: „Wir sehen in Ihnen keinen Feind. Es täte uns leid, Sie als Feind behandeln zu müssen. Wir wissen, daß Sie gegen uns gearbeitet haben.“

Seine Antwort habe gelautet: „Es bedarf der Drohung nicht. Ich ziehe die Konsequenzen aus meiner Lage.“

Jetzt seien Kognaks serviert worden. In einem Trinkspruch habe ihm der General für seinen Entschluß gedankt und hinzugefügt: „John hat länger gebraucht, bis er soweit war.“

Er habe dann einen Brief an seine Frau schreiben müssen. Trotz mehrfacher Umarbeitung habe er darin seiner Frau verständlich machen können, daß sie der Aufforderung, nach dem Osten zu kommen, nicht folgen solle. In der Nacht habe er allerlei quälende Gedanken gewälzt. Die Gedanken hätten um Mord, Selbstmord und Flucht gekreist. Am nächsten Abend habe ihm der General erklärt, was man von ihm verlange, u. a. eine Stellungnahme, warum er in den Osten gegangen sei und eine Darstellung der militärpolitischen Lage Westdeutschlands. In dieser Schrift hätte ein Geheimabkommen zum EVG-Vertrag erwähnt werden sollen. In dieser Nacht sei ihm aber die Flucht nach dem Westen geglückt.

St 11. Jahrgang / Nummer 280

Druck u. Verlag: Badendruck GmbH, Karlsruhe, Lammstr. 1b-5,
Tel. 25921. Ausgaben: Karlsruhe-Land (Ettlingen: Kronenstr. 4,
Bretten: Melanchthonstr. 43) Bruchsal (Kaiserstr. 41) Mittel-
baden (Rastatt: Bahnhofstr. 2 Gaggensau: Hauptstr. 51. Baden-
Boden, Mühlengasse 2. Bühl: Hauptstraße 55. Achern: Eisen-
bahnstr. 6. Kehl: Hauptstraße 115). Pforzheim (Bahnhofstr. 14)



BADISCHE



Karls

Einzelverkauf
Durch die P
Anzeigenpre
Mittelbaden
Bruchsal - M
Anzeigen-Au

NEUESTE NACHRICHTEN

Badische Presse

Modell für die deutsche Wiedervereinigung

Eine Regierungserklärung des Bundesaußenministers zur Saareingliederung

Drah

Bonn. — In einer Regierungserklärung z
minister Dr. von Brentano gestern vor dem
liegende Gesetzentwurf dazu dienen soll, d
sten Bundesstaat in die Bundesrepublik einz
im Innern des Blattes.)

Bundesaußenminister von Brentano bezeich-
nete die Rückkehr der Saar als einen Meilen-
stein auf dem Wege zu Gesamtdeutschland und
einen Modellfall für die deutsche Wiederverei-
nigung. Immer wieder stellte der Minister die
Eingliederung der Saar in diesen großen Rah-
men der Wiedervereinigung mit der Erklärung,
der Saarvertrag zeige, wie man mit einem ehe-
maligen Kriegsgegner in anständiger Weise
diese Frage regeln könne und bewiese, daß es
für die Bundesregierung eine selbstverständ-



Der große Augenblick in seinem Leben

Sefton Delmer verteidigte seinen Freund John

Englische und amerikanische Journalisten als Zeugen im John-Prozess vor dem BGH

Karlsruhe. (K.-Eig.Ber.) „John war drüben ein anderer“, erklärte gestern der bekannte englische Journalist Sefton Delmer im John-Prozess vor dem 3. Strafsenat des Bundesgerichtshofs. Auch als Zeuge vertrat Delmer seine These, daß John in die Sowjetzone verschleppt worden sei, mit allem Nachdruck. Seine Kollegen Karl Robson und Gaston Coblenz waren nicht der gleichen Ansicht.

Sefton Delmer, Starreporter der englischen Zeitung „Daily Express“, hatte viel Publikum in den Gerichtssaal gelockt. Der Saal war beinahe so stark besetzt, wie bei der Vernehmung des Prinzen Louis Ferdinand. In fließendem, gewähltem Deutsch machte Delmer seine Aussagen, die seinen Freund John decken sollten. Er kennt John seit 1944. „Damals habe ich ihn viel gesehen.“ Nach dem Krieg traf er John einige Male. Dabei unterhielten sie sich auch über politische Fragen. John soll ihm dabei abgeraten haben, zu schreiben, daß die Organisation Gehlen gefährlich wäre. Auch habe er ihm kein Material geliefert für eine Serie über den wiedererwachenden Nationalsozialismus, wenngleich sich in den Gesprächen herausgestellt habe, daß sie gemeinsam über die Entwicklung in Deutschland besorgt gewesen seien. John habe aber auch den Linksradikalismus ebenso entschieden abgelehnt.

Nach Johns Verschwinden in der Sowjetzone habe er gleich die These vertreten, daß John nicht freiwillig hinüber gegangen sei. John habe ihm z. B. einmal mitgeteilt, daß er das Anerbieten des Edlen von Putlitz, für den Osten zu arbeiten, lachend abgelehnt habe. Von Putlitz, den er einmal in abgerissenem Zustand in Düsseldorf getroffen habe, habe das bestätigt.

Bei der Pressekonferenz im Admiralspalast in Ostberlin habe John einen angespannten Eindruck gemacht. Er habe einen völlig veränderten Eindruck gemacht. Über die Schlagfertigkeit seiner Aussagen sei er überrascht gewesen, denn er habe John früher für einen zwar gewandten aber nicht schlagfertigen Mann gehalten. Er habe immer den Eindruck gehabt, daß John nicht frei gewesen sei. Auch bei dem anschließenden Gespräch im kleineren Kreis seien so viele Bewacher und Überwacher dabei ge-

wesen, daß eine offene Aussprache unmöglich gewesen wäre. Auf der Treppe habe ihm John gesagt: „Das ist eine verdammt ernste Sache.“ Er habe darin aber keine versteckte Botschaft gesehen.

Bei Tisch habe er John gefragt, ob er sich schon entschlossen habe, in der Zone zu bleiben, ehe er die Zonengrenze überschritten gehabt habe. John habe sich große Mühe gegeben genau zu formulieren: „Die Entscheidung, hierzubleiben, fiel erst später, nachdem ich mit hiesigen Persönlichkeiten gesprochen hatte.“

Diese Antwort habe er für zweideutig gehalten. Warum er nicht nach England käme, um dort seine Vorträge zu halten, habe er ihn noch gefragt. Darauf habe John die seltsame Antwort gegeben, daß er dort verhaftet werden würde. „Das war für mich ein Zeichen, daß er nicht weg konnte“, sagte Delmer hierzu.

Die Frage des Gerichts, ob John keine Möglichkeit gehabt habe, ihm ein Zeichen zu geben, verneinte der Zeuge. Auf die Frage des Verteidigers, ob John nicht auf der Pressekonferenz offen habe erklären können, daß er verschleppt worden sei, sagte Delmer klar: Nein, dann wäre er nach Sibirien gekommen. Das ganze Verhalten Johns habe er sich nach der ihm bekannten Direktive des Verfassungsschutzamtes erklärt: „Mitmachen, um die Leute einzuschläfern.“ Deswegen hätten sich seine Äußerungen

auf der kommunistischen Propagandalinie bewegt.

Der englische Journalist Karl Robson war anderer Ansicht. Er bekundete, daß er zur Zeit der Pressekonferenz der Meinung war, daß John freiwillig in die Zone gegangen sei. Heute sei er allerdings nicht mehr so sicher. Die Stimmung auf der Pressekonferenz sei gespannt und nicht frei gewesen. Mit der Frage, „wer steuert Sie“, habe er John Gelegenheit geben wollen ein Zeichen zu geben. Aber John sei nicht darauf eingegangen. Später habe er John noch zweimal im Adlon getroffen. Sie seien allein an einem Tisch gesessen und hätten sich ungestört unterhalten können, wenngleich in der Nähe mehrere Leute gewesen wären. Die Kellner hätten so schlecht bedient, daß man hätte annehmen können, sie wären Neulinge in diesem Beruf. Dabei hätte John sagen können, daß er unfrei sei, er habe es aber nicht getan. Das wäre vielleicht mit einem Risiko verbundene gewesen.

Der amerikanische Journalist Gaston Coblenz der schon am Vortag als Zeuge ausgesagt hatte war wesentlich mundfauler als seine Kollegen von der englischen Presse. Er sagte, daß er seine Eindrücke in seinem Artikel über die Pressekonferenz niedergelegt hätte. In diesem Aufsatz hatte er geschrieben, daß die Journalisten John viele Gelegenheiten gegeben hätten, zu sagen, er werde gegen seinen Willen zurückgehalten. Das sei aber reine Zeitverschwendung gewesen. Er habe den Eindruck gehabt, daß John aus voller Überzeugung gesprochen habe.

Schließlich wurde noch der deutsche Redakteur Dr. Fred Hepp, München, als Zeuge vernommen. Er hatte John bei der Schillerfeier in Weimar getroffen. Beim Mittagessen seien sie am gleichen Tisch gesessen. Im Gespräch sei ihm aufgefallen, daß Johns Antworten zu Fragen des Militarismus und Nazismus spontan gekommen wären, andere politische Frage hätte er sachlicher aber linientreu beantwortet. Die Verhandlung wird heute mit der Vernehmung von acht weiteren Zeugen fortgesetzt.

Samstag, 1. Dezember 1956

„Ich bin aus eigenem Entschluß hinüber gefahren“

Schwarzer Tag für John — Zeugen belasteten den Angeklagten vor dem Bundesgerichtshof

Karlsruhe (K.-Eig. Ber.). „Ich bin aus eigenem Entschluß nach Ostberlin gefahren und habe mich erst entschlossen drüber zu bleiben, nachdem ich mit dem zweitwichtigsten Mann in Karlshorst gesprochen hatte.“ Diesen belastenden Satz hatte Otto John dem Frankfurter Publizisten Karl Wittig bei einem Zusammentreffen in Weimar anlässlich der Schillerfeiern im Mai 1955 gesagt. Über das zweistündige Gespräch hatte Wittig einen Aufsatz veröffentlicht, mit dem er John rehabilitieren wollte. In der gestrigen Verhandlung vor dem Bundesgerichtshof, in der Wittig als Zeuge vernommen wurde, bestätigte John, alle Sätze des Interviews irgendwann einmal gesagt zu haben.

Wie aus einem Brief Wittigs an John hervorgeht, war der Publizist mit der Flucht Johns einverstanden. Er hatte John zu seiner Pressekonferenz beglückwünscht. Später hatte er ihn in Weimar getroffen. Dabei hätten sie ein zweistündiges Gespräch ohne Zeugen gehabt. Überhaupt habe er den Eindruck gehabt, daß John sich völlig frei bewegen konnte. Er sei auch allein im Wagen weggefahren. John habe ihm bei dem Gespräch gesagt, daß er schon seit längerer Zeit ohne Überwachung sei. Die anfängliche Begleitung habe seinem persönlichen Schutz gegolten, da man ihm gesagt habe, Gehlen-Leute wollten ihn zurück-schaffen oder umlegen. Er arbeite nur für die Wiedervereinigung, mehr wolle man nicht von ihm. Über das Geheimabkommen zum EVG-Vertrag habe er auch nur gesprochen, weil Adenauer davon angefangen habe. Nur im Osten könne er ungehindert für diese Idee arbeiten. Im Westen hätte man ihn verhaftet. Schröder wäre immer sein Feind gewesen, er habe zugelassen, daß die Gehlenorganisation sein Amt unterwandere. Er habe es Adenauer vortragen wollen, der Kanzler sei aber nie für ihn zu sprechen gewesen. Warum er nicht nach England gegangen sei? Davon hätten ihm seine englischen Freunde abgeraten. Er führe das Leben eines gutsituierten Pensionärs von den 80 000 DM-Ost, die er für seine Publikationen und Rundfunkkommentare erhalten habe. Niemand werde ihn hindern, wenn er wieder in die Bundesrepublik zurückkehren wolle.

Der Zeuge erklärte, daß John zu ihm auch gesagt habe: „Meine einzige Stütze hier sind die Russen.“ Die Rolle Wohlgenuths habe er als unbedeutend hingestellt, er habe nur den Kontakt zu den Russen hergestellt. Für die erste Kontaktaufnahme sei John freies Geleit zugesichert worden. Dann sei auch noch von Ost-West-Geschäften gesprochen worden. John habe gesagt: „Gründen wir doch eine solche Gesellschaft.“ Er habe ihm dazu auch gleich die Firmen genannt, mit denen er sich in Verbindung setzen solle.

Wittig hielt John für einen Idealisten und Überzeugungstäter. Seinen eigenen politischen

liche Satz: „Wir haben auch von meinem Übertritt gesprochen.“

Der Zeuge betonte aber mit allem Nachdruck die Richtigkeit seiner Bekundung. Im Kreuzverhör merkte John, daß die uneingeschränkte Zustimmung gefährlich war. Er versuchte abzuschwächen und wollte einzelne Ausführungen überhaupt nicht gemacht haben.

Rechtsanwalt Dr. Casmmerer versuchte die Glaubwürdigkeit des Zeugen zu erschüttern. Er bezweifelte, daß man ein langes Gespräch wortgetreu nach kurzen Stichworten niederschreiben könne.

Die Aussage des Zeugen Wittig war aber nicht der einzige schwere Schlag für John am gestrigen Freitag, für ihn der schwärzeste des ganzen Prozesses. Eine moralische Verurteilung; bedeutete der erschütternde Bericht der Zeugin Ruth Sonne über die Wirkung der John-schen Propagandatouren. Die Zeugin war während jener Zeit noch in der Sowjetzone in der Zentralstelle für wissenschaftliche Literatur beschäftigt. Die Menschen seien wie vor den Kopf geschlagen gewesen. Sie hätten sich immer an den Strohalm Westdeutschland gehalten und angenommen, daß dort ein Rechtsstaat wäre. Und dann wäre ein Mann in solcher Stellung herüber gekommen und habe gesagt, er könne in der Bundesrepublik nicht mehr leben. In den staatspolitischen Schulungen sei ihnen John als leuchtendes Beispiel hingestellt worden, und sie wären unsicher geworden, ob sie nicht die Konsequenzen ziehen sollten. Namentlich den geistig arbeitenden Menschen habe man vorgehalten, daß ihre bür-

gerliche Zurückhaltung ein Unrecht sei. Keiner hätte sich vorstellen können, daß ein Mensch, der gezwungen herübergekommen wäre, zwei Tage später lächelnd im Café Warschau sitze.

Im Ton ruhiger sagte der Zeuge Günter Stampehl, der zu jener Zeit im Gefängnis saß, aus. Ein Mitgefangener habe ihm erzählt, daß er John zum Opfer gefallen sei. Der SSD habe ihm eine Liste mit 1000 Namen vorgehalten und gesagt, daß alles Leugnen zwecklos sei. Kurz nach dem Auftauchen Johns in Ostberlin habe eine große Verhaftungswelle eingesetzt. Der Zeuge gab zu, daß der SSD damit vielleicht geblüfft habe.

Die Journalistin Susanne Sievers, die zu jener Zeit eine achtjährige Zuchthausstrafe in der Zone wegen angeblicher Spionage verbüßt, bekundete, daß sie im Zuchthaus vom SSD vernommen wurde. Man habe sie gefragt, ob sie sich vorstellen könne, daß John in ehrlicher Absicht gekommen sei. Sie wurde vom Gericht gefragt, ob sie diese Frage ernst aufgefaßt habe. Die Zeugin bejahte.

Nach diesen Aussagen stellte Dr. Geier fest: „Herr John, ich hätte erwartet, daß Sie nach diesen Bekundungen ein Wort des Bedauerns finden.“ Nach einem Eingreifen des Verteidigers, John sei nicht ganz wohl, sagte John, er werde am Montag darüber sprechen. Erst auf weiteres Drängen des Gerichts fand er das beinahe schablonenhafte wirkende Wort: „Ich bin selbstverständlich betroffen über das, was mit der ganzen Geschichte angerührt wurde.“

Auf Anregung der Bundesanwaltschaft und der Verteidigung verzichtete das Gericht auf die Vernehmung der Zeugen Dr. Globke, Dr. Lotte Mühlhaupt und Dr. Dix. Ihre Bekundungen seien nicht mehr notwendig, nachdem der Angeklagte selbst eingeräumt habe, daß ihm Bundeskanzler Dr. Adenauer keinen Auftrag gegeben habe, den Bundesminister Kaiser zu überwachen.

Die Verhandlung wird am kommenden Montag fortgesetzt.

der
: Öl-
land
Auf-
gan-
ver-
löste,
war
n zu
eiden
taus-
Ton-
Kap
man
sung
. So
irk-
kte
unge
Die
sche
itte,
gen,
cht-
völl-
von
dies
l er
ver-
hen
olier
der
gen
ien

er-
ihn
ber
die
bet-
tet
er-
nn-
ele
für
en,
tte
will
al-
er-
en,
her
on-
ven
ur-

Ins

Johns Hetzpropaganda in der Sowjetzone

15. Verhandlungstag im John-Prozeß vor dem Bundesgerichtshof

Karlsruhe (K.-Eig. Ber.). John war in der Zeit seines Aufenthalts in der Sowjetzone außerordentlich aktiv. Diesen Eindruck gewinnt man aus den gestern im Johnprozeß vor dem 3. Strafsenat des Bundesgerichtshofs verlesenen Rundfunkerklärungen, Zeitungsaufsätzen, Interviews und Briefen an westdeutsche Politiker. John vertrat in allen Äußerungen mit hinreichendem Geschick die satissam bekannte Pankower Propaganda. In keinem Falle bestritt er die inhaltliche Richtigkeit der verlesenen Dokumente.

Zu Beginn der Verhandlung stellte die Verteidigung den Antrag, John ärztlich zu überwachen, da er sich seit einigen Tagen nicht wohl fühle. Außerdem möge der Heidelberger Psychiater Prof. Dr. von Bacyer zu den Verhandlungen zugezogen werden. Beiden Anträgen entsprach das Gericht. John erklärte aber, daß er der Verhandlung folgen könne.

Nur ein Zeuge wurde gestern im Johnprozeß vernommen. Der aus der Haft vorgeführte ehemalige Kriminalsekretär Siegfried Thoenes hatte sich nach dem Osten abgesetzt. Dort wurde er nach einiger Zeit verhaftet. Bei den Vernehmungen habe man ihn auch gefragt, ob er Mitteilungen über das Bundesamt für Verfassungsschutz machen könne. Auf seine vernehmende Antwort hätten die Frager zynisch gesagt: „Das ist auch nicht mehr nötig, nachdem Dr. John zu uns gekommen ist.“

In einer Regierungserklärung vom 24. Juli 1954 bezog sich Grothewohl auf einen Brief Johns an ihn, in dem sich John für die Gewährung des politischen Asyls bedankte. John beteuerte darin auch, sich mit ganzer Kraft für die Wiedervereinigung einzusetzen. Grothewohl erwähnte in der Erklärung ferner ein Gespräch Johns mit dem heutigen Oberbundesanwalt Güde, damals Bundesanwalt. Güde habe dabei

der Ärzte und der Polizei ungläubliche Fälle berichtet. Aber nicht allein die Fahrer, auch die Autofabriken und Verkehrsbehörden könnten noch viel zur Unfallverhütung beitragen. Bei vielen modernen Kraftwagen trägt nach Ansicht der Ärzte die nicht genügend durchdachte Konstruktion oder der zu enge Innenraum wesentlich zur vorzeitigen Ermüdung des Fahrers bei. Die Verkehrszeichen widersprechen vielfach psychologischen Erfordernissen. Aus diesen Erfahrungen ergibt sich zwingend die Forderung nach einer stärkeren Berücksichtigung medizinisch-psychologischer Gesichtspunkte bei der Fahrprüfung, bei der Gestaltung der Fahrzeuge und bei der Verkehrsregelung. Für die Verwirklichung dieser Forderungen fehlt freilich noch die gesetzliche Grundlage. Die kürzlich in Stuttgart gegründete „Deutsche Gesellschaft für Verkehrsmedizin“, wird zunächst wenigstens zur Vereinhaltung der Prüfungs- und Untersuchungsmethoden in den Ländern beitragen. Man wird die Unfallkurve jedenfalls nur unter Kontrolle halten können, wenn künftig zu jedem neuen Führerschein nicht nur die Fahrtechniker, sondern auch Ärzte und Psychologen gehört werden.

c. s.

gesagt, daß die Justiz immer mehr als ein Mittel der Justiz mißbraucht werde. In nicht-öffentlicher Sitzung wurde die Aktennotiz Johns über dieses Gespräch mit Güde verlesen. Wie das Gericht in öffentlicher Sitzung dann bekanntgab, enthielt der Aktenvermerk nicht einmal eine Andeutung der angeblichen Äußerung Güdes.

Nach der Verlesung des Artikels Sefton Delmers, den der britische Journalist unmittelbar nach der Berliner Pressekonferenz geschrieben hatte, stellte das Gericht einen erheblichen Widerspruch zwischen Aufsatz und den Bekundungen Delmers vor dem Senat fest.

Die weiter verlesenen Erklärungen Johns zeigten, daß sich John in unglaublich kurzer Zeit zu einem großartig parierenden Propagandapferdchen Pankows entwickelt hatte. Selbst der Jargon ist schon typisch parteichinesisch. Darin wird behauptet, daß Adenauer immer die friedliche Wiedervereinigung sabotiert habe, daß die EVG-Politik unvermeidlich zum Krieg führe, daß in Bonn ein undemokratisches System herrsche, daß ein Angriff gegen den Osten vorbereitet werde. Darum habe er sich in die Sowjetzone begeben. Er habe sich überzeugt, daß man hier jegliche Politik der Stärke ablehne und eine reine Friedenspolitik treibe. In einem solchen Gespräch taucht auch das Märchen von dem angeblichen Auftrag Adenauers auf, den Minister Kaiser zu überwachen. Ähnliche Behauptungen enthalten auch die Briefe an Politiker und führende Persönlichkeiten des Westens, außerdem die stete Versicherung, daß er freiwillig in den Osten gegangen sei.

John bemerkt dazu, daß er zu dieser Versicherung durch die Russen gezwungen worden sei. Man habe ihm den Satz nicht ausdrücklich diktiert. Oberbundesanwalt Güde: „Sie wollten gefällig sein.“ John: „Ja.“

In einer sowjetzonalen Zeitung verstieg sich John zu der Behauptung, daß in der Bundesrepublik eine neue „Machtübernahme“ im Gange sei. Man bereite einen neuen Krieg vor, um den Bolschewismus auszurotten. Vor Jenaer Studenten prägte er den Satz, daß man durch außerparlamentarische Aktionen Verhandlungen zur Wiedervereinigung erzwingen müsse.

Die Verhandlung wird heute fortgesetzt.

Das kommunistische Parteibüro in der englischen Stadt Manchester ist durch einen Brand erheblich beschädigt worden. Vor Ausbruch des Feuers war in das Gebäude eingebrochen worden, so daß eine Brandstiftung im Bereich des Möglichen liegt. (AP)

agen
Re-
onet-
auch
was
rigen
der
Frage
le in
ch in
vjets
wird.
h.

der
chen
yten.
rver-
an-
revi-
Jor-
nien
ein-
nen
ge-
gion
land
ust-
iner
da-
Es
ns-
auf
um
zu
ind
yen
sich
es
der
gen,
zu
les-
nds
sich
den
eht
Na-
ang
er-
kt-
ch-
t.

er-
le-
er-
nn.
nis
cht
in.
In
se
re-
ie
-
-
s

Di
Fr
zw

F

sch

hör

We

dre

daf

nac

Ebe

lanc

soll

zes

ar

ni

da

na

ha

te

de

so

zu

ru

lar

30.

üb

Da

ric

Re

ge

sc

di

in

nc

de

si

di

dt

la

w

zi

se

F

w

fr

P

d

se

ts

ai

fi

N

ve

fi

d

e

Mittwoch, 5. Dezember 1956

Nummer 284

Eine Sensation blieb aus: Wohlgemuth kam nicht

Johns Verteidigung im Kreuzverhör war nicht überzeugend — Selbst Astrologie mußte herhalten

Karlsruhe (K.-Elg. Ber.). Der gestrige Tag im Johnprozeß vor dem BGH brachte zwar nicht die erwartete Sensation mit Wohlgemuth, dafür geriet aber John in erhebliche Schwierigkeiten mit einer überzeugenden Erklärung seines Verhaltens im Osten. Im Briefwechsel an seine Frau, den die Verteidigung vorgelegt hatte, erweckten viele Stellen den Eindruck, als ob er freiwillig hinüber gegangen wäre. Im Kreuzverhör blieb John die treffende Antwort schuldig. Dagegen erweckte er größte Skepsis beim Gericht, als er sich noch auf eine Astrologin berief: „Sie sagte, ich würde durch Gift verschwinden.“

Dr. Wohlgemuth, die zweite Hauptfigur im Johnprozeß, folgte der auf gestern erfolgten Ladung im Verfahren als Zeuge auszusagen, nicht. Sein Rechtsanwalt hatte ihn entschuldigt, da er zur Zeit nicht abkommen könne. Doch werde Wohlgemuth in etwa zehn Tagen vor dem Senat aussagen. Wie der Vorsitzende mitteilte, wird der Senat in dieser Sache nichts mehr unternehmen. Damit war der Prozeß um einen Höhepunkt ärmer. Die gleichfalls geladene Schwester Annemarie Weyres hatte für ihr Nichterscheinen überhaupt keine Gründe mitgeteilt, Wohlgemuth sei vielleicht gar nicht frei. gab Oberbundesanwalt Güde zum Fernbleiben Wohlgemuths noch zu bedenken.

Da sagte die Zimmervermieterin Ursula Klinkmüller aus Dr. Wohlgemuth habe sie in der Nacht vom 20. zum 21. Juli 1954 zweimal, um 2 und 4 Uhr, angerufen. Um 5 Uhr sei er mit der Nachtschwester Annemarie vorgefahren. Er habe ihr gesagt, daß er für einige Tage in die Charité ginge, weil ein guter Freund sich nach dem Osten abgesetzt habe. Dr. Wohlgemuth habe sie gebeten, Filme, Fotos und Bücher an sich zu nehmen, da mit einer polizeilichen Haussuchung gerechnet werden müsse. Einen vom Senat verlesenen Brief, in dem Wohlgemuth ihr mitteilte, daß er selbst durch Johns Wunsch, drüben bleiben zu wollen, überrascht gewesen sei, will die Zeugin nicht erhalten haben.

In der Stellungnahme Johns zu den am Vortag verlesenen Rundfunkerkklärungen, Zeitungsartikeln und Briefen an westdeutsche Politiker, kam John einige Male in Schwierigkeiten. Er habe mit Grothwohl nie gesprochen, jedenfalls seien seine eigenen Erklärungen von Grothwohl entstellt wiedergegeben worden.

Zu den Briefen an westdeutsche Politiker wurde John vorgehalten, daß seine Beteuerungen in einem warmen, überzeugenden Ton gehalten seien. Sogar Sefton Delmer sei damals zu dem Schluß gekommen, daß John freiwillig drüben sei. Dazu bemerkte Dr. Geier wörtlich: Ich habe gar nicht den Eindruck, daß Sie die Gabe haben, so überzeugend zu täuschen. Ich glaube vielmehr, daß Sie im wesentlichen Ihre Meinung äußerten.“ John: „Ich habe auch Sachen gesagt, die ich schon früher vertreten habe. Aber meine politische Grundeinstellung kann man nicht einfach umwerten.“

Dr. Geier: „War der neue Standpunkt das Ergebnis längerer Diskussionen und Auseinandersetzungen?“ John: „Nein. Nein.“

Dr. Geier: „Ich will von Wohlgemuth gar nicht reden. Es gibt aber Leute, die von der Richtigkeit Ihrer damaligen Äußerungen

überzeugt waren und jetzt von Ihnen enttäuscht sind.“

John: „Auf Wunsch der Russen mußte ich Tatsachen aus meinem Erleben hineinbringen. Ich wurde aber nicht gebrochen.“

Bundesrichter Mannzen: „Waren für die Änderung Gründe der Karriere maßgebend?“

John: „Das wäre absurd. Ich hätte dazu sowohl im Dritten Reich, als auch in der Bundes-

republik Gelegenheit gehabt. Mir liegt aber Politik nicht. Das ganze System drüben ist meinem Wesen konträr.“

Bundesrichter Wirtfeld: „Ist es nicht möglich, daß die Russen Sie in eine Lage brachten, daß Sie überhaupt nicht mehr zurückkehren konnten?“

John: „Das war die Absicht der Russen.“

Bundesrichter Dr. Jagusch: „Sie sagten, daß Adenauer ein Hindernis der Wiedervereinigung gewesen wäre.“

John: „Ich habe mich nie um Wiedervereinigung gekümmert, ich habe CDU gewählt und die Bundespolitik unterstützt.“

Bundesrichter Dr. Willms: „Haben Sie sich auch nicht von Amts wegen mit Wiedervereinigung beschäftigt?“

John: „In diesem Sinne schon. Die von drüben gepredigte Wiedervereinigung habe ich jedoch für Mißbrauch und Propaganda angesehen. Die Menschen sollten wiedervereinigungssüchtig gemacht werden.“

Im weiteren Kreuzverhör gibt John zu, manche Aussagen glatt erfunden zu haben.

Oberbundesanwalt Güde: „War das nicht beschämend?“

John: „Ich schäme mich für alles, was ich gesagt habe, für jedes Wort, wenn Sie wollen.“

Als sich John zu Putlitz äußern sollte, blieben seine Antworten ebenfalls unbefriedigend.

Die Verteidigung hatte dem Gericht die ganzen Briefe Johns an seine Frau während der sowjetzonalen Zeit vorgelegt, um zu beweisen, daß sich John wie ein Gefangener gefühlt habe. „Das ist ein zweischneidiges Schwert“, meinte Präsident Dr. Geier, „denn ich habe keinen Brief gefunden, der gegen die Annahme wäre, daß Sie freiwillig hinübergingen. Stil und Ton deuten auf einen freiwilligen Übertritt.“

Aussprache zwischen Dibelius und Grotewohl

Thema: Die Behinderung des kirchlichen Lebens durch Pankow

Drahtbericht unserer Berliner Redaktion

Berlin. Nach monatelangen Bemühungen von kirchlicher Seite kam am Montag ein Gespräch zwischen dem Ratsvorsitzenden der Evangelischen Kirche in Deutschland, Bischof D. Dr. Dibelius, und dem Sowjetzonen-Ministerpräsidenten Otto Grotewohl, zustande. An der Unterredung, über deren Ergebnis noch nichts bekanntgegeben wurde, nahmen von kirchlicher Seite die Bischöfe der östlichen Gliedkirchen und der Bevollmächtigte der EKD bei der Pankowregierung, Propst D. Heinrich Grüber, teil. Grotewohl hatte mehrere Regierungsfunktionäre hinzugezogen.

Die unveränderten Behinderungen des kirchlichen Lebens in der Sowjetzone und die verstärkte Propagierung der kommunistischen Jugendweihen bilden die Hauptsorgen der evangelischen Kirche, über die die klärende Aussprache notwendig war. Die Kirche bemüht sich um eine Entspannung in dem latenten Kirchenkampf. In dem vergangenen halben Jahr war es lediglich zu Gesprächen mit Staatsfunktionären auf lokaler Ebene gekommen, die jedoch keine wesentlichen praktischen Erfolge hatten.

Gestern trat in Berlin die Ostkirchen-Konferenz zusammen, um das Gespräch zwischen der kirchlichen Abordnung und den Vertretern der Sowjetzonenregierung auszuwerten. In der Ostkirchen-Konferenz sind die Kirchenleitungen aller östlichen Gliedkirchen vertreten.

Der Berliner Senat erörterte den Beschluß der Bundesregierung, Berlin vorläufig nicht zur Hauptstadt zu erklären, der von einer Senatssprecher als „sehr wenig freundlich“ bezeichnet wurde. Der Senat werde dennoch die Vorbereitungen für die Übernahme der Hauptstadt-Funktion durch Berlin fortsetzen. Der Sprecher betonte, der Senat habe nie ver-

daß die ganze Bundesregierung nach Berlin komme. Es sei vielmehr notwendig, daß ein Anfang gemacht werde, der symbolkräftig zeigen solle, daß man an eine nahe Zukunft der Wiedervereinigung glaubt.

Der Sowjetzonen-Verteidigungsminister Willi Stoph, Mitglied des SED-Politbüros, hat in einem Brief an das Parteiorgan „Neues Deutschland“ die Parteipropaganda kritisiert und damit möglicherweise das Signal zu einer Umbesetzung im Apparat des Zentralkomitees gegeben. Für Information und Propaganda war bisher der ZK-Sekretär Albert Norden, früherer Presseschef des Eislerschen Informationsamtes, verantwortlich. Nordens Position soll jedoch erschüttert sein, da es angeblich zwischen ihm und dem ersten SED-Sekretär Walter Ulbricht in jüngster Zeit zu Kontroversen gekommen ist.

Tatsächlich wird in den Briefen immer wieder die Sowjetpropaganda zur Wiedervereinigung und Aufrüstung wiederholt. „Was ich gesagt habe, entspricht durchaus meiner Überzeugung“, heißt es in einem der Briefe.

Der Psychiater Prof. Dr. Bayer stellte die Frage: „In den Briefen ist Wahres und Falsches gemischt. Geschah das in abwägender Überlegung? Haben Sie wie ein Schauspieler gehandelt, der in seine Rolle hineingewachsen ist?“

John: „Nein, ich habe nie so die Kontrolle verloren, daß ich glaubte, was ich sagte.“

In einem Brief wird auf ein Horoskop Bezug genommen. Eine Astrologin habe John eine große Veränderung für 1954 vorausgesagt. Zur Erklärung verstieg sich John sogar zu der Behauptung: „Es ist etwas Merkwürdiges, die Astrologin sagte, ich werde durch Gift verschwinden.“ In den Briefen vor der Rückkehr fehlt jegliche Anspielung auf Politik, was das Gericht zu der Frage veranlaßte, warum er gerade in diesem Zeitpunkt, wo doch Tarnung am wichtigsten gewesen wäre, sachlich bleibe? Auch darauf fehlt John eine befriedigende Antwort.

Die Verhandlung wird heute fortgesetzt.

Archiv

Wohlgemuths Tonbänder machen zu schaffen

Zwei Zeugenvernehmungen und die Verlesung eines Machwerks im John-Prozeß

Karlsruhe (K.-Eig. Ber.). „Ich kann mir nicht unbedingt denken, daß Wohlgemuth das Tonband nach dem Osten geben wollte.“ Mit solchen einschränkenden Redewendungen leitete der Berliner Kunstmaler und Schauspieler Eduard Matzig beinahe jeden Satz seiner Aussage in der gestrigen Verhandlung im John-Prozeß ein. Es handelte sich dabei hauptsächlich um ein Tonband, auf dem ein Gespräch Wohlgemuths mit John festgehalten war. Der Kunstmaler war entsetzt über die Kritik Johns an der Bundesregierung.

Der Zeuge ist seit 1951 mit Wohlgemuth bekannt. Sie verkehrten freundschaftlich miteinander, denn Wohlgemuth hielt den Zeugen für einen Kommunisten. Tatsächlich hatte der Zeuge eine kommunistische Vergangenheit. Er sagte sich aber von dieser Ideologie los, als die Russen ihn nachrichtendienstlich verwenden wollten und ihm doch keine Anstellung bei der „Defa“ verschafften. Seine Absicht war, über die „Defa“ auch „für den Westen interessant zu werden“. Wohlgemuth hat aber nach Ansicht des Zeugen von Kommunismus überhaupt nichts verstanden, er war in dieser Hinsicht „wenig gebildet“.

Im Herbst 1951 oder Frühjahr 1952 habe ihm Wohlgemuth das Tonband vorgespielt. Ein Satz habe etwa gelautet: „Wenn man sicher gehen könnte, daß die andere Seite sich entsprechend verhält, sofern man wechselt.“ Der Zeuge will daraus geschlossen haben, daß Johns Absetzen in die Sowjetzone schon lange vorbereitet war. Mit dem Abspielen des Bandes habe ihm Wohlgemuth zweifellos den Zerfall des Westens dartun wollen. Dagegen glaube er nicht, daß sich Wohlgemuth mit dem Tonband bei den sowjetzonalen Stellen habe anbieten wollen. Den Namen Wonsig habe er allerdings bei Wohlgemuth gehört. Wenn Wohlgemuth aber nachrichtendienstlich eingespannt gewesen wäre, hätte er es bestimmt gesagt.

Die Zeugin Elli Suki aus Berlin erzählte dem Gericht, was ihr eine Person aus dem Osten mitgeteilt hatte: John sei bewußtlos in Begleitung Wohlgemuths und zweier Volkspolizisten in die Charité gebracht worden. Wohlgemuth habe vor einem Kreis Zuhörer lachend erzählt, wie er John übergebracht habe. Zur näheren Vernehmung über die betreffende Person wurde die Öffentlichkeit ausgeschlossen. Wie später bekanntgegeben wurde, erklärte die Zeugin in der nichtöffentlichen Sit-

zung, daß John nicht bewußtlos, sondern betrunken gewesen sei. Bei ihrer ersten Vernehmung durch den Oberstaatsanwalt in Berlin sei die Zeugin aufgefordert worden, von ihrem Gewährsmann nähere Einzelheiten zu erfahren. Dieser Aufforderung sei sie bis heute nicht nachgekommen.

In einem verlesenen Lebenslauf Wohlgemuths, der für sowjetzonale Behörden bestimmt war, legt der Berliner Arzt Wert auf die Feststellung, daß er als Student als Autoschlosser arbeitete. Er betonte seine Assistententätigkeit bei „Morell, dem Leibarzt des Führers“, der ihn ins KZ habe bringen wollen. Im Zusammenhang mit Wohlgemuths Anspruch, zu den Widerstandskämpfern zu gehören, kommt auch John recht gut weg. Es heißt, daß John die ersten Vorbereitungen zum 20. Juli 1944 schon 1943 begonnen habe. Zu seinem Widerstandskreis habe auch Prinz Louis Ferdinand gehört. In dem Kreis sei Wohlgemuths kommunistische Einstellung bekannt gewesen. Lediglich der Bruder Johns habe in dem Kreis noch zum linken Flügel gehört. „John hat die Fähigkeit, sich mit der Zeitgeschichte zu entwickeln. Wenn nötig, ist er sehr wagemutig“, wird John in dem Lebenslauf bescheinigt. Dann wird John noch als ein Suchender gekennzeichnet.

Aus einem Manuskript für ein Buch, das John im Osten erscheinen lassen wollte, wurden verschiedene Abschnitte vorgelesen. Im wesentlichen enthält es die übliche sowjetzonale Propaganda gegen die Bundesrepublik und eine Verherrlichung der Sowjetunion. John bemerkte dazu: „Ich habe das geschrieben, was ich mir vorstellte, daß sie es wünschten. Die Hauptthesen habe ich auch in meinen Vorträgen verwendet.“ Als Unterlagen seien ihm nach Besprechung mit Norden und Girnus zahlreiche Aufsätze sowie sonstige Literatur zur Verfügung gestellt worden. Das Werk sei zwischen Januar und April 1956 entstanden, es habe keinen Beifall gefunden. Das Manuskript habe er Bonde-Hendriksen gegeben, damit er Unterlagen für seine Rechtfertigung habe.

Die Verhandlung wird erst am kommenden Montag fortgesetzt. Bundesrichter Dr. Mannzen wird sich inzwischen zur Vernehmung weiterer Zeugen nach Berlin begeben.

Lübecker Volksbegehren abgelehnt

Hausratshilfe gefordert

- wenn aber das Gesetz vom Plenum des Bundes-
- tages erst im Januar verabschiedet werden
- sollte, müsse unter allen Umständen an dem
- Termin vom 1. Januar 1957 für das Inkraft-
- treten festgehalten werden.

den Vatikanhalt-

Institut

6.12
56

Zum Tage

Die selbstverständliche Quittung

Zwar war vor einigen Tagen, als die ersten Meldungen über neue alliierte Wünsche in bezug auf Stationierungskosten in der Presse auftauchten, von Bonner Seite erklärt worden, daß man von solchen Forderungen nichts wisse. Aber es war klar, daß die Nichterfüllung unserer gegenüber der NATO eingegangenen Verpflichtungen auch in diesem Jahr zu finanziellen Ansprüchen der Westmächte führen würde. Deshalb überrascht es nicht, wenn gestern aus Paris gemeldet worden ist, der britische Außenminister Selwyn Lloyd habe mit dem amerikanischen Außenminister Dulles die Frage erörtert, in welchem Umlage die Bundesrepublik zu den Kosten der Stationierung britischer Truppen herangezogen werden könne. Man ist in allen der NATO angehörenden Staaten schon lange der Ansicht, daß es die Deutschen nicht nur mit den Rechten, sondern auch mit den Pflichten des atlantischen Bündnisses etwas ernster nehmen sollten und daß es für uns wirklich an der Zeit wäre, etwas mehr für unsere eigene Sicherheit zu tun. Es wird deshalb auch diesmal dem Bundesfinanzminister Schäffer nichts helfen, wenn er die angespannte Lage des Bundeshaushaltes anführt. London und Paris können ihrerseits nämlich darauf hinweisen, daß die Deutschen noch immer wesentlich günstiger dran sind, als fast alle anderen europäischen Nationen. Das beweise, so sagt man, allein schon die Entwicklung unseres Außenhandels, der angesichts der Ölknappheit in Frankreich und England jetzt sogar noch günstigere Aussichten habe. Man ist in London davon überzeugt, daß eine größere Belastung der deutschen Wirtschaft durch Rüstungslasten ein ganz guter Ausgleich und wenigstens ein kleiner Hemmschuh für einen noch stärkeren deutschen Einbruch in bisher traditionell englische Märkte sein würde. Gegen solche Ansichten wären einige deutsche Divisionen natürlich das beste Argument.

„Auch Wohlgemuth will kommen“

Schwester Annemarie erschien überraschend als Zeugin im Johnprozeß vor dem Bundesgerichtshof

Karlsruhe (K.-Eig. Ber.). Wohlgemuth, der lang erwartete, kam gestern zwar nicht, er schickte aber eine Botin, seine Krankenschwester Annemarie Weyres, die mit ihm zusammen die ganze Zeit seines sowjetzonalen Aufenthaltes verlebte. „Auch der Herr Doktor will kommen, morgen oder übermorgen, aber er hängt von seinen Bewachern ab“, sagt sie dem Senat. Bis dahin muß sich das Gericht mit einer weiteren Version des Johnschen Übertritts in die Sowjetzone begnügen.

Sie hatte es nicht leicht, ihre Aussage so einzurichten, daß sie „den Herrn Doktor“, wie sie ihn immer nannte, nicht zu belasten und dennoch bei der Wahrheit zu bleiben. Aufgeregt unterstrich sie ihre Aussagen mit nervösen Gesten und zuweilen mußte sie heldenhaft gegen aufkommende Tränen kämpfen. Nach ihrer Darstellung, die auf Erzählungen Wohlgemuths zurückgehen, seien John und Wohlgemuth am Abend des 20. Juli 1954 nach Ostberlin gefahren, um das Grab von Hans John und anschließend ein Treffen der Widerstandskämpfer zu besuchen. Vor der Charité hätten sie geparkt, dann sei ein anderer Wagen mit einem Dr. Schneider gekommen, der die beiden abgeholt hätte. Das Treffen habe sich in einer Villa in Hohenschönhausen abgespielt. Wohlgemuth habe gegessen, während John im Nebenraum mit den anderen Herren verhandelt hätte. Später sei John zurückgekommen und habe erklärt, daß er bleiben wolle. Wohlgemuth sei dann zwischen drei und vier Uhr in die Praxis zurückgekommen, er sei ganz verstört gewesen: „Pack die Koffer, ich muß rüber, denn John will drüben bleiben.“ Sie habe dann die Koffer gepackt, er habe seine Wirtin und den Rechtsanwalt angerufen. Um fünf Uhr wären sie zur Wirtin Wohlgemuths gefahren und dann nach Ostberlin. Sie seien zunächst im Sperrgebiet untergebracht worden. Später hätten sie eine Wohnung in der Stalinallee erhalten. Weitere Stationen waren Moskau, Prag, Dresden und Leipzig. Immer unter mehr oder weniger strenger Bewachung. Seit Oktober lebe er in

Ostberlin als freier Mitarbeiter an der Charité mit dem Gehalt eines Oberarztes. Die Vernehmung der Zeugin zog sich viele Stunden hin.

Im Kreuzverhör wurden viele Einzelfragen angeschnitten, u. a. auch die Schulden Dr. Wohlgemuths. „Dr. Wohlgemuth hat große Schulden aber auch große Außenstände gehabt“, sagte die Zeugin. Auf die Frage, was Wohlgemuth zu der Entführungstheorie Johns sage, meinte Schwester Annemarie: Der Herr Doktor meinte, das habe er nicht nötig. Er verstehe aber John, daß er sich an diese Giftgeschichte als letzte Rettung klammere.

Als John zum Präsidenten des Bundesamtes für Verfassungsschutz ausgesucht wurde, war die Bundesrepublik noch nicht souverän. Mit dieser Begründung stellte der Präsident des Bundesverwaltungsgerichts in Berlin, Hans Egid, seinerzeit Ministerialdirektor im Bundesinnenministerium, fest, warum es überhaupt zur Wahl John kam. Im Gesetz über den Verfassungsschutz seien alliierte Vorstellungen verwirklicht worden. Die Alliierten hätten auch entscheidenden Einfluß auf die Personalbesetzung gehabt.

Als Leiter der dem Bundesamt vorgesetzten Abteilung im Innenministerium hatte Egid klar umrissene Vorstellungen von Johns Bewährung als Behördenchef. Auf John sei man durch Empfehlung des Ministers Kaiser und des ehemaligen stellvertr. Ministerpräsidenten von Bayern, Josef Müller, aufmerksam geworden. Zu seinen Gunsten hätten die ausgezeichneten Sprachkenntnisse, der blütenweiße Fragebogen

und eine weitgehende Personalkennntnis gesprochen. Negativ habe man bewertet, daß er kein Fachbeamter und noch niemals Behördenchef und kein Nachrichtenfachmann gewesen sei. Sonstige Bedenken hätten sich als nicht stichhaltig erwiesen. Mehrere Generale, die während der Gefangenschaft mit John zu tun hatten, hätten ihm sogar ein gutes Zeugnis ausgestellt.

Als Beamter sei John keine Idealfigur, er sei kein großer Jurist, habe keine organisatorische Erfahrung, auch fehle ihm die nötige Härte. Dennoch sei er kein Versager gewesen. Die Behörde sei auch unzulänglich konstruiert. Insbesondere bestehe ein Gegensatz zwischen den Landesämtern und dem Bundesamt, weil die politischen Tatbestände verschieden bewertet würden. Auf eigene Verantwortung habe er, der Zeuge, John überwachen lassen, um her-

auszubekommen, ob an nachteiligen Gerüchten etwas Wahres wäre. Das Ergebnis sei aber gleich Null gewesen. John habe keinen Nazi-komplex in der Art gehabt, daß er die Gefahr von Links unterschätzt hätte. In seiner Denkschrift hätte er sogar nachdrücklich vor der kommunistischen Gefahr gewarnt. Vorwürfe gegen seine Amtsführung hätten ihn allerdings härter getroffen als andere Beamte, die immer in der Feuerlinie gelegen hätten. In vielen Fragen habe sich sein Urteil als richtig erwiesen, z. B. in der Vulkan-Affäre. Aber er habe viel geschluckt, weil seine Widerstandskraft nicht stark entwickelt sei.

Präsident Dr. Geier: „Sind Vorschriften ausgearbeitet worden, wie man sich zu verhalten hat, wenn man durch Leichtfertigkeit oder durch bodenlosen Leichtsin in die Hände des Gegners fällt?“

Egid: „Nein, genaue Vorschriften sind überhaupt nicht ausgearbeitet worden.“

Ob sich John überfordert fühlen mußte, fragte der Oberbundesanwalt. Das sei nicht ganz zu leugnen, meinte darauf der Zeuge.

Die Verhandlung wird heute fortgesetzt.

Noch immer Milliarden im Juliusturm

Zum Tage

Pankow — Prag

Die moskauer Satelliten tun sich zusammen. Sie klammern sich in der Sowjetzone noch immer ängstlich an ihren Platz auf den Spitzen der russischen Bajonette, und in Prag haben sich die Stalinisten bis jetzt von dem Rumoren, das in ihrem Lande festzustellen ist, ebenfalls bewahren können. Es ist aber nur zu natürlich, da sie durch die gemeinsame Furcht zusammengehalten werden, daß sich Pankow und der Hradschin zur gegenseitigen Hilfeleistung verständigen. Ob dies viel Wert haben wird, ist eine andere Frage. Der Erfolg, um den beide kommunistische Regierungen bei ihren Untertanen ringen, wird dadurch nicht erreicht: nämlich die innere Zustimmung der Bevölkerung zu ihrer Regierungsmethode. Sie werden nach wie vor mit der brutalen Gewalt, unterstützt von Moskau, regieren müssen. Ob bei dieser Aufgabe der eine den anderen im Ernstfall unterstützen könnte, ist doch sehr zweifelhaft. Denn ihrer Wehrmacht sind sich weder Pankow noch Prag sicher. Sie werden sich bei den Besprechungen, die am vergangenen Sonntag und Montag stattfanden, darüber unterhalten haben. Denn ganz ohne Grund wird der sowjetzonale Verteidigungsminister Stoph nicht dabei gewesen sein. Zu ernststen Befürchtungen war angesichts der Haltung der polnischen und ungarischen Wehrmacht, die gar nicht im Sinne Moskaus lag, genügend Stoff vorhanden. Nun handelt es sich aber nicht nur um die bolschewistische Zuverlässigkeit der sogenannten Volkspolizei und des tschechoslowakischen Militärs. Moskau muß sich besonders überlegen, ob es eine weitere Aufrüstung in diesen beiden Ländern und besonders in der Sowjetzone riskieren kann. Schließlich könnten die Gewehre einmal nach hinten losgehen. Man sieht, zu welchen Folgerungen die Ereignisse in Polen und in Ungarn bereits führen. Wir brauchen deshalb auch keine ernsthaften Bedenken zu haben, daß die Aufrüstung des Westens bis zur Grenze der bestmöglichen Selbstverteidigung einer Rüstungswettlauf im benachbarten Osten nach sich führen würde. **l.l.**

Man nehme . . .

Die Schweizer sind ein merkwürdiges Völkchen. Jahrelang können sie gegenüber dem

Frau John kämpfte für ihren Mann

Das Gutachten des psychiatrischen Sachverständigen Professor Dr. von Baeyer über John

Karlsruhe (K.-Eig. Ber.). Mit einem wahren Löwenmut und viel Phantasie kämpfte gestern Frau Lucie John vor dem 3. Strafsenat des Bundesgerichtshofs für ihren Ehemann. Für alle Möglichkeiten des Verhaltens ihres Mannes hatte sie sich Theorien zurechtgelegt, die alle Zweifel an der Schuld Johns beseitigen sollten. „Ein freiwilliger Übertritt kommt überhaupt nicht in Frage.“ Auf diese Tonlage waren ihre Bekundungen abgestimmt. Der psychiatrische Sachverständige schilderte John als einen unausgereiften Charakter.

In vielen Briefen aus der sowjetzonalen Zeit nennt John seine Frau zärtlich „das schlaue Lieschen“. Daß diese Bezeichnung nicht ohne Grund gewählt wurde, dafür gab Frau John gestern genügend Beweise. Sie machte ihre Aussagen in nahezu kategorischer Bestimmtheit. Unangenehmen Vorhaltungen wich sie aus und beantwortete sie mit einem Gegenangriff. Z. B. gab sie dem psychiatrischen Sachverständigen zurück: „Hierüber sind die Ansichten verschieden, Herr Professor Baeyer.“ Sie war im rot-schwarz gestreiften Kostüm mit braunem Hut erschienen. Seit drei Tagen ist sie 57 Jahre alt. Vor dem Dritten Reich war sie Opernsängerin. Sie wanderte dann wegen nicht-arischer Abstammung nach England aus, wo sie als Gesangspädagogin sich betätigte. In London lernte sie 1946 Otto John kennen. 1949 wurde geheiratet.

John habe die Absicht gehabt, in der juristischen Abteilung des Auswärtigen Amtes eine Stelle zu erhalten. Aus der Bewerbung sei jedoch nichts geworden. Unerwartet sei dann der Anruf gekommen, er solle sich um den Posten des Präsidenten beim Bundesamt für Verfassungsschutz bewerben. Er habe das Amt auch erhalten. Der neue Wirkungskreis habe eine große Umstellung erfordert, da John nie in einer Behörde gearbeitet habe, doch habe er sich der Arbeit von früh bis spät gewidmet. Von Amtsmüdigkeit sei nie eine Spur festzustellen gewesen. Ihr Mann sei von Grund aus liberal. Den Kommunismus habe er für gefährlicher als die Renazifizierung gehalten.

Wohlgemuth sei ihr eine „mythische Figur“ gewesen, schon ehe sie ihn gekannt hätte. In Köln habe er sie einmal besucht und gleich auch 50 DM geliehen. „Aaiglat, gewandt, amüsant, aufschneiderisch und unzuverlässig“, so sei Wohlgemuth. In Berlin habe man sich wieder getroffen. Er habe sie auch untersuchen wollen. „Ich wäre ja auch im Osten, wenn ich

Rauschgifte gefunden hätten. Die Herren wären auch überzeugt gewesen, daß John bewußtlos entführt worden sei. Selbst bei der ersten Rundfunkeklärung Johns habe man erkennen können, daß er halb bewußtlos gewesen sei. Ebenso habe ihr jeder Brief bewiesen, daß ihr Mann entführt worden sei. „Die Sachen sind zweideutig und müssen zweideutig sein und können nur von denen geklärt werden, die John kennen.“ Die ganzen Briefe seien zur Täuschung der Zensur abgefälscht worden. Dennoch habe sie klar gesehen. Als er z. B. seine Schweizer Schuhe verlangt habe, sei sie sicher gewesen, daß er über das Wasser entfliehen wolle.

Auf den Vorhalt, daß sie einem Kriminalbeamten gesagt habe: „Er wird doch nicht zum Grab seines Bruders gegangen sein?“, meinte die Zeugin, daß sie das nicht gesagt haben könne, da ihr Mann nie ein Grab besuche. Auf

die Frage Dr. Baeyers, ob die Anhaltspunkte für eine langfristige „hypnotische Dressur“ ihres Mannes habe, sagte Frau John: „Nein, diese Theorie habe ich mir nur zurecht gelegt. Darüber mögen Sachverständige aussagen.“

Sie habe sich auch bemüht, ihrem Mann zur Flucht zu verhelfen. Sie habe ihm u. a. Betäubungsmittel schicken wollen, damit er seine Wächter bewußtlos machen könne. Davon sei ihr aber vom Amt abgeraten worden. Das Gericht verzichtete auf Antrag des Oberbundesanwalts auf die Vernehmung der Zeugin.

Nicht wiederzuerkennen

Das Protokoll über die kommissarische Vernehmung der Zeugin Katharina Saberski aus Berlin ergab, daß John am Abend vor seinem Verschwinden in die Sowjetzone heiter und normal gewesen ist. Nur bei einem Gespräch über die Nazis habe er sich ereifert. John habe auch erwähnt, daß er Leute von drüben treffen wolle. Auf die Ermahnung, doch nicht leichtsinnig zu sein, habe John erklärt, er helfe sich schon selbst. Im September 1955 habe die Zeugin John in der Staatsoper getroffen. Er sei nicht wiederzuerkennen gewesen und habe

einen unsicheren, nervösen Eindruck gemacht. Der psychiatrische Sachverständige Prof. Dr. von Baeyer, Heidelberg, stellte in seinem Gutachten die volle strafrechtliche Verantwortlichkeit Johns fest. Zur Einlassung Johns über seine plötzliche Bewußtlosigkeit bemerkte Prof. Baeyer, daß die Rück Erinnerung an die schlagartig einsetzende Bewußtlosigkeit eigenartig erscheine. Normal wäre das Bemerkte von Verbots, wie Schwindelgefühle usw. Auch die Schilderung des Erwachens nach 24stündiger Bewußtlosigkeit wäre nicht charakteristisch. John erzähle es wie ein Erwachen nach einem Nachmittagsschlaf ohne alle Nebenerscheinungen. Allerdings könnten solche Empfindungen durch andere Erscheinungen verdrängt werden. Obwohl die Schilderung nicht charakteristisch wäre, könnte sie dennoch nicht widerlegt werden.

Nicht voll ausgereifter Mann

Der Sachverständige gab folgendes Charakterbild Johns: John macht den Eindruck eines nicht voll ausgereiften Mannes mit gewissen Zügen von Kindlichkeit, Infantilität, ohne psychopathische Abartigkeit. Während der Untersuchung habe John in einer fast spielerischen Freude über seine prominenten Bekannten gesprochen. Geltungsbedürfnis sei ein hervorstechender Zug. Gefühlstiefe verrate er nur gegenüber seiner Frau und Stieftochter. Obwohl der Selbstmord Höfers in kausalem Zusammenhang mit seinem Verschwinden in der Ostzone gestanden habe, sei seine Anteilnahme nur oberflächlich gewesen. Typisch sei, daß sich John immer zu älteren Frauen hingezogen gefühlt habe. John sei nicht alkoholsüchtig, doch träten nach Alkoholgenuß Gedächtnislücken auf. Kein egoistischer Mensch, eher gutherzig, weich, kontaktbedürftig. Seine psychische Belastbarkeit habe keine weit gesteckten Grenzen. Seine Intelligenz sei gut durchschnittlich, beweglich, aber nur oberflächlich. Das gleiche Charakterbild habe sich aus verschiedenen Tests ergeben. John habe aber keine besondere Beeinflussbarkeit durch Suggestion. Seine charakterliche Veranlagung würde unter normalen Verhältnissen keine Rolle spielen, erst im Verhältnis zu den hohen Zielen, die er sich stellte, wären die Mängel faßbar. Auf Beiträgen billigte Dr. Baeyer dem Angeklagten ein hohes Maß von Verstellungsfähigkeit zu. Die Verhandlung wird heute fortgesetzt.

„Mehr Geld oder weniger Divisionen“

Bundesregierung grundsätzlich zur Finanzhilfe an England bereit

Drahtbericht unserer Bonner Redaktion

Bonn. Die englische Forderung auf Weiterzahlung der Stationierungskosten vielleicht sogar in erhöhtem Maß für die in Deutschland stationierten britischen Divisionen ist in Bonn intern schon seit einiger Zeit erwartet worden.

Der Bundeskanzler hatte schon am vergangenen Freitag eine Aussprache mit dem Bundesfinanzminister über diese Frage der Stationierungskosten, die in diesem Jahr rund 1,5 Milliarden betragen haben. Diese Zahlungen waren damit begründet worden, daß die Bundesrepublik ihren Verteidigungsetat nicht ausschöpfen könne, was auch der Fall war. Nunmehr jedoch sieht sich die Bundesregierung in der Zwangslage, daß England gebilligt

rungsmächten dringend gefordert wird. Allerdings besteht wenig Hoffnung, daß England auf andere Vorschläge eingehen wird.

Von der sozialdemokratischen Fraktion wird erklärt, Deutschland solle jetzt für die Kosten des Suez-Abenteuers zahlen, während in Regierungskreisen das Wort vom „militärischen europäischen Lastenausgleich“ fällt. Man verschleierte damit aber die Tatsache, daß die Bundesregierung offen unter schweren Druck gesetzt wird, da ein Abzug englischer Divisionen von ihr unter keinen Umständen gewünscht wird.

Dienstag, 18. Dezember 1956

Nummer 295

„Dieser Mann geht zerbrochen aus dem Saal“

Oberbundesanwalt Güde stellt den Strafantrag im John-Prozess: Zwei Jahre Zuchthaus

Karlsruhe (K.-Eig.Ber.). „Das ist mein Strafantrag: Keine Strafe, die über zwei Jahre Zuchthaus hinausgeht, halte ich für angemessen.“ Mit diesen Worten beendete Oberbundesanwalt Güde das nahezu fünfstündige Plädoyer der Bundesanwaltschaft. Zur Begründung des Antrags hatte der Oberbundesanwalt hauptsächlich die totale Bedeutungslosigkeit des Angeklagten herausgestellt und gesagt: „Im Schuldspruch und nicht in der Strafhöhe liegt der Ertrag des Verfahrens. Ein Staat kann großmütig sein gegenüber einem ungefährlich gewordenen. Dieser Mann wird zerbrochen aus dem Saal gehen, er ist bürgerlich tot.“ Der Antrag umfaßte noch die Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte und die Anerkennung der erlittenen Untersuchungshaft.

Atemlose Stille herrschte gestern im großen Saal des Bundesgerichtshofes als Oberbundesanwalt Güde und Oberstaatsanwalt Loesdau plädierten. In den Ausführungen der beiden Vertreter der Anklagebehörde war ein ernstes Ringen zu spüren, dem Angeklagten John gerecht zu werden. John gelang es mühsam, die Fassung zu bewahren.

Oberbundesanwalt Güde stellte vor das Plädoyer einige grundsätzliche Ausführungen über unser Strafverfahren und die großen Zusammenhänge des Prozesses. Dabei mußte auch das Bundesverfassungsschutzamt charakterisiert werden: „Das hervorstechendste — ich würde sagen, denaturierende — Unterscheidungsmerkmal dieses Amtes gegenüber den Nachrichtendiensten anderer Länder ist ohne Zweifel sein Einbau in die Gesamtbürokratie und seine weitgehende Organisation nach der Weise der Bürokratie.“ Hier liege die Ursache des Schiffbruchs des Angeklagten, der den Apparat nicht habe beherrschen können.

Betont klammerte Güde den Komplex des 20. Juli 1944 aus. „Den Toten des 20. Juli ist der Erfolg versagt geblieben. Aber ihnen ist in ihrem Scheitern etwas widerfahren, was sie in den Augen der Noblen außer Streit stellen müßte: Ihr Opfer ist angenommen worden. Welche Gnade für einen Mann, der sich im Gewissenskampf zu einer gewagten, auch sittlich gewagten Tat entschlossen hat. Die Überlebenden eines solchen Unternehmens sollten sich der Tat nicht rühmen. Die Überlebenden entwerfen den Rang des äußersten sittlichen Wagnisses, das die Toten mit ihrem Leben ab-

gegolten haben, wenn sie sich der Tat als eines Verdienstes rühmen.“

In dieser Sache müsse er sagen, was er vom Angeklagten halte, denn „hier ist die Persönlichkeit die Tat und die Tat die Persönlichkeit“. Als wesentlich aus dem Gutachten des Psychiaters hob Güde dessen Mehrwertigkeit der inneren Haltung und die Fähigkeit zu „Sowohl-als-auch-Haltungen“ hervor. Entscheidend sei aber, daß er die Tat nicht leugne, sondern sich selbst bestreite und seine Verantwortung. „Nur sein Äußeres war dabei beteiligt, sein Leib, nicht seine Seele, nicht sein Wille, sein Verstand“. Das Problem von Freiheit und Unfreiheit, der Grenzziehung zwischen freier Verantwortlichkeit und unfreier Unverantwortlichkeit sei das zentrale Problem dieses Prozesses. Dieses Problem der Selbstverantwortung sehe der Angeklagte überhaupt nicht. Sei das nicht ein geradezu knabenhafter Einfall, das so folgenreichere Tun für eine gutgespielte Rolle, für eine erfolgreiche Lüge auszugeben. Auch die Öffentlichkeit müsse erkennen: Das erregende Drama sei ohne Held gewesen.

Der große sowjetische Mitspieler sei allerdings keine Täuschung. Es habe sich gezeigt, daß Menschen in Villen als Käfigen gehalten werden. „Mit dem Schein der Freiheit, aber umgeben von Wächtern, mit der Unwürde des Wohllebens, dafür aber abgerichtet zur Vorführung.“

Nach sachlicher Darstellung des „unstreitigen“ Sachverhalts — das Verhalten Johns bis zu seinem Verschwinden und seine Tätigkeit drüben — kam Oberstaatsanwalt Loesdau zu dem Schluß: John ging freiwillig in den Osten.

Wohlgemuth sei zwar eine zwielichtige Figur, aber kein Menschenräuber. Dagegen habe John den Besuch bei Wohlgemuth sogar vor seiner Frau und Prinz Louis Ferdinand verheimlicht. Der Grabbesuch sei keine ausreichende Erklärung für den Besuch im Osten. Man könne aber annehmen, daß er habe Gespräche führen wollen. Sicherlich habe er auch die Absicht gehabt, zurückzukehren. Zugunsten des Angeklagten sei auch davon auszugehen, daß er ohne seinen Willen mit russischen Stellen in Kontakt gekommen sei. Dabei ergäben sich viele Möglichkeiten: überlistet oder Verbrüderung in betrunkenem Zustand und dann in Karlsruhorst aufgewacht. Die schnelle Kapitulation bei den Russen sei nur zu erklären, wenn man ehrliche Mitarbeit annehme. Er habe drüben auch seine wahre Meinung vertreten. Als Gründe für seine Rückkehr könnte angenommen werden, daß seine Bedeutung gesunken sei und er der Meinung gewesen wäre, es könne ihm nicht viel passieren.

John sei kein Verräter im juristischen Sprachgebrauch, vorgeworfen werde ihm vielmehr sein Überlaufen als Desertion im Kalten Kriege. Tatsächlich habe der Verfassungsschutz durch Johns Übertritt keine Verluste gehabt. John habe drei V.-Mann-Führer den Russen benannt. Die offizielle Erklärung zu den EVG-Abreden, die gar nicht bestanden, sei als Mitteilung eines

falschen Staatsgeheimnisses zu werten. Ebenso sei durch die Behauptung, die Organisation Gehlen entwickle in Frankreich eine verstärkte nachrichtendienstliche Tätigkeit, das Wohl der Bundesrepublik gefährdet worden. Der Tatbestand der verfassungsverräterischen Konspiration sei durch die Propagandalätigkeit für das SED-Regime verwirklicht. John habe hierbei die Absicht gehabt, die Bestrebungen der sowjetisch besetzten Zone zu fördern.

Oberbundesanwalt Güde faßte das Ergebnis der Beweisaufnahme nochmals zusammen: „John ist nicht übergelaufen, sondern in der Gefangenschaft abgefallen. Er ist kein Verräter, sondern ein Schwächling, der sich zur Propaganda mißbrauchen ließ.“ Dafür könne er aber den Notstand nicht geltend machen, weil er weder unter physischem Zwang noch unter Lebensbedrohung vergewaltigt worden sei. Der Angeklagte hätte den schimpflichen Verlust des Amtes — zumal er zweifellos die Situation verschuldet habe — dem Treubruch vorziehen müssen. Sicherlich habe er Angst gehabt, als er sich in den Händen der Russen befunden habe. Aber allgemeine und unbestimmte Angst bewirke keinen Notstand. Der angerichtete Schaden dürfe nicht verkleinert werden, man dürfe aber nicht übersehen, daß John kein Krimineller sei. Er sei lediglich von seelischem Zwergwuchs und von totaler Bedeutungslosigkeit. Unter Berücksichtigung der mildernden Umstände wie Rückkehr, die Formung durch die Flucht im Jahre 1944 und die gewisse Angst kam der Bundesanwalt zu seinem Strafantrag.

Die Verhandlung wird heute mit dem Plädoyer der Verteidigung fortgesetzt.

Nehru sucht nach klaren Vorstellungen

Er und Eisenhower fuhren im Auto nach Gettysburg

Washington (AP/dpa). Der indische Ministerpräsident Nehru erklärte am Sonntagabend in Washington, seine Gespräche mit Präsident Eisenhower würden „vor dem Hintergrund der geschichtlichen Entwicklungen in Ägypten und Ungarn“ stattfinden.

Nach einem kurzen Zusammenreffen mit Eisenhower und einer mehr als einstündigen Unterredung mit Außenminister Acheson

wir ihm einen ebenso herzlichen Willkommensgruß entbieten“, sagte Nehru.

Die Vermittlerrolle zwischen Ost und West werde von Indien in dem Bewußtsein angestrebt, daß kein Volk isoliert leben könne und jedes von den Ereignissen in der Welt berührt werde. Doch müsse die Beziehung zu anderen Völkern auf dem Prinzip der Nichtbeziehung

Mittwoch, 19. Dezember 1956

Nummer 296

Die Verteidigung beantragte Freispruch für John

Dr. Caemmerer: „Ich glaube, ich verteidigte einen anständigen Menschen“

Karlsruhe (K.-Eig. Ber.) Der gestrige Tag im John-Prozeß gehörte der Verteidigung, den Rechtsanwälten Dr. Gerhard Caemmerer und Dr. Hans Caemmerer. Beide forderten ein freisprechendes Urteil für den Angeklagten. Als Gefangener der Sowjets habe John im Notstand gehandelt. Der Angeklagte verzichtete auf das letzte Wort. Der Senat wird voraussichtlich am kommenden Samstag um 10 Uhr das Urteil verkünden.

Rechtsanwalt Dr. Gerhard Caemmerer erinnerte zu Beginn seines Plädoyers an die Grenzen menschlicher Erkenntnisfähigkeit, an die schwere Aufgabe des Richters, den das Gesetz zwingt, eine Antwort auf die Schuldfrage zu geben, auch wenn der Fall nicht restlos aufgeklärt werden könne. Deshalb müsse im Zweifel immer zugunsten des Angeklagten entschieden werden.

Im Falle John sei das Dunkel unerhell geblieben, denn ein Teil des Dramas spielte sich hinter dem Eisernen Vorhang ab. Die Kernfrage laute: Wie kam John in den Osten? Darüber wisse er so wenig wie andere. Von John wisse man, daß er als Beamter seine Pflicht getan habe. Bevor man ihm das hohe Amt eines Präsidenten des Bundesamts für Verfassungsschutz anvertraut habe, sei er eingehend geprüft worden, wobei er sich nicht auf den 20. Juli 1944 berufen habe. Die Zeugen aus seinem Kreis, vielleicht die einzig anständigen des ganzen Prozesses, hätten bestätigt, daß er eine saubere Persönlichkeit sei. Wenngleich keine Idealfigur für das Amt, wenn auch kein Politiker, so doch ein Mensch von demokratisch-westlicher Gesinnung und Haltung. Auf der anderen Seite stehe Wohlgenuth, ein besessener Arzt, aber ein hemmungsloser verderbter Lump. Politisch ein Anarchist. John und Wohlgenuth seien keine Freunde gewesen.

Die Ereignisse des 20. Juli 1954 sieht der Verteidiger wie folgt: Das Treffen am Abend in der Praxis Wohlgenuths war zuvor besprochen. Hat es John seiner Frau verheimlicht? Er habe sich nicht von seiner Frau verabschiedet, weil sie beschäftigt gewesen sei. Er habe

bei sich getragen, was er den ganzen Tag in dem Anzug bei sich gehabt habe: Nur seinen Personalausweis. Grund? Er habe den Anzug schonen wollen. In der Praxis sei Wohlgenuth nervös gewesen. Plötzlich sei er aufgesprungen: „Wir müssen gehen.“ Dann die Autofahrt, angeblich zu dem wenige hundert Meter entfernten Absteigequartier Wohlgenuths, um das Attest abzufassen. Wohlgenuth habe es so eilig gehabt, daß er nicht einmal die weiße Hose und den Arztkittel ausgezogen habe. „Mehr wissen wir nicht.“ Was dann geschah, darüber hätte Wohlgenuth verschiedene Versionen in die Welt gesetzt. Frage sei nur, ob die Betäubungstheorie mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit als unmöglich angesehen werden müsse. Das sei nicht der Fall. Wie die Verurteilung des Gutachters gezeigt hätten, wäre Evi-

pan im Kaffee nicht zu merken. Zwar trete die Bewußtlosigkeit nicht nach genau berechneter Zeit ein, aber dieser Zeitpunkt hätte im Kraftwagen abgewartet werden können. Und das Aufwachen, wie es John schilderte? Zugegeben, die Schilderung Johns sei flach, aber er schildere überhaupt alles ohne Farbe und Überzeugungskraft. Mit der Behauptung, man nehme es nicht ab, seien die Bedenken jedenfalls nicht aus der Welt zu schaffen. Über das Geschehen gäbe es keine klassischen Zeugen. Wohlgenuth sei eine Entführung zuzutrauen. Andererseits sei John bis zu jenem Tag sauber und anständig gewesen.

Sicher sei jedenfalls, daß John drüben ein Gefangener vom ersten bis zum letzten Tag gewesen sei. Und die Erklärungen eines Gefangenen seien wertlos und unwahrhaftig.

„Was bliebe haften, wenn John das alles im Westen gesagt hätte, was er drüben von sich gab? Nichts!“ Diese Frage stellte RA Dr. Hans Caemmerer an den Anfang seines Plädoyers. Die Themen Renazifizierung, Antimilitarismus und Wiedervereinigung seien auch im Westen

aktuell. Die Frage sei also, ob John zur Unterstützung der Bestrebungen des dortigen Regimes gesprochen habe. Zweifellos richteten sich die Angriffe Johns nicht gegen den Bestand der Bundesrepublik, sondern gegen einzelne Persönlichkeiten. Mithin liege keine Gefährdung des Bestandes der Bundesrepublik und kein Landesverrat vor. Bei der Untersuchung der einzelnen Vorwürfe kommt Dr. Caemmerer jun. zu dem Schluß, daß mindestens subjektiv kein Unrechtsbewußtsein und keine verbrecherische Absicht vorgelegen habe. Wenn John der Bundesrepublik hätte schaden wollen, hätte er nur die echten Staatsgeheimnisse zu verraten brauchen.

Die Frage des Notstandes behandelte abschließend Dr. Caemmerer sen. Dabei unterstrich er die Dauergefahr, in der sich jeder befinde, der in die Hände der Sowjets oder des SSD geraten sei. Der Verteidiger räumte ein, daß an den Leiter des Verfassungsschutzes erhöhte Anforderungen an sein Verhalten in Feindesland zu stellen seien. Wo aber liege die Grenze? John habe jedenfalls entschuldbar geirrt in der Abwägung der Güter. Es sei auch möglich, daß er die Wirkung der Propaganda unterschätzte, als er sich die Verhaltensmaßregeln seines Amtes zu eigen machte: Mitmachen, Vertrauen gewinnen, um dadurch die Freiheit wieder zu erlangen. Er habe sich sagen können: Der Westen ist gefeilt gegen die östliche Propaganda und auch im Osten wirkt sie nicht, weil sich das System ohne Terror nicht halten kann.

Es bleibe ein Mensch, der drüben fertig gemacht wurde, er habe sich gebeugt und getan, was verlangt worden sei. Ein Durchschnittsmensch, kein Held, einer der durch die Vorhölle der Hölle ging. Wie er hinein geraten sei, wisse er nicht, mit der Konstruktion der Bundesanwaltschaft könne jedenfalls der freiwillige Übertritt nicht bewiesen werden. Die Einlassung Johns sei nicht widerlegt. „Es ehrt alle Menschen und Richter, wenn sie sagen: Ich weiß nicht. Deshalb bitte ich um Freispruch.“ Nach den Repliken, in denen noch manch geschliffenes Wort zur Klarstellung einiger Mißverständnisse gewechselt wurde, verkündete das Gericht den Termin der Fortsetzung der Verhandlung. Wenn der Senat mit der Beratung fertig wird, bringt der kommende Samstag das

Wenig Hoffnung für Verwaltungsabbau

Ministerpräsident Dr. Gebhard Müller gegen die Gesetzesflut

Drahtbericht unserer Stuttgarter Redaktion

Stuttgart. — Der baden-württembergische Ministerpräsident vertrat gestern vor der letzten Landespresskonferenz dieses Jahres entschieden die Ansicht, daß ein wirksamer Verwaltungsabbau nur erreicht werden könne, wenn es gelinge, die Flut der Gesetzgebungsarbeit in Bund und Ländern einzudämmen. Man dürfe deshalb auch die Bedeutung des „Landesbeauftragten für die Wirtschaftlichkeit der Verwaltung“ nicht überschätzen, der vom Landtag

verlangt worden sei. Die Verwaltungsvereinfachung sei in erster Linie eine Frage der Aufgabenstellung, in zweiter Linie erst eine Aufgabe der Regierung. Der Ministerrat habe sich mit der Stellung und den Funktionen des Landesbeauftragten eingehend befaßt, sei aber noch zu keinem abschließenden Ergebnis gekommen. Außerdem warte er noch auf die Stellungnahme des ständigen Ausschusses zu den von ihm ausgearbeiteten Richtlinien für die Tätigkeit des Sparkommissars.

In der Frage der Hebung ganzer Beamtenlaufbahnen um eine Stellenstufe führe er

SPD wird Verträge rezeptieren

Zwei Jahre Zuchthaus für Otto John beantragt

Früher wählen

so. — Daß sich eine regierende Partei den Wahltermin nach den besten Aussichten für einen Sieg aussucht, ist ein Brauch, so alt wie die Parlamentsgeschichte selbst. Es ist also kein ehrenrühriger Vorwurf, wenn die Opposition jetzt in Bonn den Christlichen Demokraten unterstellt, sie wollten zum frühest möglichen Zeitpunkt wählen lassen. Nach dem Grundgesetz müßte der Bundestag zwischen Anfang Juli und Anfang Oktober gewählt werden; bisher nahm man an, die Wahlen würden im September sein; wenn die Sozialdemokraten recht hätten, so plante die Regierung eine Wahl schon im Juli. (Eine Wahl im Frühjahr, von der auch gesprochen wurde, ist staatsrechtlich fast unmöglich.)

Es ist sofort dementiert worden, daß solche Absichten bestünden. Das schließt nicht aus, daß man sich im Hauptquartier der stärksten Regierungspartei doch noch überlegt, wann das politische Klima am besten sein würde und wann die wenigsten Anhänger der Regierung durch Urlaub oder Feldarbeit der Urne ferngehalten würden.

Aber der Streit der Parteien hat noch eine andere Seite. In Bonn unterhält man sich gegenwärtig darüber, ob der Wahlkampf in diesen Wochen schon begonnen habe. Das ist eine müßige Frage. In Wirklichkeit hat er spätestens mit dem Kampf um das Grabensystem, also vor mehr als einem Jahre, begonnen.

Auch Abgeordnete sind keine Übermenschen. Auch Abgeordnete fragen sich bereits seit über einem Jahr bei jedem Gesetz, ob man wiedergewählt werde oder nicht. Es ist eine Überspannung der Demokratie, wenn das Parlament in der Hälfte seiner Sitzungsperiode so unter dem Schatten des Wahlkampfes steht, daß strenge Sachlichkeit damit nicht mehr zu vereinigen ist. Der Staatsbürger fände es darum nicht schlecht, wenn man so bald wie möglich wählte, damit dieser allzu lange währende Kampf endlich abgeschlossen würde.

Die Abgeordneten sollten dieser Atmosphäre eingedenk bleiben. Im kommenden Bundestag sollen sie in stillschweigendem Übereinkommen dafür sorgen, daß der Wahlkampf erst dann beginnt, wenn eigentlich seine Zeit ist, also etwa ein Vierteljahr vor dem Wahltermin.

Plädoyer des Oberbundesanwalts

Von unserem Redaktionsmitglied

J. B. Karlsruhe, 17. Dezember

Eine Strafe von nicht mehr als zwei Jahren Zuchthaus beantragte Oberbundesanwalt Güde am Montag in Karlsruhe für den früheren Chef des Verfassungsschutzes, Otto John. Er forderte ferner den Bundesgerichtshof auf, John die Fähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Ämter sowie das aktive und das passive Wahlrecht für die Dauer von drei Jahren abzuerkennen. Die Untersuchungshaft soll auf die beantragte Strafe voll angerechnet werden.

Nach Ansicht des Oberbundesanwalts hat sich John der Mitteilung angeblicher Staatsgeheimnisse, der Verbreitung falscher Behauptungen und grüßlich entstellter Tatsachen in verfassungsfördernder Absicht sowie der verfassungsverräterischen Konspiration schuldig gemacht. John ist jedoch, wie Güde hervorhob, kein Krimineller, sondern ein Schwächling. „Er war noch weniger als ein Versager.“

Im ersten Teil seines Plädoyers stellte Güde den Fall John in den politischen und geistigen Rahmen unserer Zeit. An Hand eines Artikels in einer westdeutschen Zeitschrift legte er dar, daß Verfasser und Herausgeber dieses Artikels im Dritten Reich versäumt hätten zu sagen, was sie heute fälschlich über die politische Justiz der Bundesrepublik sagen. Güde bezeichnete den Saal dieses Gerichts als eine Art Klinik, in der die sozialen Gebrechen unserer Zeit sichtbar werden.

In einem bewegenden Kapitel seines Plädoyers ging der Oberbundesanwalt auf den 20. Juli ein, der in Johns Leben eine große Rolle gespielt hat. Er sagte: „Vor den Toren des 20. Juli, die ihr Leben für Deutschland eingesetzt haben, und deren Einsatz angenommen worden ist, sage ich: Welche Ehre, zuden Gedanken zu gehören und nicht zu den Henkern. Aber die Überlebenden eines solchen Unternehmens sollten sich der Tat nicht rühmen. Die Ehre einer so äußerst verzweifelten Tat gebührt nur den Toten.“ Aus diesem Grunde klammerte Güde den 20. Juli bei der Betrachtung der Person des Angeklagten aus.

Er griff noch einmal das Gutachten des Psychiaters auf und schilderte John als unreifen, fast infantilen Mann ohne Prägung und Form. John könne die Problematik zwischen Freiheit und Staatsnotwendigkeit nicht erkennen. Er vermöge die Pflicht der Selbstbehauptung in Selbstverantwortung nicht zu sehen. Nur deshalb sei er in der Lage gewesen, seine gesamte Tätigkeit im Osten einfach als Lüge zu bezeichnen. John ist nach den Worten Güdes niemals ein Repräsentant des gespaltenen Deutschlands gewesen. Nur ein infantiles Zeitläufer habe so etwas glauben und den Fall John ohne innere Gelassenheit aufnehmen können. Im Verlauf dieses Prozesses hat sich, wie der Oberbundesanwalt hervorhob, herausgestellt, daß das ganze ein Drama ohne Held gewesen ist.

Das Plädoyer mit den tatsächlichen Feststellungen, der Beweiswürdigung und der rechtlichen Bewertung gab Oberstaatsanwalt Lösgau. Er lehnte die Entführungstheorie als unbewiesen ab und widelte ab. John habe sich vielmehr aus Furcht, weil er erkennen mußte, daß er nicht mehr in den Westen zurückkehren konnte, zur Mitarbeit im Osten bereit erklärt und war mindestens zeitweise von seiner Aufgabe ehrlich erfüllt. Seine Bewachung war nach der Darstellung Lösgaus niemals streng und kaum anders als bei hohen Funktionären. Seine Rückkehr habe er mit dramatischem Effekt geplant, obwohl er leicht hätte in die U-Bahn steigen und sich im Westen melden können.

Landesverrat hat John nach Auffassung der Anklage nicht geübt. Diese Anklagepunkte wurden daher fallengelassen. Dagegen sah die Anklagebehörde den Tatbestand der verfassungsverräterischen Konspiration für gegeben an. Nach Paragraph 100 d Absatz 2 des Strafgesetzbuches, auf den sich die Bundesanwaltschaft bezog, wird bestraft, wer Beziehungen zu einer Regierung, Partei oder Einrichtung außerhalb der Bundesrepublik anknüpft und unterhält, die den Bestand oder die Sicherheit der Bundesrepublik gefährden oder untergraben. John hat nach Auffassung der Anklage Propaganda für die Regierung der Sowjetunion betrieben und hatte die Absicht, die Bestrebungen der SED zu fördern. Nach demselben Paragraphen Absatz 2 wird bestraft, wer in gleicher Absicht unwahre oder erdichtete Behauptungen tatsächlicher Art aufstellt und verbreitet. Dieser Tatbestand ist, wie die Bundesanwaltschaft meint, unter anderem wegen der Behauptung gegeben, es existiere ein Geheimabkommen zum EVG-Vertrag. Nach Auffassung der Anklage ist John in drei Fällen nach Paragraph 100 d Absatz 2, hiervon in zwei Fällen in Tateinheit mit Paragraph 100 a Absatz 2, außerdem in Tateinheit mit Paragraph 100 d Absatz 3 schuldig.

Atomlos folgten die Hörer in dem überfüllten Gerichtssaal dann dem anschließenden Schlussplädoyer Güdes. Der Oberbundesanwalt schilderte den Angeklagten als einen Menschen, um den nur eine kurze Zeit viel Wirbel veranstalten konnte. Er ist, so sagte er, nicht überlaufen, sondern in der Gefangenschaft abgefallen. „Er ist kein Verräter, sondern ein Schwächling.“ Güde billigte ihm keinen Notstand zu, weil er weder unter physischem Zwang noch unter Lebensbedrohung verurteilt worden sei, sondern einfach abgefallen sei und die neuen Götter angebetet habe. In diesem peinlichen Dilemma, in das er durch eigenes Verschulden geriet, hat er nach Auffassung Güdes die bequemste Lösung gewählt. „Entweder mußte er nach seiner Dummheit, in den Ostsektor zu gehen, sein Amt im Westen verlieren, oder er mußte mit dem Osten kollaborieren. Er wählte die letzte Lösung.“

Unter der Perspektive des Kalten Krieges im Jahre 1954 ist der Fall John nach Güdes Ansicht ungeheuerlich und kann gar nicht schwerwiegender gedacht werden. Hat sich aber nun heute (Fortsetzung Seite 2, Spalten 5 und 6)



Eine ungewöhnliche Bereitschaft zum Auswandern hat viele Engländer ergriffen. Vor den Einwandererbüros von Kanada, Australien, Neuseeland und Rhodesien bilden sich in London lange Menschenschlangen. Der Ansturm auf die Büros setzte in den letzten kritischen Monaten ein. Er verstärkte sich vor allem, nachdem die Erhöhung der Mineralölsteuern und die Benzinnormierung bekanntgegeben worden waren. Foto: AP

Schepilow und Schukow in Polen

Verhandlungen über die Rechtsstellung der Sowjettruppen

Warschau, 17. Dezember (AP-dpa)

Der sowjetische Außenminister Schepilow und Verteidigungsminister Schukow sind am Montag überraschend in Warschau eingetroffen. Zum Zweck des Besuchs wurde kurz vorher von der sowjetischen Nachrichtenagentur TASS erklärt, die beiden Minister sollten mit der polnischen Regierung ein Abkommen über die Rechtsstellung der in Polen stationierten sowjetischen Truppen abschließen, wie es bei den Moskauer Besprechungen des polnischen Parteisekretärs Gomulka mit den sowjetischen Führern beschlossen worden sei.

Radio Warschau gab für den Besuch die gleiche Begründung, sprach jedoch von den „vorübergehenden“ in Polen stationierten sowjetischen Truppen. Die beiden sowjetischen Minister wurden bei ihrer Ankunft in Warschau von dem polnischen Außenminister Rapacki und Verteidigungsminister Spychalski begrüßt.

Die jetzt stattfindenden Verhandlungen in Warschau gehen auf die Moskauer sowjetisch-polnischen Besprechungen von Mitte November zurück, in denen der Abschluß besonderer Übereinkommen über Standorte, Stärke und Zusammensetzung der sowjetischen Truppen und die Abgrenzung der polnischen und sowjetischen Jurisdiktion gegenüber den sowjetischen Truppen in Polen vereinbart worden war. In der in Moskau unterzeichneten gemeinsamen sowjetisch-polnischen Erklärung hieß es ferner, daß ein besonderes Übereinkommen auch über den Transitverkehr der sowjetischen Truppen durch Polen getroffen werden sollte.

An den Moskauer Besprechungen im November hatten unter anderem die Parteisekretäre Gomulka und Chruschtschow und die Ministerpräsidenten Bulganin und Cyrankiewicz teilgenommen. In der gemeinsamen Erklärung

Streit um Wahltermin

Von unserem Korrespondenten

Br. Bonn, 17. Dezember

Als Spekulation und völlig irrig bezeichnet am Montag maßgebende Persönlichkeiten der Christlichen Demokraten, Bundesverteidigungsminister Strauß habe von der CDU eine Vorverlegung der Bundestagswahl gefordert. Der neue Bundestag wird entsprechend den Bestimmungen des Grundgesetzes in der Zeit zwischen dem 6. Juli und dem 6. Oktober gewählt.

Die Sozialdemokraten haben nach ihren Angaben Informationen über Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Christlichen Demokraten über den Wahltermin erhalten. Grund für diese Meinungsverschiedenheiten ist nach Darstellung des SPD-Pressesprechers Heine die Besorgnis, daß der sozialdemokratische Wahlsieg im Herbst 1957 „noch erheblich größer sein werde, als wenn man jetzt bald wählen würde“. Man erörterte deshalb in CDU-Kreisen, so behauptete Heine, lebhaft die Frage, ob man die Wahlen auf das Frühjahr vorverlegen solle.

Geschichtlexikon geplant

Braunschweig, 17. Dezember (AP)

Im Mittelpunkt einer dreitägigen Konferenz des Schulbuch-Ausschusses des Europarates steht der Plan, ein Geschichtlexikon zu schaffen, das die historischen Begriffe in Übereinstimmung bringt, die in den europäischen Ländern noch verschieden ausgelegt werden. Die Konferenz trat am Montag in Braunschweig am Internationalen Schulbuch-Institut zusammen. An ihr nahmen Historiker aus England, Frankreich, Belgien, Holland, Schweden, der Türkei, Griechenland und der Bundesrepublik teil.

Mehr Verkehrsunfälle

Bonn, 17. Dezember (UP)

Mit rund 13 000 Verkehrstoten und 365 000 Verkehrsverletzten rechnet das Bundesverkehrsministerium für das Jahr 1956. Das bedeutet, wie es im Jahresbericht des Ministeriums heißt, eine Steigerung der tödlichen Unfälle um rund sechs Prozent und eine Steigerung der Verletztenzahl um rund vier Prozent gegenüber dem Vorjahr.

Benzin knapp und teurer

Nachrichtendienst der WELT

London/Paris, 17. Dezember

In London und Paris hatte man am Montag Benzinsorgen. In England begann die Benzinrationierung. Die Untergrundbahnen und Autobusse in London waren überfüllt. An den Haltestellen bildeten sich lange Schlangen. Die Angestellten des britischen Brennstoffministeriums waren das ganze Wochenende über tätig, um weitere Benzinmarken zu versenden. Trotzdem herrscht im Augenblick in der englischen Benzinrationierung noch ein völliges Durcheinander. Zahlreiche Lastwagen- und Fuhrunternehmer wußten noch am Montag nicht, ob und welche Sonderzuteilungen ihnen für ihre Wagen über die Grundration hinaus zugeteilt werden würden. Die englische Presse ist voller Vorwürfe und Klagen gegen die Bürokratie des Ministeriums.

Eine unangenehme Überraschung erlebte am Montag die französische Wirtschaft: Die Regierung erhöhte den Benzinpreis um 6 Franc (etwa 7 Pfennig) auf 73.1 Franc pro Liter (88 Pfennig), obwohl sie vor wenigen Wochen fest versprochen hatte, daß der Benzinpreis bis zum 1. Februar gehalten werden könne.

Gomulka in Schwierigkeiten

Von L. ZIMMERER, Warschau

Die neue polnische Situation
Revolution ohne Rache
Ein Versuch auf Leben und Tod

Ein Jude ging zum Rabbi und klagte ihm sein Leid: zu sechs lebten sie in einem kleinen, feuchten Zimmer. Es sei nicht auszuhalten. Der Rabbi empfahl: „Du hast doch in einem Verschlach vor deinem Haus eine Ziege. Nimm sie mit in das Zimmer.“ Der Rat suchende machte Einwände. Aber der Rabbi befahl: „Tu, was ich dir sage und komme in drei Wochen wieder.“ Beim nächsten Besuch erzählte der Jude jammern: es sei furchtbar; die Familie habe sich der Ziege wegen veranzelt; die Ziege verbreite einen unerträglichen Geruch; die Ziege sei vom Bösen besessen. „Wirf die Ziege hinaus und komme in ein paar Tagen wieder“, rief der Rabbi. Der Jude tut wie ihm gesagt und berichtet nun dem Rabbi einige Tage später: „Es geht glänzend, wir sind wie erlöst.“ Dem entspreche die neue polnische Situation, erklärte mir ein Gesprächspartner. Die Ziege, das seien die Jahre zwischen 1949 und 1956.

Tatsächlich ist Gomulka genau mit dem Programm, das ihm vor einigen Jahren fast den Kopf gekostet hätte, wieder an die Macht gekommen: seine Landwirtschaftspolitik, seine Wirtschaftspolitik, seine Kulturpolitik haben sich kaum geändert. Dieses Programm wurde in der Periode bis 1948 keineswegs einmütig unterstützt — heute ist das der Fall. Aber der Vergleich hinkt. Der Lebensstandard der polnischen Bevölkerung ist heute wohl noch niedriger als im Jahre 1949; andererseits besaß Polen in dieser ersten Periode keine Souveränität; die jetzt nach Hause geschickten sowjetischen „Berater“ waren schon damals die eigentlichen Befehlshaber. Außerdem herrschte bis zum Jahre 1948 in Polen eine Bürgerkriegssituation: Allein die Kämpfe zwischen dem Heer und den bewaffneten Widerstandsgruppen, die damals ganze Kreise besetzt hielten, forderten Tausende von Opfern. Aber der Vergleich hinkt noch aus einem anderen Grunde: Der in den Jahren 1949 bis 1956 aufgebaute bürokratische Apparat des Zwanges läßt sich nicht in einem revolutionären Akt von einigen Tagen beseitigen.

Dieser Apparat hat sich tief in das gesamte Leben des Landes hineingefressen. Man weiß hier zwar, daß eine Revolution endgültig nur dann siegen kann, wenn sie den Herrschafts- und Unterdrückungsapparat der vergangenen Periode zerstört und einen ihren Zwecken entsprechenden Apparat an seine Stelle setzt. Aber diese Aufgabe stößt hier auf nahezu unüberwindliche Hindernisse. Ein allzu strenges Vorgehen müßte zwangsläufig zu einem Konflikt mit der Sowjetunion führen. Das Problem der personellen Entlastung ist auch deshalb so schwierig, weil die polnische Arbeiterpartei, und in ihren Reihen zahlreiche Funktionäre, die in der Vergangenheit eine wenig rühmliche Rolle gespielt hatten, sich als die aktivste Kraft zum Sturz des Stalinismus erwiesen.

Außerdem erhebt sich eine Frage eher moralischer Natur. Die rasche Liquidierung eines so riesigen Apparates ist kaum möglich ohne Zwangsmaßnahmen, die fast unweigerlich in Gewalt umschlagen und jenes Phänomen hervorbringen, das man in der marxistischen Terminologie als „revolutionären Terror“ bezeichnet. Es gehört aber zu den Wesenselementen der polnischen Revolution, daß sie sich gegen jeden Terror, auch den angeblich revolutionären, wandte. Man hat den schrecklichen Mechanismus der Gewalt kennengelernt und will ihm nicht noch einmal anheimfallen. Daß die polnische Oktoberrevolution gewaltlos verlief, ist ein Glücksfall der Geschichte; ihre gewaltlose Weiterführung ist gleichermaßen notwendig und schwierig.

Zu revolutionären Umbrüchen gehört im allgemeinen auch die Periode eines gewissen Chaos, das zwangsläufig in der Lücke zwischen der Vernichtung des alten Apparates und dem Aufbau und Funktionieren des neuen entsteht. Aber Chaos bedeutet auch Hungersnot, bedeutet unschuldige Opfer. Hier ergibt sich (Fortsetzung Seite 2)

Wirtschafts-Barometer

Gutes Weihnachtsgeschäft

Nachrichtendienst der WELT

Essen, 17. Dezember

Das Weihnachtsgeschäft hat sich in diesem Jahr gut entwickelt. Die Kaufkraft ist nach Angaben des Einzelhandels seit Oktober nicht mehr abgeflaut, so daß die Ergebnisse des Vorjahres übertroffen werden dürften.

Räumt der Krenl Ungarn?

Von unserem Korrespondenten

gr. London, 17. Dezember

Der englische Ministerpräsident Eden hatte am Sonnabend, wie bereits gemeldet, eine dreiviertelstündige Unterredung mit Nehru, bevor dieser nach Washington weiterzog. Nach einer vertraulichen Information empfing Nehru vor seiner Abreise aus Delhi von dem dortigen russischen Botschafter die Versicherung der sowjetischen Regierung, daß der Krenl innerhalb der nächsten zwei Wochen seine Truppen aus Ungarn abziehen werde. (Weitere Meldungen Seite 2.)

Moskaus Bedingung

New York, 17. Dezember (dpa)

Die Sowjetunion hat am Montag eine Aufnahme der Chinesischen Volksrepublik in die UNO zur Bedingung für ihre Zustimmung zu der vorgeschlagenen Erweiterung des Sicherheitsrats gemacht. Die Vollversammlung beriet über einen von 19 Staaten gestellten Entschließungsentwurf, der eine Vergrößerung der Zahl der Sicherheitsratsmitglieder von elf auf dreizehn vorsieht.

Freiheit, die wir meinen



Zeichnung: Szewczuk (Copyright DIE WELT)

Schwierigkeiten

(Fortsetzung von Seite 1)

wiederm eine Frage stiftlicher Natur: darf man Unschuldige opfern, um ein auch noch so hohes Ziel zu erreichen? Diese Frage wird heute in Polen generell mit Nein beantwortet. (Das hat nichts damit zu tun, daß man in den Oktobertagen, wäre es zu einer Intervention gekommen, mutig auf die Barrikaden gegangen wäre.) Der Stalinismus hat hohe politische Ideale für seine Verbrechen mißbraucht und damit den Bankrott der politischen Glaubensbekenntnisse auch für den Osten endgültig besiegelt. Die konsequente Ablehnung des Satzes, daß der Zweck die Mittel heilige, führt zu seiner Umkehrung. Das Ziel ergibt sich nicht fix und fertig aus irgendwelchen politischen Leitbildern und Ideologien, sondern kann nur nach und nach aus der Antwort auf die jeweils gegebene Situation hervorgehen. Der einzelne Akt kann sich nicht mehr dadurch ausweisen, daß er einem bestimmten Ziel dient, sondern nur noch durch die ihm innewohnende sittliche Qualität. Diese Umkehrung führt zur Zerstörung jenes Zukunftsphantos des bisherigen Marxismus, das gleichermaßen eine Quelle des Elans und der Energie wie des Betrugs und der Enttäuschung war.

Bei allen bisherigen Revolutionen wurde den untersten Schichten der Gesellschaft Raum gegeben, auf ihre Weise mit der Vergangenheit abzurechnen, sich für das erlittene Unrecht zu rächen. Die polnische Revolution vollzog sich völlig ohne Racheakte, obwohl sich in den vergangenen Jahren ein ungeheures Ausmaß an Unrecht angesammelt hatte. Vielleicht trägt gerade dies dazu bei, daß heute in weiten Schichten der polnischen Bevölkerung eine nervöse Unruhe herrscht, die sich gelegentlich in einem panischen Radau (siehe Bromberg, Stettin usw.) Luft macht.

Die polnische Revolution muß ohne revolutionären Terror, ohne revolutionäres Chaos auskommen und stellt damit einen in der Geschichte völlig neuen Versuch dar. Aber es handelt sich dabei um einen Versuch auf Leben und Tod: Scheitert die gewaltlose Revolution, der bis ins kleinste Detail demokratische Sozialismus, so kann das Resultat dieses Scheiterns wiederum nur Chaos und Terror sein. (Tausende von alten Stalinisten in Polen und anderswo hoffen auf dieses Scheitern und tun einiges dafür.)

Selbstverständlich ist die polnische Nation in dieser Situation überfordert. Sie müßte eine Nation von Weisen sein, nicht von abgeklärten und skeptischen, sondern von sehr leidenschaftlichen Weisen; sie müßte als Nation eine Übereinstimmung von Momenten erzielen, die selbst in der Geschichte der Philosophie höchst selten ist. Diese Anforderung richtet sich an eine äußerst temperamentvolle Nation, die keinerlei Praxis darin hat, Herr ihres Schicksals zu sein; sie richtet sich an eine stark zurückgebliebene Gesellschaft in den Provinzstädten und auf dem Lande, die meist eher gefühlsmäßig als verstandesmäßig reagiert. (Die Zahlen über die Entwicklung der Volksbildung sind imponierend, aber aus diesen geht zum Beispiel nicht hervor, daß in weiten Schichten immer noch ein dumpfer Analphabetismus herrscht.)

Hinzu kommt die unvorstellbare materielle Not der Bevölkerung. Sicherlich, man ist einverstanden mit Gomulka, aber woher soll ein abgearbeiteter, ausgepumpter, verschlissener Organismus die physische Energie beziehen, die für den Kampf um ein besseres Leben unentbehrlich ist? Der erschöpfte Organismus scheidet Hoffnungslosigkeit aus.

Das sind die Probleme in einem Lande, in dem in der Atmosphäre der Freiheit eine neue Blüte des geistigen Lebens entsteht. Niemand kann heute eine Antwort darauf geben, ob es gelingen wird, diese Probleme zu lösen. Aber es verbreitet sich hier mehr und mehr die Erkenntnis, daß der polnische Weg zum Sozialismus gleichzeitig der schwierigste Weg und der einzige Ausweg ist.

Strauß gibt Lagebericht

Von unserem Korrespondenten

Br. Bonn, 17. Dezember
Zum ersten Male werden die höchsten Offiziere der Bundeswehr am Dienstag in Bonn zu einer Unterrichtsüber die weltpolitische und strategische Lage zusammenkommen. Bundesverteidigungsminister Strauß wird vor 80 Generalen, Admiralen und Obersten die Ergebnisse der Pariser NATO-Tagung erläutern.

Als Besprechungspunkte werden vom Deutschen Roten Kreuz die Hilfeleistung bei der Nachforschung nach Vermissten und Verschollenen sowie der Wiedervereinigung getrennter Familien genannt.

Mit der Moskauer Einladung nähert sich ein alter Wunsch des Deutschen Roten Kreuz-Präsidenten der Erfüllung. Vor drei Jahren hatte er in Düsseldorf seine Bereitschaft erklärt, nach Moskau zu fahren, um im Zeichen des Roten Kreuzes die Rückführung der Kriegsgefangenen voranzutreiben. Seit langem ist ein Schriftwechsel zwischen dem Deutschen Roten Kreuz und dem sowjetischen Roten Kreuz in Gang gekommen. Von sowjetischer Seite waren viele Einzelanfragen des Suchdienstes sehr korrekt beantwortet worden.

Es wird in Bonn mit der Möglichkeit gerechnet, daß die Sowjetunion auf der Rotkreuzebene die auf diplomatischen Geleisen festgefahrenen Verhandlungen über die Rückführung von Deutschen aus der Sowjetunion und die

führen will. Mit einer positiven Note hatten die Sowjets erst in der vergangenen Woche ihre Behauptung erneuert, in der Bundesrepublik würden widerrechtlich sowjetische Staatsbürger festgehalten. Probleme der Staatsangehörigkeit haben sich als schwere Hindernisse bei den diplomatischen Verhandlungen erwiesen. Von persönlichen Verhandlungen der Präsidenten erwartet das Deutsche Rote Kreuz eine befriedigendere Erörterung der offenen Fragen.

Der Januar 1957 ist für Verhandlungen in Moskau freigegeben, nachdem das internationale Komitee vom Roten Kreuz und die Liga der Rotkreuz-Gesellschaften in der vergangenen Woche die Anfang 1957 in Neu-Delhi geplante große internationale Rotkreuz-Konferenz abgesagt hatten. Die Konferenz soll jetzt im November abgehalten werden. Die Organe des Komitees und der Liga sind im Augenblick zu stark für die Hilfsmaßnahmen in Ungarn und Ägypten eingespannt.

Anreize für höhere Produktion

Prämienystem in der Sowjetzone soll neu geregelt werden

Von unserem Korrespondenten

W. Berlin, 17. Dezember

Eine Neuregelung des Prämien-systems in der volkseigenen Industrie der Sowjetzone wurde von der sowjetischen Staatsgewerkschaft auf der letzten Tagung des Vorstandes des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes vorgeschlagen. In Zukunft sollen die beiden Quellen, aus denen bisher zusätzliche Prämien zum Lohn oder zum Gehalt gewährt wurden, nämlich der sogenannte Direktorenfonds und die vom Staat zur Verfügung gestellten Gelder für die Quartalsprämien, zu einem Betriebsprämienfonds vereinigt werden. Außerdem wurde von der obersten Gewerkschaftszentrale ange-regt, daß sich jeder volkseigene Betrieb eine eigene Prämienordnung gibt. Bisher wurden die Quartalsprämien von den übergeordneten Ministerien der Betriebe festgelegt.

Wie bei den Arbeitern, soll auch der Prämienanteil der sogenannten technischen und kaufmännischen Intelligenz nicht geschmälert werden. „Das sozialistische Prinzip, daß jeder nach seinen Fähigkeiten und jeder nach seinen Leistungen entlohnt wird, muß auch bei der Prämierung Anwendung finden“, heißt es in dem Vorschlag des FDGB. Gerade zur Frage der Prämien für besondere Leistungen sind beim Gewerkschaftsvorstand in Ostberlin im Laufe der letzten Zeit viele Beschwerden eingegangen, in denen eine grundlegende Änderung des Prämienwesens gefordert worden war.

Bisher über 300000 Freiwillige

Engpaß Kasernen - Jahresbericht des Verteidigungsministeriums

Bonn, 17. Dezember (UP)

Beim Bundesverteidigungsministerium haben sich bisher 350 004 ehemalige Soldaten und rund 67 000 ungediente junge Männer zum freiwilligen Dienst in der Bundeswehr gemeldet. Nur etwa 70 000 von ihnen werden aber bis Ende dieses Jahres berücksichtigt werden können. Diese Zahlen hat das Bundesverteidigungsministerium in seinem Jahresbericht für 1956 mitgeteilt.

Es gibt ferner bekannt, daß vom 19. Januar 1956 bis zum 1. November 1956 insgesamt 93 136 Tonnen militärisches Material in der Bundesrepublik eingetroffen sind. Bis zum 30. September wurden von der Bundeswehr 4681 Aufträge im Werte von 1,068 Milliarden DM vergeben.

Aus dem Bericht geht weiter hervor, daß in der Schule der Bundeswehr für „Innere Führung“ bisher drei Lehrgänge für 110 Offiziere abgehalten wurden. Künftig soll jeder Offizier vor seiner Ernennung zum Bataillonskommandeur einen solchen Lehrgang besuchen. Die komplizierten Fragen des neuen Wehrrechts haben dazu geführt, daß bei den höheren Kommandeuren und den Wehrbereichsbefehlshabern Rechtsberater bestellt worden sind.

Die Unterbringungsfrage hat sich nach dem Jahresbericht beim Aufbau der Bundeswehr als die größte und zeitlich am meisten drängende Schwierigkeit herausgestellt. Aus diesem Grunde mußten die Planungsstermine geändert werden, als Bundesverteidigungs-

Grundlage für die staatlichen Zuwendungen zum Betriebsprämienfonds soll nach den Vorschlägen des sowjetischen Gewerkschaftsbundes „die Erfüllung und Übererfüllung des Produktionsplanes und des Gewinnplanes“ sein. Vermutlich wird es dazu kommen, daß in der Grundstoffindustrie der Sowjetzone der größere Teil der Zuwendungen für den jeweiligen Prämienfonds von der Erfüllung des Produktionsplans, in der verarbeitenden Industrie von der Erfüllung des Gewinnplans abhängig gemacht werde. Vorgesehen sind für diesen Fall an Prämienzuwendungen etwa zwei bis drei Prozent der Lohn- und Gehaltssumme des jeweiligen volkseigenen Betriebes. Sollten alle beiden Pläne erfüllt werden, würden sich die staatlichen Beiträge zum Prämienfonds um weitere ein bis zwei Prozent erhöhen.

Die Neuregelung des Prämienwesens ist durch die vergeblichen Bemühungen, auf andere Art ohne zusätzliche materielle Anreize die Arbeitsproduktivität in der Sowjetzone zu erhöhen, akut geworden. Andererseits war es nicht minder notwendig, das Prämienwesen besonders im Hinblick auf bisher gezahlte Spitzenbeträge zu ändern. Jedoch werden in Zukunft für die Übererfüllung der Produktions- und der Gewinnpläne höhere Prämien als bisher gezahlt, wenn die Vorschläge des FDGB von der Regierung genehmigt werden sollten. Es besteht kein Anlaß anzunehmen, daß von irgendeiner Seite gegen die empfohlene Neuregelung des Prämien-systems Einspruch erhoben wird.

Das Bundesverteidigungsministerium hofft jedoch, daß Ende 1957 so viele Kasernen stehen, daß zu diesem Termin mehr als die geplanten 120 000 Soldaten einrücken können.

In dem Bericht wird weiter mitgeteilt, daß gegenwärtig 23 Kasernen im Bau sind. Für 45 Kasernen sind die Mittel bereits vorhanden. Im Haushalt 1957 sollen darüber hinaus noch für 75 Kasernen Mittel beantragt werden. Eine Kaserne wird etwa 16—18 Millionen DM kosten. Um den Engpaß Kasernen zu beseitigen, ist ein Schnellbauprogramm angeleufen. Es sieht hauptsächlich die Erstellung von Unterkünten auf Truppenübungsplätzen vor. Bei den Neubauten wird darauf geachtet, daß keine Kasernen der anderen gleich, sondern die Bauten in aufgelockelter Form der jeweiligen Landschaft angepaßt werden.

Kasernen sollen hauptsächlich entlang der Zonengrenze in den Ländern Schleswig-Holstein, Niedersachsen und Bayern errichtet werden. Die Zahl der Städte, die sich freiwillig als Garnisonen angeboten hätten, ist nach den Angaben erheblich.

Dem Verteidigungsministerium ist es gelungen, in den unterbelegten Kasernen der alliierten Truppen Raum freizubekommen. Neben der völligen Räumung einiger Anlagen ist auch die gemeinsame Benutzung der Kasernen durch deutsche und alliierte Truppen vorgesehen.

Das Bundesverteidigungsministerium hat sich nach dem Jahresbericht beim Aufbau der Bundeswehr als die größte und zeitlich am meisten drängende Schwierigkeit herausgestellt. Aus diesem Grunde mußten die Planungsstermine geändert werden, als Bundesverteidigungs-

mationsbüros West damit abgeschlossen worden, daß die Neuauflage von Werken des Schriftstellers eine Angelegenheit der Verlage der Zone bleiben soll. Das Ministerium für Kultur hatte vor einiger Zeit versprochen, daß zu Weihnachten 1956 Karl-May-Bände auf dem Büchermarkt der Zone wieder zu haben sein würden. Dieses Versprechen ist nicht eingehalten worden.

Freies Wochenende

Von unserem Korrespondenten

fa. Kiel, 17. Dezember

Einen Sperrkalender für das letzte Wochenende jedes Monats führte das Landeskabinett in Kiel in seiner hundertsten Sitzung am Montag ein. An diesem Wochenende werden Minister und Ministerialbeamte es grundsätzlich ablehnen, dienstlich an Veranstaltungen teilzunehmen. In ganz besonderen Ausnahmefällen wird der Regierungschef für Sonnabend nachmittag oder Sonntag eine ausdrückliche Genehmigung erteilen können. Das Kabinett empfahl den Kreisen und den Gemeinden, sich dieser Regelung anzuschließen. Mit dem Kabinettsbeschluss wird ein Vorschlag des Kuratoriums „Freies Wochenende“ verwirklicht.



Schutthaufen

und Straßensperren werden jetzt allmählich in Budapest beseitigt. Hier wird die an der Kreuzung Taneos-Körut- und Kosuth-Lajosstraße während der Freiheitskämpfe auferlegene Straße wieder gepflastert. Die Verkehrs-signalanlage (im Hintergrund) ist noch nicht wieder in Betrieb.

Foto: Keystone

Der Reiseternin ist noch ungewiß

Um den Kanzler-Besuch in USA

Von unserem Korrespondenten

Schr. Bonn, 17. Dezember

Daß Datum für eine Reise Bundeskanzler Adenauers nach Washington ist noch nicht festgelegt. Ein Regierungssprecher traf diese Feststellung auf Grund des Berichtes in der WELT vom Montagmorgen, in dem es hieß, der Bundeskanzler beabsichtige, Anfang 1957 nach Washington zu reisen. Der Sprecher der Bundesregierung erklärte in einer Pressekonferenz auf Anfragen: „Ein Terminkalender über in Vorbereitung befindliche Auslandsreisen des Herrn Bundeskanzlers im Jahre 1957 besteht in konkreter Form zurzeit nicht.“

In diplomatischen Kreisen Bonn ist es jedoch ein offenes Geheimnis, daß der Bundeskanzler angesichts der neuen weltpolitischen Planungen, die durch die Suezkrise und durch die Vorgänge in Polen und Ungarn ausgelöst wurden, größten Wert auf engen diplomatischen Kontakt zwischen der Bundesrepublik und den Vereinigten Staaten legt. Da allerdings der wiedergewählte Präsident Eisenhower erst Mitte Januar in sein Amt eingeführt wird, dürfte dies einer der Gründe dafür sein, daß der Januar als Reiseternin ausfällt. Der am Dienstag nach Amerika fliegende amerikanische Botschafter Conant wird deshalb auch bereits am 1. Januar und sein Stellvertreter am 15. Januar nach Bonn zurückkehren. Im Augenblick läßt sich noch nicht absehen, ob Reisen britischer und französischer Minister, die auf amerikanischen Wunsch zurückgestellt waren, einem Besuch Adenauers in den Vereinigten Staaten vorausgehen werden.

Nehru in Gettysburg

Washington, 17. Dezember (dpa-AP)

Präsident Eisenhower und der indische Regierungschef Nehru reisten am Montagmorgen gemeinsam im Wagen von Washington nach Gettysburg, wo auf der Farm Eisenhower die vier-tägigen politischen Gespräche der beiden Staatsmänner beginnen. Eisenhower holte Nehru im „Blair House“ ab, in dem prominente Gäste der amerikanischen Regierung untergebracht werden.

Am Sonntagabend hatte Nehru in Washington erklärt, seine Gespräche mit Präsident Eisenhower würden „vor dem Hintergrund der geschichtlichen Entwicklungen in Ägypten und Ungarn“ stattfinden. Nach einem kurzen Zusammentreffen mit Eisenhower und Dulles bald nach seinem Eintreffen in Washington sprach Nehru vor den Mitgliedern der „indischen Gesellschaft“ und hob die Bemühung Indiens hervor, eine Brücke zwischen Ost und West zu sein und dadurch Furcht, Eifersucht und Gewaltankait in der Welt zu mindern. Von privaten und in aller Muße geführten Gesprächen mit Eisenhower hoffte er sich, sie möchten „zu einer Klärung der Gemüter beitragen und auch mit klaren Vorstellungen vermitteln“.

Tito nach Washington?

Washington, 17. Dezember (AP)

Präsident Eisenhower wird den jugoslawischen Staatspräsidenten Tito möglicherweise in Kürze zu einem Besuch in den Vereinigten Staaten einladen, wie in Washington verlautet. Amerikanische Regierungskreise haben offenbar den Eindruck, daß Tito eine solche Einladung annehmen werde. Auch die gewöhnlich gutunterrichtete „New York Times“ berichtete am Montag, die Einladung an Tito würde in Kürze ausgesprochen. Demgegenüber sagte der Sprecher des Weißen Hauses, Hagerty, ihm sei nichts von einer Einladung bekannt. Das amerikanische Außenministerium lehnte einen Kommentar ab.

Politische Beobachter erinnern in diesem Zusammenhang daran, daß die jugoslawische Regierung selbst sich vor einigen Jahren in Washington an einer Einladung interessiert zeigte. Die damalige und auch noch vor einigen Monaten gezeigte amerikanische Reserve Jugoslawien gegenüber scheint jetzt angesichts der jüngsten Ereignisse im Ostblock einer gewissen amerikanischen Anerkennung des von Tito gesteuerten Kurses der Unabhängigkeit von Moskau Platz gemacht und die Voraussetzung für eine amerikanische Initiative zu einem USA-Besuch Titos geschaffen zu haben.

sprochenen „Neuen Programms“ verschoben wolle, bis eine „ruhigere Atmosphäre“ eingetreten ist.

Wie weiter verlautet, will die Kadar-Regierung ihre eigene Legalität durch eine Wiederbelebung der vorrevolutionären verfassungsmäßigen Körperschaften wie des Parlaments und des Ministerrats absichern. Dies dürfte jedoch auf erhebliche Schwierigkeiten stoßen, weil keiner der nicht-kommunistischen Führer wie Tildy und Kovacs von der Partei der kleinen Landwirte in diesen Körperschaften Sitze einnehmen. Wahrscheinlich noch vor Weihnachten werden Besprechungen mit den Führern der Partei der kleinen Landwirte und den anderen, nichtkommunistischen Oppositionsparteien beginnen, da sich Kadar und seine sowjetischen Berater offensichtlich darüber klar sind, daß sie ohne Unterstützung dieser Gruppen eine Normalisierung der Lage Ungarn nicht erreichen können.

Man glaubt auch, daß die Alt-kommunisten György Lukacs, Zoltan Szanto und Zoltan Vas, die mit Imre Nagy in der jugoslawischen Botschaft in Budapest Zuflucht suchten und später nach Rumänien deportiert wurden, in Kürze nach Ungarn zurückkehren werden. Szanto, der als Antistalinist bekannt ist, gilt als möglicher Nachfolger für Kadar auf dem Posten des Ministerpräsidenten. Kadar würde dann wahrscheinlich seinen Posten als Erster Sekretär der Kommunistischen Partei behalten und versuchen, die Partei, die durch den Aufstand praktisch zerschlagen ist, neu aufzubauen.

In Budapest wurden am Montag zum erstenmal illegale Plakate mit der Forderung ungeschlagen, polnische Truppen

Zeit als ein Beweis für den Glauben der ungarischen Bevölkerung angesprochen, daß der heftige passive Widerstand der ungarischen Arbeiterschaft doch noch entscheidende politische Änderungen der Regierung einschließend des Rücktritts des verhassten Ministerpräsidenten Kadar erzwingen werde.

Säuberung der Schulen

Warschau, 17. Dezember (AP-dpa)

Die Kampagne für eine „Rückkehr zur Wahrheit“ in den polnischen Schulen hat in diesen Tagen in vollem Umfang eingesetzt. Alle Lehrbücher, die als Mittel zur politischen Beeinflussung dienten, werden auf den Müllhaufen geworfen. Den Schülern werden — so rasch es geht — neue Lehrbücher in die Hand gegeben. Die Lehrpläne werden entsprechend den Ergebnissen der polnischen „Oktoberrevolution“ umgestellt. Ab 1. Januar ist Russisch in den Schulen nicht mehr Pflichtfach, sondern Wahlfach, ebenso wie Deutsch, Englisch und Französisch. Bisher mußten die polnischen Schüler von der fünften Grundschulklasse an und in allen Klassen der Mittelschule Russisch lernen.

Die kürzlich vom Vatikan für die früheren deutschen Kirchenprovinzen in den von Polen verwalteten Gebieten ernannten Generalvikare übernahmen am Sonntag ihre Diözesen. In einem feierlichen Akt im Breslauer Dom übernahm Monsignore Kominek die erzdiozese Breslau. Außerdem wurden Monsignore Jopp in Oppeln, Monsignore Bensch in Landsberg und Monsignore Wilczynski in Allenstein in ihr Amt eingeführt.

Zuchthaus für John beantragt

Das Schlußplädoyer der Anklage vor dem Bundesgerichtshof

(Fortsetzung von Seite 1)

etwas geändert? So fragte der Oberbundesanwalt. Seine Antwort lautet ja. Auf der Szenerie der Zeit sei die unwahrscheinlich kleine Figur des Angeklagten erschienen. Was zunächst eine Tragödie schien, sei eine Tragikomödie geworden. „Ich messe dem Angeklagten einen ganz niedrigen Rang zu. Man muß sich trennen von der Fiktion des Präsidenten des Verfassungsschutzamtes. Er war es gar nicht, er hat das Amt niemals geleitet.“ Güde nannte John einen Mann von seelischem Zwergwuchs, von totaler Bedeutungslosigkeit. Ohne Schonung malte er ein Bild von ihm, wie es die fünf Wochen der Verhandlung ergeben hatten.

Das Heilsame für Volk und Staat an diesem Prozeß liegt, wie Güde meinte, überhaupt nicht in der Höhe der Strafe, sondern im Schuldspruch, den er für unabweisbar hält. Quälend liege der

ewige Widerstreit zwischen der Gerechtigkeit einerseits und der Macht und dem Ansehen des Staates andererseits über allen politischen Verfahren. Das sei die große Last derer, die für den Staat einstehen, die aber einem Staat dienen wollen, der nobel ist, der Großmut kennt, und in dem Platz genug ist, um den Schwachen zu schonen.

„Dieser Mann“, so rief Güde aus, „ist zerbrochen. Mehr kann man nicht tun, und mehr sollte man nicht tun. Er wird bürgerlich tot sein, ein Nichts. Eine lauge Strafe wäre für ihn der Tod.“ Der Oberbundesanwalt forderte deshalb eine Strafzumessung, die nicht über zwei Jahre hinausgehen dürfe. „Unser Staat kann großzügig sein, weil er sich abhebt von den Aferstaaten des Ostens. Es kann auch bei den Menschen in Ostdeutschland keine Verwirrung entstehen, wenn sie einen Staat sehen, der genauso wie ein einzelner Mensch gut und großmütig handelt.“

30000 Juden in Deutschland

Von unserem Korrespondenten

Str. Frankfurt a. M., 17. Dezember

In jedem Jahr nimmt die Zahl der Juden in Deutschland um etwa tausend zu, weil von ihnen dreimal sovjet zurückkommen als auswandern. Wie auf der Frankfurter Jahresversammlung des Zentralrates der Juden in Deutschland bekannt wurde, wohnen gegenwärtig in Deutschland 30 000 Juden gegenüber 560 000 in der Vorkriegszeit, davon nur etwa 700 in der Sowjetzone und 1500 in Ostberlin. Durch die politische Eingliederung des Saargebietes wird auch die jüdische Gemeinde Saar in den Zentralrat aufgenommen. Außerdem beabsichtigen die Juden, bald eigene Grundschulen in Frankfurt, Hamburg und Berlin einzurichten.

Zum Abschluß ihrer Tagung nahm die Jahreshauptversammlung am Montag eine Resolution an, in der sich der Zentralrat energisch gegen die neuen Judenverfolgungen in der Welt wendet. Wie der Direktoriumsvorsitzende im Zentralrat, Galinski (Berlin), dazu erklärte, richtet sich dieser Protest in erster Linie gegen die Ereignisse in Ägypten und Ungarn.

Vorstoß für Land Baden

Von unserem Korrespondenten

St. Stuttgart, 17. Dezember

Auf Initiative einer Anzahl badischer CDU-Bundestagsabgeordneter wird in den nächsten Tagen im Bundestag ein Gesetzentwurf für die Wiederherstellung des alten Landes Baden eingebracht werden. Der Entwurf sieht vor, daß bis spätestens am 27. Oktober 1957 in Nord- und Südbaden ein Volksentscheid darüber stattfinden soll, ob Baden aus dem Land Baden-Württemberg ausgegliedert und als selbständiges Bundesland wiederhergestellt werden soll. Für die Wiederherstellung des Landes soll die

Mehrheit der gültigen Stimmen genügen.

In einer Begründung des Entwurfs soll betont werden, daß die Wiederherstellung des Landes Baden keine Neugliederung im Sinne des Artikels 29 des Grundgesetzes sei, sondern eine „Wiedergutmachung“. Deshalb sei auch die Behandlung der badischen Frage vor der allgemeinen Neugliederung rechtlich zulässig.

In Stuttgarter Regierungskreisen gibt man dem Initiativgesetzentwurf im Bundestag keine Chancen. Man weist vor allem darauf hin, daß sowohl der Bundesinnenminister als auch der Bundesrat sich entschieden gegen eine Behandlung der badischen Frage vor einer allgemeinen Neugliederung ausgesprochen hätten. Außerdem hält das offizielle Stuttgart es für ausgeschlossen, daß in Nord- und Südbaden eine Mehrheit für die Lostrennung Badens vom Südwertstaat zustande kommt.

Ertägliche Schuldenlast

Von unserem Korrespondenten

fa. Kiel, 17. Dezember

Für das Etatjahr 1957 weist der Gesamthaushalt von Schleswig-Holstein Einnahmen von 977 Millionen DM aus. Finanzminister Schäfer (BHE) teilte am Montag bei den Etatberatungen im Landtag mit, daß die Schuldenlast des Landes 1,4 Milliarden DM beträgt. Dabei könne aber nicht von einem Alptruck gesprochen werden. Vergleiche man den Schuldendienst mit den Gesamtausgaben des ordentlichen Etats für 1957, so mache er nur 6,3 Prozent dieses Finanzplans aus.

An der Landtagssitzung nahm auch der Bevollmächtigte der Bundesregierung in Berlin, Vockel, teil. Mit ihm wurden Fragen im Zusammenhang mit den verschiedenen Vorstößen, Berlin wieder zur Hauptstadt auszubauen, erörtert. Der Altstenrat des Kieler Landtags hatte sich auch einem Berlin-Besuch für eine schnelle Lösung ausgesprochen.

KLEINE MELDUNGEN

Scheidender General — Der scheidende Oberbefehlshaber der britischen Rheinarmee, General Gale, machte Bundeskanzler Adenauer am Montag einen Abschiedsbesuch. Gale wurde von dem britischen Botschafter Hoyer-Millar begleitet.

Ollenauer bei Brentano — Nach seinem Besuch beim Bundeskanzler hat der SPD-Vorsitzende Ollenauer am Montag auch Bundesaußenminister von Brentano aufgesucht. Ollenauer unterrichtete den Minister über Eindrücke seiner Asienreise.

Erster Sowjetbotschafter — Die sowjetische Regierung hat ihren bisherigen Fischervertreter in Tokio, Tichwinski, zum ersten Nachkriegsbotschafter in

Japan ernannt. In Botschaften an die sowjetische Regierung begrüßten die Japaner die Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen.

Japanische Heimkehrer — Die Sowjetunion gab bekannt, daß in der kommenden Woche rund 1000 Japaner repatriert werden sollen. Japan hat die Sowjetunion ersucht, nach dem Verbleib von etwa 10 000 anderen Japanern zu forschen, die sich wahrscheinlich noch in sowjetischer Hand befinden.

Jugoslawen nach Polen — Eine jugoslawische Parteidelegation unter Führung des stellvertretenden Präsidenten und Politbüromitglieds Vukmanovic ist am Montag zu einem zehntägigen Besuch nach Warschau abgereist.

ZUM TAGE

GLOSSEN und BEMERKUNGEN

Das alte Schlagwort

gr. (London) — Sechs Wochen zögerte man in London, das alte Schlagwort anzubringen, das schon so mancher englischer Regierung als Entschuldigungsgrund gedient hat. Aber jetzt scheint die Zeit gekommen. Die „Times“ deutete es an. Der „Daily Telegraph“ spricht es offen aus. Andere Zeitungen folgen. Offizielle Kreise nickten bestätigend. Man hat die Ursache des ganzen Debakels gefunden: die Deutschen sind schuld.

So sind schuld an dem Dollarmangel und den Exportschwierigkeiten; an dem hohen englischen Steuern und an dem Fehlschlag des Suezunternehmens. Erst waren es die Indier. Aber sie sind noch immer Mitglieder des Commonwealth. Dann waren es die Amerikaner. Aber sie sind mächtig, und man erwartet ihre Finanzhilfe. So bleibt es an den Deutschen hängen.

Angepunkt der von Tag zu Tag heftiger werdenden britischen Angriffe sind wieder einmal die Stationierungskosten. Im laufenden Jahre habe Deutschland ganze 30 Millionen Pfund für seine Verteidigung ausgegeben, erklärt man. Das weitere 300 Millionen für die Verteidigungskräfte des Atlantikpazifik zur Verfügung gestellt wurden, wird nicht erwähnt. England unterhalte vier Divisionen auf dem Kontinent, nur um Deutschland zu verteidigen. Daß zu ihrem Aufgabebereich auch der Schutz der britischen Insel gehört, wird nicht erwähnt. Dann kommt der berühmte Vergleich zwischen englischen und deutschen Verteidigungskosten, ohne auch nur ein Wort darüber zu sagen, daß die britischen Truppen ja nicht nur England und den Kontinent zu verteidigen haben, sondern außerdem Malaya und Kenia, Aden und Jamaika. Den ganzen Rest des über die weite Welt verstreuten englischen Kolonialreiches.

Außenminister Dulles soll, so heißt es, seine Kritik gefälligst nicht an England, sondern an die Bundesrepublik richten. England habe zwar vielleicht nicht genug geredet vor seinem Herrn. Aber Deutschland rede und handle nicht. Das ist die Schlüsselfolgerung des Leitartikels im „Daily Telegraph“.

Dies ist eine falsche Methode! Man ist in Deutschland durchaus bereit, England bei der Überwindung der Schwierigkeiten zu helfen, die ihm aus seiner Aktion in Ägypten entstanden sind. Man ist auch bereit, sich an der Verteidigung Europas nach bestem Können und entsprechend den gegebenen Zusagen zu beteiligen. Aber ist es notwendig, jetzt solche Töne anzuschlagen? Wir meinen, daß es nicht klug ist.

Schulbus

fa. (Kiel) — Elektrisches Licht und fließendes Wasser gehören heute zum Alltag. Sie sollten jedenfalls in den Schulen vorhanden sein. Trotzdem besitzen einige der alten Dorfschulen diese für den Unterricht unerlässlichen Einrichtungen auch heute noch nicht. Es handelt sich da meist um ein- oder zweiklassige Volksschulen, die einmal vor hundert Jahren in alte Bauernkaten eingebaut wurden. Sie liegen abseits der großen Straßen draußen auf dem flachen Lande oder auf den Inseln vor den Küsten.

Diese Schulen sind in allen Bundesländern zum Aussterben verurteilt. Selbst die konservativ denkende Landbevölkerung empfindet sie als überholt und ist bereit, für modernere Schulen Opfer zu bringen. Die Kultusministerien können jetzt beginnen, diese Schulen durch Neubauten ersetzen zu lassen, nachdem die Lücken geschlossen worden sind, die der Krieg gerissen hat. Dabei ergeben sich Probleme, die vor hundert Jahren, als man die alten Schulen einrichtete, noch nicht bestanden.

Schüler lassen sich „erfolgreicher“ in einer mehrklassigen Landschule unterrichten. Das Wissen wird hier in Büchern und vielfältiger Vermittlung, eine Notwendigkeit, die auch für Menschen besteht, die auf dem Lande bleiben werden. Die fortschreitende Technisierung und Arbeitsteilung auf dem Bauernhof erfordert das schon von der praktischen Seite her.

Mehrklassige Schulen bedeuten über Zentralstellen in den größeren Dörfern. Der Schulbus wird dann jedoch in dünn besiedelten Bezirken die Schüler so wie in vielen unserer Nachbarstaaten, zur Schule bringen müssen. Diese Aufgabe wird auf uns zukommen, ganz abgesehen davon, daß die jungen Lehrer auch nicht mehr in den alten, primitiven Schulen unterrichten wollen. Ihre Aufgabe ist in einem größeren kulturellen Schulmittelpunkt mit Bücherei und Latenspielschule reizvoller — und die Beförderung eher möglich.

Dem Schulautobus stellt sich vorerst jedoch noch ein bürokratisches Hindernis entgegen. Es gibt keine gesetzlichen Grundlagen, ihn zu finanzieren, und so bei den offerberbeten Gemeinden, das Geld oft nicht. Länder und Bund werden helfen müssen. Denn der Zug zur zentralen Dorfschule und dem Zubringerdienst für die Schüler ist nicht mehr zu verhindern.

Er glaubte an Otto John

Der Don Quichotte aus Kopenhagen

Von unserem Redaktionsmitglied JOACHIM BESSER

Karlsruhe, 13. Dezember

Nun ist uns in diesem Prozeß auch noch Don Quichotte begegnet, ein Mann mit Sakkos und Schläp, mit dem modernen aller Berufe, dem des Journalisten, aber dennoch erfüllt von der gleichen tapferen Einfalt des Herzens, mit der einst der spanische Ritter durch die Welt zog; der Däne Bondé-Henriksen. Er war der einzige, der die Geschichte der Entführung Johns wirklich ernst nahm. Für diesen Ritter ohne Furcht aus dem kleinen Dänemark haben die Worte noch den Sinn, daß man ihnen mit der Tat folgen muß. Er sagte sich: wenn dieser Mann, den ich gar nicht näher kenne, wirklich durch einen Schurkenstreich seine Freiheit verloren hat, dann bin ich, der kleine Journalist aus dem Land im Norden, der für die gleiche Freiheit lebt und arbeitet, zur Verantwortung aufgerufen. Wenn mir das Schicksal die Chance zuwirft, dann werde ich mich nicht drücken.

Während alle die Herren des Verfassungsschutzes ruhig in Köln sitzen und ihre Theorien ausbreiten, zieht der Däne die Folgerungen. Er handelt, er riskiert Person und Stellung und spielt im Deutschengeldkrieg zwischen Ost und West die Rolle eines Sherlock Holmes. Er kommt aus einem Lande mit ungebrochenem Nationalgefühl. Freiheit und Recht sind für ihn immer klar auf westlicher Seite. Als reiner Tor begibt er sich auf die deutsche Bühne. Er bringt den Mann zurück. Und nun spottet die Presse über ihn. Das wird in dieser komplizierten Welt nicht mehr verstanden.

Bondé-Henriksen gehörte zum Widerstand in Dänemark. Er, der Bürger eines bürgerlichen Landes, wird dabei nicht mit Bomben in den Ilosentassen umhergelassen sein. Aber Hitler war ihm zuwidrig. Terror hieß sein Feind, er liebte die Freiheit. Logisch für sein Denken, daß er die Männer bewunderte, die in Deutschland Hitler zu stürzen versucht hatten. Ich habe immer tiefen Respekt vor den Männern des 20. Juli, sagt er dem Gericht. Er verehrt den Prinzen Louis Ferdinand, der auch dazu gehörte. Er ist ein Konservativer, Dänemark ist eine Monarchie, die Linie ist für ihn ganz deutlich. Durch den Prinzen lernt er John kennen. Er hört, daß auch John zum Kreis des 20. Juli zählte. Damit ist für ihn die Legitimation gegeben. Er fragt nicht mehr, er prüft nicht weiter, er zerlegt die Person nicht näher. Das ist gar nicht seine Art. Er hat ein klares Bild der Welt, sehr einfach, sehr schwarz-weiß, aber er steht auf festem dänischem Boden.

Er hört, daß John entführt ist. Er erhält von John einen Brief mit dem Fall unter dem Titel im sowjetzonalen Preskewild und weiß sofort, daß John ein Gefangener ist. Er schreibt dabei nicht „au!“, wie es Sefton Delmer nach eigener Aussage getan hätte. Er rückt nicht mit der Wimper. Als Staatssekretär Strauß ebenfalls versichert, er glaube an Johns Entführung, ist sein Dentschluß schon gefaßt. Er kommt nicht auf die Idee zu fragen, warum eigentlich die Deutschen ihren gefangenen Helden nicht selbst herausholen. Er ist gerufen, ihm ist es mit der Freiheit noch Ernst, er wird handeln.

Und er handelt. Er fährt etliche Male nach Ostberlin, spricht drei Stunden

mit John über unwichtige Themen, nur um dabei die jeweils wichtigsten Informationen anzubringen. Dieser gläubige Ritter zog Otto John des Hausordens der Hohenzollern wie ein geheimes Freimaurersymbol, das über das Leben hinaus bis in den Tod bindet. „Wenn er so etwas sieht, gewinnt er Vertrauen“, sagt er im Gerichtssaal und wundert sich, daß alles lacht. Ein Orden seines Königs wäre ein Zeugnis. Aber was ist das schon in Deutschland, in dem jedes System neue Orden schafft und die alten verdammt.

Er wirbt um das Vertrauen des Helden, der für ihn im Kerker sitzt. Dann verhandelt er geschickt. Er läßt sich von keiner deutschen Seite ausnutzen. Er geht zu den Engländern,

mit John über unwichtige Themen, nur um dabei die jeweils wichtigsten Informationen anzubringen. Dieser gläubige Ritter zog Otto John des Hausordens der Hohenzollern wie ein geheimes Freimaurersymbol, das über das Leben hinaus bis in den Tod bindet. „Wenn er so etwas sieht, gewinnt er Vertrauen“, sagt er im Gerichtssaal und wundert sich, daß alles lacht. Ein Orden seines Königs wäre ein Zeugnis. Aber was ist das schon in Deutschland, in dem jedes System neue Orden schafft und die alten verdammt.

Er wirbt um das Vertrauen des Helden, der für ihn im Kerker sitzt. Dann verhandelt er geschickt. Er läßt sich von keiner deutschen Seite ausnutzen. Er geht zu den Engländern,

mit John über unwichtige Themen, nur um dabei die jeweils wichtigsten Informationen anzubringen. Dieser gläubige Ritter zog Otto John des Hausordens der Hohenzollern wie ein geheimes Freimaurersymbol, das über das Leben hinaus bis in den Tod bindet. „Wenn er so etwas sieht, gewinnt er Vertrauen“, sagt er im Gerichtssaal und wundert sich, daß alles lacht. Ein Orden seines Königs wäre ein Zeugnis. Aber was ist das schon in Deutschland, in dem jedes System neue Orden schafft und die alten verdammt.



Hendrik Bondé-Henriksen

Foto: DIE WELT

sagt „Geheimworte“, die das Mißtrauen auszuräumen, beredet alles vor und plant bis in die letzte Einzelheit. Er ist empört, als John in seiner Gegenwart Russen und Ulbricht beschimpft, als er wieder einmal alles satt hat und sich nicht mehr beherrscht. Er stößt ihm ins Kreuz, weil er die Flucht gefährdet sieht, doch er ist arglos und unkritisch.

Er weiß auch genau, daß er um seinen Kopf spielt. Darum schreibt er erst am 11. Dezember 1955, als nichts mehr zu ändern ist, einen Brief an seinen Chefredakteur nach Kopenhagen und teilt ihm mit, was er tun wird. Er bittet ihn, für seine Familie zu sorgen, falls es schiefgeht, er bittet ihn, kein Wort von ihm zu glauben, falls er gefangen werden und danach ausgenutzt werden sollte. Er denkt an alles und zieht die Konsequenzen. Am Morgen des 12. Dezember packt er Zahnbürste, Nachtzeug und elektrischen Rasierapparat in sein Auto, für alle Fälle. Dann fährt er ab. Er trifft einen John, der nahe vor dem Zusammenbruch steht. Er steckt ihm seine Tabakspfeife in den Mund und ermahnt ihn, tüchtig zu qualmen. John, der Zigarettenraucher, erstickt fast vor Hustenreiz, aber Henriksen sagt zu ihm, als sie sich dem Brandenburger Tor nähern: „Rauchen, rauchen“. Der Volkspolitiker sieht in den Wagen. Der Däne behält den Fuß auf dem Gaspedal. „Falls sie John erkannt hätten, wäre ich durch das Brandenburger Tor

in den Händen als einen verlorenen Traum. Bondé-Henriksen leidet darunter. Er wird krank, er muß in diesem Jahr sechs Wochen zur Kur. Aber er bricht sie ab, um auszusagen. „Ich konnte John doch nicht im Stich lassen“, sagt er mir. Er läßt ihn auch nicht im Stich. Er sagt die Wahrheit, die ganze Wahrheit, die das Gericht jeden Tag neu fordert und fast nie erhält. Aber leider, es ist seine Wahrheit, aber nicht die Wirklichkeit dieses gespaltenen Deutschlands und dieses so schwachen Helden, den er befreite. Er bittet das Gericht um einen letzten Satz und sagt: „Für einen Lumpen hätte ich meine persönliche Freiheit niemals aufs Spiel gesetzt.“

Das hat er auch nicht getan. John ist kein Lump, aber auch nicht der Held, den der Don Quichotte aus Kopenhagen in ihm sah. Was Bondé-Henriksen mitbrachte, war ein zerschlagener und geschundener Mensch, der im reißenden Strom des deutschen Schuldpaßes den Boden unter den Füßen verloren hatte. Weil John kein Held ist, ist die Welt über den Dänen. Das ist ungerecht. Er tat das, was die Deutschen tun mußten, wenn sie wirklich an Johns Entführung geglaubt hätten. Aus der Profession amüßiger Figuren in diesem Prozeß ruft der Däne heraus wie ein Turm. Er bestieg ein Auto und folgte mutig seinem Gewissen. Er holte den geraubten Schatz aus Feindesland zurück. Ist es seine Schuld, daß er nicht aus Gold bestand?

Die Entscheidung von Arnoldshain

Bahnt sich bei den Vertriebenen ein Meinungsumschwung an?

Von unserem Korrespondenten WERNER STRATENSCHULTE

Arnoldshain (Taunus) 12. Dezember

In der Abgeschiedenheit der Taunuswälder hatten sich in diesen Tagen zahlreiche Vertreter der deutschen Vertriebenenverbände unter dem Dach der Evangelischen Akademie versammelt. Drei Tage lang haben sie ein Problem diskutiert, das seit einem Jahrzehnt ihre Lebensfrage ist: Die Frage des Anspruchs auf die von Polen verwalteten deutschen Ostgebiete, der Rückkehr in die Heimat. Nichts deutete anfangs darauf hin, daß in Arnoldshain etwas Geschehen würde, was nicht auf unzähligen Vertreibungsveranstaltungen schon gesagt worden wäre. Nichts ließ vermuten, daß hier vielleicht ein neuer Kurs eingeschlagen würde, der die alte Kompaktheit um wesentliche Teilstücke verließ. Doch dann gab es nach drei Tagen jene Entscheidung von Arnoldshain, die das Interesse einer weiten Öffentlichkeit verdient.

Fast unbemerkt hatte sich eine Schicksalsfrage in die Debatte eingeschlichen, die bisher in keiner offiziellen Resolution ausdrücklich geründet hat: Gibt es eine sachlich begründete Aussicht darauf, daß der zehn Jahre lang ständig wiederholte nationalstaatliche Rechtsanspruch auf die Rückkehr der Ostgebiete einen Erfolg haben wird? Ist nicht vielmehr der Zeitpunkt gekommen, da der Mut der bitteren Wahrheit notwendig ist, zu der Einsicht nämlich, daß der nach dem Kriege verfolgte Weg in eine Sackgasse führen könnte? Es hat zu Beginn dieses Tage Männer gegeben, die sich gegen die Fragestellung gewehrt und die Methode der „unabhängigen Forderung“ nach Rückgabe als die einzig mögliche und richtige verteidigt haben. Die meisten

von ihnen haben diese Meinung nicht bis in den Abend des dritten Tages retten können.

Das zunächst so fest erscheinende Fundament ihrer Ansichten wurde durch sehr nüchterne, leidenschaftslose Gegenfragen bröckelig. Was heißt denn erfahrungsgemäß Gerechtigkeit vor der großen Kullisse der Geschichte, so wurde zurückgefragt. Hat sich hier nicht vielmehr die Erfahrung bestätigt, daß ein verlorener Krieg auch einen verlorenen Anspruch gleichkam? Muß man nicht nach neuen Wegen suchen, wenn Vernunft und Moral die Gewalttätung eines neuen Krieges ohnehin schon ausgeschlossen haben? Zwei Extremes waren aufeinandergeprallt. Aber aus der Antithese entstand die Synthese eines Weges, der in der Schlussresolution umrissen wurde. Er fordert eine neue Bestimmung der Vertriebenen auf die Aufgaben der Zukunft, er bedeutet einen Appell an die westdeutsche Bevölkerung, bei der Lösung dieser Aufgaben mitverantwortlich und operativ zu helfen.

„Ein gemeinsames Leben zwischen Heimatvertriebenen und Westdeutschen ist nur möglich“, so heißt es in der Entscheidung, „wenn dabei die Verantwortung für die Zukunft gemeinsam getragen wird. Zu diesem gemeinsamen Weg kann weder die bloße restaurative Haltung vieler Vertriebenen noch die weitverbreitete Interessenlosigkeit des Westens an den Ostfragen führen, sondern nur ein verantwortliches Suchen eines neuen Verhältnisses zu den Nachbarvölkern im Osten.“

„Die Notwendigkeit, Entscheidungen zu treffen und verantwortliche Ge-

Historische Prüfung

Die Lage im schleswig-holsteinischen Metallarbeiterstreik

Eigenbericht der WELT

er, Kiel, 13. Dezember

Am Freitag wird sich entscheiden, ob der Arbeitsfriede in Schleswig-Holstein noch vor dem Weihnachtsfest wieder hergestellt werden kann. Der Streik von über 22 000 Metallarbeitern dauert schon über sieben Wochen. Wie der schleswig-holsteinische Ministerpräsident, von Hassel, der WELT in einem Gespräch versichert, hat er seine am Montag veröffentlichten Vorschläge für neue Verhandlungen vor Beilegung des Streiks nach sehr sorgfältigen Vorbesprechungen mit den Seiten der Streitenden gemacht. „Es ist meine feste Überzeugung“, so sagte der Ministerpräsident, „daß der Sozialpolitische Ausschuß des Bundestages die Frage der Lohnfortzahlung im Krankheitsfall unmittelbar nach Verabschiedung der Rentenreform regeln wird. Das ist auch, wie ich versichern kann, die Absicht der Christlichen Demokraten. In jedem Falle werde ich mich persönlich bei meinen Parteifreunden dafür einsetzen, daß keine Verzögerung in der Behandlung eintritt.“

Wie v. Hassel weiter mitteilte, sei nach seinen Informationen damit zu rechnen, daß der Sozialpolitische Ausschuß die Beratungen zur Rentenreform spätestens im Januar abschließen wird. Im übrigen bestehe auf keiner Seite mehr ein Zweifel darüber, daß für den Krankheitsfall des Arbeiters ein ausreichender gesetzlicher Schutz geschaffen werden muß.

Die Streikleitung der Industriergewerkschaft Metall wird, wie wir erfahren, über das Angebot des Ministerpräsidenten am Freitagvormittag entscheiden. Das Angebot sieht vor, daß Unternehmer und Gewerkschaften bis mittags erklären, ob sie auf der Basis der Vorschläge des Ministerpräsidenten miteinander verhandeln wollen. In

Prag hat keinen Gomulka

In der Tschechoslowakei ist alles beim alten geblieben

Von unserem Redaktionsmitglied MANFRED R. BEER

Hamburg, 13. Dezember

Bei der Tschechoslowakischen Staatsbank in Prag und Preßburg gibt es seit einigen Tagen ein Sonderkonto mit der Nummer 999. Das Tschechoslowakische Rote Kreuz hat es auf Geheiß der Prager Staatsfunktionäre eingerichtet, um „unseren wertvollen Gelegenheit zu geben, der ungarischen revolutionären Arbeiter- und Bauernregierung bei der Wiederherstellung eines normalen Lebens brüderlich materielle Hilfe zu leisten.“

Das Sonderkonto 999 wächst von Stunde zu Stunde. Nahezu alle Betriebe legen Sonderschichten ein, deren Erträge abgeführt werden. Aber auch außer diese kommandierten Hilfe greifen Tschechen und Slowaken bereitwillig in ihre Geldbörsen. Denn sie wissen von der großen Not des Volkes jenseits der Donau mehr als den kommunistischen Funktionäre lieb ist. In der Tschechoslowakei waren in den kritischen Tagen regelmäßig denn je die westlichen Sender abgehört worden, und man hatte ihnen mehr Glaubwürdigkeit zugemessen als den eigenen Informationsquellen, die anfangs schwiegen und dann nur zögernd und zurückhaltend zu fließen begannen.

Freilich, zu einer Schlussfolgerung, die eigener Initiative entsprang, war es wie auch zu erwarten war, nicht gekommen. Natürlich hatte es auch in Prag Angstküsse gegeben, auf den Sparkassen wurden viele Konten aufgehoben, und die Mehl- und Zuckerbestände der städtischen Verkaufsstellen in der Hauptstadt waren zeitweise ausverkauft. Aber es blieb ruhig im Lande. Die Voraussetzungen, dessen wegen in Polen und Ungarn die Menschen in der Straße gingen, fehlen in der Tschechoslowakei. Wirtschaftlich kann sie heute als das am besten fundierte Land des Ostblocks bezeichnet werden. Und politisch ist für die „Volkswelt“ weder eine exponierte Persönlichkeit als Ziel noch ein prominenter Oppositioneller als Kristallisationspunkt einer neuen kommunistischen Ära vorhanden. Einen tschechischen Gomulka gibt es nicht.

Aufmarsch der 250 000

Die Hofierung Moskau aber hat an der alten Intensität nichts eingebüßt. Im Gegenteil. Als die Partei zu einer Solidaritätskundgebung für die Sowjetunion auf dem Prager Altstädter Ring aufrief, strömten mehr als eine Million Tschechen herbei, die die Rede des Ministerpräsidenten Vilém Široký an vielen Stellen durch spontanen Beifall unterbrachen. Noch lauter aber, so schien es, brüllte der Applaus als der russische Botschafter in Prag, Girschin, vor das Mikrophon trat und der Tschechoslowakei den Dank des Sowjetvolkes für seine „unbeirrte Haltung in kritischen Tagen“ aussprach und feststellte, daß die Zusammenarbeit beider Staaten auf allen Gebieten immer enger werde. Es hatte durchaus nicht den Anschein, als sei die Zustimmung der 250 000 Tschechen „organisiert“ worden.

Auch die Regierung Kadar in Budapest hat inzwischen den Prager Machthabern ihren „tiefen brüderlichen Dank“ für ihre Hilfeleistung bei der Niederwerfung des ungarischen Aufstandes ausgesprochen. Worin bestand nun diese Schützenhilfe Prags? 1. Die Regierung Kadar wurde auf tschechoslowakischem Staatsgebiet in der Slowakei, gebildet. Ihr stellte Prag unter anderem sofort einen Sender zur Verfügung. 2. Die Tschechoslowakei war es, die als erster Ostblockstaat in Moskau das Eingreifen sowjetischer Truppen in Ungarn forderte. 3. Ebenfalls als erster Ostblockstaat hat Prag der Regierung Kadar neunzig Millionen Tschechoslowakische Kronen für wirtschaftliche Hilfeleistung zur Verfügung gestellt.

Aus durchsichtigen Gründen, die in erster Linie zweifellos im eigenen Volke die Rechtmäßigkeit Kadars als ungarischer Regierungschef verdeutlichen sollte, war Ministerpräsident Široký mit einer vielköpfigen Abordnung nach Budapest gereist. Nur vierundzwanzig Stunden dauerte dieser Besuch. Aber er bewirkte, daß sich die damals hilflose Schatten-Regierung in Budapest nicht etwa an Jugoslawien, sondern an den treuesten und verlässlichsten Gefolgschaft des Kremls, die Tschechoslowakei, anlehnte. In Prag hat man besonders in den letzten Tagen nicht mit scharfer Kritik am Vorhaben Titos gegenüber der Regierung Kadar gespart.

Die Rolle des jederzeit Gefreuten untertrifft Prag übrigens auch gegenüber dem neuen Polen Gomulka. Die Angriffe gegen Warschau und seine Maßnahmen dauern an. Die gegenseitigen Beziehungen haben zu Spannungen geführt. Für die tschechischen Zeitungen bleiben die Aufständischen von Polen nun einmal „verbrecherische Elemente“, während die Polen es nicht verstehen können, und dies auch mit aller Schärfe zum Ausdruck bringen, daß Prag immer noch am Stalinismus festhalte...

Kritik an Hassel

Von unserem Korrespondenten

Str. Frankfurt a. M., 13. Dezember

Mit dem Vermittlungsvorschlag des schleswig-holsteinischen Ministerpräsidenten v. Hassel im Metallarbeiterstreik hat sich der Beirat der IG Metall am Donnerstag kritisch auseinandergesetzt. Dabei wurde die Antwort der zentralen Streikleitung an den Ministerpräsidenten gebilligt, in der noch einmal die Verhandlungsbereitschaft der IG bekundet, der Vorschlag selbst jedoch in seiner Gesamtheit abgelehnt worden war. Der Beirat der IG Metall betrachtet Teile des Vorschlags als mögliche Verhandlungsgrundlage.

Der Beirat der IG Metall am Donnerstag kritisch auseinandergesetzt. Dabei wurde die Antwort der zentralen Streikleitung an den Ministerpräsidenten gebilligt, in der noch einmal die Verhandlungsbereitschaft der IG bekundet, der Vorschlag selbst jedoch in seiner Gesamtheit abgelehnt worden war. Der Beirat der IG Metall betrachtet Teile des Vorschlags als mögliche Verhandlungsgrundlage.

Der Beirat der IG Metall am Donnerstag kritisch auseinandergesetzt. Dabei wurde die Antwort der zentralen Streikleitung an den Ministerpräsidenten gebilligt, in der noch einmal die Verhandlungsbereitschaft der IG bekundet, der Vorschlag selbst jedoch in seiner Gesamtheit abgelehnt worden war. Der Beirat der IG Metall betrachtet Teile des Vorschlags als mögliche Verhandlungsgrundlage.

Rasieren aus dem Handgelenk... ist eleganter und ermüdungsfrei. Diesen Komfort bietet die dem anatomischen Bau der Hand angepaßte längliche KOBLER-Apparateform. Die freistehenden Scherköpfe idealer Länge gestatten jederzeit freie Sicht auf die Rasurstelle und sichern hervorragende Wendigkeit und Zugänglichkeit zu allen Gesichtspartien. Einzigartiges Hautspannungs-Prinzip, das die in den Poren versteckten Stoppeln heraushebt; Ihr Bart kann sich nicht verstecken!

LEISTEN SIE SICH DEN GUTEN Kobler KOBLER-SERVICE - WIESBADEN 5

Donnerstag, 13. Dezember 1956

Nummer 291

John-Befreier Bonde-Hendriksen war Zeuge vor dem BGH

Das Gutachten des Gerichtsmediziners war nicht ungünstig für John

Karlsruhe (K.-Eig. Ber.). „Für einen Lumpen hätte ich meine Freiheit nicht aufs Spiel gesetzt.“ Mit diesem Wort wollte der Zeuge Bonde-Hendriksen gestern im Johnprozeß für den Angeklagten eine Lanze brechen. Oberhaupt wollte er John, dem er bei seiner Rückkehr behilflich war, entlasten. Ebenso zeigte das Gutachten Prof. Dr. Müllers, des Direktors des gerichtsmedizinischen Instituts der Universität Heidelberg, daß Johns Darstellung seiner Entführung wenigstens nicht ausgeschlossen ist.

Man merkt, daß der lange Prozeß in das entscheidende Stadium tritt. Die Plätze für das Publikum sind wieder restlos besetzt. Auch die internationale Presse ist stark vertreten. Die Zeugenvernehmungen sind fast abgeschlossen. Und wenn nicht überraschende Zeugen den vorgesehenen Ablauf durcheinander bringen, kann das Urteil noch vor Weihnachten erwartet werden.

Wie eine spannende Kriminalgeschichte hörte sich die Erzählung Bonde-Hendriksens über die „Rückführung“ Johns aus Ostberlin an. Genau vor einem Jahr hatte sich die Geschichte abgespielt, die John wieder in das Licht der Öffentlichkeit rückte.

Der 36jährige Journalist lernte John durch Prinz Louis Ferdinand am 19. Juli 1954 kennen. Später nahm er zu ihm wieder Verbindung in Ostberlin auf. Über das erste Zusammentreffen hatte er auch einen Aufsatz für die dänische Zeitung „Berlinski Tidende“ geschrieben. Darin hatte er die Meinung vertreten, daß John freiwillig hinüber gegangen sei. „Er wirkte auf mich wie ein ehrlicher Mann, der für seine Tat einsteht.“ Nach der damaligen Darstellung hatte John Wohlgenuth gebeten, ihn mit maßgebenden Leuten aus dem Osten in Verbindung zu bringen. „Ich wollte sehen und wenn es mir nicht paßte, wieder zurückkehren.“ Bei einem Zusammentreffen mit John übermittelte der

Journalist eine Botschaft Louis Ferdinands. Der Prinz könne nicht mehr sein Freund sein, wenn er freiwillig hinübergewandert wäre. Darüber sei John sehr enttäuscht gewesen.

Bei weiteren Treffen im Presseklub oder in einem Hotel habe man vorsichtig die Flucht erörtert. Da John immer bewacht gewesen sei, habe man sich nur „kamuffiert“ verständigen können.

Bonde-Hendriksen nahm dann Verbindung zum Staatssekretär Strauß auf, der ihm auch Grüße für John bestellte. Auf die Frage, was eigentlich passiere, wenn John zurückkehre, habe Strauß gesagt: „Wir haben natürlich verschiedene Fragen an ihn zu richten. Das wird gewisse Zeit dauern. Aber Gefängnis, das glaube ich nicht.“

Der Zeuge setzte sich mit einem englischen Bekannten Johns in Verbindung, der den Flug nach dem Westen regelte. Als Fluchttag wurde schließlich der 12. Dezember 1955 festgelegt. Wie ausgemacht, klappte dann auch die Durchführung. Punkt 16.45 Uhr war Bonde-Hendriksen mit seinem Wagen vor der Universität Unter den Linden. Die Bewacher hatte man weggeschickt, auf dem Weihnachtsmarkt eine Flasche Kognak einzukaufen. John stieg zu, bekam eine Brille und eine Tabakpfeife. Ohne wesentlichen Aufenthalt ging die Fahrt durch die Kontrolle am Brandenburger Tor in den

Westen. Auf dem Weg zum Flugplatz habe John seine heutige Version der Entführung geschildert. Der Zeuge betont mit allem Nachdruck, daß er der Darstellung vollen Glauben schenkte, denn John, der während der Flucht einem Kollaps nahe gewesen sei, habe wie ein erlöster Mensch gewirkt. Und in einer solchen Situation könne man nicht lügen. Auf dem Flugplatz sei alles nach Wunsch gegangen. Die Abschirmung sei ausgezeichnet gewesen. Unter den ausgemachten Decknamen hätten sie ihre Flugkarten erhalten. Während des Flugs nach Köln habe John den begleitenden Beamten vom Bundesamt für Verfassungsschutz nur gefragt, warum man nicht versucht habe, mit ihm Kontakt aufzunehmen.

Prof. Dr. Müller, Heidelberg, berichtete dem Gericht eingehend über die Versuche, die man mit den in der Praxis Wohlgenuths vorgefundenen Schlaf- und Betäubungsmitteln machte.

Die von John geschilderte Wirkung einer plötzlich eingetretenen Bewußtlosigkeit sei am ehesten mit Evipan zu erreichen gewesen. Mehrere Versuchspersonen, darunter der Untersuchungsrichter, hätten das Medikament im Kaffee nicht gemerkt. Bei kräftigen Dosen sei die Wirkung aber verschieden. Manche Personen seien nur schläfrig geworden, bei anderen sei Bewußtlosigkeit nach 25 bis 75 Minuten eingetreten. Der Schlaf dauere aber nur vier bis sechs Stunden. Ein 24stündiger Schlaf lasse sich nur mit Nachspritzen erzielen. Wenn die Person nicht aufgeweckt werde, träten auch keine Katergefühle auf. Somit ließe sich die Darstellung Johns mit dem Versuchsergebnis vereinen. Auffallend sei jedoch, daß John nicht von einem Drang zum Urinieren gesprochen habe. In diesem Falle müsse die Blase entleert worden sein. Auf Befragen erklärte der Gutachter, daß es äußerst schwierig sei, mit einem Betäubungsmittel zu erreichen, daß eine Person in einem bestimmten Zeitpunkt einschlafe.

Unter Ausschluß der Öffentlichkeit wurde noch ein weiterer Zeuge aus der Sowjetzone vernommen. Die Verhandlung wird heute fortgesetzt.

Staatskundlicher Wettbewerb vorgeschlagen

Baden-württembergischer Landtag unterhielt sich über „Parlaments-Chinesisch“

Drahtbericht unserer Stuttgarter Redaktion

Stuttgart. — Der baden-württembergische Landtag hat gestern nach der Eftrede des Finanzministers (s. S. 1) einen Antrag des Finanzausschusses gebilligt, wonach künftig nur noch Schüler des 9. Schuljahres und der Mittelschulzüge zur Teilnahme an Landtagssitzungen sowie zum Besuch parlamentarischer Institutionen und Tagungen zugelassen werden sollen. Außerdem sollen nach dem von Dr. Gurk (CDU) begründeten Antrag gemeinschaftskundliche Vorträge und Arbeitsgemeinschaften für Lehrer aller Schulgattungen in stän-

Kleine Anfrage des Abgeordneten Dr. Bausch (CDU). Wenn sich diese Vermutung bestätigt, will der Minister die Organisation für Baden-Württemberg verbieten.

In einem Antrag, der u. a. von dem CDU-Abgeordneten Dullenkopf, Dr. Gurk, Stössinger und Adolf Kühn unterschrieben ist, wird die baden-württembergische Staatsregierung ersucht, der Ersatzpflicht des Landes für Aufwendungen zur Trümmerbeseitigung...

„Das Amt hätte härtere Persönlichkeit erfordert“

Oberstleutnant Oster sagte als Zeuge im John-Prozeß vor dem BGH aus

Karlsruhe (K.-Fig. Ber.). Die Dienstagverhandlung im Johnprozeß vor dem 3. Strafsenat des Bundesgerichtshofs zeigte eindringlich, wie umständlich und schwierig der zur Klärung der Schuldfrage notwendige Indizienbeweis ist. Einige Zeugen aus Berlin sollten nur erhellen, wann die Schwester Annemarie Weyer in der Nacht zum 21. Juli 1954 ihre Wohnung für immer verlassen hat. Prominentester Zeuge war Oberstleutnant Joachim Oster, der Sohn des in Flossenbürg hingerichteten Generals Oster. Er war im Amt Blank in der Abwehr tätig und hatte in dieser Eigenschaft mit John beruflich zu tun.

Der viel jünger wirkende 42jährige Oberstleutnant Oster machte seine Aussage präzise, man spürte, daß er John gut kannte und sich ein ungeschminktes Bild seiner Persönlichkeit gemacht hatte. Zwischen den beiden Ämtern hätte es keinen richtigen Kontakt gegeben. Die Ursache für die Entlassung von Heinz gewesen. Die gegenseitige Abneigung der beiden Chefs habe die Arbeit erschwert. Bei seinen zweimaligen Routinebesuchen jeden Monat habe er auch mit John zu tun gehabt. Er habe immer eine offene Tür vorgefunden. Zuerst habe er geglaubt, daß seine ruhige, ausgeglichene Art dem Amt von Vorteil sein könnte. Dann habe er aber eingesehen, daß die Meistertung der Schwierigkeiten eine versiertere und härtere Persönlichkeit erforderten. Dennoch habe er nie Amtsmüdigkeit bei ihm feststellen können.

Eines Tages habe ihm John gesagt, daß er Sorge habe, der EVG-Vertrag werde in Frankreich nicht durchgehen. Eine kleine Gruppe von Franzosen müsse umgestimmt werden. Es handle sich dabei um zehn de Gaulle-Anhänger, die durchblicken ließen, daß sie für den Vertrag wären, wenn die Vertreter der deutschen Résistance hinter der Politik Adenauers stünden. Ob er, Oster, bereit wäre, mit den Franzosen zusammenzutreffen. Er habe das abgelehnt, aber ein Freund sei bereit gewesen

unter der Bedingung, daß Globke damit einverstanden sei.

Auf die Frage, wie er sich das Verhalten Johns nach seinem Verschwinden erklärte, sagte der Zeuge: „Was ein Mann unter dem Einfluß des Ostens sagt, zählt für mich nicht. Die Äußerungen, die drüben fielen, kümmerten mich nicht. Keiner weiß, wie er sich in einer ähnlichen Situationen verhielte.“

Auf Befragen erklärte der Zeuge, er habe John nur einmal bewegt gesehen, und zwar nach der Feier in der Kirche in Dahlem. Zur Amtsführung Johns meinte er, daß John manchmal von der Bedeutung der einzelnen Sache nicht durchdrungen gewesen wäre.

Oberbundesanwalt Güde: „Fühlte er sich nicht für überfordert und dadurch müde?“

Der Zeuge Oster: „Ich hielt die ganze Organisation des Verfassungsschutzes für verfehlt. Das hat dazu beigetragen, daß er sich nicht durchsetzen konnte.“

Zum Schluß äußerte der Zeuge, daß nach seiner Ansicht an einen Soldaten im Falle des Geheimnisverrats strengere Maßstäbe angelegt werden müßten als an einen Zivilisten.

Der Berliner Kaufmann H. Wiedenhöft brachte eine heitere Note in die Verhandlung durch die Urwüchsigkeit seiner Aussagen. Er piff ungeniert das Signal, mit dem die in seinem Haus wohnende Schwester Annemarie Weyer gerufen wurde. „Man muß ja als Zeuge verflucht aufpassen, wenn man vernommen

wird“, meinte er trocken. Sachlich erzählte er, daß die bei Wohlgemuth beschäftigte und seit dem 20. Juli 1956 verschwundene Schwester Annemarie sich einen Schlüssel für eine Hofftür habe machen lassen. Dadurch habe sie über eine selten benutzte Wendeltreppe das Haus verlassen können. In jener Nacht, kurz nach 10 Uhr, habe er auch gehört, daß eine Person die Wendeltreppe benutzt habe. Auf die Frage, warum er nicht nachgesehen habe, sagte der Zeuge: „Ja, wissen Sie, wenn man von morgens bis abends hinter dem Ladentisch steht, ist man müde und macht es sich zu Hause bequem. Ich ziehe mich dann immer halb aus. Zum Nachsehen war ich viel zu faul.“

Frau Elisabeth Büstrin, Berlin, bekundete, daß sie Annemarie Weyer, die in der gleichen Wohnung wie sie ein Zimmer gehabt habe, an jenem Abend des 20. Juli zwischen 19.30 und 22 Uhr gesehen habe. Am nächsten Morgen sei ihr Waschzeug nicht mehr im Badezimmer gewesen. Sie hätte sich dabei nichts gedacht, denn das wäre öfter passiert. Um 22 Uhr habe sie im Zimmer von Frä. Weyer noch Licht gesehen. Ihr Mann Fritz Büstrin sagte aus: „Am nächsten Tag war das Waschzeug nicht da und blieb auch bis heute weg.“ Schwester Annemarie könne zwischen 22 und 23 Uhr die Wohnung nicht durch den Vordereingang verlassen haben, denn dann hätte er es bestimmt gehört.

Die Aussage des Zeugen Popoff, Kaufmann in Berlin, wurde verlesen, da er wegen Krankheit nicht erscheinen konnte. Daraus ging hervor, daß er den Kraftwagen Wohlgemuths am 20. Juli 1954 gegen 23 Uhr gesehen hat. Der Wagen habe vor der Wohnung Wohlgemuths gestanden. Den Fahrer habe er nicht erkannt.

Erste Zeugin der heute um 9.30 Uhr beginnenden Verhandlung ist Frau Rosemarie Wohlgemuth aus Berlin.

22. 11. 56

Kein Gehalt für John

Bonn, 10. Januar (UP/gpa). Ein Sprecher des Bundesinnenministeriums hat in Bonn erklärt, an den ehemaligen Präsidenten des Bundesamtes für Verfassungsschutz, John, werde seit seinem Uebertritt in die Sowjetzone kein Gehalt mehr gezahlt. Das Bundesamt für Verfassungsschutz habe vom Innenministerium schon am 21. Juli 1954 eine entsprechende Anweisung erhalten. Der Sprecher dementierte auch, daß Johns Gehalt seitdem auf ein Sperrkonto eingezahlt sei und noch zur Verfügung stehe. Mit der Einleitung eines Disziplinarverfahrens sei selberzeit schon die rechtliche Möglichkeit gegeben worden, die Gehaltszahlung an John einzustellen.

Die Pension für Lautz

Bonn, 10. Januar (AP). Das Bundesinnenministerium hat auf eine Kleine Anfrage der sozialdemokratischen Bundestagsfraktion jetzt mitgeteilt, der frühere Oberreichsanwalt beim Volksgerichtshof, Lautz (Lübeck), beziehe gegenwärtig das Ruhegehalt eines Generalstaatsanwalts in Höhe von monatlich 1342 Mark. Wie das Innenministerium weiter erklärte, soll in Kürze ein Disziplinarverfahren gegen Lautz eingeleitet werden, um zu klären, ob die Voraussetzungen für eine Aberkennung der Versorgungsrechte gegeben sind.

ent stets

Institut für

Karlsruher Richter sagen: John wurde nicht entführt

Nachrichtendienst der WELT am SONNTAG

Karlsruhe, 22. Dezember

Mit einem überraschenden Strafmaß endete am Samstag der John-Prozeß in Karlsruhe: Otto John erhielt vier Jahre Zuchthaus. Sichtlich unberührt blickte der 47jährige ehemalige Präsident des Bundesamtes für Verfassungsschutz in den Raum, als der Dritte Strafsenat des Bundesgerichtshofes das überraschende Urteil sprach, das weit über den Antrag des Staatsanwalts hinausgeht. Mit der Verurteilung Johns geht ein Prozeß zu Ende, der auch außerhalb der Bundesrepublik größte Beachtung fand. Er dauerte sechs Wochen. Über 70 Zeugen sagten aus.

In einer Atmosphäre höchster Spannung betraten die fünf Richter des Senats kurz nach 10 Uhr den bis auf den letzten Platz gefüllten Sitzungssaal. Senatspräsident Dr. Friedrich Wilhelm Geier verkündete „im Namen des Volkes“ Der Angeklagte Otto John wird wegen landesverräterischer Fälschung in Tateinheit mit landesverräterischer Konspiration in besonders schwerem Falle zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt. Ein Jahr der Strafe ist durch die Untersuchungshaft verbüßt. Die Kosten des Verfahrens hat der Angeklagte zu tragen.“

Das Überraschende an dem Urteil ist, daß das Gericht in seiner Strafzumessung um zwei Jahre über den Antrag der Anklage hinausgegangen ist. Oberbundesanwalt Güde hat in seinem stark beachteten Plädoyer ausdrücklich gefordert, das Gericht möge John mit „nicht mehr als zwei Jahren Zuchthaus“ bestrafen. Die entscheidenden Sätze in dem Strafantrag Güdes lauteten: „John ist kein Verräter, sondern ein Schwächling, kein Krimineller, sondern noch we-

niger als ein Versager. Der Mann ist zerbrochen. Er wird bürgerlich tot sein. Mehr kann man nicht machen, und mehr sollte das Gericht auch nicht tun!“

Seit sechs Wochen füllte der John-Prozeß die Weltpresse. Kernfrage der Verhandlung war: Ist Otto John im Juli 1954 von Westberlin aus freiwillig in die Sowjetzone gegangen, oder wurde er, wie er selbst immer wieder beteuerte, dorthin entführt? Der Kronzeuge des Prozesses, der heute in Ostberlin lebende Modearzt Dr. Wohlgemuth, der mit John in einem Kraftwagen über die Sektorengrenze gefahren war, erschien nicht. Seine Weigerung zu kommen, begründete er damit, daß er seine Verhaftung in der Bundesrepublik befürchtet. Der Bundesgerichtshof hatte ihm freies Geleit zugesichert.

◆ Fortsetzung Seite 2

Zum Fest im Familienkreis

Friedland, 22. Dezember (dpa)

Umsiedler aus dem polnisch verwalteten Ostpreußen trafen am Samstagmorgen im Durchgangslager Friedland ein. Sie werden noch vor Weihnachten zu ihren Angehörigen in der Bundesrepublik weiterfahren können. Dagegen müssen die am Freitag in Friedland angekommenen Ungarnflüchtlinge bis nach Neujahr im Lager bleiben. Doch wollen mehrere Familien aus Göttingen Ungarnflüchtlinge zu den Festtagen einladen.

Der Wetterhund bellt



Bonn ist überrascht

von unserem Berichterstatter

r. r. Bonn, 22. Dezember

In Bonn hat die Nachricht von dem hohen Strafmaß für Otto John überrascht. Innenminister Schröder erklärte, daß John aller Beamtenrechte verlustig gehe. Das gegen ihn anhängige Disziplinarverfahren sei hierdurch erledigt. Schröder stellte fest, daß es sich bei John nicht um eine Krise des Verfassungsschutzes, sondern um ein persönliches Einzelschicksal gehandelt habe. Der Minister verwies noch einmal auf seine Bundestagserklärung vom September 1954, in der er die Berufung Johns zum Chef des Verfassungsschutzes als einen Fehler bezeichnete. Die SPD bezeichnete das Urteil für John als „befremdend“ angesichts der Tatsache, daß diese Praxis ausgerechnet bei einem Teilnehmer des 20. Juli geübt wird.

Das Urteil von Karlsruhe

◆ Fortsetzung von Seite 1

Dann begann Präsident Geier die von John aufgestellte Entführungstheorie in einer drei Stunden dauernden Urteilsbegründung Punkt für Punkt zu widerlegen:

1. Der Senat halte die Entführungsgeschichte Johns für unwahr und widerlegt sie. Der Senat hätte keine Minute gezögert, John seine Geschichte zu glauben, wenn sie auch nur in etwa „echt“ gewesen wäre.

2. Durch den Ausfall des Zeugen Dr. Wohlgemuth habe der Senat die Entführungstheorie eingehend „beleuchtet“. Dabei sei aufgefallen, daß John sein Erlebnis der Entführung keineswegs anschaulich schildern konnte. Hätte Wohlgemuth John tatsächlich entführt, dann hätte sich zweifelsohne ein echter Ausbruch der Empörung über ein so schändliches Verhalten bei John zeigen müssen.

3. Kein Mensch könne glauben, daß die Machthaber der Zone und der Sowjetunion wenige Wochen nach der Entführung Johns diesen der Öffentlichkeit vorgestellt hätten. Das Wagnis, eine internationale Pressekonferenz durchzuführen, wären die Machthaber im Osten nie eingegangen, wenn sie nicht gewußt hätten, daß der freiwillig in die Zone gegangene John auf der Pressekonferenz in ihrem Sinne sprechen würde.

4. Wohlgemuth hätte bei einer etwaigen Entführung geradezu in selbstmörderischer Absicht gehandelt, denn er sei in der gleichen Nacht nochmals in seine Westberliner Praxis zurückgekehrt und hätte sich dort mehrere Stunden aufgehalten. Das täte kein Menschenräuber.

5. Der freiwillige Übertritt Johns gehe auch aus der Aussage der Zeugin Sievers hervor, die zur Zeit von Johns Verschwinden in einem Zuchthaus im Sowjetsektor saß. Nach der Aussage der Zeugin, die nach Ansicht Dr. Geiers in jeder Weise glaubwürdig war, wurde sie nach dem 20. Juli 1954 vom SSD über die Persönlichkeit Johns und seine Motive zu seinem freien Übertritt in den Sowjetsektor befragt. Geier sagte: „Es ist schlechterdings unmöglich, daß die Schergen des Ostens Ermittlungen über den Übertritt eines Mannes anstellen, den sie selbst entführten.“

6. Die Entführungstheorie sieht der Senat auch durch ein Gespräch zwischen John und dem Zeugen Wittlich im Mai 1955 in der Zone für widerlegt an. John habe damals Wittlich erklärt, er sei freiwillig nach Ostberlin gegangen. In der Zwischenzeit hätte er aber seinen Schritt bereut, da er für die Machthaber der Zone nichts mehr gelten habe. Lediglich die Russen hätten sich noch für ihn interessiert, ohne ihm jedoch eine Arbeit zuzuweisen. John habe das Leben eines Staatspensionärs geführt.

7. Einen entscheidenden Beweis für die Unrichtigkeit der Angaben Johns sieht der Senat auch in den Briefen, die John an seine Frau und an seine Freunde geschrieben hat. Es sei auffällig, daß er in zahlreichen dieser

Briefe immer wieder zu erklären versucht habe, sein Schritt sei freiwillig erfolgt.

Senatspräsident Geier führte weiter aus, der Senat sei nach alledem zur Überzeugung gekommen, daß John freiwillig nach dem Osten gegangen sei. Eine abschließende Feststellung über die Motive könne der Senat allerdings nicht treffen. Es sei durchaus denkbar, daß John in irriger Einschätzung der Lage geglaubt habe, Kontakte mit dem Osten herzustellen und dann wieder nach dem Westen zurückkehren zu können. Die Tatsache der Rückkehr Johns in die Bundesrepublik erkläre sich aus seiner immer mehr wachsenden Enttäuschung im Osten und weil er sehr stark unter der Trennung von seiner Frau litt.

In einer anschließenden Würdigung der Person Johns stellte der Senatsprä-



Verurteilt: Otto John

Foto: Conti-Press

sident heraus, daß John keineswegs ein Kommunist sei und auch in der Sowjetzone nicht zum Kommunisten geworden sei. Trotzdem habe er durch seinen Übertritt die Idee der Machthaber im Osten wesentlich gefördert. Geier meinte ferner, John sei kein Verbrecher im Sinne des Gesetzes, ihm fehle aber das Format zu einem wirklich großen Mann mit großem Charakter. Man könne aber auch nicht von ihm behaupten, daß er eine „Null“ sei.

Abschließend betonte Geier, der Senat habe davon Abstand genommen, dem Angeklagten die bürgerlichen Ehrenrechte abzuerkennen, da er im Jahre 1944 seine ganze Person dafür eingesetzt habe, die Freiheit und Demokratie zu erlangen. Auch von weiteren Nebenstrafen hätte der Senat Abstand genommen. Auf Grund der Schwere der Strafe müsse jedoch der Haftbefehl aufrechterhalten bleiben. Entgegen der Annahme des Eröffnungsbeschlusses sei der Senat nicht zu der Meinung gelangt, daß John das Verbrechen des Landesverrats nachgewiesen werden könne. Das Urteil des Bundesgerichtshofes ist rechtskräftig.

Nachrichten
Budapest, 22. Dezember

In verschiedenen Gebieten Ungarns halten die Aufständischen noch immer die Macht in ihren Händen. Die Revolutionäre lehnen es nach wie vor ab, die Regierung Kadar anzuerkennen. Das mußte die ungarische Regierung am Samstag zugeben.

Hartnäckig halten sich in Budapest die Gerüchte, daß der von dem sowjetischen Militärregime eingesetzte Ministerpräsident Kadar während der Weihnachtstage seine lang erwartete Erklärung zur Bildung einer Koalitionsregierung abgeben wird. Trotz dieses offensichtlichen Einlenkens von Kadar sind jedoch auch am Samstag die Verhaftungen im ganzen Lande weitergegangen.

Trifft Adenauer Nehru?

Von unserem Berichterstatter

r. r. Bonn, 22. Dezember

Der indische Ministerpräsident Nehru, der in Washington mit Eisenhower hochpolitische Gespräche geführt hatte, wird möglicherweise auch zu einem Gespräch mit Bundeskanzler Adenauer zusammenkommen. Die Bundesregierung bespricht zur Zeit mit der indischen Botschaft in Bonn, ob Nehru auf seinem Rückflug von Ottawa, wo er am Samstag zu einem zweitägigen Besuch eintraf, über London in Düsseldorf einen Zwischenaufenthalt machen kann.

Aktion gegen Brieftätscher

Von unserem Berichterstatter

r. r. Bonn, 22. Dezember

Das Bundeskriminalamt soll auf Anweisung des Bundesinnenministers Brieftätschern das Handwerk legen, die seit Wochen unter der Bevölkerung Unruhe und Verwirrung stiften wollen. Die Briefe mit gefälschten Unterschriften von Politikern und gefälschten Behördenabsendern werden vor allem an Personen des öffentlichen Lebens und an Bundeswehrsoldaten verschickt.

Schmuggel in der Luft

Kopenhagen, 22. Dezember (dpa)

Die Kopenhagener Polizei führte überraschend in Zusammenarbeit mit dem Zoll einen Schlag gegen den Schmuggel von Alkohol und Zigaretten, die in den letzten Jahren auf dem Luftwege nach Dänemark gebracht wurden. Auf dem Flughafen Kastrup wurden fünfzig Verdächtige verhaftet, die etwa zwei Millionen Zigaretten und 5000 Flaschen Alkohol unverzollt eingeführt haben sollen.

Die meisten der Verdächtigen gehören zum Flugplatzpersonal. Aber auch Besatzungsmitglieder der Verkehrsflugzeuge wurden festgenommen. Jedesmal, wenn ein Flugzeug landete, trat die Polizei in Aktion. Viele Maschinen mußten mit einem oder zwei fehlenden Besatzungsmitgliedern weiterfliegen. Die Schmuggelaffäre wird als die größte bezeichnet, die seit dem Kriege in Dänemark aufgedeckt worden ist.

Verlag: DIE WELT Verlagsgesellschaft m. b. H. Druck: Verlag Neue Presse GmbH Frankfurt. Abonnement monatlich 1,70 DM einschl. Zustelgebühren. Anzeigenpreisliste II. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Dietrich Windberg. Bei Nichtbelieferung ohne Verschulden des Verlages oder in Fällen höherer Gewalt kein Entschädigungsanspruch für unangeforderte eingesandte Manuskripte, Bilder und Bücher wird keine Gewähr übernommen. Wiederausstellung nur, wenn Rückporto beigefügt ist.

Alle Briten und Franzosen sind aus Ägypten abgezogen

Jetzt kann die Räumung des Suezkanals beginnen

Port Said, 23. Dezember (dpa)

Die letzten britisch-französischen Streitkräfte haben am Wochenende unter dem Schutz von Jagdflugzeugen und Kriegsschiffen Port Said geräumt und damit Ägypten verlassen, das sie vor sieben Wochen angriffen hatten.

Gleichzeitig gab Israel bekannt, daß es in zwei nicht näher bezeichneten Phasen den Abzug seiner Truppen aus ägyptischem Gebiet vollenden wird. Umstritten bleibt jedoch dabei die Frage, ob Israel den ägyptischen Forderungen nachgeben und seine Truppen auch aus dem wichtigen Gaza-Streifen zurückziehen wird.

Eine „symbolische Einheit“ der ägyptischen Armee soll am Montag nach Port Said verlegt werden. Inzwischen hat die UNO-Polizei die dort die Stellungen übernommen, die von britischen und französischen Einheiten ohne Zwischenfälle aufgegeben worden sind.

Die alliierten Einheiten haben insgesamt 47 Tage lang ägyptisches Gebiet besetzt gehalten. Im Morgengrauen des 5. November waren die ersten britischen und französischen Sturmtruppen in Port Said an Land gegangen, nachdem Ägypten ein britisch-französisches Ultimatum abgelehnt und britische und französische Flugzeuge mehrere Tage lang Ziele in Ägypten bombardiert hatten.

Die ägyptische Regierung ernannte am Wochenende den Planungsdirektor Abdellatif Baghdadi zum Minister für die Belange von Port Said. Er wurde mit besonderen Vollmachten ausgestattet, um den Wiederaufbau der Stadt und die Entschädigung ihrer Bürger voranzutreiben.

Die UNO-Räumungsflotte unter Leitung des amerikanischen Generals Wheeler kann nun mit der Beseitigung der Hindernisse im Kanal beginnen. Sie wird bei El-Cap, 40 Kilometer südlich von Port Said, gesammelt. Vier deutsche Schiffe trafen dort als erste ein: die beiden Schlepper „Hermes“ und „Wotan“ und die beiden größten Hebeschiffe der Welt „Energy“ und „Ausdauer“. An den Räumungsarbeiten können nach den letzten Entscheidungen der ägyptischen Regierung auch die 12 britischen und die französischen Räumungsschiffe teilnehmen. Ihre Besatzungen müssen Zivil tragen. UNO-Generalsekretär Hammarskjöld hat Schweden gebeten, 50 Mann für eine internationale Zivilpolizei zur Überwachung der Räumungsarbeiten am Suezkanal zu stellen.

London will verhandeln

Von unserem Korrespondenten

gr. London, 23. Dezember

Der Abzug der letzten englisch-französischen Truppen aus Port Said hat die Voraussetzungen für neue Besprechungen über die Zukunft der Kanäle und des gesamten Nubien-

Ostens geschaffen. In London hofft man auf einen baldigen Beginn dieser Besprechungen.

Das Hauptinteresse Großbritanniens konzentriert sich naturgemäß nach wie vor in erster Linie auf die erhoffte internationale Kontrolle über den Suezkanal. Man erwartet in dieser Frage eine baldige neue Initiative des Generalsekretärs der Vereinten Nationen. Der britische Außenminister Selwyn Lloyd hatte schon vor etwa zwei Wochen angedeutet, daß seine Regierung mit einer Wiederaufnahme der Dreierverhandlungen zwischen England, Frankreich und Ägypten unter der Aufsicht der Vereinten Nationen rechne.

Ein anderes schwieriges Problem, das jetzt auch gelöst werden muß, ist das Verhältnis zwischen Israel und den arabischen Staaten. Die USA haben hierzu am 2. November bei den Vereinten Nationen die Einsetzung eines Dreimächteausschusses vorgeschlagen, um die Situation grundsätzlich zu untersuchen und eine Basis für neue Verhandlungen auszuarbeiten. Man rechnet in London damit, daß die Amerikaner diesen bisher zurückgestellten Vorschlag in den Vereinten Nationen nach Weihnachten neu aufgreifen werden. Das Thema ist nach hier vorliegenden Informationen ausgiebig zwischen Eisenhower und Nehru bei ihrem Gespräch in Gettysburg diskutiert worden. Nehru, der am Heiligen Abend mit Eden in Chequers zu Mittag ißt, wird den britischen Ministerpräsidenten zweifellos darüber unterrichten. Nach bisher unbestätigten vertraulichen Informationen drängt Indien u. a. auf eine Garantie für Israel, um die ständige Bedrohung dieses Staates zu beseitigen und damit eine Hauptquelle der Unruhen im Mittleren Osten aus der Welt zu schaffen.

Geld für UNO-Polizei

New York, 23. Dezember (dpa)

Die Vollversammlung der Vereinten Nationen billigte mit 62 gegen acht Stimmen bei sieben Enthaltungen die Entscheidung über die Finanzierung der in Ägypten eingesetzten UNO-Polizei. Der Betrag von 10 Millionen Dollar soll durch Umlage auf alle 80 Mitgliedstaaten der UNO aufgebracht werden. Der sowjetische Delegierte, Stellvertreter Außenminister Kusnezow, legte erneut Protest gegen diese Entscheidung ein und sagte, daß sich die Sowjetunion nicht an diesen Beschluß gebunden fühle. Die Sitzung der Vollversammlung wurde auf den 2. Januar vertagt.

Tschu En Lai reist nach Moskau

Der Kreml wünscht Aussprache mit den Chinesen

Moskau, 23. Dezember (dps-AP-UP)

Die sowjetische Regierung hat den chinesischen Ministerpräsidenten Tschu En Lai zu Besprechungen für Anfang Januar nach Moskau eingeladen. Dies wurde am Sonntag in Moskau und Peking bekanntgegeben. Tschu En Lai hatte in den letzten Wochen wiederholt betont, daß China mit Amerika ins reine kommen wolle.

Während sich die chinesische Regierung auf eine lakonische Mitteilung über die Reise beschränkte, läßt sich aus der Art der Bekamitgabe in Moskau schließen, daß es sich bei dem Besuch Tschu En Lais um eine Angelegenheit handelt, der vom Kreml höchste Wichtigkeit beigegeben wird. Der Moskauer Rundfunk unterbrach seine Sendung und verbreitete eine Sondermeldung, in der es heißt, Ministerpräsident Tschu En Lai habe die Einladung angenommen und werde Anfang Januar nach Moskau reisen. Im Anschluß an seinen Moskau-Aufenthalt wird Tschu En Lai seine Rundreise durch Asien fortsetzen und sich nach Afghanistan begeben. Den Besuch in

Kabul hatte er vor einigen Tagen kurzfristig verabschiedet.

Politische Beobachter sind der Meinung, daß die Einladung für Tschu En Lai nicht von langer Hand geplant war, sondern nur einem kurzfristig gefällten Beschluß zuzuschreiben ist. Als Zweck der Besprechungen wurde in Moskau eine „Stärkung der brüderlichen Freundschaft und Zusammenarbeit“ angegeben. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, daß in der letzten Zeit von sowjetischer Seite mehrmals Kritik an den Maßnahmen der chinesischen Regierung geübt worden war.

Tschu En Lai wird der sowjetischen Regierung über das Ergebnis seiner Asienreise und vor allem über die Besprechungen mit dem indischen Ministerpräsidenten Nehru berichten. Es ist möglich, daß Tschu En Lai und Nehru noch vor der Reise nach Moskau erneut zusammentreffen. Nehru befindet sich auf der Rückreise von den Vereinten Staaten nach Indien. Beobachter sind der Meinung, daß die Sowjets der wachsenden Einfluß Chinas im asiatischen Raum kritisch verfolgen.



Weihnachtsurlauber

Die Feldjäger der Bundeswehr sind jetzt vor den Festtagen zum erstenmal in Aktion getreten: Auf den Bahnhöfen begrüßten sie die in die Weihnachtsferien fahrenden Soldaten der Bundeswehr.

Foto: UF

Nehru bekümmert sich zum Commonwealth

Erklärungen in Ottawa

Ottawa, 23. Dezember (AP)

Der indische Ministerpräsident Nehru setzte sich am Sonntag auf einer Pressekonferenz in Ottawa dafür ein, das Commonwealth trotz der militärischen Aktion Großbritanniens und der daraus entstandenen Differenzen unter den Mitgliedstaaten weiterhin beizubehalten. Nehru erklärte, die im Commonwealth praktizierte friedliche Zusammenarbeit und Koexistenz könne der Welt als Vorbild dienen, und er sei angesichts der auseinanderstrebenden Tendenzen in der Welt nicht bereit, eine bestehende Brücke zu zerstören.

Zu dem Verhältnis zwischen den Vereinigten Staaten und dem kommunistischen China sagte Nehru, er glaube nicht, daß die Feindschaft zwischen den beiden Ländern so tief sei, wie es den Anschein habe. Die Vereinigten Staaten müßten sich früher oder später mit den Tatsachen abfinden, und die Feindschaft werde schließlich abklingen. In diesem Zusammenhang empfahl Nehru die Aufhebung des Handelsembargos gegen China und die Intensivierung der Kontakte zwischen China und dem Westen.

Revolte auf Sumatra

Djakarta, 23. Dez. (dps-AP-UP)

Indonesien befindet sich in einer schweren innenpolitischen Krise. Die reichsten Provinzen des Landes, die auf Sumatra liegen, haben sich von der Zentralregierung in Djakarta losgesagt. Sie unterstehen jetzt dem Militär und sogenannten Bürgerräten. Die indonesische Regierung versuchte am Wochenende der Aufstandsbewegung durch militärische Maßnahmen und politische Versprechungen Herr zu werden. Sie setzte den Befehlshaber von Nord- und Ostsumatra, Oberst Simbolon, ab und ernannte den Generalstabschef Nasution zum neuen Befehlshaber. Ob dieser jedoch seinen Posten antreten kann, scheint ungewiß zu sein, da die Truppen auf seinen bisherigen Chefs stehen.

Staatspräsident Sukarno appellierte am Wochenende an die Nation, die Einheit wiederherzustellen. Allgemein wird der Rücktritt des Kabinetts Sastroamidjojo erwartet, unter dessen Regime es zu Mißständen gekommen ist. Politische Beobachter weisen darauf

Die Urteilsbegründung im Prozeß gegen Otto John

Der Bundesgerichtshof weist die Entführungstheorie zurück

(Fortsetzung von Seite 1)

der 3. Strafsenat des Bundesgerichtshofes die Darstellung Johns, er sei am Abend des 20. Juli 1954 von dem Berliner Arzt Dr. Wolfgang Wohlgemuth in bewußtlosem Zustand über die Sektorengrenze geschleppt worden, erst nach 24 Stunden in Karlshorst wieder aufgewacht und dann den Russen auf Gedeih und Verderb ausgeliefert gewesen.

Ebenso unglaublich sei die weitere Einlassung des Angeklagten, er sei von den Sowjets an Leib und Seele so bedroht worden, daß ihm nichts anderes übriggeblieben sei, als scheinbar mitzumachen. Der Senat habe, hob der Präsident hervor, keine Minute gezögert, zuzugeben, daß ihm ein abschließendes Urteil über die Vorgänge am 20. Juli nicht möglich gewesen sei. Es habe jedoch alles gegen die sogenannte Entführungstheorie gesprochen — auch ohne die Vernehmung Wohlgemuths.

Schon die Schilderung, die John dem Gericht gegeben habe, sei mehr als unglaubwürdig gewesen. Seine kitschvolle Darstellung wäre ohne jeden echten Ausdruck der Empörung über den angeblichen Verrat seines „Freundes“ Wohlgemuth und über die von ihm behauptete entwürdigende Behandlung in Ostberlin und in Rußland gewesen. So reagiert kein Mensch, der verschleppt worden ist.

Bezeichnend sei ferner, daß die Russen es nach kurzer Zeit, am 11. August 1954, bereits gewagt haben, John auf einer Pressekonferenz der Weltöffentlichkeit zu repräsentieren. Sie hätten dieses Risiko nicht auf sich genommen, wenn der ehemalige Präsident des westdeutschen Verfassungsschutzamtes wirklich entführt worden wäre. Es könne angenommen werden, daß diese Pressekonferenz für den Osten bereits eine Woche nach dem 20. Juli eine beschlossene Sache gewesen sei. Auch bei der anschließenden internen Unterredung habe John den ihm gut bekannten ausländischen Journalisten keinen Hinweis gegeben, daß er sich in einer Zwangslage befinde.

Gegen die Darstellung des Angeklagten spreche noch mehr. Von einer westdeutschen Journalistin, die in der sogenannten DDR zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt worden war, wisse man, daß der sowjetische Staatssicherheitsdienst Ermittlungen über John angestellt habe. Der SSD hätte dies nicht getan, wenn es kein freiwilliger Übertritt gewesen wäre. Völlig eindeutig sei, führte Geier weiter aus, das Gespräch mit dem Frankfurter Publizisten Wittig im Mai 1953 in Weimar gewesen. Der Angeklagte habe damals dem durchaus glaubwürdigen Zeugen geradezu sein Herz ausgeschüttet und aus selber Enttäuschung kein Hehl gemacht, daß er bei den Machthabern in der DDR nichts gelte und nur noch die Russen sein einziger Halt seien. Auch habe John dem Wittig gegenüber betont, er sei aus freiem Entschluß über die Sektorengrenze gegangen.

Das keine Entführung vorliegt, dafür spricht nach Ansicht der Bundesrichter auch das Verhalten Wohlgemuths, der — wenn er wirklich Menschenraub begangen hätte — in gerader selbstmörderischer Absicht noch einmal in seine Westberliner Wohnung zurückgekehrt sei. Außerdem hätte er, obwohl er Arzt ist, die Wirkung einer Betäubungsdroge vorher nicht auf die Minute berechnen können. Als letzten Gegenbeweis sieht der Senat die Briefe des Angeklagten aus der Zone an seine Ehefrau und seine Freunde an, in denen John geradezu um Verständnis gebeten habe für seinen Schritt über die Sektorengrenze.

Was hierbei nicht geklärt werden konnte, ist, mit welcher Absicht John nach Berlin gegangen ist. Vieles spreche dafür, daß er nicht drüben bleiben, sondern nach kurzer Zeit zurückkehren wollte. Möglich sei, meinte Geier, daß er die Absicht hatte, mit Leuten der DDR Kontakt aufzunehmen — vielleicht in der irrigen Einschätzung der Möglichkeiten und allen Ernstes glaubend, nach ein oder zwei Stunden wieder in Westberlin sein zu können, als wäre nichts geschehen.

Durch welche Mittel man jenseits der Sektorengrenze die Rückkehr des

Chefs des westdeutschen Verfassungsschutzamtes verhindert habe, wisse man ebenfalls nicht. Der Alkohol könne eine Rolle gespielt haben. Der auf John ausgeübte Druck zu bleiben, habe aber — darüber besteht kein Zweifel — nicht das Ausmaß einer Bedrohung von Leib und Seele gehabt. Aus allem ergebe sich, daß John für alles, was er in Ostberlin tat, strafrechtlich die volle Verantwortung zu tragen habe.

Daß der Angeklagte seine Ehefrau Lucy John nicht in die Sowjetzone nachkommen ließ, erklärt sich das Gericht damit, daß er nach seiner Rückkehr aus Rußland, als noch eine Übersiedlung möglich gewesen sei, mit der Entwicklung der Dinge nicht mehr zufrieden gewesen sei und den Plan gefaßt habe, nach dem Westen zurückzukehren. Er habe sich der Hoffnung hingeeben, man werde seiner Legende von der Entführung Glauben schenken oder sie zumindest nicht widerlegen können. Bestärkt worden sei John darin durch gewichtige Stimmen in der Bundesrepublik, die vor Klärung des Sachverhaltes behauptet hätten, der Verfassungsschutzpräsident sei entführt worden. Hinzugekommen sei, daß der dänische Journalist Bunde-Henriksen eine ähnliche Äußerung des Staatssekretärs im Bundesjustizministerium, Strauß, an John weitergegeben habe.

In dem Urteil des Bundesgerichtshofes wird dann festgestellt, der Angeklagte habe sich im Osten die Argumentation der dortigen Machthaber völlig zu eigen gemacht und sich nicht geschämt, bei seiner Propaganda bedenkliche Mittel anzuwenden. Daß er nicht Kommunist gewesen sei, was der Senat ihm glaube, wäre den SED-Leuten sehr willkommen gewesen, denn so hätten ihre Parolen aus Johns Mund glaubhafter geklungen. Seine Bedenken über die westdeutsche Wiedervereinigungspolitik, die Remilitarisierung und die Renazifizierung hätte der ehemalige Präsident des Bundesamtes für Verfassungsschutz auch in der Bundesrepublik äußern können. So aber habe er sich mit seiner Meinung zu einem willkürlichen Werkzeug des Ostens machen lassen.

In den Behauptungen Johns, es bestünde ein geheimes Zusatzabkommen zum EVG-Vertrag, und die Organisation Gehlen entfalle in Frankreich eine verstärkte Tätigkeit, sieht der Senat eine landesverräterische Fälschung, auf der nach § 100 a Absatz 2 des Strafgesetzbuches Zuchthaus steht, in Tateinheit mit landesverräterischer Konspiration, strafbar nach § 100 d Absatz 2 und 3. Bei der Nennung der Namen von drei V-Mann-Führern hat das Gericht Landesverrat nicht angenommen, weil der Angeklagte der Ansicht sein konnte, diese Personen im Kölner Bundesamt seien den Russen bereits bekannt.

Senatspräsident Geier sagte zu der Strafzumessung, es müsse zwischen der Schwere der Tat und der persönlichen Schuld eine ansehnliche Relation der Sühne bestehen, sonst könne in der Öffentlichkeit der Eindruck erweckt werden, man hänge nur die Kleinen und Inne die Großen laufen. Der Oberbundesanwalt habe in seinem Plädoyer an den Großmrat des Gerichts appelliert. Der Senat sei jedoch der Auffassung, großmütig zu handeln wäre die Aufgabe jener, die das Gnadenrecht ausüben. Das Urteil müsse davon unbeeinflusst sein.

Bei der Strafe müsse ins Gewicht fallen, daß John nicht irgend jemand gewesen sei, sondern der Chef jener Institution, die ihre Daseinsberechtigung davon ableite, die Bundesrepublik vor den Kommunisten zu schützen. Strafmildernd könne nicht gewertet werden, daß der Angeklagte an die für sein Amt erforderliche Größe nicht herangereicht habe. Auf der andern Seite habe, wie Geier abschließend sagte, das Gericht berücksichtigt, daß John keine Staatsgeheimnisse verraten habe, daß kein Mitglied des Bundesamtes für Verfassungsschutz durch seine Mitteilungen Schaden erlitt, daß er sich im Osten in einer gewissen bedrängten Lage befand, und schließlich kein geborener Verbrecher sei.

Versorgungsdilemma in der Zone

Richtlinien der SED für den Verlauf des Weihnachtsfestes

Von unserem Korrespondenten

W. Berlin, 23. Dezember

Über den Gabentischen der Zonenbevölkerung liegen die Schatten der ungarischen Ereignisse. Sie haben die Bemühungen der staatlichen Stellen, zum diesjährigen Weihnachtsfest größere Mengen an Lebens- und Genussmitteln, hauptsächlich Fleischwaren und Geflügel, anbieten zu können. Im wesentlichen zunichte gemacht. Auch politische Lieferungen sind zumist ausgeblieben, während Transporte aus Westberlin nur spärlich eintreffen.

Zu den Kinderweihnachtsfesten sollen nach diesen Richtlinien „die besten Werktagen des Betriebes sowie Angehörige der deutschen Volkspolizei oder der Nationalen Volksarmee eingeladen werden. Die Gäste können mit den Kindern gemeinsam singen, spielen, Ball werfen, Armbrustschießen und dergleichen. Dabei finden sie mit ihnen Kontakt“. Daneben soll auf diesen Weihnachtsfesten bei den Kindern „das Interesse für Technik und Naturwissenschaften wachgerufen werden“. Die Aufstellungen von

Verlag DIE WELT, Essen, Sachsenstr.,
Tel. 21421, Fernschreiber 0657728, Ham-
burg 36, Kaiser-Wilhelm-Str. 10, Tel.
341010, Fernschr. 0211189, Berlin N 65,
Schulendorfer Str. 26, Tel. 464101, Tele-
gramm-Adr.: Weltverlag, Abonnement
monatl. 3,45 DM zuzügl. 1,95 DM Ex-
peditions- und Zustellgeb. Postabholer
3,96 DM. Anz.-Preisliste Nr. 23 v. 1. 7. 56.
Verantw. für Anzeigen: Alfons Wronke,
Verlagsleiter: Dr. Heinrich Schulte.

DIE WELT



UNABHÄNGIGE TAGESZEITUNG

Nr. 301 - 11. Jahrgang

Ausgabe D

Essen, Montag, 24. Dezember 1956

Botschafter Smirnow erstmalig bei Adenauer

Entspannung

A. H. — Der viel zitierte Weihnachtsfriede hat es in diesem Jahr nicht leicht gehabt, sich über die durch politische Streitigkeiten aufgewühlte Welt auszubreiten. In Ungarn ist zwar in letzter Minute verkündet worden, daß die Weihnachtstage in diesem Jahr zum erstenmal wieder offizielle Feiertage sein sollen. Mit dieser Geste allein kann dort aber die in den letzten Wochen vergiftete Atmosphäre nicht mehr gereinigt werden. Dazu wäre mehr nötig, vor allen Dingen die Zurücknahme der sowjetischen Truppen und die Bereitschaft der Regierung Kadar, den oppositionellen Kräften wirklich Einfluß einzuräumen. Daß Kadar sich zu solchen Schritten an den Feiertagen entschließen werde, ist vorläufig nur ein Gerücht.

Verheißungsvoller ist wohl die jüngste Entwicklung im Nahen Osten. Dort ist mit dem Abzug der letzten englischen und französischen Truppen aus Port Said wirklich eine Entspannung eingetreten. Wenn sich die Nachricht bestätigen sollte, daß die Franzosen gleichzeitig die kürzlich unter fragwürdigen Umständen entführten algerischen Rebellenführer nach Tunesien zurückgebracht haben, könnte sich diese Entspannung auch auf Nordafrika ausdehnen.

Jetzt wird es in diesem Gebiet darauf ankommen, daß alle Beteiligten unvoreingenommen und ohne Groll das günstige politische Klima ausnutzen und an die Lösung der noch umstrittenen Grundfragen der jüngsten Streitigkeiten herangehen. Dazu sollten alle bereit sein. Nicht nur die Engländer und Franzosen, auch die Ägypter und die übrigen arabischen Staaten haben in den letzten Wochen hohes Lehrgeld bezahlen müssen. Sie sollten jetzt eingesehen haben, daß man sich mit eigenmächtigen Aktionen, ganz gleich ob es sich um überraschende Landungen oder um die Sprengung von Ölleitungen handelt, nur selbst schadet und gefährdet.

Die Vereinten Nationen können und werden bei der Beilegung der noch schwebenden Streitigkeiten sicher helfen.

Anschließend Abflug nach Moskau

Von unserem Korrespondenten

Br. Bonn, 23. Dezember

Vierzehn Tage nach der ersten öffentlichen Äußerung Bundeskanzler Adenauers über sein Interesse an politischen Gesprächen mit dem sowjetischen Botschafter in Bonn, Andrej Smirnow, hat der Kanzler jetzt am Wochenende den Botschafter zum erstenmal empfangen.

Obwohl diese erste Unterhaltung vorwiegend ein Höflichkeitsbesuch war, hat man in Bonn beachtet, daß sie kurz vor einer Reise des Botschafters nach Moskau stattfand.

Botschafter Smirnow ist, wie man hier annimmt, offenbar aus Anlaß der Sitzung des Obersten Sowjets, vielleicht auch im Zusammenhang mit einer Sitzung des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion nach Moskau berufen worden. Der Termin seiner Rückkehr ist noch nicht bekannt. Zweimal jährlich tritt der Oberste Sowjet zusammen. Die Gespräche führt in Bonn während Smirnows Abwesenheit Botschaftsrat Kudriawjew, der schon die Lücke gefüllt hatte, die nach der überraschenden Abberufung Botschafter Sorins eingetreten war.

Der Besuch des Botschafters bei Bundeskanzler Adenauer galt nach einer Darstellung aus sowjetischen Kreisen einem „Tour d'Horizon“, also einer Erörterung der politischen Situation ohne ein festes Thema. Smirnow hatte seit seinem Eintreffen in der Bundesrepublik am 26. Oktober noch keine Gelegenheit gehabt, mit dem Kanzler zu sprechen. Die Übergabe des Beglaubigungsschreibens beim Bundespräsidenten am 3. November fiel in die Tage schärfster weltpolitischer Spannungen.

Die amtliche Bonner Mitteilung, daß es sich um einen Höflichkeitsbesuch gehandelt habe, läßt darauf schließen, daß der russische Botschafter bisher keine Direktiven des Moskauer Außenministeriums für Gespräche über die sowjetischen Vorstellungen von einer Wiedervereinigung Deutschlands hat.

Noch am vergangenen Freitag hatte Bundeskanzler Adenauer es in einer Pressekonferenz bedauert, daß von sowjetischer Seite ihm gegenüber bisher

kein Gespräch angeregt worden sei. Etwa zur gleichen Stunde war Botschafter Smirnow im Auswärtigen Amt vom Gesandten von Weick empfangen worden. Dabei brachte der Botschafter seinen Wunsch vor, den Bundeskanzler vor dem Abflug nach Moskau noch einmal zu sprechen.

Am 7. Dezember hatte Adenauer vor der Presse in Beantwortung einer Frage gesagt: „Ich würde mich freuen, wenn der Botschafter der Sowjetunion mit Fragen an die Bundesregierung herantreten würde.“ Er meinte damit die Fortführung des von der Bundesregierung in ihrem Deutschlandmemorandum vom September angeknüpften Gesprächs über die Wiedervereinigung.

Treffen mit Nehru

Von unserem Korrespondenten

Schr. Bonn, 23. Dezember

Bundeskanzler Adenauer wird voraussichtlich am zweiten Weihnachtstag den indischen Ministerpräsidenten Nehru auf dem Düsseldorfer Flughafen treffen. Nehru fliegt an diesem Tage von London nach Indien zurück. Vorgesehen ist ein etwa einstündiges Gespräch. Das Zusammentreffen hängt in der winterlichen Jahreszeit allerdings vom Wetter und von anderen flugtechnischen Bedingungen ab. Sollte der Aufenthalt des Ministerpräsidenten bei einer Zwischenlandung nur sehr kurz sein, wird möglicherweise ein anderes Regierungsmitglied Nehru begrüßen. Der indische Ministerpräsident weilt gegenwärtig nach einem Besuch beim amerikanischen Präsidenten Eisenhower in London, wo er Besprechungen mit der britischen Regierung führt. Das letzte Mal sahen sich Nehru und Adenauer im Juni während des Staatsbesuches des indischen Ministerpräsidenten in Bonn.

Papst fordert Solidarität Europas

Für Abrüstung und Stärkung der Vereinten Nationen

Nachrichtendienst der WELT

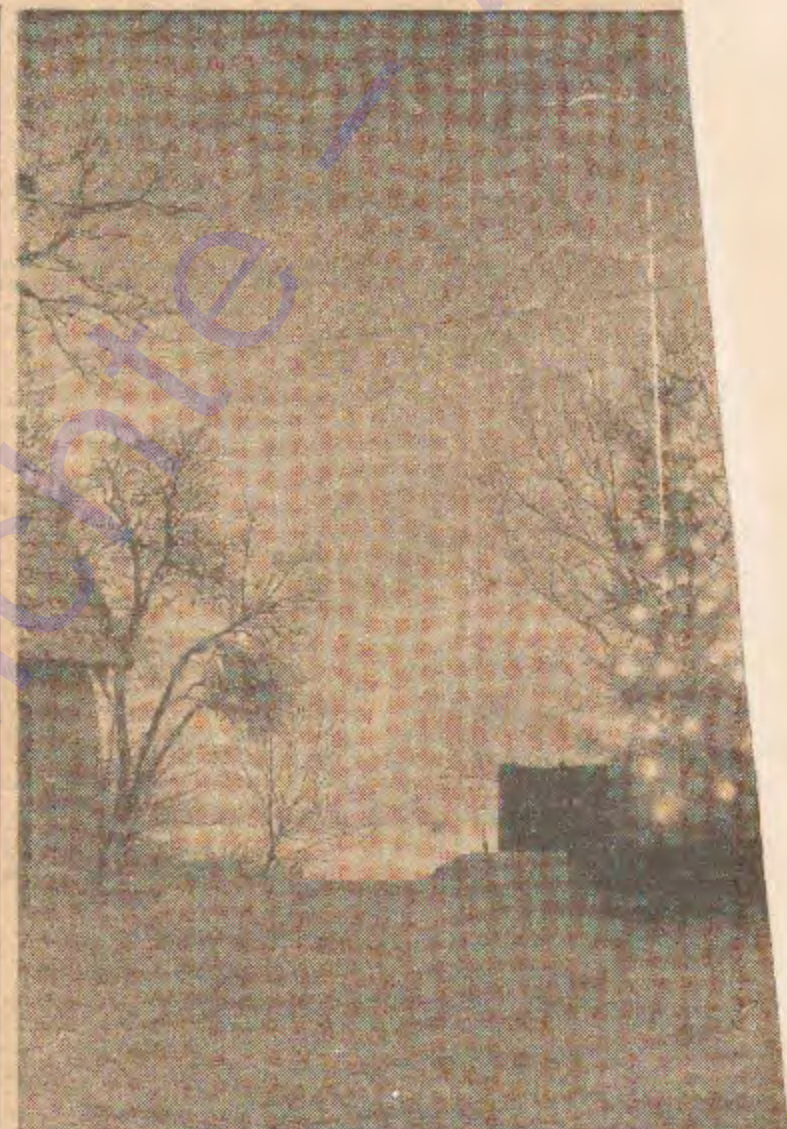
Vatikanstadt, 23. Dezember

Papst Pius XII. richtete am Sonntag in seiner Weihnachtsbotschaft den dringenden Appell an die Völker der freien Welt, ihre Streitigkeiten zu vergessen und sich zusammenzuschließen. Das Oberhaupt der katholischen Kirche forderte eine Stärkung der Vereinten Nationen, eine allgemeine kontrollierte Abrüstung und eine festere Solidarität Europas. Der Papst verlas seine Botschaft im Vatikan.

teidigungsmaßnahmen zu treffen und auszuführen. In diesem Zusammenhang sprach er katholischen Bürgern das Recht ab, aus Gewissensgründen den Kriegsdienst zu verweigern. Mit aller Schärfe verurteilte der Papst die Unterdrückung des Aufstandes in Ungarn. (DIE WELT berichtet ausführlich über die Weihnachtsbotschaft auf Seite 5)

Weihnachtsrede Raabs

Wien, 23. Dezember



Am Elbufer, entlang der Zonengrenze,

leuchten in diesen Tagen Weihnachtsbäume mit ihrem Kerzenglanz hinüber. Das Kuratorium „Unteilbares Deutschland“ hat allein über 300 Bäume entlang der 1300 Kilometer langen Grenze mitten durch Deutschland gestellt. Dieser Baum hier steht auf einem einsamen Bauernhof bei Schran an der Elbe, einem der toten Grenzwinkel. Im Dunst ist das andere Ufer zu sehen.

Vier Jahre Zuchthaus für John

Urteil des Bundesgerichtshofes nach sechs Wochen Prozeßdauer

Von unserem Korrespondenten

Sei. Karlsruhe, 23. Dezember

Zu vier Jahren Zuchthaus hat der Dritte Strafsenat des Bundesgerichtshofes am Sonnabend Otto John, den früheren Präsidenten des Bundesamtes für Verfassungsschutz, verurteilt. Das Urteil wurde gefällt wegen landesverräterischer Fälschung in Tateinheit mit landesverräterischer Konspiration im besonders schweren Falle. Durch die Untersuchungshaft gilt ein Jahr der Strafe als verbüßt.

Das von fünf Richtern gefällte Urteil geht weit über das von Oberbundesanwalt Güde als Anklagevertreter geforderte Strafmaß hinaus. Güde hatte eine Zuchthausstrafe von nicht über zwei Jahren beantragt.

Von Nebenstrafen, wie Unfähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Ämter, Verlust des Wahlrechts und der Wählbarkeit nach Entlassung aus dem Zuchthaus, wurde abgesehen. In der Urteilsbegründung heißt es hierzu, der Senat habe nicht vergessen, daß John vor zwölf Jahren ein Kämpfer gegen das totalitäre System gewesen sei. Der Angeklagte hat die Kosten des Verfahrens zu tragen, die nach einer privaten Schätzung weit über 20 000 DM hinausgehen. Das Urteil des Bundesgerichtshofes ist mit seiner Verkündung rechtskräftig geworden. Eine Revisionsmöglichkeit gibt es nach dem Gesetz nicht.

Bei der Urteilsverkündung war der nur kleine Zuhörerraum in dem ehemaligen Karlsruher Fürstenpalais bis auf den letzten Platz gefüllt. Nicht anwesend waren die Ehefrau des Angeklagten und seine Stieftochter. Den Schuldspruch des Gerichts nahm John, der noch bis zur letzten Minute mit seinem Freispruch gerechnet haben soll, ohne äußerlich erkennbare Regung entgegen. In seinen Gesichtszügen konnten nur die Richter lesen. John hatte sich so hingesetzt, daß er den Journalisten und Zuhörern den Rücken zukehrte.

Der Präsident des Dritten Strafsenats, Geier, schickte seiner mit großer Sachlichkeit vorgetragenen Urteilsbegründung einige allgemeine Bemerkungen zu dem Verfahren gegen John voraus. Das Gericht habe Berge von Briefen mit Lob und Tadel sowohl für den Angeklagten als auch für den Senat erhalten. Es sei geradezu erschütternd, wie leichtfertig die Öffentlichkeit zum Teil mit ihrem Urteil über John fertig gewesen ist, ohne sich die Mühe der näheren Information gemacht zu haben. Der Bundesgerichtshof habe es jedoch in der sochswöchigen Hauptverhandlung mit allen Mitteln und unbeflüßelt von diesen Zuschriften versucht, Licht in das Geschehen zu bringen. Dabei mußten, sagte der Vorsitzende, auch Dinge und Ereignisse beachtet werden, die an sich außerhalb der Tat des Angeklagten liegen. Es sei aber nicht Aufgabe des Senats gewesen, zu klären oder zu beurteilen, welche Rolle John bei der Verschwörung vom 20. Juli 1944 gespielt habe und wer für seine Einsetzung als Präsident des Bundesamtes für Verfassungsschutz verantwortlich gewesen sei.

Nicht zu umgehen sei gewesen, daß sich das Gericht auch eine Meinung über die Person des Angeklagten gebildet habe — auch wenn es der Ansicht sei, man solle die Seele eines Beschuldigten nicht auf den Seziertisch legen und in einer öffentlichen Verhandlung nicht die privaten und intimsten Bezirke seines Lebens zur Schau stellen.

Ehe Geier auf die Kernfrage des Prozesses: Wie kam John über die Sektorengrenze? überging, stellte er noch fest, daß sich für die sonstigen Vorwürfe gegen den ehemaligen Chef des westdeutschen Verfassungsschutzes, wie sie in der Öffentlichkeit nach seinem Verschwinden in großer Zahl erhoben worden seien, keine Beweise gefunden hätten. Für unwahr und widerlegt hält

Fortsetzung Seite 2, Spalten 5 u. 6)

Frankfurter Rundschau

„Frankfurter Rundschau“ erhältlich in: Belgien sfrs 3.—, Dänemark dKr. 0,30, England sh -/4, Frankreich sfrs 20.—, Holland hfl 0,30, Italien Lit. 50.—, Jugoslawien Din. 30.—, Luxemburg sfrs 3.—, Oesterreich Sch. 1,50, Saargebiet sfrs 20.—, Schweden sKr. 0,30, Schweiz sfr 0,25, Spanien Pes. 2.—, Türkei Ks. 20.—, USA \$ 0,10.
 164 Postverlagsort: Frankfurt am Main

Unabhängige Tageszeitung

Wetter: Mäßig kalt

Am Montag wechselnd bewölkt, vereinzelt Schneefall. Tagestemperatur um 0 Grad. Weitere Aussichten: An den Feiertagen mäßig kalt, gelegentlich leichte Schneefälle.
 Wetterkarte im Innern des Blattes

FR-Telefon 90471 u. 90841 Einzelpreis: DM 0,20



Weihnachten 1956 Jhrg. 12 Nr. 300

Harte Strafe für John Bundesgerichtshof: Vier Jahre Zuchthaus

Drahtbericht unseres Korrespondenten

KARLSRUHE, 23. Dezember. Der Bundesgerichtshof verurteilte am Samstag den ehemaligen Präsidenten des Bundesamtes für Verfassungsschutz, Dr. Otto John, zu vier Jahren Zuchthaus wegen „landesverräterischer Fälschung“ in Tateinheit mit „landesverräterischer Konspiration“. Damit ist das von der Bundesanwaltschaft beantragte Strafmaß — zwei Jahre Zuchthaus höchstens — weit überschritten. Der John-Prozess war eines der umfangreichsten Verfahren, die bisher vor dem „politischen Senat“ des Bundesgerichtshofes verhandelt wurden. Gegen die Entscheidung gibt es keine Berufung. Das Urteil ist mit der Verkündung rechtskräftig.

Dr. John muß die Kosten des Verfahrens tragen. Das Gericht erklärte, daß es angesichts der Teilnahme Dr. Johns am 20. Juli 1944 darauf verzichtete, Nebenstrafen gegen ihn zu verhängen oder ihm die bürgerlichen Ehrenrechte abzuerkennen. Bundesinnenminister Dr. Schröder teilte in Bonn mit, daß Dr. John alle Beamtenrechte verliert. Auf die vierjährige Zucht-

hausstrafe wird die Untersuchungshaft in vollem Umfang angerechnet. John war vor genau einem Jahr — einen Tag vor Weihnachten — verhaftet worden, nachdem er sich bereits am 13. 12. 1955 beim Bundeskriminalamt in eine Art „Ehrenhaft“ begeben hatte.

Das Urteil wirkte auf John wie ein Keulenschlag, er konnte nur mit Mühe und Not während der dreistündigen Urteilsverkündung die Fassung bewahren. Er erschien in diesen Stunden um Jahre gealtert.

Nach Ansicht des 3. Strafsenats hat John am 20. Juli 1954 freiwillig den Sowjetsektor von Berlin aufgesucht — vermutlich, um dort politische Gespräche zu führen und Kontakte zu suchen. Er habe jedoch sicher nicht von vornherein die Absicht gehabt, im Osten zu bleiben. Die Entführungsversion Johns bezeichnete der Senat als eine „Legende“, die durch das Verfahren als unwahr und widerlegt gelten müsse. (Ausführliche Urteilsbegründung auf Seite 2.)

Deutscher Fußballsieg

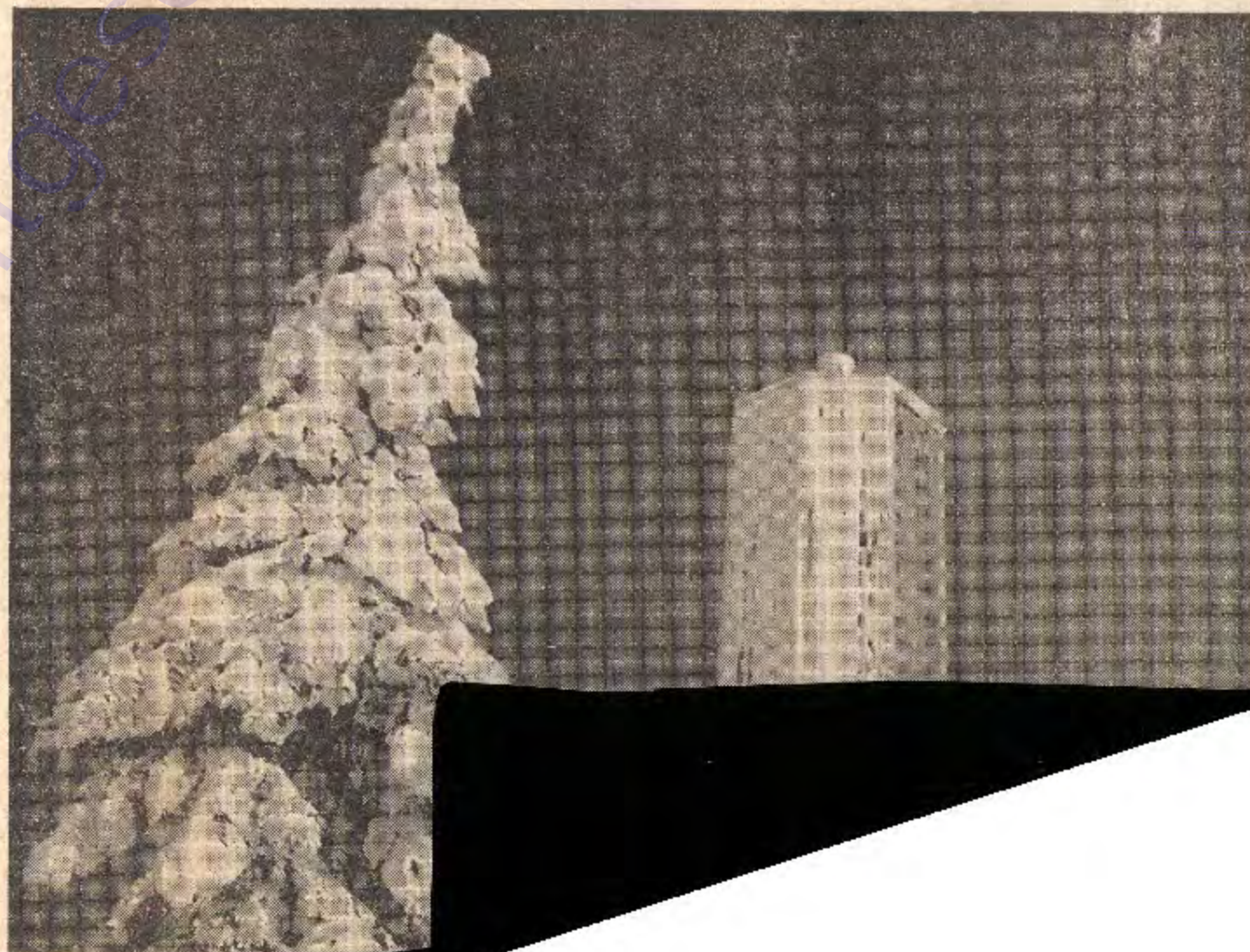
FRANKFURT, 23. Dezember (Eig. Bericht). Das Fußball-Länderspiel gegen Belgien, das am Sonntag im Kölner Stadion vor 60 000 Zuschauern stattfand, brachte der deutschen Nationalmannschaft einen überlegenen 4:1-Sieg. Die deutsche Elf, die völlig anders aufgestellt worden war als bisher, leistete Hervorragendes im Spiel, hatte Kampfgeist und Ausdauer.
 (Sportbericht im Inneren des Blattes)

Kanzler empfing Sowjetbotschafter

Smirnow „sehr zufrieden“ / Berichterstattung in Moskau

Drahtbericht unseres Bonner Korrespondenten Eghard Mürbitz

BONN, 23. Dezember. Der politischen Weihnachtsüberraschung in Gestalt der aufsehenerregenden Berichterstattung des Bundeskanzlers vor der Bonner Presse, in der er andeutete, die



Gericht begründet John-Urteil

Präsident Geier: Größe des Unrechts rechtfertigt harte Strafe

aus KARLSRUHE, 23. Dezember (Eig. Bericht). Nachdem der Strafantrag der Bundesanwaltschaft auf zwei Jahre Zuchthaus für den ehemaligen Präsidenten des Bundesamtes für Verfassungsschutz, Otto John, eine erregte Diskussion ausgelöst hatte, waren die

Ausführungen des Senats über die Strafzumessung von besonderem Interesse. Der Präsident des Dritten Strafsenats, Dr. Geier, begründete die vierjährige Zuchthausstrafe mit der Größe des Unrechts, des angerichteten Schadens und der persönlichen Schuld Dr. Johns.

Johns Schritt und seine Tätigkeit in der Zone hätten eine wahrhaft verheerende Wirkung gehabt, sagte Dr. Geier. Man habe es in der gesamten Öffentlichkeit als ungeheuerlich empfunden, daß der Präsident des Bundesamtes für Verfassungsschutz plötzlich für den Osten Propaganda machte, für jenes totalitäre System, vor dem er die Bundesbürger schützen sollte. Man dürfe auch nicht übersehen, daß Johns Uebertritt vom sowjetischen Staatssicherheitsdienst dazu benutzt wurde, von Deutschen in den Zuchthäusern der Zone Geständnisse zu erpressen. Man könne das alles nicht mit dem Hinweis begateltisieren, John sei menschlich und fachlich „eine Null“ und habe wirkliche Geheimnisse gar nicht gewußt. „Man muß John nur in Verbindung mit seinem hohen Amt beurteilen.“ Im Hinblick auf die Erklärung des Oberbundesanwalts, John sei durch eine kurze Strafe menschlich und bürgerlich ruiniert, meinte Präsident Geier: „Die Strafempfindlichkeit eines Täters kann so nicht berücksichtigt werden, sonst hieße es womöglich: die Kleinen hängt man, die Großen läßt man laufen!“

Argumente gegen die Entführungstheorie

In seiner Urteilsbegründung legte Dr. Geier laut dpa eingehend dar, wie die Beweisaufnahme während der sechswöchigen Verhandlung mit der Vernahme von über 70 Zeugen das Gericht davon überzeugt hat, daß Dr. Johns Theorie, er sei durch Dr. Wohlgemuth entführt worden, nicht stimmen könne. Dr. Geier führte hierfür sechs Punkte an:

1. Dr. John konnte sein angebliches Erlebnis der Entführung nicht anschaulich schildern und zeigte keine echte Empörung über das Verhalten Wohlgemuths.

2. Der Osten hätte nie das Wagnis einer internationalen Pressekonferenz mit John eingehen können, wenn er nicht gewußt hätte, daß der freiwillig in die Sowjetzone gegangene Angeklagte im östlichen Sinne sprechen würde.

3. Aus der Aussage der Zeugin Sievers, die in einem Sowjetzonen-Zuchthaus über die Persönlichkeit Dr. Johns verhört wurde, schloß das Gericht, es sei schlechterdings unmöglich, daß die Schergen des Ostens Ermittlungen über den Uebertritt eines Mannes anstellen, den sie selbst entführten.

4. Dem absolut glaubwürdigen Zeugen Wittig habe John im Mai 1955 erklärt, er sei freiwillig in den Sowjetsektor gegangen, habe aber in der Zwischenzeit seinen Schritt bereut, da er für die Machthaber der Sowjetzone nichts mehr gelte.

5. Dr. Wohlgemuth hätte bei einer Entführung geradezu selbstmörderisch gehandelt, als er in der gleichen Nacht nochmals in seine West-Berliner Praxis zurückkehrte.

6. In den Briefen an seine Frau und an seine Freunde habe Dr. John immer wieder zu erklären versucht, daß sein Schritt freiwillig erfolgt sei, und er habe immer wieder um Verständnis für seinen Schritt gerungen.

„John ist kein Kommunist und kein Verbrecher“

Wenn das Gericht auch davon überzeugt ist, daß John freiwillig in den Osten gegangen ist, so konnte der Senat doch keine abschließenden Feststellungen über die Motive treffen. Das Ge-

richt glaubt, daß John ursprünglich nicht im Osten bleiben wollte; er habe in irriger Einschätzung der Lage geglaubt, Kontakte mit dem Osten herstellen und dann wieder zurückkommen zu können. Es sei möglich, daß er seinen Entschluß zum Bleiben unter starkem Druck gefaßt habe, doch habe dieser Druck niemals Leib oder Leben bedroht. Daß Dr. John schließlich doch in die Bundesrepublik zurückkehrte, ist nach Ansicht des Senats kein Gegenargument. Seine Enttäuschung über den Osten sei immer mehr gewachsen, und er habe unter der Trennung von seiner Frau sehr gelitten. Um etwaigen Folgen bei seiner Rückkehr zu entgehen, habe er dann die Legende seiner zwangsweisen Entführung erfunden. Seine Auflassung, ihm werde nach seiner Rückkehr nicht viel passieren, hätte durch manche Stimmen in der Bundesrepublik gestärkt werden können, nachdem man dort an eine Entführung glaubte, heißt es in der Urteilsbegründung unter offensichtlicher Anspielung auf Erklärungen der Bundesregierung.

Dr. John ist, so stellte Dr. Geier fest, kein Kommunist, und er habe zweifellos auch niemals die Absicht gehabt, sich der kommunistischen Ideologie zu verschreiben. Auch sei er kein Verbrecher im Sinne des Gesetzes.

Schröder: Geheimnisse bis zum letzten wahren

mö BONN, 23. Dezember (Eig. Bericht). Die gründliche Beweisaufnahme im John-Prozeß habe eindeutig ergeben, daß es sich bei John nicht um eine Krise des Verfassungsschutzes, sondern um ein persönliches Einzelschicksal handle, erklärte Bundesinnenminister Dr. Schröder am Samstag zum Urteil in Karlsruhe. Er stehe auch fest, daß John sich nicht in verräterischer Absicht in die sowjetische Besatzungszone begeben habe.

Der Innenminister, der nicht darauf einging, daß er noch nach Rückkehr Johns aus der So-

wjetzone an der Entführungstheorie festgehalten hat, wies darauf hin, er habe bereits in der Bundestagsdebatte vom 17. 9. 1954 zur Berufung und Amtsführung Dr. Johns erklärt, daß die von seinem Vorgänger erfolgte Berufung objektiv ein Fehler gewesen sei. Dieser Erklärung sei auch heute nichts hinzuzufügen.

Berachtet wurde in Bonn die zusätzliche Bemerkung des Innenministers zu der Frage, ob es in ähnlicher Lage zur Wiedererlangung der persönlichen Freiheit als erlaubt angesehen werden könne, den östlichen Machthabern geringwertige Kenntnisse mitzuteilen, um dadurch die Preisgabe von höherwertigem Wissen zu verhüten. Schröder schloß seine Erläuterung: „Dazu stelle ich fest: Staatsgeheimnisse müssen bis zum letzten gewährt werden. Dieser Grundsatz gilt für Zivilbeamte wie Soldaten gleichermaßen.“

SPD findet das Urteil befremdend

Der SPD-Pressedienst bezeichnet das Urteil gegen John als „zumindest ungewöhnlich“, da es praktisch das Dreifache des vom Oberbundesanwalt beantragten Strafmaßes beträgt. Das sei „befremdend angesichts der Tatsache, daß diese Praxis ausgerechnet bei einem Teilnehmer des 20. Juli geübt wird“. Offenbar würden die Ueberlebenden des 20. Juli anders eingestuft als die Toten. (Siehe auch Seite 3: Deutsche Tragödie.)



Zu Weihnachten traten die Feldjäger der Bundeswehr zum ersten Mal in Aktion. Sie betreuen, wie hier auf unserem UP-Bild, auf den Bahnhöfen die Soldaten, die auf Feiertagsurlaub fahren.

Bundeskriminalamt soll angebliche „Brieffälscher“ aufspüren

BONN, 23. Dezember (UP). Das Bundeskriminalamt ist von Bundesinnenminister Schröder mit Ermittlungen über angebliche Fälscher von Briefen beauftragt worden, die mit den Unterschriften von prominenten Politikern in letzter Zeit in Umlauf gesetzt worden sind. Der jüngste Fall war der eines angeblichen Briefes von Bundesverteidigungsminister Strauß, in dem er für eine Vorverlegung der Bundestagswahlen auf Frühjahr oder Frühsommer nächsten Jahres eintrat.

SS-Oberst Peiper freigelassen

HEIDELBERG, 23. Dezember (AP/UP). Der ehemalige SS-Standartenführer (Oberst) Joachim Peiper, der 1946 im Zusammenhang mit der Malmedy-Affäre (Er mordung von 142 amerikanischen Kriegsgefangenen) zum Tode verurteilt und später zu einer 35jährigen Freiheitsstrafe begnadigt worden war, wurde am Samstag nach Verbüßung von zehn Jahren dieser Strafe aus der Landsberger Haft entlassen.

Der demokratische Senator Kefauver hat angekündigt, daß er gegen die Entlassung Peipers bei der amerikanischen Regierung Protest einlegen werde.

Behrlich widerlegt Rasner

NÜRNBERG, 23. Dezember (dpa). Der SPD-Bundestagsabgeordnete Behrlich wandte sich am Wochenende in einer Presseerklärung gegen die Äußerungen des Geschäftsführers der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, Rasner, über seine Stellungnahme zu den Ereignissen in Ungarn. Rasners Behauptung, er, Behrlich, habe geschrieben, der ungarische Aufstand sei von „weißen Faschisten angezettelt“, sei schon deshalb unwahr, weil dieser Ausdruck in seinem Artikel überhaupt nicht enthalten ist. Er habe vielmehr die „Schandtat Edens, Mollets und Chruschtschows“ verurteilt. Aufgehört habe er sich dagegen, „Gegner, anstatt sie dem Gericht zu übergeben, öffentlich durch Volksjustiz aufzuhängen“. Auch Rasners Behauptung, er habe den Volksaufstand in Ungarn herabgesetzt, sei unwahr. Er habe im Gegenteil bedauert, daß er durch die schamlose Haltung Edens und Mollets nicht jene Aufmerksamkeit und Unterstützung finden konnte, die ihm zukam.

Regierung Kadar beschuldigt Wien

Verärgerung über Nixons Lagerbesuche - Kritische Stimme in USA

BUDAPEST, 23. Dezember (AP/UP). Das Organ der Regierung Kadar, „Nep Szabadsag“, warf am Wochenende der österreichischen Regierung eine Verletzung ihrer Neutralität vor, da sie dem amerikanischen Vizepräsidenten Nixon bei seinem Aufenthalt in Oesterreich das Betreten von Flüchtlingslagern gestattet, das gleiche aber ungarischen Vertretern verweigert habe. Nixon habe seine „theatrale Reise“ nach Oesterreich unternommen, um die Flüchtlinge zur Flucht nach Uebersee zu veranlassen.

In derselben Ausgabe gibt das Blatt zu, daß es noch einige abschlüssige Gespräche

einer Ansprache allen beteiligten Stellen der Armee, der Luftstreitkräfte und des Roten Kreuzes für ihre Arbeit bei der Bewältigung dieser gigantischen Aufgabe.

US-Abgeordneter gegen Flüchtlingsaufnahme

Gegen die Aufnahme ungarischer Flüchtlinge in die USA bei der demokratische Abgeordnete Burleson protestiert. In einem an Außenminister Dulles gerichteten Schreiben erklärt der Abgeordnete, die Entscheidung der amerikanischen Regierung zur Aufnahme von Flüchtlingen sei von einer „Gefühlserregung beeinflusst“ worden, die „völlig“

Arbeiter sollen Studenten erziehen

DDR startet ideologische Gegenoffensive - Ulbricht in Leipzig

Das Urteil gegen Otto John und die politische Gerichtsbarkeit

Auszüge aus dem Plädoyer des Oberbundesanwalts und aus der Urteilsbegründung

Die Ueberrumpfung im Prozeß gegen Dr. Otto John, den ehemaligen Leiter des Bundesamtes für Verfassungsschutz, war die unterschiedliche Einschätzung der Schwere seiner Straftaten. Die verschiedenen Auffassungen wurden begründet in dem mehrstündigen Plädoyer, das Oberbundesanwalt Güde am 17. Dezember hielt, und in der Urteilsbegründung des Dritten Straßsenats des Bundesgerichtshofs am 22. Dezember. Wir bringen aus den Darlegungen die entscheidenden Teile, nämlich diejenigen, die sich mit der Strafzumessung befassen. Direkt im Plädoyer des Oberbundesanwalts, indirekt im Urteil des Gerichts sind die grundsätzlichen Fragen politischer Justiz angesprochen.

Der Oberbundesanwalt führte aus: Wenn ich mich der Frage der Strafzumessung zuwende, will ich mich an ein Wort des verstorbenen Senatspräsidenten Richter erinnern, der seinen Bundesanwalt „das sechste Mitglied des Senats“ nannte. Das war selbstverständlich nur ein Vergleich, aber ich will mich an das tertium comparationis halten und volleren, als ob ich Richter wäre: von keinem anderen Gedanken geleitet als dem, die gerechte Strafe zu finden.

Dabei werde ich zunächst die bisher offene gelassene Frage beantworten müssen, ob ein besonders schwerer Fall nach Paragraph 100 d StGB vorliegt; das wird zwangsläufig auch schon zur Erläuterung der wesentlichen Gründe der Strafzumessung führen.



Der Angeklagte: Dr. Otto John

Aus der Perspektive von 1954 war der Fall ungewöhnlich: Der Inhaber eines verantwortungsvollen Amtes hatte durch sein Verhalten die öffentliche Meinung verwirrt, die Bundesregierung kompromittiert und ihr und der Bundesrepublik Ansehen im Ausland schwer geschädigt. Vor allem hatte er damals Tausende und aber Tausende in der Zone Irreganz an sich selbst, an ihren Idealen, ihren Hoffnungen, an ihrem Glauben. Von dieser Seite war kaum ein Fall zu denken, der in Ausmaß und Folgen schwerwiegender hätte sein können.

Ich sagte: Aus der Perspektive des Jahres 1954 war es so. Hat sich seitdem dieses Bild geändert, so daß wir sagen können, der äußere Umriß des Ausmaßes und der Folgen erscheine uns wesentlich anders? In der Tat ist der Gesamtaspekt bedeutsam verändert, denn in der so ungewöhnlich scheinenden Szenerie von 1954 sehen wir jetzt die unwahrscheinlich kleine Figur des Angeklagten.

Ein Gespenst hat sich aufgelöst. Kann man aber sagen, daß sich dadurch auch die Folgen der Tat geändert haben? Ich sage ja. Denn was ein Gespenst schien, hat sich als Wolke aufgelöst. Was eine Tragödie schien, hat die Züge zumindest einer Tragikomödie angenommen. Wird sich dadurch nicht auch die Verwirrung der Geister und Gemüter, in der der Schaden doch vor allem besteht, weitgehend lösen?

Aber ich will nicht minimalisieren. Es ist wahr, das wir gerade dieses bleibenden inneren Schaden draußen und in der Zone nicht überschätzen vermögen. Ich gebe also zu: Auch in der Perspektive des Jahres 1956 kommt die Annahme eines besonders schweren Falles heraus in Betracht, sofern man allein auf die äußere Tatsache und auf die Folgen schaut. Doch allein vom Äußeren und den Folgen hat her läßt sich der besonders schwere nicht herleiten. Selbst die Entwürfe aus Dritten Reich hatten vorgesehen, daß der mit der besonders schweren Schädigung Befähigung des Volkes des Volkes geht hat oder rechnen mußte oder daß sich besonders verwerflicher verbrecherischer des Täters gezeigt hat. Die früheren die hatten erst recht auf eine Steigerung ardeit und Schuld als Voraussetzung vorer Falles hingewiesen.

er aus Schwäche. einem besonders starken und verwerflichen verbrecherischen Willen des Täters kann ich keine Rede sein. Vielmehr kann man nur man umgekehrt sagen: Nicht aus Willen, sondern aus Mangel an Willen, aus Aggressivität, sondern aus Timidität, aus Stärke, sondern aus Schwäche ist der Angeklagte erwachsen. Ueber ist der Angeklagte kein Krimineller,

sondern ein Schwächling, der die Situation, in die er geraten war, nicht bestanden hat. Da man für die Frage des besonders schweren Falles unmöglich die Persönlichkeit des Täters außer acht lassen kann, wird es entscheidend darauf ankommen, welchen Rang Sie dem Angeklagten zuweisen. Der Rang, den ich ihm zuweise, ist ganz gering. Für die Bewertung der Persönlichkeit des Angeklagten muß man sich von der Fiktion trennen, daß man es mit dem Präsidenten des Bundesamtes für Verfassungsschutz zu tun habe. Der Angeklagte war das wohl dem Namen nach, aber doch nicht in Wirklichkeit.

Seine bescheidene Intelligenz, seine Unfähigkeit, in größeren Zusammenhängen zu denken, die Dürftigkeit seiner ethischen Vorstellungen sind in dieser Verhandlung offen zutage getreten. Die ihm vom Psychiater zuteil gewordene Charakterisierung als unfertig, unreif, ja infantil hat er durch sein Verhalten in diesem Verfahren so sehr bestätigt, daß man versucht war zu fragen, wie eine solche Häufung von Defekten mit der Verneinung des Paragraphen 51 Abs. 2 zu vereinbaren sei. Es tut mir leid, daß ich das so hart sagen muß, aber ich halte es für meine Pflicht, das zu sagen, weil es wahr ist und weil es für ein gerechtes Urteil notwendig ist, das zu sehen, ich will nicht leugnen, daß der Angeklagte in einfachen und kleinen Lebenszusammenhängen, wie Ehe, Familie und Freundschaft, sowohl zulänglich wie liebenswert sein mag, aber in den großen Zusammenhängen des Soziallebens erweist er sich doch als völlig unzulänglich. Wenn ich ihn mit einem Wort charakterisieren müßte, würde ich seine völlige Bedeutungslosigkeit hervorheben. Deswegen wird man die Art der öffentlichen Reaktion auf sein Auftreten im Osten doch nur als groteskes Mißverständnis empfinden. Wie weit kann man den Angeklagten dafür büßen lassen, daß die öffentliche Meinung in geradezu hysterischen Formen reagiert hat?

Pueriles Geltungsbedürfnis. Ich habe im Kriege in Italien erlebt, wie ein feindlicher Flieger im Notruf eine Bombe ungerichtet fallen ließ, die durch Zufall ein Haus traf, in welchem sich ein Dynamitlager befand. Die Wirkung war natürlich ungewöhnlich groß. Und der Flieger wird sich, als er die ungeheure Wolke von Staub, in die sich ein oder zwei Dutzend italienische Häuser aufgelöst hatten, von oben sah, über die rätselhafte Wirkung seiner Bombe gewundert haben. So muß wohl auch der Angeklagte selbst bei seinem puerilen Geltungsbedürfnis verwundert gewesen sein, als er die unbegriffliche Wolke von verwirren und verwirrenden Deutungen seines angeblichen Uebertretens um sich aufsteigen sah. Wenn in meinem Vergleichfall das Verhalten der Bombe etwa strafbar wäre, läge dann allein wegen der ungewöhnlichen Folgen ein besonders schwerer Fall vor? Ich meine doch nicht!

Stellt die Tat des Angeklagten einen besonders schweren, das heißt also nicht nur nach der äußeren Tatsache, sondern nach Unrecht und Schuld von der Typisierung des gesetzlichen Rahmens nicht mehr erfaßte Tat vor, wenn man die Persönlichkeit des Angeklagten so klein und unbedeutend ansieht, wie ich das ausgeführt habe? Es ist zwar nicht so, daß die besonders schwere Tat einen „großen“ Täter voraussetzt, aber es kann kein so kleines Mißverhältnis zwischen der Bedeutungslosigkeit des Täters und dem äußeren Umriß der Tat bestehen, und die Folgen der Tat dürfen dabei dem Täter nur insoweit zugerechnet werden, als ihr Ausmaß für ihn irgendwie noch voraussehbar war.

Wenn ich diese Voraussetzung nicht für gegeben halte, vermag ich auch das Vorliegen eines besonders schweren Falles nicht zu behaupten, sondern halte mich an den gewöhnlichen Strafrahmen des Paragraphen 100 d StGB. Wenn dem Angeklagten auch kein Notstand zugute kommt, so rechtfertigt doch die relative Unfreiheit, in der er sich befand, eine gewisse Strafmilderung.

Der Schuldspruch ist wichtig. Das alles wird wohl bei der Bemessung der Strafe mit in die Waagschale zu werfen sein. Doch dieses Wägen wird schwerer werden als je; einmal weil der Gesichtspunkt so viele sind und weil der Ausgleich unter so vielen Wertungen schwer in den Maßstäben einer Freiheitsstrafe auszudrücken sein wird. Man ist deshalb in der Tat versucht zu fragen, ob denn in dieser so außergewöhnlichen Sache dem Strafausspruch die entscheidende Bedeutung zukommt und nicht etwa dem Schuldspruch. Ich meine: In dieser Sache, die so sehr die Geister und die Gemüter verwirrt hat, muß es vor allem auf die Beantwortung der Frage schuldig oder nicht schuldig ankommen. In dieser Klärung des Falles wird ein wesentliches Element der Wiederherstellung des Rechtsfriedens liegen können, und wenn wenigstens die Schuldfrage verneint oder bejaht werden kann, wird auch verstanden und ertragen werden, daß über manche Umstände eben nur eine relative Aufklärung möglich war.

Ich habe dieser Tage in einer Zeitung die Voraussage gelesen, daß ich keinen hohen Strafantrag stellen werde, weil meine Auffassung vom Wesen politischer Justiz mich daran hindere. Ich gebe zwar nicht zu, daß diese meine Auffassung von politischer Justiz immer zu Milde führen müsse, aber es mag sein, daß sie mir in vielen Fällen eine mildere Auffassung ermöglicht, so auch im Falle hier, und darum will ich sie kurz darlegen.

Was kann der Staat fordern? Bei Ernest Hello, einem französischen Schriftsteller des 19. Jahrhunderts, gibt es eine Szene des jüngsten Gerichts, in der einer der Verdammten aufsteht und ruft: „J'en appelle.“ Geht er, an wen er denn appellieren wolle, schreit er: „J'en appelle de la justice à la gloire.“ Da Gottes Gloria und seine Justitia eins sind, verhält jener Schrei umsonst. Aber ist hier nicht der tragische Zwiespalt gerade der politischen Justiz in die Szene des Weltgerichts projiziert? Ist das nicht die Devise, unter der Jahrhunderte hindurch der Macht und Herrlichkeit des Staates Hekatomben von Opfern gebracht worden sind, die die Gerechtigkeit nicht forderte? Wer hat bitterer erfahren als unsere Generation, wie die Gloria des Staates seine Justitia mit Füßen tritt, um dann selbst allen Glanz der Gloria zu verlieren und der Schmach zu verfallen? Muß es so sein? Muß es immer so sein?

Ich habe in der Hand ein Notizblatt, auf dem ich mir vor achtzehn Jahren zwei widersprechende Aussagen über den Staat notiert

habe. Von Leontjew, einem russischen Philosophen des 19. Jahrhunderts: „Es gibt humane Menschen, aber humane Staaten gibt es nicht. Human kann das Herz eines einzelnen Regenten sein, aber Nation und Staat als solche sind kein menschlicher Organismus.“ Auf der Rückseite meines Zettels steht von Salazar der humane Satz, daß in seiner Vorstellung der Staat wie ein „Mensch ist, der dem Guten anhängt!“

Wie ist der inhumane Staat in dieser 1938 notierten Antithese immer mehr zum grausamen Ungeheuer geworden! Hat sich nicht für uns in jenem grausamen Erlebnis die vorhin zitierte Devise in ihr Gegenteil verkehrt: „J'en appelle de la gloire à la justice.“

Das heißt, daß wir nach Jahren der unverhüllten Inhumanität einmal in unsererin Leben einem Staat dienen möchten, der wie ein Mensch ist, der dem Guten anhängt, einem Staat, der nicht heißt wie ein Raubtier und nicht schlägt wie ein Henker, sondern einem humanen, einem noblen, einem großmütigen Staat.

Großmut in der politischen Justiz. Ich spreche jetzt nicht von der gewöhnlichen Kriminalität und Kriminalpolitik, sondern von der politischen Justiz. Hier haben die Worte „Großmut“ und „Noblesse“ den Sinn, daß der Staat darauf verzichtet, die Verletzung seiner Gloria als solche zu verfolgen, und mit seiner politischen Justiz nicht mehr ausstrebt als die Wahrung der Rechtsordnung und die Sicherung der staatlichen Ordnung. Das bedeutet vor allem, daß der richtende Staat gegen einen ungefährlich gewordenen Angreifer nicht die volle Schärfe seines Richtschwertes zu kehren braucht.

Ist nicht dieser Angeklagte hier für den Staat ungefährlich geworden? Ich habe schon manchen Verurteilten in diesem Saal gesehen, aber noch keinen, dessen Leben nicht wieder zu beginnen gewesen wäre. Dieser Angeklagte wird, wenn Sie ihn verurteilen, zerbrochen aus dem Saale gehen, und mehr als

Reine Antwort auf die Schuld

Senatspräsident Dr. Geier sagte für das Gericht:

Bei der Strafzumessung ist der Senat von folgenden Erwägungen ausgegangen:

Voraussetzungen muß ich dabei etwas Grundsätzliches. Und zwar deshalb, weil diese grundsätzlichen Auffassungen zum Teil im Plädoyer der Bundesanwaltschaft, zum Teil in den Ausführungen der Verteidigung angeklungen sind und weil der Senat der Meinung ist, daß sie eine Antwort verdienen. Der Senat ist der Meinung, daß die Höhe der Strafe entsprechen müsse der Größe des Unrechts, der Größe des angestellten Unheils und dem Umfang der persönlichen Schuld des Täters. Gewiß soll nicht verkannt werden, daß je nach der Stellung eines Täters im sozialen Gefüge dieselbe Strafe verschiedene Menschen ganz verschieden hart treffen kann. Wir haben Stellungen und Positionen, wo die öffentliche Meinung, und zwar durchaus mit Grund, verlangt, daß der Mann oder die Frau, die dort stehen, völlig unbescholten sind. Es ist kein Zweifel: wenn ein Mann, der eine solche Stellung inne hat, gegen das Strafgesetz verstößt, dann ist er für diese Stellung in Zukunft ungeeignet. Das braucht einen andern, der nicht an so herausragender Stelle steht, nicht in derselben Weise zu treffen.

Der Senat ist aber der Meinung, daß bei der Bemessung der Strafe diese verschiedene Strafpfindlichkeit des Täters nicht berücksichtigt werden soll. Es bestünde sonst zu



Der Ankläger: Oberbundesanwalt Max Güde

leicht die Gefahr, daß man vom Gericht nicht ohne Grund sagen könnte: da sieht man es wieder, die Kleinen henkt man, die Großen läßt man laufen. Der Senat ist der Meinung, daß zwischen der Schwere der Tat und der Größe der persönlichen Schuld eine sichtlich im einzelnen nicht ausrechenbare Relation zur Höhe der Strafe besteht und bestehen muß. Es soll damit nicht ausgeschlossen werden, daß Umstände beim einzelnen Täter, in seiner Person, liegen können, die eine der Größe der Schuld und der Höhe des Unrechts entsprechende Strafe trotzdem als hart erscheinen lassen. Insoweit eine Korrektur zu geben, das ist seit jeher die Aufgabe der Gnadengesetze, und solchen Momenten Rechnung zu tragen, war seit jeher die bevorzugte und schwere, aber auch bewundernswürdige Aufgabe derjenigen, die das Gnaderecht zu handhaben haben. Im einzelnen hat sich der Senat bei der Strafzumessung von folgenden Erwägungen leiten lassen: Einmal: die strafbare Tätigkeit des Angeklagten erstreckte sich über einen nicht unerheblichen Zeitraum von über einem Jahr. Es muß berücksichtigt werden, und insbesondere das fällt objektiv erschwerend ins Gewicht, daß der Schritt des Angeklagten und sein

zerbrechen sollte auch der zürnende Staat keinen Menschen.

Und ich meine, daß in dieser Art von „Großmut“, in der der verletzte Staat sich in der Anwendung seines politischen Strafrechts selbst die Beschränkung auf die Abwehr von Gefahr als Maß seiner Reaktion auferlegt, auch ein Stück von Wiedergutmachung jenes Schadens läge, den der Angeklagte in den Herzen der Stimmen in der Zone angerichtet haben mag. Was kann sie mehr stärken, als unseren Staat in selbstsicherer Festigkeit und gelassener Rechlichkeit zu erleben.



Der Richter: Senatspräsident Dr. Friedrich Geier

Reine Antwort auf die Schuld

Senatspräsident Dr. Geier sagte für das Gericht:

Bei der Strafzumessung ist der Senat von folgenden Erwägungen ausgegangen:

Voraussetzungen muß ich dabei etwas Grundsätzliches. Und zwar deshalb, weil diese grundsätzlichen Auffassungen zum Teil im Plädoyer der Bundesanwaltschaft, zum Teil in den Ausführungen der Verteidigung angeklungen sind und weil der Senat der Meinung ist, daß sie eine Antwort verdienen. Der Senat ist der Meinung, daß die Höhe der Strafe entsprechen müsse der Größe des Unrechts, der Größe des angestellten Unheils und dem Umfang der persönlichen Schuld des Täters. Gewiß soll nicht verkannt werden, daß je nach der Stellung eines Täters im sozialen Gefüge dieselbe Strafe verschiedene Menschen ganz verschieden hart treffen kann. Wir haben Stellungen und Positionen, wo die öffentliche Meinung, und zwar durchaus mit Grund, verlangt, daß der Mann oder die Frau, die dort stehen, völlig unbescholten sind. Es ist kein Zweifel: wenn ein Mann, der eine solche Stellung inne hat, gegen das Strafgesetz verstößt, dann ist er für diese Stellung in Zukunft ungeeignet. Das braucht einen andern, der nicht an so herausragender Stelle steht, nicht in derselben Weise zu treffen.

Der Senat ist aber der Meinung, daß bei der Bemessung der Strafe diese verschiedene Strafpfindlichkeit des Täters nicht berücksichtigt werden soll. Es bestünde sonst zu

leicht die Gefahr, daß man vom Gericht nicht ohne Grund sagen könnte: da sieht man es wieder, die Kleinen henkt man, die Großen läßt man laufen. Der Senat ist der Meinung, daß zwischen der Schwere der Tat und der Größe der persönlichen Schuld eine sichtlich im einzelnen nicht ausrechenbare Relation zur Höhe der Strafe besteht und bestehen muß. Es soll damit nicht ausgeschlossen werden, daß Umstände beim einzelnen Täter, in seiner Person, liegen können, die eine der Größe der Schuld und der Höhe des Unrechts entsprechende Strafe trotzdem als hart erscheinen lassen. Insoweit eine Korrektur zu geben, das ist seit jeher die Aufgabe der Gnadengesetze, und solchen Momenten Rechnung zu tragen, war seit jeher die bevorzugte und schwere, aber auch bewundernswürdige Aufgabe derjenigen, die das Gnaderecht zu handhaben haben. Im einzelnen hat sich der Senat bei der Strafzumessung von folgenden Erwägungen leiten lassen: Einmal: die strafbare Tätigkeit des Angeklagten erstreckte sich über einen nicht unerheblichen Zeitraum von über einem Jahr. Es muß berücksichtigt werden, und insbesondere das fällt objektiv erschwerend ins Gewicht, daß der Schritt des Angeklagten und sein

leicht die Gefahr, daß man vom Gericht nicht ohne Grund sagen könnte: da sieht man es wieder, die Kleinen henkt man, die Großen läßt man laufen. Der Senat ist der Meinung, daß zwischen der Schwere der Tat und der Größe der persönlichen Schuld eine sichtlich im einzelnen nicht ausrechenbare Relation zur Höhe der Strafe besteht und bestehen muß. Es soll damit nicht ausgeschlossen werden, daß Umstände beim einzelnen Täter, in seiner Person, liegen können, die eine der Größe der Schuld und der Höhe des Unrechts entsprechende Strafe trotzdem als hart erscheinen lassen. Insoweit eine Korrektur zu geben, das ist seit jeher die Aufgabe der Gnadengesetze, und solchen Momenten Rechnung zu tragen, war seit jeher die bevorzugte und schwere, aber auch bewundernswürdige Aufgabe derjenigen, die das Gnaderecht zu handhaben haben. Im einzelnen hat sich der Senat bei der Strafzumessung von folgenden Erwägungen leiten lassen: Einmal: die strafbare Tätigkeit des Angeklagten erstreckte sich über einen nicht unerheblichen Zeitraum von über einem Jahr. Es muß berücksichtigt werden, und insbesondere das fällt objektiv erschwerend ins Gewicht, daß der Schritt des Angeklagten und sein

leicht die Gefahr, daß man vom Gericht nicht ohne Grund sagen könnte: da sieht man es wieder, die Kleinen henkt man, die Großen läßt man laufen. Der Senat ist der Meinung, daß zwischen der Schwere der Tat und der Größe der persönlichen Schuld eine sichtlich im einzelnen nicht ausrechenbare Relation zur Höhe der Strafe besteht und bestehen muß. Es soll damit nicht ausgeschlossen werden, daß Umstände beim einzelnen Täter, in seiner Person, liegen können, die eine der Größe der Schuld und der Höhe des Unrechts entsprechende Strafe trotzdem als hart erscheinen lassen. Insoweit eine Korrektur zu geben, das ist seit jeher die Aufgabe der Gnadengesetze, und solchen Momenten Rechnung zu tragen, war seit jeher die bevorzugte und schwere, aber auch bewundernswürdige Aufgabe derjenigen, die das Gnaderecht zu handhaben haben. Im einzelnen hat sich der Senat bei der Strafzumessung von folgenden Erwägungen leiten lassen: Einmal: die strafbare Tätigkeit des Angeklagten erstreckte sich über einen nicht unerheblichen Zeitraum von über einem Jahr. Es muß berücksichtigt werden, und insbesondere das fällt objektiv erschwerend ins Gewicht, daß der Schritt des Angeklagten und sein

leicht die Gefahr, daß man vom Gericht nicht ohne Grund sagen könnte: da sieht man es wieder, die Kleinen henkt man, die Großen läßt man laufen. Der Senat ist der Meinung, daß zwischen der Schwere der Tat und der Größe der persönlichen Schuld eine sichtlich im einzelnen nicht ausrechenbare Relation zur Höhe der Strafe besteht und bestehen muß. Es soll damit nicht ausgeschlossen werden, daß Umstände beim einzelnen Täter, in seiner Person, liegen können, die eine der Größe der Schuld und der Höhe des Unrechts entsprechende Strafe trotzdem als hart erscheinen lassen. Insoweit eine Korrektur zu geben, das ist seit jeher die Aufgabe der Gnadengesetze, und solchen Momenten Rechnung zu tragen, war seit jeher die bevorzugte und schwere, aber auch bewundernswürdige Aufgabe derjenigen, die das Gnaderecht zu handhaben haben. Im einzelnen hat sich der Senat bei der Strafzumessung von folgenden Erwägungen leiten lassen: Einmal: die strafbare Tätigkeit des Angeklagten erstreckte sich über einen nicht unerheblichen Zeitraum von über einem Jahr. Es muß berücksichtigt werden, und insbesondere das fällt objektiv erschwerend ins Gewicht, daß der Schritt des Angeklagten und sein

leicht die Gefahr, daß man vom Gericht nicht ohne Grund sagen könnte: da sieht man es wieder, die Kleinen henkt man, die Großen läßt man laufen. Der Senat ist der Meinung, daß zwischen der Schwere der Tat und der Größe der persönlichen Schuld eine sichtlich im einzelnen nicht ausrechenbare Relation zur Höhe der Strafe besteht und bestehen muß. Es soll damit nicht ausgeschlossen werden, daß Umstände beim einzelnen Täter, in seiner Person, liegen können, die eine der Größe der Schuld und der Höhe des Unrechts entsprechende Strafe trotzdem als hart erscheinen lassen. Insoweit eine Korrektur zu geben, das ist seit jeher die Aufgabe der Gnadengesetze, und solchen Momenten Rechnung zu tragen, war seit jeher die bevorzugte und schwere, aber auch bewundernswürdige Aufgabe derjenigen, die das Gnaderecht zu handhaben haben. Im einzelnen hat sich der Senat bei der Strafzumessung von folgenden Erwägungen leiten lassen: Einmal: die strafbare Tätigkeit des Angeklagten erstreckte sich über einen nicht unerheblichen Zeitraum von über einem Jahr. Es muß berücksichtigt werden, und insbesondere das fällt objektiv erschwerend ins Gewicht, daß der Schritt des Angeklagten und sein

leicht die Gefahr, daß man vom Gericht nicht ohne Grund sagen könnte: da sieht man es wieder, die Kleinen henkt man, die Großen läßt man laufen. Der Senat ist der Meinung, daß zwischen der Schwere der Tat und der Größe der persönlichen Schuld eine sichtlich im einzelnen nicht ausrechenbare Relation zur Höhe der Strafe besteht und bestehen muß. Es soll damit nicht ausgeschlossen werden, daß Umstände beim einzelnen Täter, in seiner Person, liegen können, die eine der Größe der Schuld und der Höhe des Unrechts entsprechende Strafe trotzdem als hart erscheinen lassen. Insoweit eine Korrektur zu geben, das ist seit jeher die Aufgabe der Gnadengesetze, und solchen Momenten Rechnung zu tragen, war seit jeher die bevorzugte und schwere, aber auch bewundernswürdige Aufgabe derjenigen, die das Gnaderecht zu handhaben haben. Im einzelnen hat sich der Senat bei der Strafzumessung von folgenden Erwägungen leiten lassen: Einmal: die strafbare Tätigkeit des Angeklagten erstreckte sich über einen nicht unerheblichen Zeitraum von über einem Jahr. Es muß berücksichtigt werden, und insbesondere das fällt objektiv erschwerend ins Gewicht, daß der Schritt des Angeklagten und sein

leicht die Gefahr, daß man vom Gericht nicht ohne Grund sagen könnte: da sieht man es wieder, die Kleinen henkt man, die Großen läßt man laufen. Der Senat ist der Meinung, daß zwischen der Schwere der Tat und der Größe der persönlichen Schuld eine sichtlich im einzelnen nicht ausrechenbare Relation zur Höhe der Strafe besteht und bestehen muß. Es soll damit nicht ausgeschlossen werden, daß Umstände beim einzelnen Täter, in seiner Person, liegen können, die eine der Größe der Schuld und der Höhe des Unrechts entsprechende Strafe trotzdem als hart erscheinen lassen. Insoweit eine Korrektur zu geben, das ist seit jeher die Aufgabe der Gnadengesetze, und solchen Momenten Rechnung zu tragen, war seit jeher die bevorzugte und schwere, aber auch bewundernswürdige Aufgabe derjenigen, die das Gnaderecht zu handhaben haben. Im einzelnen hat sich der Senat bei der Strafzumessung von folgenden Erwägungen leiten lassen: Einmal: die strafbare Tätigkeit des Angeklagten erstreckte sich über einen nicht unerheblichen Zeitraum von über einem Jahr. Es muß berücksichtigt werden, und insbesondere das fällt objektiv erschwerend ins Gewicht, daß der Schritt des Angeklagten und sein

leicht die Gefahr, daß man vom Gericht nicht ohne Grund sagen könnte: da sieht man es wieder, die Kleinen henkt man, die Großen läßt man laufen. Der Senat ist der Meinung, daß zwischen der Schwere der Tat und der Größe der persönlichen Schuld eine sichtlich im einzelnen nicht ausrechenbare Relation zur Höhe der Strafe besteht und bestehen muß. Es soll damit nicht ausgeschlossen werden, daß Umstände beim einzelnen Täter, in seiner Person, liegen können, die eine der Größe der Schuld und der Höhe des Unrechts entsprechende Strafe trotzdem als hart erscheinen lassen. Insoweit eine Korrektur zu geben, das ist seit jeher die Aufgabe der Gnadengesetze, und solchen Momenten Rechnung zu tragen, war seit jeher die bevorzugte und schwere, aber auch bewundernswürdige Aufgabe derjenigen, die das Gnaderecht zu handhaben haben. Im einzelnen hat sich der Senat bei der Strafzumessung von folgenden Erwägungen leiten lassen: Einmal: die strafbare Tätigkeit des Angeklagten erstreckte sich über einen nicht unerheblichen Zeitraum von über einem Jahr. Es muß berücksichtigt werden, und insbesondere das fällt objektiv erschwerend ins Gewicht, daß der Schritt des Angeklagten und sein

leicht die Gefahr, daß man vom Gericht nicht ohne Grund sagen könnte: da sieht man es wieder, die Kleinen henkt man, die Großen läßt man laufen. Der Senat ist der Meinung, daß zwischen der Schwere der Tat und der Größe der persönlichen Schuld eine sichtlich im einzelnen nicht ausrechenbare Relation zur Höhe der Strafe besteht und bestehen muß. Es soll damit nicht ausgeschlossen werden, daß Umstände beim einzelnen Täter, in seiner Person, liegen können, die eine der Größe der Schuld und der Höhe des Unrechts entsprechende Strafe trotzdem als hart erscheinen lassen. Insoweit eine Korrektur zu geben, das ist seit jeher die Aufgabe der Gnadengesetze, und solchen Momenten Rechnung zu tragen, war seit jeher die bevorzugte und schwere, aber auch bewundernswürdige Aufgabe derjenigen, die das Gnaderecht zu handhaben haben. Im einzelnen hat sich der Senat bei der Strafzumessung von folgenden Erwägungen leiten lassen: Einmal: die strafbare Tätigkeit des Angeklagten erstreckte sich über einen nicht unerheblichen Zeitraum von über einem Jahr. Es muß berücksichtigt werden, und insbesondere das fällt objektiv erschwerend ins Gewicht, daß der Schritt des Angeklagten und sein

leicht die Gefahr, daß man vom Gericht nicht ohne Grund sagen könnte: da sieht man es wieder, die Kleinen henkt man, die Großen läßt man laufen. Der Senat ist der Meinung, daß zwischen der Schwere der Tat und der Größe der persönlichen Schuld eine sichtlich im einzelnen nicht ausrechenbare Relation zur Höhe der Strafe besteht und bestehen muß. Es soll damit nicht ausgeschlossen werden, daß Umstände beim einzelnen Täter, in seiner Person, liegen können, die eine der Größe der Schuld und der Höhe des Unrechts entsprechende Strafe trotzdem als hart erscheinen lassen. Insoweit eine Korrektur zu geben, das ist seit jeher die Aufgabe der Gnadengesetze, und solchen Momenten Rechnung zu tragen, war seit jeher die bevorzugte und schwere, aber auch bewundernswürdige Aufgabe derjenigen, die das Gnaderecht zu handhaben haben. Im einzelnen hat sich der Senat bei der Strafzumessung von folgenden Erwägungen leiten lassen: Einmal: die strafbare Tätigkeit des Angeklagten erstreckte sich über einen nicht unerheblichen Zeitraum von über einem Jahr. Es muß berücksichtigt werden, und insbesondere das fällt objektiv erschwerend ins Gewicht, daß der Schritt des Angeklagten und sein

leicht die Gefahr, daß man vom Gericht nicht ohne Grund sagen könnte: da sieht man es wieder, die Kleinen henkt man, die Großen läßt man laufen. Der Senat ist der Meinung, daß zwischen der Schwere der Tat und der Größe der persönlichen Schuld eine sichtlich im einzelnen nicht ausrechenbare Relation zur Höhe der Strafe besteht und bestehen muß. Es soll damit nicht ausgeschlossen werden, daß Umstände beim einzelnen Täter, in seiner Person, liegen können, die eine der Größe der Schuld und der Höhe des Unrechts entsprechende Strafe trotzdem als hart erscheinen lassen. Insoweit eine Korrektur zu geben, das ist seit jeher die Aufgabe der Gnadengesetze, und solchen Momenten Rechnung zu tragen, war seit jeher die bevorzugte und schwere, aber auch bewundernswürdige Aufgabe derjenigen, die das Gnaderecht zu handhaben haben. Im einzelnen hat sich der Senat bei der Strafzumessung von folgenden Erwägungen leiten lassen: Einmal: die strafbare Tätigkeit des Angeklagten erstreckte sich über einen nicht unerheblichen Zeitraum von über einem Jahr. Es muß berücksichtigt werden, und insbesondere das fällt objektiv erschwerend ins Gewicht, daß der Schritt des Angeklagten und sein

leicht die Gefahr, daß man vom Gericht nicht ohne Grund sagen könnte: da sieht man es wieder, die Kleinen henkt man, die Großen läßt man laufen. Der Senat ist der Meinung, daß zwischen der Schwere der Tat und der Größe der persönlichen Schuld eine sichtlich im einzelnen nicht ausrechenbare Relation zur Höhe der Strafe besteht und bestehen muß. Es soll damit nicht ausgeschlossen werden, daß Umstände beim einzelnen Täter, in seiner Person, liegen können, die eine der Größe der Schuld und der Höhe des Unrechts entsprechende Strafe trotzdem als hart erscheinen lassen. Insoweit eine Korrektur zu geben, das ist seit jeher die Aufgabe der Gnadengesetze, und solchen Momenten Rechnung zu tragen, war seit jeher die bevorzugte und schwere, aber auch bewundernswürdige Aufgabe derjenigen, die das Gnaderecht zu handhaben haben. Im einzelnen hat sich der Senat bei der Strafzumessung von folgenden Erwägungen leiten lassen: Einmal: die strafbare Tätigkeit des Angeklagten erstreckte sich über einen nicht unerheblichen Zeitraum von über einem Jahr. Es muß berücksichtigt werden, und insbesondere das fällt objektiv erschwerend ins Gewicht, daß der Schritt des Angeklagten und sein

leicht die Gefahr, daß man vom Gericht nicht ohne Grund sagen könnte: da sieht man es wieder, die Kleinen henkt man, die Großen läßt man laufen. Der Senat ist der Meinung, daß zwischen der Schwere der Tat und der Größe der persönlichen Schuld eine sichtlich im einzelnen nicht ausrechenbare Relation zur Höhe der Strafe besteht und bestehen muß. Es soll damit nicht ausgeschlossen werden, daß Umstände beim einzelnen Täter, in seiner Person, liegen können, die eine der Größe der Schuld und der Höhe des Unrechts entsprechende Strafe trotzdem als hart erscheinen lassen. Insoweit eine Korrektur zu geben, das ist seit jeher die Aufgabe der Gnadengesetze, und solchen Momenten Rechnung zu tragen, war seit jeher die bevorzugte und schwere, aber auch bewundernswürdige Aufgabe derjenigen, die das Gnaderecht zu handhaben haben. Im einzelnen hat sich der Senat bei der Strafzumessung von folgenden Erwägungen leiten lassen: Einmal: die strafbare Tätigkeit des Angeklagten erstreckte sich über einen nicht unerheblichen Zeitraum von über einem Jahr. Es muß berücksichtigt werden, und insbesondere das fällt objektiv erschwerend ins Gewicht, daß der Schritt des Angeklagten und sein

leicht die Gefahr, daß man vom Gericht nicht ohne Grund sagen könnte: da sieht man es wieder, die Kleinen henkt man, die Großen läßt man laufen. Der Senat ist der Meinung, daß zwischen der Schwere der Tat und der Größe der persönlichen Schuld eine sichtlich im einzelnen nicht ausrechenbare Relation zur Höhe der Strafe besteht und bestehen muß. Es soll damit nicht ausgeschlossen werden, daß Umstände beim einzelnen Täter, in seiner Person, liegen können, die eine der Größe der Schuld und der Höhe des Unrechts entsprechende Strafe trotzdem als hart erscheinen lassen. Insoweit eine Korrektur zu geben, das ist seit jeher die Aufgabe der Gnadengesetze, und solchen Momenten Rechnung zu tragen, war seit jeher die bevorzugte und schwere, aber auch bewundernswürdige Aufgabe derjenigen, die das Gnaderecht zu handhaben haben. Im einzelnen hat sich der Senat bei der Strafzumessung von folgenden Erwägungen leiten lassen: Einmal: die strafbare Tätigkeit des Angeklagten erstreckte sich über einen nicht unerheblichen Zeitraum von über einem Jahr. Es muß berücksichtigt werden, und insbesondere das fällt objektiv erschwerend ins Gewicht, daß der Schritt des Angeklagten und sein

leicht die Gefahr, daß man vom Gericht nicht ohne Grund sagen könnte: da sieht man es wieder, die Kleinen henkt man, die Großen läßt man laufen. Der Senat ist der Meinung, daß zwischen der Schwere der Tat und der Größe der persönlichen Schuld eine sichtlich im einzelnen nicht ausrechenbare Relation zur Höhe der Strafe besteht und bestehen muß. Es soll damit nicht ausgeschlossen werden, daß Umstände beim einzelnen Täter, in seiner Person, liegen können, die eine der Größe der Schuld und der Höhe des Unrechts entsprechende Strafe trotzdem als hart erscheinen lassen. Insoweit eine Korrektur zu geben, das ist seit jeher die Aufgabe der Gnadengesetze, und solchen Momenten Rechnung zu tragen, war seit jeher die bevorzugte und schwere, aber auch bewundernswürdige Aufgabe derjenigen, die das Gnaderecht zu handhaben haben. Im einzelnen hat sich der Senat bei der Strafzumessung von folgenden Erwägungen leiten lassen: Einmal: die strafbare Tätigkeit des Angeklagten erstreckte sich über einen nicht unerheblichen Zeitraum von über einem Jahr. Es muß berücksichtigt werden, und insbesondere das fällt objektiv erschwerend ins Gewicht, daß der Schritt des Angeklagten und sein

tung von Angehörigen des russischen Nachrichtendienstes ausgesetzt war.

Allein wir wissen nichts darüber. Und wir können einen bloßen Verdacht und eine bloße Vermutung auch nicht bei der Strafzumessung zu Lasten des Angeklagten in die Waagschale fallen lassen. Wir können nur eines sagen, keineswegs in allen Fällen, aber in einigen Fällen ist der Angeklagte über die Person von Mitarbeitern des Bundesamtes für Verfassungsschutz persönlich unterrichtet und hätte über sie Angaben machen können. Es kann weiter gesagt werden, es ist nicht der einzige Fall bekannt geworden, und zweifellos andere Stellen bekannt geworden, wo eine dieser Personen Schaden gelitten hätte

Kein großer Mann

Soviel zum Objektiven, nun zur subjektiven Seite: Man muß bei der Beurteilung des Geschehens auch die Person des Angeklagten in ihrer Gesamtheit berücksichtigen. Der Senat stimmt mit der Verteidigung überein und wohl auch mit der Bundesanwaltschaft, daß der Angeklagte kein Verbrecher im Sinne des geborenen Verbrechers ist. Der Senat stimmt mit der Verteidigung und dem Oberbundesanwalt auch darin überein, daß dem Angeklagten das Format zu einem wirklich großen Mann und einem großen Charakter abgeht.

Daraus ist ihm kein Vorwurf zu machen. Es ist eine Gabe: Man hat es oder man hat es nicht. Der Senat ist auch der Meinung, daß der Angeklagte von seinem Amt überfordert worden ist.

Aber — und das muß ebenfalls herausgestellt werden — der Senat hat durchaus den Eindruck gewonnen, daß der Angeklagte, auch wenn er in seinem Amt überfordert war, Qualitäten besaß, die immerhin so weit reichten, daß er drei Jahre hindurch dieses Amt, ohne allzu großen Anstoß zu erregen, und in seiner Ausübung allzu großes Unheil anzurichten, führen konnte.

Der Angeklagte ist ein Mann, dem sympathische und lebenswürdige Züge nicht abgehen. Er ist seinen Freunden, Bekannten und Verwandten gegenüber durchaus hilfsbereit, er mag gutmütig sein; das alles gehört mit zu seiner Person.

Wenn man all diese Dinge berücksichtigt, dann hat der Senat im Ergebnis gar keinen Zweifel daran, daß unter dem Gesichtspunkt des Paragraphen 100 e die Handlung des Angeklagten als besonders schwerer Fall zu beurteilen ist. Ein besonders schwerer Fall vor allen Dingen deshalb, weil sich der besonders schwere Fall aus der Größe des Unrechts, des bewußten Unrechts, aus der Größe des angerichteten Unheils ergibt. Daran kann kein Zweifel sein. Es kann sich nur fragen, ob mit Rücksicht auf die Person des Angeklagten mit Rücksicht darauf, daß er offensichtlich von seinem Amt überfordert worden ist und daß dieser Umstand in irgend einer Form dazu beigetragen haben könnte, daß es dazu kam, ob alle diese Umstände es möglich machen, den besonders schweren Fall zu verneinen.

Nicht nur die Person zählt

Der Senat muß dabei folgendes sagen: Er glaubt, er würde falsch handeln, wenn er der Meinung wäre, es käme hier in der Tat ausschließlich oder in der Hauptsache auf die Person des Angeklagten an. Der Angeklagte hatte ein Amt, ein sehr hohes Amt. Die Wirkung der Tat ist nicht zu erklären, ohne ihn in Verbindung mit diesem seinem hohen Amt zu sehen. Es geht nicht an, den Inhaber eines hohen Amtes entscheidend danach zu beurteilen, daß er als Person nicht das Format mitgebracht hat, welches für dieses Amt eigentlich erforderlich wäre. Es gibt dann nur zwei Fälle: Wer ein solches Amt hat und das Format nicht, der möge aus diesem Amt heraustragen, wenn er das sieht. Wenn er nicht heraustragt, dann erfordert es das allgemeine Wohl, daß er, ohne Rücksicht auf den persönlichen Mangel, der bei ihm vorhanden sein mag, auch in persönlicher Beziehung beurteilt werde, nach den Maßstäben, die für den Inhaber eines solchen Amtes angebracht sind.

Unter Berücksichtigung dieser Umstände hatte der Senat keinen Zweifel, daß auch unter dem Gesichtspunkt des Paragraphen 100 e der besonders schwere Fall zu bejahen ist, auch, wie gesagt, unter Berücksichtigung des Umstandes, daß der Angeklagte in seiner Veranlagung nicht alles das mitbekommen haben mag, was ihn zur guten oder gar ausgezeichneten Führung eines solchen Amtes befähigt. Für die Entscheidung selbst war dies in der Sache ohne wesentliche Bedeutung. Denn da der Senat den Tatbestand des Paragraphen 100 a als gegeben angesehen hat, mußte ohnehin auf Zuchthaus erkannt werden.

Alles das, was ich bisher gesagt habe, besonders zur Berücksichtigung im Sinne des Paragraphen 100 e, muß selbstverständlich bei der Bemessung der Strafe selbst mit verarbeitet werden. Der Senat ist der Meinung gewesen, daß die von Herrn Oberbundesanwalt beantragte Strafe der Schwere der persönlichen Schuld und der Größe des bewußt angerichteten Unheils nicht angemessen ist. Auch wenn man die in der Person des Angeklagten liegenden Milderungsgründe voll in die Waagschale fallen läßt, ist der Senat der Meinung, daß nur eine wesentlich höhere Strafe der Schuld angemessen ist.

Der Senat ist der Meinung, daß eine Zuchthausstrafe von vier Jahren unter Berücksichtigung aller objektiven und subjektiv angeführten Umstände der Schuld entspricht. Der Senat hat nicht geglaubt, daß es notwendig sei, auf irgend welche Nebenstrafen zu erkennen.

Der 20. Juli 1944

Er hat dabei nicht übersehen, daß es sich bei dem Tun des Angeklagten um eine Tat handelt, die gegen das Wohl des Volkes, des ganzen Volkes gerichtet war, und daß man bei einer Tat mit solcher Richtung sehr wohl erwägen kann, die bürgerlichen Ehrenrechte abzuerkennen. Der Senat hat aber nicht vergessen, daß der Angeklagte zehn Jahre vorher aus unerkenntniswerten Beweggründen Mannes genug gewesen ist, gegen ein totalitäres Regime aufzutreten. Und mit Rücksicht darauf glaubt der Senat, bei einem solchen Mann, der sich zumindest in der Vergangenheit so gezeigt hat, und der, was er jetzt getan hat, vielleicht in einer vorübergehenden Verblendung der Welten und Verwirrung der Gefühle getan haben kann, nicht zu sehr angedreht werden soll. Der Angeklagte gehört sicher zu denjenigen, von denen anzunehmen ist, daß es weder des Ausspruchs der Strafe oder der Vollziehung der Strafe bedarf, um zu erhoffen, daß er in Zukunft eine ähnliche Tat nicht mehr begeht. Alle diese Nebenfolgen und Nebenwirkungen kann im vorliegenden Fall die Strafe nicht haben. Sie muß die reine Antwort auf die Größe des Unrechts und die Größe der Schuld bleiben.



Deutschland



Dr. John contra Dr. Wohlgemuth

Dramatische Konfrontierung in Karlsruhe — Gericht in eigener Sache — Wer ist Max Wonsig? — Die Wahrheit bleibt im Dunkel

Vor dem III. Strafsenat des Bundesgerichtshofs in Karlsruhe ging soeben ein Prozess zu Ende, der nach seinem einzigen Angeklagten «Wohlgemuth-Prozess» benannt wurde. Tatsächlich aber war er ein weiterer (der vierte) Akt der weit über Deutschlands Grenzen bekannt gewordenen «Affäre Otto John». Da diese Affäre um den ehemaligen Präsidenten des Bonner Amtes für Verfassungsschutz ebenso aussergewöhnlich wie undurchsichtig ist — auch der Wohlgemuth-Prozess hat das Dunkel um ihn nicht lüften können — und in ihren Anfängen fast schon 4 1/2 Jahre zurückliegt, sei hier noch einmal kurz ihr bisheriger Ablauf resümiert.

Johns unter Anklage gestellt. Wohlgemuth, Kommunist aus Überzeugung aber ohne Parteinummer, bestreitet jede Schuld. Im übrigen sind seine Angaben zur Sache John fast identisch mit den



Zeuge Dr. John

Details der Urteilsbegründung in Sachen John. Der Grenzübertritt seines Freundes sei freiwillig und auf dessen Wunsch erfolgt. Er, Wohlgemuth, habe dabei nur unschuldig vermittelt und Fahrerdienste geleistet, aus Sorge um

das Schicksal des gespaltenen Vaterlandes.

Als der Vorhang über dem Wohlgemuth-Prozess aufgeht, blickt alles wie gebannt auf jenen Tag, an dem der ehemals fehlende Zeuge und jetzige Angeklagte Wohlgemuth dem ehemaligen Angeklagten und jetzigen Zeugen John Aug' in Auge im Gerichtssaal gegenübersteht — zum erstenmal seit 2 1/2 Jahren, denn «rübens» war Wohlgemuth jeder von John versuchten Begegnung standhaft ausgewichen.

Der Aufeinanderprall der beiden Kontrahenten am letzten Freitag liess zwar an Dramatik nicht, an Aufhellung des historischen Sachverhalts aber alles zu wünschen übrig. Nachrichtenmässig ist nur zu melden, dass die beiden einst im gleichen Auto Verschwundenen, die sich nun wie Kampfhähne auf knapp drei Meter gegenüberstanden, genau bei ihren unvereinbaren Versionen blieben — mit dem einzigen, recht aufschlussreichen Unterschied, dass Johns Darstellung vom ersten Augenblick an, da er wieder westlichen Boden betrat, immer ganz genau die gleiche geblieben ist, während Wohlgemuth bereits sieben oder acht, zum Teil stark auseinandergehende Lesarten der selben geliefert hat. Umstände und Ziel der Fahrt in den Ostsektor, Personen-, Zeit- und Ortsangaben änderten sich bei ihm von Fall zu Fall. Einmal waren es deutsche Widerstandskämpfer, mit denen man sich traf, ein andermal hohe russische Funktionäre. Einmal war John bei klarem Verstand, einmal sinnlos betrunken, als er den angeblich freiwilligen Entschluss zum Dorthbleiben fasste, der

Wohlgemuth in so entsetzliche Verlegenheit gebracht haben soll.

Voreingenommenes Auditorium

Wie nimmt nun das Gericht das alles auf? Nun, das Gericht — der III. Strafsenat des Bundesgerichtshofs — hat auch eine Version. Es sitzt hier sozusagen in eigener Sache. Seine Version ist nicht etwa nur eine aus der Einschätzung von Indizien hervorgegangene blosse Schlussfolgerung wie seinerzeit im John-Prozess, sondern ein fix und fertiges, längst gefälltes Urteil — eben das John-Urteil, das seit seiner Verkündung im Dezember 1956 als harte, unumstössliche Tatsache in der Welt steht. Dieses Gerichtsurteil, auf das sich Wohlgemuths Darstellung wie ein Handschuh aufziehen lässt (in Anbetracht seiner verschiedenen Lesarten muss man vielleicht sagen: wie ein Gummihandschuh), das aber mit Johns Behauptungen so ganz und gar nicht zu vereinbaren ist, tickt wie ein unsichtbares Metronom durch die Wohlgemuth-verhandlung. Der ganze Gerichtssaal scheint sich danach auszurichten. Der Angeklagte mag nach Vorleben, Ruf und Zeugenberichten noch so windig und suspekt sein, er ist ständig wie von einer Wolke des Wohlwollens und Respekts umgeben. Wenn er mit einem resignierten Schütteln seines schönen, leicht orgrauten Kopfes zu verstehen gibt, dass eine gegen ihn gerichtete Darstellung als völlig abwegig und absurd zu betrachten ist, oder wenn er Johns sehr direkten Anschuldigungen gegenüber die tragische Note anschlägt, trübsenerstickt sein Schicksal als ein «deutsches Schicksal» hinstellt und im gleichen Atemzug dem Gericht eine medizinische Theorie anbietet, wie man Johns feindselige Gedächtnislücke vielleicht mit «retrograder Amnesie» infolge übertriebenen Alkoholgusses hinwegklären könnte, gehen gut zwei

O S S W A L D

Helena Rubinstein

Wiedergeburt der Haut durch

Skin Life

PARFUMERIE

Osswald

Bahnhofstrasse 24 Zürich

Drittel des Gerichtssaals sichtbar mit ihm mit.

Sprechstundenhilfe spricht nicht

John dagegen ist für dieses Auditorium nur der unbequeme, auf seine «Kaffeetheorie» versessene, polternde Störenfried. Sein den Richtern zugeworfenes: «Glauben Sie denn, ich wäre freiwillig da hingegangen?» wird vom Zuschauerparkett, einschliesslich eines grossen Teils der Presse und einer Reihe voll Bundesrichtersgattinnen mit höhnischem Gekicher quittiert. Vor seiner Aussage wird John vom Vorsitzenden in wahrhaft beschwörenden Tönen ermahnt, sich auf die Wahrheit zu besinnen. Bei Wohlgemuth scheint sich das von selbst zu verstehen. Seine (nunmehr achte) Version über die fragliche Nacht wird John als eine «an sich glaubhafte Darstellung» vorgehalten — ob er sich nicht doch noch besinnen wolle? Der sonst mit einer Engelsgeduld gegen die weitschweifigsten und faulsten Zeugen operierende, sympathische Vorsitzende wird bei John nervös und verwarnt ihn wegen Abschweifens vom Thema. FORTSETZUNG SEITE 14

der nächsten nummer... in der nächsten nummer... in der nächsten nummer... in der nächsten

Was interessiert uns am Sport?

Nicht der Sport — sondern die Welt, in der sich das alles begibt, was wir unter dem Namen Sport kennen. Dieses tolle Treiben, dieses Jagen nach Rekorden, diese Dramen und Lustspiele, diese atemberaubenden Spektakel. Das alles macht uns — und nicht nur uns — vergessen, dass es eine andere Welt gibt. Wir lesen von dieser anderen Welt, wenn wir uns die Zeitungen kaufen. Wie lesen von Kriegen, von Revolutionen, von Diktatoren, von tausend Tönen, die in die Welt gekommen sind — und sind froh, dass wir das alles wieder vergessen können. Und dazu hilft uns diese andere Welt inmitten der grossen Welt, diese irrealen Welt innerhalb der realen, diese tolle Welt inmitten der tragischen Wirklichkeit: die Welt des Sports.

zwanziger Jahren, war Sport romantisch. Alles gipfelte in der sogenannten glorreichen Ungewissheit des Sports. Das hatte damit zu tun, dass Sport noch etwas relativ Neues war, dass vieles erst ausprobiert werden musste, dass man nicht nur nicht wusste, wer einen Kampf gewinnen würde,

dermeter-Hürden zu spürten. Man hielt das für unmöglich. Einer kam dann auf die Idee — und die Rekorde purzelten. Solche Beispiele liessen sich vervielfachen, verbundertachen.

Die glorreiche Ungewissheit des Sports war auch dadurch garantiert, dass die Akteure des Sports zum grossen Teil Amateure waren. Selbst diejenigen, die es im Grunde genommen nicht mehr waren und

stellt sich die Frage anders: Was kann man aus einem menschlichen Körper an Schnelligkeit, Kraft, Wendigkeit herausholen, aus dem nichts anderes mehr herausgeholt zu werden braucht? Oder: wie schnell, wie stark, wie wendig können Vellidioten sein? Oder, um es biologisch zu fassen: wieviel langsamer, schwächer, hilfloser ist der Mensch als das Tier?

Wenn diese Entwicklung weitergeht, werden weiterhin die Rekorde purzeln. Warum sollten sie auch nicht? Man wird herausfinden, dass diese oder jene Speise die Menschen schneller macht oder kräftiger, dass eine bestimmte Art Massage mehr hilft als die bisherige oder als die bisherige Art von Training. Und dann wird wieder eine neue Speise erfunden werden oder eine neue Massage oder ein neues Doping. Es wird immer neue Mittel geben, es wird immer neue Tricks geben.

Schon heute kommt es uns fast komisch vor, dass wir einmal über einen Nummi, einen Tilden, einen Dempsey, einen Jesse Owens in Begeisterung gerieten. Welche lächerlichen Figuren würden diese unsere Helden von vor dreissig, vierzig Jahren heute machen! Und wie lächerlich wird damit alles, was wir über sie geschrieben haben!

Oder ist es gar nicht so lächerlich? Ist es nicht vielmehr traurig, dass man heute nicht mehr so über Sport schreiben, nicht mehr so über ihn denken, ihn nicht mehr so erfüllen kann — wie damals, als der Sport noch das grosse Abenteuer war?

Curt Riess

Der Sport schreibt Romane

Von Curt Riess

Eine neue Artikelserie der «Weltwoche», die in der nächsten Nummer beginnt, berichtet von spannenden Sportabenteuern, die einmalig waren, und von den Stars des Sports, deren aussergewöhnliche Karrieren unvergesslich geblieben sind. In diese atemberaubenden Episoden aus der Geschichte des Sports wird gleichzeitig das Zeitpanorama eingefangen. Die Schweiz, Amerika, Frankreich und viele andere Länder bilden den Schauplatz des dramatischen Geschehens.

Der Verfasser der Serie, Curt Riess, den «Weltwoche»-Lesern durch seinen Tatsachenbericht über das «Café Odeon» noch in guter Erinnerung, hat seine Laufbahn als Sportjournalist begonnen. Er war jahrelang Augenzeuge der wichtigsten Sportereignisse in aller Welt. In dieser fesselnden Serie schildert er die bunte Welt des Sports, der aus der Geschichte unseres 20. Jahrhunderts nicht mehr wegzudenken ist.

sondern ob der Kampf überhaupt durchgeführt werden konnte. Ich erinnere mich daran, dass die ersten Sechstagerennen durchaus nicht immer von den Favoriten gewonnen wurden, sondern von Radfahrern, die — man möchte fast sagen zufällig — keine Magenkrankung erlitten, sich nicht wund sass, sich nicht bei einem Sturz ein Bein oder einen Arm brachen.

Heute sorgen Manager dafür, dass alles glatt verläuft — und langweilig. Oder ich erinnere daran, dass bis zu den Olympischen Spielen in Los Angeles im Jahre 1932 niemand auf die Idee kam, die Vierhundert-

zur zu sein behaupteten, waren Amateure, verglichen mit denen von heute. Sie mussten ja zumindest so tun als ob. Heute tut niemand mehr als ob. Heute sind die Sportler hauptsächlich Sportler — und sonst gar nichts. Es ist daher kein Zufall, dass die Rekorde purzeln.

Früher einmal, als Sport Privatsache war, Privatvergnügen, das Geld kostete, aber keines einbrachte, war es interessant, festzustellen, was der menschliche Körper leisten konnte, der Körper eines Menschen, der einen Beruf hatte, in einem Büro oder in einer Fabrik arbeiten musste. Heute

Aug' in Auge

In der zweijährigen Pause zwischen diesem und dem jetzt abgelaufenen 4. Akt, die John im Zuchthaus verbringt, bis ihm der Rest der Strafe auf dem Gnadenweg erlassen wird, wird Dr. Wohlgemuth bei einer Rundfahrt in West-Berlin verhaftet (Februar 1957) und wegen landesverräterischer Beziehungen in Verbindung mit dem Verschwinden

MONTANA LUCERNE

ideal für Weekend, Ferien - Ruhe und Erholung

DAS GANZE JAHR GEÖFFNET

Wiener Tradition

KATTUS

HOCHRIEGL

Sekt

Jonann Kattus seit über 100 Jahren in Wien I, Am Hof 8.

Berzugsquellenwechsel:

Schweiz: Emil Nüesch, Belgisch

Deutschland: Zweigniederlassung Johann Kattus, Oadonstrasse 6

Parkhotel Waldhaus

Baum allerersten Ranges

Die vorteilhaftesten Januar-Pauschalpreise

Fr. 26.50 bis 35.- (mit Bad Fr. 31.- bis 41.-)

FLIMS

die Senneterasse Erdbündens

NEU! Schwablibühl auf 2700 m

Per Auto ab Zürich in 2 1/2 Stunden

Sporhotel Belmont

Pauschal Januar Fr. 21.- bis 25.- (mit Bad Fr. 27.50 bis 31.-)

Zimmer mit Frühstück! Pauschal Fr. 12.50 bis 15.50 (mit Bad ab 12.-)

Sporhotel Valsana, Arosa

140 Betten

Gewinnbar den Spontanliegen

Im Januar und März besonders günstige Preise

Tel. (081) 3 11 92

Telex 52 930

HOTEL ROYAL

Basel

Beste Badische Bäder

Höchster Komfort zu massigen Preisen

Grosser Parkplatz

Über Weihnachten und Neujahr,

verbringen Sie angenehme Festtage und geniessen Sie Ruhe und Entspannung im

HOTEL EXCELSIOR MONTREUX

Am Genfersee

Winter-Ferien im Bündnerland

PARK HOTEL Pontresina, Engadin

Das Erstklass-Hotel in prächtiger, sonniger und ruhiger Lage. Bar, Dancing, grosse Kegelbahn, Garagen

Tel. (082) 6 62 31

CRESTA-PALACE Celerina, Engadin

sonnig sportlich vorteilhaft

Ferien ab Fr. 22.-

Dr. John contra Dr. Wohlgemuth

FORTSETZUNG VON SEITE 8

Als aber Wohlgemuths Sprechstundenhilfe, Freundin und offensichtliche Vertraute, die Zeugin Weyers, behauptet, in den zwei langen Jahren, die sie im Osten mit ihrem Chef allein in isolierter Wohngemeinschaft lebte, niemals mit ihm über die Einzelheiten seiner Eskapade mit John gesprochen zu haben, wird sie vom Gericht mit Samthandschuhen angefasst. Zugegeben, sie hätte wohl nicht nur den späteren Zorn des ohrfelgenden Wohlgemuth, sondern wahrscheinlich auch die Rache des SSD oder des MWD zu fürchten gehabt, hätte sie etwas ausgeplaudert. Aber hier ging es um die Wahrheitsfindung. Dies war die letzte Chance, wenigstens den ernsthaften Versuch zu machen, von dieser Zeugin möglicherweise Wesentliches zu erfahren.

Trotz der Kürze der Vernehmung Dr. Johns (sie nahm nur einen einzigen Vormittag der zweiwöchigen Verhandlung ein) hatte man in dieser entscheidenden Phase des Prozesses den Eindruck, dass hier nicht nur zwei interessierte Parteien, zwei Kontrahenten, die sich ihrer Haut wehrten, im Gerichtssaal waren (John und Wohlgemuth), sondern noch eine dritte: das Gericht, das um die Richtigkeit seines ersten Urteils kämpfte.

Denn es war — und das war das Befremdliche an dieser Vorstellung — sein Urteil, das Urteil des III. Strafsenats, um das es hier vor allem anderen zu gehen schien. Derselbe Strafsenat, der John verurteilt hatte, sass nun über Wohlgemuth zu Gericht. Nicht nur die gleiche Institution — auch dieselben Menschen; bis auf einen einzigen war das Wohlgemuth-Gericht mit John-Richtern besetzt. Nur hatten sie die Stühle gewechselt: Johns Untersuchungsrichter war jetzt Berichterstatter des Gerichts; der Sachbearbeiter des Falles John bei der Bundesanwaltschaft war jetzt der Ankläger, und ein Beisitzer in der John-Verhandlung war nun Gerichtspräsident.

Das Ungeheuer von Karlsruhe

«Kein Richter darf bei der Entscheidung über eine Tat mitwirken, die in irgendeiner einzelnen persönlichen oder tatsächlichen Beziehung Gegenstand seiner richterlichen Tätigkeit gewesen ist.» Das ist der Sinn eines weisen Paragrafen der deutschen Strafprozessordnung. Dieser Strafsenat aber scheint sich, nach Art der Sondergerichte, über einen solchen rechtsichernden Paragrafen hinwegsetzen zu können. Er kann noch mehr: er urteilt gleichzeitig in erster und in letzter Instanz; es gibt keine Berufung gegen sein Urteil, keinen Kassationshof, der neue Weisung erteilen könnte. Ein Wiederaufnahmegesuch kann nur an ihn gerichtet werden, und ein neues Verfahren würde nur wieder vor ihm abrollen. Der Mensch, der einmal zwischen die Kiefer dieses forensischen Ungeheuers gerät, wird immer wieder neu an ihn verfüttert.

Wenn ich es recht verstehe, habe ich also in Karlsruhe unfehlbaren Richter ins Auge geschaut. Sie müssen ja recht haben, denn dieser Teil Deutschlands ist ein Rechtsstaat, und es gibt niemanden, der sie korrigieren könnte, wenn sie etwa einmal unrecht hätten. Wie aber, wenn nun plötzlich ein Dr. Wohlgemuth vom Himmel fällt und sie — sehr gegen seinen Willen — mit seinem Erscheinen zur Wiederaufrollung eines Verfahrens zwingt, zu dem sie Dr. John nie hätte zwingen können? Nun, das ist in diesem Falle nicht so schlimm. Denn Wohlgemuth ist ja an der Konservierung des sakrosankten John-Urteils mindestens so sehr gelegen wie dem Hohen Gerichtshof. Es werden ihm dabei als Angewandte alle Freiheiten gegeben, die

dem Zeugen John verwehrt sind. Während dieser, in merkwürdiger Einschränkung seiner Begnadigung, bis zum Ende des Wohlgemuth-Prozesses den Maulkorb umgehängt bekommt, kann der Frauenheld und Trompetenbläser aus West- und Ost-Berlin nach Herzenslust in Wort und Schrift für seine Sache werben. Er weiss, wie man das macht. In den Wandelgängen von Karlsruhe, wo der Angeklagte Wohlgemuth vor, nach und in den Pausen der Verhandlung seinen Zirkel hält, hörte ich, wie er einem Korrespondenten gegenüber grundsätzlich jede Auskunft ablehnte — nachdem er eine Sekunde zuvor gerade vor anderen Pressevertretern einen Belastungszeugen des Vortages diffamiert und John des Angriffs «unter der Gürtellinie» bezichtigt hatte. Das alles bleibt ihm unbenommen, denn dieser Dr. Wohlgemuth, den ein Teil der deutschen Presse fröhlich «Wo-Wo» nennt und für einen Teufelskerl zu halten scheint, konnte sich mit einem von einer grossen deutschen Illustrierten vorgeschossenen Riesenhonorar für seine künftigen Memoiren aus der lästigen Untersuchungshaft befreien.

Die Hand des SSD

Eine etwas schwierigere Lage dürfte sich für Johns Richter und ihr Urteil ergeben, wenn sich beispielsweise ein gewisser Max Wonsig eines Tages entschliesse, sich aus dem Osten abzusetzen und im Westen — wie das ja vorkommt — «auszupacken». Wonsig, ein in Kreisen des Berliner Buschkrieges bestens bekannter Operateur des sowjetischen SSD (möglicherweise auch des sowjetischen MWD) — einer der abgefeimtesten und hemmungslosesten Vertreter dieser Branche — war zugegebenermassen Wohlgemuths «Verbindungsmann» im Osten. War er sein Auftraggeber? Wohlgemuth mag ihn zunächst, wie er sagt, für einen harmlosen Wohltäter gehalten haben, von dem er sich eine Vermittlung bei der ersehnten Anstellung im Ost-Berliner

Spital Charité versprach. Aber der SSD vermittelt nicht umsonst — der MWD erst recht nicht. Wer ihre Methoden kennt, kann unmöglich darüber hinwegsehen, dass der Ost-West-Wanderer und Salonkommunist Wohlgemuth mit seinen zahllosen «Affären» (Patientinnen wie Assistentinnen waren bei ihm nur zu oft identisch mit «Freundinnen»), seiner ungezügeltten Lebensweise und Vergnügungssucht, der ständigen Kassenebbe und schliesslich eben seinem Drang zur Charité ein ideales Erpressungsobjekt für die östlichen Geheimdienste gewesen sein muss. Deren «Aufträge» rangieren in solchen Fällen meist von Spitzel- und Schlepper- bis zu Verschlepperdiensten.

Tatsächlich liegen dem Gericht Zeugenbekundungen vor, nach denen der Berliner Chirurg und Gynäkologe nicht nur geholt, sondern auch Menschen aus dem Westen als Agenten für den Osten zu gewinnen versucht hat. Es wurde ferner in seinen Praxisräumen ein Lebenslauf des Dr. Wohlgemuth gefunden, den er wohl beim übereilten Kofferpacken in der Nacht des 20. Juli 1954 versehentlich zurückgelassen hatte. Es ist ein eigenartiger Lebenslauf. Er sieht eher aus wie ein Bewerbungsschreiben für eine östliche Dienststelle. Dass es in diesem Fall die Charité war, ist deshalb recht unwahrscheinlich, weil er eine genaue Beschreibung des Dr. John, seiner Eigenarten und politischen Angriffslinien enthält. («... haben mich in dem Eindruck bestärkt, dass er (John) auf Grund der Entwicklung in Westdeutschland sehr enttäuscht ist und dass er z. Zt. nicht polarisiert ist.»)

Sowohl dieser «Lebenslauf» des Dr. Wohlgemuth als auch die erwähnten Zeugenaussagen, lagen den Richtern des III. Strafsenats schon beim Johnprozess vor. Sie wurden aber anscheinend als nicht erheblich genug angesehen, um bei der schwierigen Wahrheitsfindung berücksichtigt zu werden. Sie kamen in der Urteilsbegründung John überhaupt nicht vor. Sie fielen unter den Tisch. John war bekannt als mutiger Geg-



Angeklingler Dr. Wohlgemuth

ner des Totalitarismus — komme er von Kommunisten oder Nationalsozialisten. Er hat beide als Mensch verabscheut und ihre Urtriebe im Amt verfolgt. Das hat ihm im Westen die erbitterte Feindschaft von Nationalisten aller Färbungen eingebracht. Der Osten hat es zynisch und geschickt ausgenutzt.

John wurde vor zwei Jahren verurteilt als ein Mann, der freiwillig zum politischen Feind überlief. John war nicht in der Lage, das Gegenteil zu beweisen, aber das Gericht konnte ihm umgekehrt auch nicht nachweisen, dass er nicht verschleppt worden sei. Trotzdem verurteilte es John zu vier

Jahren Zuchthaus (selbst der Staatsanwalt hatte nur zwei Jahre beantragt). Im jetzigen Wohlgemuth-Prozess stand dieser gleiche Gerichtshof vor der peinlichen Alternative, entweder den Wohlgemuth für Johns Verschleppung zu verurteilen und damit sein eigenes Urteil gegen John zu desavouieren oder aber aus dem Abenteuer und Charlatan Wohlgemuth einen harmlosen, glaubwürdigen Vermittler zu machen, der lediglich wegen eines kleinen zusätzlichen Delikts der Staatsgefährdung eine milde Strafe verdiene und auf diese Weise eine echte Aufrollung des John-Prozesses mit allen Mitteln zu verhindern. Peter Mottram

Brief aus Paris

FORTSETZUNG VON SEITE 1

Dieser Tage wurde eine direkte Fluglinie zwischen Paris und Pnom-Penh, der Hauptstadt von Kambodscha, eines Königreichs, das früher einmal zum französischen Indochina gehörte, eingeweiht. Bei dieser Gelegenheit erklärte der Ministerpräsident von Kambodscha, Prinz Norodom Sihanouk, sein Land strebe danach, die Schweiz des Fernen Ostens zu werden. So schmeichelhaft dies für die Kibgenossenschaft sein mag, es birgt doch die Gefahr einer völligen Verkennerung der echten Werte. Die asiatische oder die sächsische Schweiz, das klingt schon gar nicht mehr lächerlich, und wir werden uns schnell an die schwedischen Alpen oder die polnische Riviera gewöhnen, wenn nur ein derartiger Begriff geschickt genug unter die Leute gebracht wird.

Spätere Soziologen werden sich wahrscheinlich mit Interesse der «Verlotterung des guten Geschmacks in der Massengesellschaft des 20. Jahrhunderts» zuwenden. Sie werden Nietzsche zitieren, der einmal geschrieben hat, die Tatsache, dass jedermann lesen könne, verleihe auf die Dauer nicht nur das Schreiben, sondern auch das Denken. Sie werden darauf hinweisen, dass mit dem Augenblick, da die Kultur auch dem kleinen Mann zugänglich wurde, sie nicht so sehr dessen Niveau empörte, sondern sich auf das seine begab. Und die Schlussfolgerung wird die sein, dass in der Massendemokratie des 20. Jahrhunderts dem Menschen die Fähigkeit abhandeln kann, Echtes von Falschem, Gutes von Schlechtem, Kitsch von Kunst zu unterscheiden. Das wäre also nicht mehr die Umwertung aller Werte, sondern einfach die Entwertung der Werte.

Schweinwein statt Champagner, Fusel statt Cognac, Heringsseier statt Kaviar — das gehört genau so zum Gesamtbereich dessen, was man «Kultur» nennt, wie etwa Romy Schneider statt Werner Krauss, wie Elvis Presley statt Lene Lehmann, wie François Sagan statt François Mauriac, wie Illustriertenromane statt Hemingway. Denn da ja die Kunst nach Brot geht, muss sie sich nach dem Geschmack des mittleren kleinen Mannes richten, dem es wiederum ganz und gar nicht auf die realen Werte ankommt, die er gar nicht einzuschätzen vermag, sondern auf die Illusion der grossen Werte. Echter Champagner ist unerschwinglich. Der spanische Ersatz tut es auch — er vermittelt einen vermeintlichen Hauch der ebenso vermeintlichen «grossen Welt».

Lange haben sich die Franzosen als unverbeiserte Individualisten gegen den «Ersatz» gestäubt. Dieses deutsche Wort ist nach dem Ersten Weltkrieg in die französische Sprache übernommen worden, weil es dem Begriff weit mehr entspricht als das harmlose französische «produit de remplacement». Bei «Ersatz» spürt man besser das, was das Unrechte vom Echten trennt.

Aber trotz allen individualistischen Sträubens hat sich auch Frankreich dem Ersatz zugewendet. Der Diktator abhold, von der parlamentarischen Diktatur bitter enttäuscht, hat es sich eine Ersatz-Demokratie zugelegt. Das Schicksal der französischen Demokratie liegt heute in den Händen eines einzigen Mannes, dem eigentlich nur die Königskrone fehlt, um das Bild der «Bürgermonarchie» vollständig zu machen. Was den General de Gaulle von Louis Philippe unterscheidet, ist das persönliche Format: der General ist eine ungleich stärkere Persönlichkeit als es der Bürgerkönig von 1830 war. Er ist ein aufrichtiger Republikaner und je-

der Art von Despotie abhold. Zu behaupten, de Gaulle sei der einzige Nicht-Gaullist in Frankreich, ist mehr als ein blosser Scherz. Was an wirklichen, an zehnten Demokraten in Frankreich geliebt ist, hofft nur noch auf den massgebenden Einfluss des Generals, dem eine grosse Mehrheit des Volkes durch seinen Stimmzettel die Diktatur buchstäblich aufgedrängt hat. Dass er sie nicht nimmt, ist eine andere Sache.

Noch nie zuvor in der Geschichte der Republik hat sich das französische Volk in so verhängnisvolle Nähe des Einparteiensystems begeben. Das neue Parlament, das soeben zusammengetreten ist und damit sozusagen die V. Republik aus der Taufe gehoben hat, ist der Ausdruck eines Massenwillens. Früher pflegte man zu sagen, Frankreich bestehe aus 4 Millionen Individuen, und das traf zu. Darin lag zwar die Schwäche des verflochtenen Regimes, aber auch wiederum ein Stück Selbstbehauptungstrieb des Individuums. Im November 1958 ist das französische Volk erstmalig in diesem Jahrhundert als kompakte Masse aufgetreten. Mit jedem anderen Chef als de Gaulle wäre der Einparteiensstaat nicht mehr weit. Wer, wenn nicht de Gaulle, vermöchte ihn anzuhalten?

Bezeichnend für diese Entwicklung ist eine andere Erscheinung, die eine noch hereditäre Sprache spricht als der Stimmzettel. Seitdem de Gaulle das Land regiert, legen die Franzosen wieder mehr Geld auf die Seite. Die Spareinlagen in den Monaten von Juli bis September waren zweieinhalbmal höher als in der gleichen Periode 1957 (380 Milliarden Francs gegen 167). Die Fachleute erklären diese Erscheinung damit, dass die Bevölkerung wieder Vertrauen zur Währung gefasst hat. Das wiederum ist eine Folge der politischen Stabilisierung.

Ein ruhrender Beweis für das Vertrauen

zu de Gaulle. Zwar ist, wenn man es genauer betrachtet, nicht ein einziges der finanziellen und wirtschaftlichen Probleme Frankreichs wirklich gelöst, so wenig wie das algerische. Noch ist, objektiv gesehen, die nationale Wirtschaft genau da, wo sie in den letzten Monaten der IV. Republik stand. Im Gegenteil: indem die Franzosen die Furcht vor der Inflation verloren haben und ihr Geld lieber auf die Seite legen als ausgeben, ist eine Stagnierung im Handel eingetreten. Die Geschäfte gehen langsamer und in manchen Kreisen spricht man von einer «Rezession». Aber was tut's: das Vertrauen ist blind und lässt sich nicht mit nüchternem Verstand erfassen.

Nun ja, als politischer Faktor ist dieses Vertrauen gar nicht hoch genug einzuschätzen. Es ist ganz gewiss ein Fortschritt. Aber es ist doch wohl nur ein schwacher Ersatz für die im Wesen der echten Demokratie verankerte Teilnahme des Volkes am politischen Geschehen und die Übernahme der Mitverantwortung. Nur eben, was heisst hier «echte Demokratie»? So echt wie jener spanische Champagner des kleinen Mannes?

Nicht darauf kommt es nämlich an, ob der Champagner, der Käse oder die Demokratie echt ist, sondern darauf, ob der kleine Mann den Ersatz vorzieht, weil die echte Ware ihm unerschwinglich erscheint oder es sogar tatsächlich ist.

Der Mensch hat die Kultur, den Champagner und die Demokratie, die er verdient, besser gesagt, die er versteht. Es ist immer ein heikles Unterfangen, ihn gegen seinen Willen glücklich machen, ihm echte Kultur, echten Champagner, echte Demokratie schmeckhaft machen zu wollen.

Manchmal gelingt es, aber es ist sehr schwer. Denn die Erfahrung scheint zu lehren, dass der kleine Mann an nichts so sehr hängt wie am altgewohnten und daher lieb gewordenen Talmi, Flitter, Kitsch und Ersatz. Edgar Ioubert

Duftende Kostbarkeiten

HAUS DER GESCHENKE

Parfumerie Schindler

Zürich, Bahnhofstrasse 26, am Paradeplatz
Telephon (051) 25 19 55

GUERLAIN

LARVIN

CARVEN

ROCHAS

BALMAIN

JOY

PATOU

BALENCIAGA

DIOR

RICCI



Neun Tage zwischen Gott und Hölle



Otto John:

Damals schrieb:

DIE WELT

23. 7. 1954: Der Mann, der über Nacht im Ostsektor Berlins verschwand: Otto John, Flucht oder Entführung des Präsidenten vom Bundesamt für Verfassungsschutz?

Daily Mail

23. 7. 1954: Dr. John war ein ergebener Patriot, nie hat er merken lassen, daß er zum Kommunismus neige.

LE FIGARO

24. 7. 1954: Wie man erfährt, ist Otto John ins sowjetische Hauptquartier nach Potsdam transportiert worden, um besser gegen eventuelle Mordanschläge antikomunistischer Agenten geschützt werden zu können.

DER TAGESSPIEGEL

26. 7. 1954: Bonn glaubt noch immer an eine Entführung Johns. Polizeivizepräsident Urban erklärt gleichzeitig, die Entführungstheorie ist durch Ermittlungen in Berlin überholt.



28. 7. 1954: John schrieb an seine Frau zwei Briefe, darin soll er behaupten, nicht freiwillig in den Osten gegangen zu sein. Einer unbestätigten Information nach, ist der Begleiter Johns, Dr. Wohlgemuth, bei einem Fluchtversuch nach West-Berlin im Ostsektor erschossen worden.

Hamburger Abendblatt

29. 7. 1954: Zweite Rundfunkklärung Johns, zu der Vizekanzler Blücher meinte, daß sie die altbekannten Propagandamethoden des Ostens enthalte.

Le Monde

24. 7. 1954: John war das Objekt heftiger Attacken wegen seiner jugendlichen Vergangenheit. Versagten nicht vielleicht auch seine Nerven? John lebte sehr zurückgezogen und galt als sehr sensibel.

Es gab keine politische Sensation in den letzten Jahren, über die so wenig gewußt und von der so viel gesprochen wurde, wie der Übertritt des damaligen Präsidenten des Bundesverfassungsschutzamtes, Dr. Otto John, am 20. Juli 1954 nach Ost-Berlin. Mit ihm verließ der Arzt Dr. Wolfgang Wohlgemuth West-Berlin. Was damals tatsächlich geschah, das wissen nur diese beiden. Mit den juristischen Gesichtspunkten dieses undurchsichtigen Falles haben sich die Gerichte auseinandergesetzt. Otto John aber war 17 Monate hinter dem Eisernen Vorhang. Was er dort erlebte, wurde bisher noch nicht publiziert. KRISTALL veröffentlicht diesen dokumentarischen Bericht als eine Stimme zum Zeitgeschehen.

Ich erwachte wie aus einem tiefen Schlaf. Ich lag auf einem Sofa, in einem Zimmer, das ich nie zuvor gesehen hatte. Mein Blick fiel auf drei Männer. Sie saßen etwa fünf Meter von mir entfernt im Nebenzimmer. Die Verbindungstür stand weit offen, so daß sie mich beobachten konnten. Das Licht einer tiefhängenden Lampe über den drei Männern fiel bis ins Nebenzimmer vor das Sofa, auf dem ich lag. Zwei der Männer lasen. Der dritte rauchte und beobachtete mich. Jetzt stieß der Beobachter seinen rechten Nachbarn ganz leicht mit dem Ellenbogen an. Wie selbstverständlich klappte der Mann das Buch zu, zündete sich eine Zigarette an und fixierte mich. Der andere nahm genauso selbstverständlich seinem Nachbarn das Buch aus der Hand und begann zu lesen. Links von den drei Männern saß eine Frau. Sie trug einen weißen Kittel, wie eine Krankenschwester, und hatte auch eine weiße Haube auf dem Kopf. Sie blickte auf ihre Hände, so daß ich ihr Gesicht nicht sehen konnte. Es schien eine ältere Person zu sein, die sehr kräftig gebaut war. Beim Aufwachen glaubte ich, es wäre Nacht. Später konnte ich durch einen Schlitz der zugezogenen Vorhänge erkennen, daß es dämmerte. Morgendämmerung? Ich wußte es nicht.

Ich wollte auf meine Armbanduhr sehen. Aber sie war weg. Ein Geräusch ließ mich den Kopf wenden. Etwa zwei Meter vor dem Fußende meines Sofas stand eine andere Tür halb offen. Von dorthin hörte ich flüsternde Männerstimmen, ab und zu ein leises Lachen.

Die Männer sprachen russisch. Einen Augenblick lang glaubte ich an eine Wahnvorstellung. Ich schloß die Augen. Ich versuchte mich zu konzentrieren. Eine bleierne Müdigkeit lähmte mich. Müdigkeit und Angst. Ich muß wohl wieder eingeschlafen sein, denn meine nächste Erinnerung war ein Mann, der im Zimmer auf und ab ging. War ich durch seine Schritte wachgeworden? Ich wußte es nicht. Er war elegant angezogen, hatte ein schmales Gesicht und eine graue Strähne in seinem dunklen

Haar. Ich beobachtete den Mann, der das Zimmer diagonal durchquerte bis zu einem runden Tisch am Fußende meines Sofas, dann mit einer Drehung die Schmalseite abschritt an der offenen Doppeltür vorbei in die Ecke des Zimmers hinter meinen Kopf ging, um dann wieder an mir vorbei auf den runden Tisch zuzugehen. Ohne mich zu beobachten, wiederholte er diesen Gang vier- oder fünfmal. Aber aus dem Nebenzimmer wurde ich noch immer unentwegt beobachtet.

Der Anblick dieses irgendwie sympathisch wirkenden Mannes mit der grauen Strähne löste bei mir eine Kettenreaktion aus. Zunächst einmal fühlte ich mich erleichtert. Der Mann sah so aus, als ob man mit ihm reden konnte. Das gab mir Mut. Ich stand auf.

»Ich wünsche sofort freigelassen zu werden!«

Der Mann stutzte, sah mich an, reagierte aber weiter nicht, sondern setzte seinen Spaziergang im Zimmer fort. Da packte mich die Wut.

»Haben Sie mich nicht verstanden? Ich wünsche sofort freigelassen zu werden!«

Dieses Mal sah er nicht einmal auf. »Können Sie mir wenigstens sagen, wo ich bin?«

»Bei guten Freunden!« Das kam kühl, aber nicht ohne Liebeshwürdigkeit, und das gerade machte mich rasend.

»Reden Sie doch keinen Quatsch!« schrie ich ihn an.

Im Nebenzimmer räkelten sich meine Beobachter auf ihren Stühlen. Sie beugten sich vor und schienen auf ein Zeichen zu warten, um auf mich loszugehen. Doch der Mann in meinem Zimmer ging ungerührt weiter. Er übersah die drei genauso wie mich.

Ich war ausgeliefert. Dem sowjetischen Geheimdienst preisgegeben. Ich war völlig hilflos, ich wußte nicht einmal, wo das Haus stand, in dem ich gefangen war. Wortlos begann ich ebenfalls im Zimmer auf und ab zu gehen. Ich traf mich mit dem anderen immer in der Mitte des Zimmers. Die Männer im Nebenzimmer sahen uns zu. Die Frau in

Schwestertracht rührte sich nicht. Beim Hinundhergehen wurde mir klar, daß ich mit lauten Worten oder Gewalt nichts erreichen konnte. Gleichzeitig versuchte ich, mich an alles zu erinnern, was ich über die Methoden des sowjetischen Geheimdienstes wußte. Erprägelter Geständnisse, Dunkelhaft, Folter und Drohung — unzählige hatten diesen Methoden nicht widerstanden. Ich erinnerte mich, daß mir ein Beamter des österreichischen Geheimdienstes seine Erfahrungen mit den Sowjets geschildert hatte. Niemals dürfe man Angst zeigen! Das versuchte ich von nun an zu befolgen. Dabei kam mir der Gedanke, wie sich andere in meiner Situation wohl verhalten würden. So zum Beispiel mein Stellvertreter in Köln, Ratke. Er war ehemaliger Offizier. Würde er an meiner Stelle Selbstmord machen?

Selbstmord! Das war ein Ausweg. So konnte ich jedem Erpressungsversuch ausweichen. Und wenn sie mich als Geisel festhielten? Dieser Gedanke gab mir wieder ein wenig Hoffnung: in diesem Fall konnten sie mich nicht einfach verschwinden lassen, da war ich ihnen lebend wichtiger. Fieberhaft begann ich zu überlegen, welche von meinen Kenntnissen für die Sowjets wirklich interessant sein könnten. Ich sträubte mich dagegen, hier einfach kapitulieren zu müssen.

Ich wurde zuversichtlich. Was wußte ich, was draußen vorging? Vielleicht würde es mir gelingen, zu überleben. Aber es war nicht mein Leben allein, das gefährdet war. Wo befand sich meine Frau? Wie konnte ich mit ihr in Verbindung treten? Wußte sie schon, wo ich war?

Mein Zimmergenosse bot mir eine Zigarette an. Es war etwa eine halbe Stunde vergangen. Ich übersah seine Geste und ging weiter schweigend im Zimmer auf und ab. Er sprach mich nicht an. Wahrscheinlich wartete er darauf, daß ich die Nerven verlieren würde. Ich weiß nicht, wie lange das Schweigen dauerte. Es schien mir endlos. Schließlich legte ich mich wieder aufs Sofa. Da verließ der andere das Zimmer. Wieder war ich mit meinen drei Bewachern und der Krankenschwester allein. Den Raum, in dem sie saßen, hatte ich mir während meines Aufundabgehens angesehen. Es standen scheußliche Lackmöbel darin, chinesische oder japanische Imitationen. Auch »mein« Zimmer enthielt schäbig gewordene Prachtstücke eines verkannnten Jugendstils. Eine gedrechselte Stehlampe stand in der Ecke. Gegenüber ein altmodisches Radio, unter dem ein vergilbtes Schondeckchen hervorzupfelte. Der blaurote Teppich war an einzelnen Stellen verfärbt und abgetreten.

Mein stummer Zimmergenosse kam herein und fragte, ob ich hungrig sei. Ich antwortete ihm nicht, aber die Frage brachte mich auf eine Idee. Wollte man mir mit dem Essen viel-

So war es

Neue Serie:

Zum erstenmal erzählt der ehemalige Präsident des Bonner Verfassungsschutzamtes seine Erlebnisse hinter dem Eisernen Vorhang.
Exklusiv-Bericht für KRISTALL

leicht Mittel eingeben, die mich gefügig machen sollten? Einen Augenblick lang bildete ich mir sogar ein, daß ich mit meinem Hungerstreik die Sowjets zwingen könnte, mich freizulassen. Aber die Vorstellung, durch Medikamente weichgemacht zu werden, schien mir wahrscheinlich. Ich bekam es mit der Angst zu tun. Dann würde ich ja keine Möglichkeit mehr haben, mich vor irgend etwas zu bewahren, ich konnte auf keinerlei Hilfe von außen rechnen und war ihnen völlig ausgeliefert. Wieder kam mir der Gedanke an Selbstmord.

Der andere ging wieder im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er stehen, beugte sich zu dem Radioapparat und drehte daran herum. Er fand offenbar nicht das, was er suchte, stellte den Apparat ab, richtete sich wieder auf, um seinen Spaziergang fortzusetzen. So dachte ich. Tatsächlich aber trat er mit schnellen Schritten an mein Sofa und sagte:

»So können wir nicht zehn Tage weitermachen, sonst schon müssen wir anders machen!«

Das kam hart, leise. Es war eine unmißverständliche Drohung. Der

Mann hatte die Geduld verloren. Ich sah an ihm vorbei die drei Beobachter im Nebenzimmer und die Krankenschwester. Es stand in seiner Macht, mit mir alles zu tun, was er wollte.

Um Zeit zu gewinnen, stand ich auf und nahm mir ohne zu fragen eine Zigarette vom Tisch, zündete sie an und ging auf und ab. In Bruchteilen von Sekunden mußte ich mich entscheiden. Gab ich ihnen Anlaß, Gewalt anzuwenden, so würde ich nicht lange für meine Standhaftigkeit garantieren können. Schon so viele hatten in einem gewaltsamen Verhör des SSD ihre Nerven verloren und ihr Wissen preisgegeben. Das hieß in meinem Fall, andere, Mitarbeiter meines Amtes, könnten dem sowjetischen Geheimdienst zum Opfer fallen.

Noch war ich unschlüssig. Ich bat den Mann um ein Glas Wasser. Er holte aus dem Nebenzimmer eine Flasche Selterswasser. Als ich das Glas ausgetrunken hatte und dafür dankte, zeigte er sich freundlicher.

Die wenigen Worte, die ich mit meinem Gegner gewechselt hatte, veränderten die Atmosphäre. Er bot mir noch einmal freundlich an, etwas

zu essen, holte aus dem Nebenzimmer eine Flasche Schnaps und goß mir ein. Er stellte sich auch vor, nannte sich »Michew«. Jetzt rief er aus dem Nebenzimmer noch zwei Russen — die im Vergleich zu ihm wie Bauernburschen wirkten — zu uns herein. Sie brachten Gläser, noch eine Flasche Schnaps, Selterswasser sowie Zitrone mit und begrüßten mich ungewöhnlich herzlich. Sie sprachen einigermaßen deutsch, tranken mir mehrfach zu und sagten dabei immer:

»Gute Freundschaft!«

Währenddessen saßen mit steinernen Gesichtern die drei Beobachter und die Schwester im Nebenzimmer. Auch jetzt ließ mich jeweils einer von ihnen nicht aus den Augen. Und immer noch wechselten sie diese Beschäftigung alle zehn Minuten.

Ich fürchtete jetzt, daß sie mich betrunken machen wollten. Deshalb bat ich um etwas zu essen. Sofort wurde im Nebenzimmer ein Eßtisch gerichtet.

Als ich mein Jackett anzog, das über einer Stuhllehne in der Ecke hing, entdeckte ich auf der rechten Seite und dem rechten Ärmel kleine Flecken. Es sah aus, als hätte ich mich

erbrochen. Erinnern konnte ich mich daran jedoch nicht. Am nächsten Tag, als ich mich einen Augenblick unbeobachtet glaubte, untersuchte ich diese Flecken darauf, ob aus ihnen auf chemische Mittel zu schließen sei. Das Ergebnis war jedoch negativ. Ein paar Tage später, als ich den neuen Sommeranzug, den mir die Sowjets besorgt hatten, trug, wurde meine Jacke — ohne daß man mir ein Wort darüber sagte — außerhalb des Hauses gereinigt. Welches Interesse hatte man daran, diese Fleckenspuren zu verwischen?

Wie ein Gast wurde ich zum Essen gebeten. Über dem zu großen Büfett des Zimmers, das auch den Besitzern einst als Eßzimmer gedient hatte, hing ein Farbdruck im Goldrahmen: drei Mädchen in rote, grüne und blaue Schleier gehüllt — die Rheinböcker —, ihnen gegenüber nahm ich Platz.

Meine Befürchtung, daß »irgend etwas« ins Essen gemischt worden sein könnte, schwand schnell. Meine Begleiter nahmen sich aus den gleichen Schüsseln wie ich und entwickelten einen enormen Appetit, auch das



Gedenkfeier für die Opfer des 20. Juli 1944. Sie fand zehn Jahre später am Hinrichtungsort der Führer des mißglückten Widerstandskampfes gegen Hitler im Hof des ehemaligen OKH in der Bendlerstraße West-Berlins statt. Es war eine erschütternde Feier. Viele der Angehörigen sahen sich zum erstenmal seit Kriegsende wieder. Vorn links Bundespräsident Heuss und Bundeskanzler Adenauer. Bei dieser Feier sah man Otto John, dessen Bruder Hans zu den umgebrachten Widerstandskämpfern gehörte, zum letztenmal in der Öffentlichkeit. Nach seinem Verschwinden im Ostsektor ging dieses Bild durch die Weltpresse, weil man den Mann mit Pfeil für John hielt. Tatsächlich aber war es ein West-Berliner Kriminalbeamter in Zivil. John ist auf diesem Bild überhaupt nicht zu erkennen.



Diese Aufnahme Otto Johns stammt aus dem Jahre 1949. Kurz darauf übernahm er die Leitung des neugegründeten Bundesamtes für Verfassungsschutz. Ein so bedeutender Posten stand im Kreuzfeuer der Interessen.

Bier, das es zu trinken gab, wurde aus den gleichen Flaschen eingeschenkt. Alle zeigten sich sehr aufgeräumt, sie unterhielten sich hauptsächlich auf Russisch.

Draußen war es inzwischen Nacht geworden. Nach dem Essen gingen wir wieder in das Zimmer zurück, in dem ich aufgewacht war. Die Doppeltür war inzwischen geschlossen. Von meinen drei Beobachtern und der Krankenschwester war nichts mehr zu sehen. Trotzdem hatte ich das Gefühl, daß sie noch hinter der Tür warteten. Ich fragte Michew, wo ich eigentlich sei. Er wich aus, es sei die Hauptsache, daß ich mich wohl bei ihm fühlte.

Ich mußte mich beherrschen.

»Wenn wir wirklich Freunde werden wollen«, sagte ich, »müssen Sie mich in mein Hotel zurückfahren lassen.«

Sehr kühl und sehr bestimmt meinte er:

»Sie wissen schon, das kommt schon nicht in Frage.« Später begriff ich, daß er für das Wort »schon« eine besondere Vorliebe hatte. Er gebrauchte es bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit.

Ich fragte ihn direkt, was man von mir wolle. Umständlich sprach er von einer Art »Zusammenarbeit«.

»Was soll ich denn arbeiten?«

»Das schon müssen wir mit General sprechen. Wenn Sie mit uns arbeiten, werden wir sehr gut Freund sein. Man muß Plan machen und sprechen.«

Mehr war aus ihm nicht herauszubekommen.

Plötzlich kam ein Mann ins Zimmer, den ich bisher noch nicht gesehen hatte. Er war groß und breitschultrig, hatte schütteres blondes Haar, ein braungebranntes, aufgedunsenes Gesicht mit Pockennarben und einen breiten Stiernacken. Im Gegensatz zu seinem Aussehen konnte sein hellbrauner Fresko-Anzug vom besten englischen Schneider stammen. Er nannte sich Scholz, sprach akzentfrei deutsch und gab sich als Wolgadeutscher aus. Er erkundigte sich ohne jede Ironie nach meinem Befinden. Als ich ihm spöttisch sagte, daß ich bestens versorgt wäre, meinte er nur, ich würde mich schon an die neue Umgebung gewöhnen. Er hätte Verständnis dafür, daß das etwas schwierig sei. Mich packte Wut. Er schlen das zu merken und beobachtete mich scharf, während er mit Michew russisch sprach.

Unbequeme Fragen werden überhört

Ich hatte den Eindruck, daß er der Vorgesetzte von Michew war, mindestens aber schien er mehr zu sagen zu haben als er. Darum fragte ich ihn auch noch, was man mit mir vorhabe. Hatte Michew wenigstens noch eine, wenn auch unvollkommene Auskunft gegeben, so überhörte Scholz die Frage gänzlich. Das war Methode, wie ich später lernte: Fragen, auf die die Sowjets nicht eingehen wollen, werden einfach überhört, so, als seien sie nie gestellt worden.

Trotzdem unternahm ich noch einen Versuch. Ich sagte Scholz, daß ich doch viel besser mit ihnen zusammen arbeiten könne, wenn ich in meinem Amt in Köln säße. Ich würde mich zur Mitarbeit — wenn es sein mußte — auch schriftlich verpflichten, wenn ich dafür freikäme.

Die Antwort, die er mir gab, machte mich stutzig. Nun wußte ich überhaupt nicht mehr, wie lange mein Gedächtnis ausgesetzt hatte. Denn Scholz sagte:

»Sie können nicht zurück in Ihr Amt. Sie sind ja schon zwei Tage hier.«

Ich war sprachlos. Nach allem, was sich hier abspielte, hielt ich auch für möglich, daß mir das entgangen war. So versuchte ich wieder von Scholz zu erfahren, was ich hier tun sollte. Er wich aus, nur Michew kommentierte immer wieder:

»Doktor, man muß schon nachdenken. Man muß Plan machen. Sie schon werden mit General sprechen.«

Ich rechnete damit, daß man mir eine Erklärung vorlegen würde, die

mich zur Mitarbeit für den sowjetischen Geheimdienst verpflichtet. Nichts dergleichen geschah. Auch später nicht.

Michew schlug mir vor, schlafen zu gehen. Er sorgte persönlich dafür, daß das Sofa ein Kopfkissen bekam. Alle zogen sich ins Nebenzimmer zurück, die Tür blieb aber halb offen.

Als ich mich hinlegte, wußte ich nur, daß es sehr spät sein mußte. Aber ich wußte immer noch nicht, wo das Haus stand, in dem ich diese Nacht verbrachte. Und ich wußte nicht, welche Nacht zu welchem Tag es war.

Hatte ich mich richtig verhalten?

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, war es bereits hell. Das Fenster war geöffnet. Auch die Doppeltür zum Nebenzimmer stand offen, doch meine drei Beobachter waren verschwunden.

Ich dachte noch einmal über den vergangenen Abend nach. Bis jetzt, so schien mir, hatte ich mich richtig verhalten. Vor zwei Jahren, kurz nach der Entführung Dr. Linses in den Sowjet-Sektor Berlins, hatten wir in meinem Amt eine Besprechung, an der mein Stellvertreter Radtke und mein nächster Vorgesetzter, der Leiter der Sicherheitsabteilung im Bundesinnenministerium, Ministerialdirektor Egid, teilnahmen.

Wir diskutierten, wie sich jeder von uns verhalten müßte, wenn er in die Hände der Sowjets geraten würde. Damals waren wir überzeugt, jeder solle »mitspielen«, um eine Gelegenheit zu kriegen, wieder nach dem Westen fliehen zu können.

Jetzt, in den Händen der Sowjets, erinnerte ich mich an das Wort Egidis: »Wir müssen die kleinen Fische schwimmen lassen, um große in Sicherheit zu bringen.« Das bedeutete: unwesentliche Zugeständnisse machen, damit man Wesentliches verschweigen kann.

Während ich noch darüber nachdachte, kam ein junger Russe und fragte in gebrochenem Deutsch nach meinen Wünschen. Ich wollte mich waschen und rasieren. Er führte mich über einen Flur, in dem zwei junge Männer saßen. In der kleinen Toilette war nur ein zierliches Waschbecken. Die Tür blieb offen, man ließ mich nicht aus dem Auge.

Meinen Wunsch nach einem Kamm erfüllte einer der Russen sehr einfach: Er zog seinen Kamm aus der Hosentasche, machte ihn mit zwei Fingern sauber und gab ihn mir. Dann sagte er: »Rasieren gleich.«

Während ich auf den Rasierapparat wartete, servierte er mir eine Tasse Kaffee. Sie schmeckte labbrig. Dazu gab es ein kleines Schälchen mit Zitronenscheiben.

Endlich wurde ein elektrischer Rasierapparat gebracht. Er war noch in der Fabrikpackung. Rasierklingen wollte man mir offenbar noch nicht anvertrauen. Aber ich hatte sowieso jeden Gedanken an Selbstmord aufgegeben. Ich war ganz von dem Willen erfüllt, die Sowjets zu überspielen, um wieder lebend nach dem Westen zu kommen. Wenn ich allerdings damals gewußt hätte, daß das fast eineinhalb Jahre dauern sollte, wäre ich an jenem ersten Morgen nicht so zuversichtlich gewesen.

Immer noch hatte ich keine rechte Vorstellung von dem, was man mit mir vorhatte. Viele Möglichkeiten malte ich mir aus. Aber auf den Gedanken, daß sie mich sofort für politische Propaganda gebrauchten wollten, bin ich nie gekommen.

Bald erschien Michew und kündigte mir an, daß der »General« kommen würde, um mit mir zu sprechen. Es stand also eine Entscheidung bevor. Man ließ mir Zeit, ich konnte mir überlegen, was ich dem General sagen wollte.

Zum erstenmal sah ich meine Umgebung bei Tage. Das Haus war von einem verwilderten Garten umgeben. Einzelne kleine Häuser in der Nachbarschaft waren durch Bäume und Buschwerk verdeckt, gerade noch zu erkennen. Zuwenig für einen An-



Scheinbar eine gemütliche Unterhaltung. Otto John im Kreise der Ostzonenprominenten: (v. l. n. r.) Dr. Girus, vom Ausschuss für die Deutsche Einheit, organisierte als ständiger Begleiter von John Pressekonferenzen und Besichtigungsfahrten. Prof. Henselmann, der »Chefarchitekt von Groß-Berlin«, zeigte John »seine« Stalinallee. Rechts neben John sitzt der Präsident des Nationalrates Prof. Correns. Dieses Bild wurde am 5. August 1954 auf der Terrasse des Café »Warschau« in der Stalinallee aufgenommen und wurde im Westen als ein Bilddokument für den freiwilligen Übertritt Johns in den Osten angeboten. Fotos: dpa (2), Archiv (2)

haltungspunkt, um daraus auf den Ort schließen zu können, in dem das Haus stand. Da — plötzlich hörte ich irgendwo in der Ferne das vertraute Geräusch eines fahrenden Berliner S-Bahn-Zuges. Damit wußte ich wenigstens, daß ich nicht »weit weg« war, sondern in der Nähe Berlins.

Lautes Klopfen unterbrach plötzlich die unheimliche Stille in Haus und Garten. Einer meiner Bewacher ging zur Tür, führte laut einen russischen Wortwechsel nach draußen und öffnete dann die fest verriegelte Haustür. Zwei junge Burschen, offenbar Soldaten in Zivil, brachten offene Pappschachteln. Einer kam mit einer weißen Schürze und Jacke und deckte den Tisch im Esszimmer für vier Personen. Da war nichts vergessen: Kaviar, verschiedene Fischarten, Wurst, kalter Braten, Butter, Brot und Salate. Eine Batterie von Flaschen wurde aufgeföhrt: Wodka, Kognak, Bier, Whisky, Selterswasser und Wein.

Ich hatte erwartet, daß der General in Uniform erscheinen würde. Es erschien jedoch ein großer schlanker Zivilist in dunkelblauem Anzug. Er hatte ein schmales, blasses Gesicht und trug eine goldgeränderte Brille. Er hätte Professor an jeder Universität des Westens sein können. Der General nannte sich »Eugen Pitrovranow«. Als er mir die Hand gab, sah er an mir vorbei. Wie um abgelenkt zu werden, steckte er sich hastig eine Zigarette an. Dann ließ er mir durch einen Dolmetscher sagen, daß er sehr beschäftigt gewesen sei, sonst wäre er schon früher gekommen. Formlos bat er mich, zum Essen Platz zu nehmen. Noch im Stehen goß er uns einen großen Wodka ein und trank mir zu. Da die Unterhaltung durch den Dolmetscher geführt wurde, blieb mir Zeit, jede Antwort zu überlegen. Vorläufig allerdings ermunterte mich der General nur, tüchtig zu essen und zu trinken.

Als ich ihn jedoch fragte, wie ich denn hier hergekommen sei, sah mich der General zum erstenmal ins Gesicht und sagte in sehr bestimmtem Tone ein paar russische Worte. Sein Tonfall verriet, daß er mir etwas ganz

Besonderes gesagt hatte. Der Dolmetscher übersetzte: »General sagt, Sie müssen jetzt nicht rückwärts denken — jetzt nur vorwärts denken!«

Hatte ich eben noch den Gedanken gehabt, dem General klarzumachen, daß der sowjetische Geheimdienst meine Stellung und Funktion in der Bundesrepublik offenbar überschätze, so gab ich jetzt diese Idee auf. Ich wollte endlich erfahren, was sie mit mir vorhaben. Ich wollte schon durch ruhiges Zuhören den Eindruck erwecken, daß ich willig »mitarbeiten« würde.

Offenbar war General Pitrovranow meine Vergangenheit bekannt. Er machte mir ein Kompliment, weil ich gegen Hitler gekämpft hatte, erinnerte mich an meinen Bruder und an meine Freunde, die von den Nazis umgebracht worden waren, und meinte dann, ich müßte jetzt meinen Kampf gegen die »Hitlerfaschisten« fortsetzen.

»Für ein neues Deutschland«, schloß der Dolmetscher seine Übersetzung. Der General ergänzte auf Deutsch: »Deutschland über alles! — Aber anderes Deutschland.«

Immer noch erwartete ich, nachrichtendienstlich vernommen zu werden. Aber das ziellose Gerede des Generals deutete nichts dergleichen an. Was wollte man mit mir eigentlich anfangen?

Im Laufe der Unterhaltung wurde mir zum erstenmal gesagt, daß ich in Karlshorst sei.

General Pitrovranow versuchte mir einzureden, daß die Organisation Gehlen — darüber habe er ganz zuverlässige Informationen — mein Todfeind sei und nur auf eine Gelegenheit gewartet habe, »um mich zu vernichten«.

Tatsächlich hatte ich im Februar 1952 mit dem ehemaligen General Gehlen eine längere Aussprache. Unsere verschiedenen Aufgaben waren eng voneinander abgegrenzt, und wir hatten uns versprochen, aufrichtig zusammenzuarbeiten. An dieses Versprechen hatte ich mich stets gehalten.

Es konnte sich anscheinend niemand vorstellen, daß zwei Nachrichtendienstleistungen nebeneinander arbeiten

können, ohne daß die jeweiligen Chefs miteinander feindselig konkurrierten. Genauso schien der russische General zu denken. Auf meine Fragen, was er denn an Informationen darüber habe, stellte er die sonderbare Behauptung auf, die Organisation Gehlen versuche schon seit längerer Zeit an meine Frau heranzutreten. »Und zu welchem Zweck?« Das würde er mir später einmal sagen, wick der General aus. Zuerst müsse ich dafür sorgen, daß meine Frau »schnell« zu mir käme. Das war ein erster Vorstoß. Ich bin diesem häufig wiederkehrenden Ansinnen stets ausgewichen und habe nie daran gedacht, meine Frau kommen zu lassen.

Alles was dieser intelligente Mann mir erzählte, von »unseren gemeinsamen Todfeinden, den Militaristen und Faschisten«, vom »friedlichen Aufbau der DDR«, von der Wiedervereinigung, das klang so, wie es jeden Tag in den Verlautbarungen des Ostens zu lesen ist. Und ebenso wie die Funktionäre der NSDAP einst die Phrasen und das schlechte Deutsch des »Völkischen Beobachters« nachschwätzten, so sprach hier ein russischer General seine Parteisprache.

Dann kam er auf die Frage der Wiedervereinigung zu sprechen, mit der ich mich bis dahin tatsächlich kaum beschäftigt hatte, weil ich in der Spaltung Deutschlands eine für lange Zeit unabänderliche Folge des von Hitler angezettelten Krieges gesehen hatte, die nur durch eine Verständigung der vier Großmächte wieder beseitigt werden kann. Der General erging sich bei dem Thema »Wiedervereinigung« in Betrachtungen und Formulierungen, denen man — wenn sie aufrichtig gemeint gewesen wären — nur zustimmen konnte, das heißt wenn der General wirklich auch das meinte, was er sagte. Aber das gerade glaubte ich ihm nicht. Denn ich wußte, daß die Interpretation seiner Worte im Osten und im Westen eine sehr verschiedene Bedeutung hatten.

Was wollte der General von mir? Noch immer ahnte ich nichts. Wann würde ich es erfahren?

... und es schrieb:

Süddeutsche Zeitung

27. 7. 1954: Bundeskanzler Adenauer gab bekannt, daß das Bundesamt für Verfassungsschutz sowohl in organisatorischer als auch in politischer Hinsicht sorgfältig überprüft werde.

DAILY EXPRESS

27. 7. 1954: Das britische Außenamt trage einen wesentlichen Teil der Verantwortung, daß seinerzeit ein Mann wie Otto John diesen Posten erhalten habe. Außenminister Eden zeigte auf Befragen nach John eine gerechtfertigte Zurückhaltung.

France-soir

28. 7. 1954: Otto John in Moskau. Westdeutsche Politiker rechnen mit kommunistischen Erpressungsversuchen, da John wichtige Akten bei sich gehabt habe.

MANCHESTER GUARDIAN

30. 7. 1954: Gesamte westdeutsche Polizei in Aktion, Bonn will Aufklärung erzwingen. Strafverfahren gegen Wohlgemuth in Abwesenheit eröffnet.

Im nächsten Heft:
Eine Villa für John. Seine Frau soll nach Ost-Berlin. Verschlüsselter Brief nach Köln. Vorbereitung zum Auftritt vor der Weltöffentlichkeit. John steht dem Mann gegenüber, der sein Schatten werden sollte.

mit beklemmender Präzision vorbereitet und inszeniert. Was mit einem Übermaß an Leid und Grausamkeit endete, hatte mit einem unnatürlichen Übermaß an Wetterglück begonnen.

Hier ein Auszug aus dem Tagebuch der zwölfjährigen Tochter Renate des Blonser Lehrers Eugen Dobler:

»Heute ist der 9. Dezember 1953. Ein herrlicher, sonniger Dezembertag. Seit Anfang Oktober schon haben wir so schönes Wetter. Von 71 Tagen waren 57 schön, 8 waren neblig, und nur 6 haben uns Regen gebracht. Die Bauern nutzen das gute Wetter. Sie sind weit voraus mit ihrer Arbeit auf dem Feld und im Stall. Am 4. Dezember haben wir 30 Grad Wärme in der Mittagssonne vom Thermometer an unserer Haustür abgelesen... Auf den stillen, sonnigen Hängen können wir viele Frühlingsblumen finden — Primeln, Enzian, Tausendgüldenkraut, Maßliebchen. Diesen wunderschönen Herbst 1953 werden wir nie vergessen.«

Heute freilich hat dieses freudentrunkene, kindliche »Nie-Vergessen« einen unheimlichen Akzent erhalten: Für weit über 100 Menschen war dieser einmalig schöne Herbst der große, sonnige Abschied vom Leben.

Bis zur dritten Septemberwoche 1953 fiel nur auf die Gletscher der höchsten Gipfel von Vorarlberg ein wenig Schnee. Weiter unten war der frühe Novemberschnee wieder weggeschmolzen, und die Wiesen waren braun.

In der Blonser Lawnenchronik steht über diese Tage:

»Die Sonne schien jeden Tag bis Weihnachten. Es war so milde, daß einen gar nicht bewußt wurde, daß der Winter schon da war. In der letzten Adventswoche stand jeden Tag ein Strauß leuchtend bunter, frischer Feldblumen auf dem Tisch des Lehrers... Einige Bauern begannen schon mit den ersten Vorfrühlingsarbeiten. Aber viele Menschen machten sich heimlich Sorgen wegen des ungewöhnlichen Wetters und fragten sich ob man nicht für die schönen Tage büßen müsse. Wie recht sie hatten!«

Am 19. Dezember fiel in großen Höhen Schnee. Am 26. Dezember, dem Stephanstag, schneite es überall.

In den Städten und Dörfern des Tieflands verschwanden die Flocken rasch wieder, aber weiter oben blieb der Schnee liegen. Als die Leute von Blons zum alljährlichen Silvesterball in den »Adler« gingen, lagen etwa 50 Zentimeter Schnee auf den Hängen des Montcalv und des Falv, viel weniger — darüber war man sich klar — als in vorangegangenen Jahren.

Es war kalt.

Der Schnee blieb locker. Auf den Nordhängen, die der vollen Gewalt des Windes ausgesetzt waren, hatte sich eine spröde Kruste auf dem Schnee gebildet — wie Zuckerguß auf einem Festtagskuchen.

In den folgenden 13 Tagen fiel kein Schnee.

Die Menschen im Walsertal übergingen das mit Schweigen. Aber insgeheim wunderten sie sich über diesen höchst seltsamen Winter.

Als es dann am 8. Januar wieder zu schneien begann, sanken die Flocken auf eine wohl vorbereitete, glatte, stolle Bahn. Sie sanken auf eine dünne, verharschte Schneedecke.

Hoteliers, Skilehrer, Wintersportler in ganz Vorarlberg atmeten auf. Endlich Schnee!

Ein Stoßseufzer der Erleichterung. Aber auch ein grausamer, ein kaum faßbarer Zynismus des Schicksals: Mit diesem so freudig begrüßten, so sehnlichst erwarteten Schnee am 8. Januar 1954 begann der Untergang von Blons.

»Der Weiße Tod«, schrieb Eugen Dobler, »war bereit, die Falle springen zu lassen.«

Der Weiße Tod legte seine Falle sanft und lautlos.

Im nächsten Heft: »... sondern erlöse uns von dem Übel!« — Die schrecklichsten Stunden ihres Lebens.



Schon heute ist jede dritte Tube Mayonnaise, die in unserem Lande verzehrt wird, eine Tube Thomy's. In der Schweiz und in Italien, überall, wo man gutes Essen liebt, schätzt man diese pikante Spezialität. Weil Thomy's Mayonnaise so delikat ist, wurde sie auf der internationalen Kochkunstausstellung in Bern mit der goldenen Medaille ausgezeichnet. — Ihr sahnig-milder, feinwürziger Geschmack paßt zu Wurst und Fleisch, zu Fisch und Eiern. Auch allein mit Brot wird sie sehr gern gegessen. Dem Feinschmecker ist Thomy's Mayonnaise bei der Zubereitung von Salaten und beim Garnieren unentbehrlich. Aus Eigelb und reinen Pflanzenölen und mit natürlichen Gewürzen wird diese »feinste Mayonnaise« hergestellt. Dabei wird sie ganz besonders intensiv emulgiert. Sie schadet der schlanken Linie nicht und ist so rein und auch so bekömmlich wie ihre beiden Geschwister:

Thomy's Delikatess-Senf und Thomy's Tomatenpurée.



Thomy's die 3 Delikatessen
-nach Schweizer Art



»Stellen Sie die Scheinwerfer ab«, bat Otto John, als er anlässlich der Pressekonferenz am 11. August 1954 auf der Bühne des Ost-Berliner Presseclubs Platz nahm. Er richtete seine Bitte an Dr. Girus (rechts neben ihm). Dr. Girus war offiziell der Leiter der Veranstaltung. Doch: »Er war auch nur Statist wie ich«, schildert John die Situation.

Otto John: So war es

Zum erstenmal erzählt der ehemalige Präsident des Bonner Verfassungsschutzamtes seine Erlebnisse hinter dem Eisernen Vorhang. KRISTALL veröffentlicht diesen Bericht als authentischen Beitrag zum Zeitgeschehen.

Als Otto John am 21. Juli 1954 aufwachte, war er umgeben von sowjetischen Staatssicherheitsbeamten. Sie waren höflich, freundlich zu ihm, aber er blieb keine Sekunde unbeobachtet. Was hatten sie mit ihm vor? »Eine Art Zusammenarbeit« übersetzte der Dolmetscher die Worte General Pitowranows, des ersten höheren Offiziers, der John besuchte. Bedeutete das, daß man ihn nachrichtendienstlich vernahmen wollte? Mit allen Mitteln?

Dem Präsidenten der Bonner Abwehr waren die Mittel der Sowjets nicht unbekannt, mit denen sie Aussagen erzwangen. Dagegen gab es für John nur eines: »Mitspielen«, wie es in der Abwehrrsprache heißt. Kaum glaubten die Sowjets, Johns Widerstand sei gebrochen, da änderten sie ihr Verhalten. John wurde umquartiert, bekam größere Bequemlichkeiten. Aber brachte ihm die neue Umgebung auch wirklich die erhoffte Freiheit?

Das Haus, in dem man mich für die »Zusammenarbeit mit den Sowjets« vorbereitete, war eine Zehn-Zimmer-Villa im Ost-Berliner Sperrgebiet Karlshorst. Jede Stilart der vergangenen fünfzig Jahre war in ihrem Mobiliar vertreten. Im großen Wohnzimmer standen ein Bechstein-Flügel und einige mit rotem Samt bezogene vergoldete Stühle, die sicherlich aus einem der brandenburgischen Schlösser stammten. Später

erfuhr ich von den Russen, daß sie in dieser Villa früher prominente westdeutsche Politiker zu Besprechungen empfangen hatten.

Ein russischer Militärkoch und ein junger Dolmetscher, der mir erzählte, daß er sich durch einen Fernkurs auf ein juristisches Examen vorbereite, hatten mich im Haus zu betreuen. Beide waren überaus höflich und freundlich. Außerdem gab es mehr als zwölf Bewacher, die sich in Schichten ablösten. Sie waren alle jung und sehr zurückhaltend. Sie benutzten jede Gelegenheit, etwas zu lesen oder zu studieren, auch nachts, wenn sie vom Nebenzimmer aus, durch eine offene Doppeltür, meinen Schlaf zu bewachen hatten.

Dieser Umzug war nicht nur ein Szenenwechsel. Mit dem neuen Haus wurde eine neue Phase meiner Behandlung eingeleitet. Dabei bestand eine Art unausgesprochener Vereinbarung, das Thema meiner Verschleppung nicht mehr zu berühren. Wenn die Sowjets spürten, daß ich deprimiert oder mit meinen Gedanken nicht bei der Sache war, wurde mir Mut zugesprochen oder zugeflüstert: »Doktor, nicht zurückdenken! Vorwärtsdenken!« Ich verstand sehr wohl, was damit gemeint war.

Beim Einzug war mir gesagt worden, daß ich diese Villa nun als mein Haus betrachten sollte und im Haus selbst über alles bestimmen könnte. Dreimal täglich erschien »mein« Koch mit gefüllten Kartons und bereitete aus ihrem Inhalt die erlesensten russischen Gerichte. Auch für das Trinken war reichlich gesorgt. Unter anderen Umständen hätten die gebotenen russischen Spezialitäten, wie vorzüglicher Kaviar, ein Crenuß für mich sein können. So aber beschränkte ich mich beim Essen nur auf das Notwendigste.

Ich hielt mich meistens im Wohnzimmer auf, in dem der Flügel und die vergoldeten Stühle standen. Meine Bewacher blieben jetzt fast nur auf dem Flur, bewachten aber jeden Gang von mir aus dem Zimmer. Es war schon eine große Erleichterung für mich, daß ich wenigstens eine Zeitlang im Zimmer allein gelassen wurde. Ich versuchte, sobald ich allein war, von den Fenstern aus die Nachbarschaft zu erkunden. Aber damit kam ich nicht weit. Ich konnte nur den Garten und hinter den Bäumen einige Villen sehen. Aber ich sah keinen Menschen. Auf der Straße und um das Haus herum war es unheimlich still.

Kurz nach meinem Einzug in diese »Prominenten-Villa« erschien ein Russe, der mich begrüßte wie einen alten Bekannten, obgleich ich ihn noch nie gesehen hatte. Er war ein mittelgroßer Mann, etwa Mitte Dreißig, hatte tiefschwarzes Haar und eine randlose Brille. Anfangs war er mir unsympathisch, obgleich er angenehm gepflegt aussah. Wenn ich ihm irgendwo in Paris begegnet wäre, hätte ich ihn für einen Franzosen aus Südfrankreich, nicht für einen Russen gehalten. Aber es störte mich einfach, daß dieser Mann beim Sprechen an mir vorbei oder auf den Tisch oder auf den Boden sah und sein Gesicht oft nervös verzog. Als ich ihn dann näher kennenlernte, kam ich zu der Überzeugung, daß er, im Gegensatz zu meinen ersten Eindrücken, ein anständiger und gebildeter Mann war, der mir nicht übelwollte. Er hieß Tschernow und gab sich mir gegenüber wie ein Berufsdiplomate.

Tschernow brachte mir die ersten Zeitungsberichte aus West-Berlin und der Bundesrepublik. Da war kein Wort zu lesen, das mich hätte aufrichten können. Ich wurde fast ausnahmslos des Verrats beschuldigt. Alles, was die Sowjets brauchten, um meine »Flucht« nach Ost-Berlin glaubhaft zu machen, stand in der westdeutschen Presse.

Da saß ich nun als Gefangener eines sowjetischen Geheimdienstes, seinen damals noch stalinistischen Machenschaften preisgegeben. Aus dem Westen, wohin mein ganzes Füh-

Fortsetzung Seite 18

NEPTUN

Typ apart

ist eine duftige
Filter-Cigarette
aus dem Hause Kyriazi.

Sie hat
das gewisse Etwas ...

Statue vom NEPTUN-Brunnen in Bologna von Giambologna



10 Pf



Gönnen Sie sich
nach dem Rasieren
als köstlichen Abschluß

PALMOLIVE-RASIERWASSER

... auch „IHR“ zuliebe!

Auch „Sie“ hat das gern, jenen Hauch von Gepflegtheit, den Palmolive-Rasierwasser Ihnen verleiht. „Palmolive“ auf die frisch-rasierte Haut – das belebt, das erfrischt, das macht Ihre Haut geschmeidig. Es läßt Sie spüren, wie köstlich ein Rasierwasser sein kann.



DM 1.80 DM 2.75 DM 4.50

**Laß Dir raten,
sorg für Dich!**

Das sagt so manche umsichtige Frau jenen Männern, die sich vom Betrieb und der Hetze einfangen lassen und ihre Gesundheit nicht genügend achten. Hier empfiehlt sich Galama zur Beruhigung von Herz und Nerven und damit zur vorsorglichen Pflege der Gesundheit. Rein pflanzlich.

**Gesundes Herz
Starke Nerven
Tiefer Schlaf**

Galama
im Reformhaus

Otto John: So war es

Fortsetzung von Seite 16

len und Denken zurückstrebte, strömte mir eine Flut von Verleumdungen entgegen. Da stand ich nun allein zwischen den zwei gegen mich gerichteten Fronten des Ostens und des Westens. Dabei war mir die öffentliche Verfehlung des Westens unangenehmer als die Bedrängnis durch den Osten. Aber gleichzeitig war es ein Grund mehr für mich, alles zu tun, was ich in meiner Lage verantworten konnte, um wieder lebend in den Westen zu kommen.

Den Sowjets waren diese Veröffentlichungen in der Bundesrepublik gegen mich ein willkommenes Mittel, um mir einzureden, daß meine Existenz in der Bundesrepublik nun völlig unmöglich geworden sei, daß ich mich ihnen jetzt erst recht anvertrauen müsse, um unter ihrem Schutz ein neues Leben für ein neues Deutschland zu beginnen.

General Pitovranow sagte einmal zu mir: »Da sehen Sie, in der Bundesrepublik sind alle Ihre Feinde, in der DDR alle Ihre Freunde! Die Sowjetunion, das ganze Friedenslager, viele Millionen Menschen stehen hinter Ihnen! Sie müssen jetzt weiterkämpfen!«

Gleich am ersten Nachmittag in meiner neuen Villa begann die Zusammenarbeit. General Pitovranow überraschte mich mit dem Vorschlag, ich solle im Rundfunk erklären, daß ich in die DDR geflüchtet sei, weil ich in der Bundesrepublik verfolgt worden sei. Dieser Vorschlag erschien mir absurd. Eine solche Erklärung konnte auch in der Bundesrepublik nur absurd wirken. Deshalb ging ich scheinbar bereitwillig darauf ein. Ich war mir wohl bewußt, daß ich mißbraucht werden sollte.

Schon während unserer ersten Unterhaltung hatte der General mich aufgefordert, an meine Frau zu schreiben, um sie zu mir in den Osten zu holen. Das kam für mich selbstverständlich nicht in Betracht. Und damit hatte ich den Gedanken ans Briefschreiben aufgegeben.

Als mich nun am Abend meines Umzugs Tschernow plötzlich aufforderte, noch schnell einen Brief an meine Frau zu schreiben, er würde ihn befördern, da mußte ich ihn ohne langes Überlegen formulieren.

Ich schrieb: »Umstände, die ich noch nicht erklären kann, haben mich gezwungen, einen Schritt zu tun, den ich später erklären werde.« Dabei hatte ich die Worte »noch« und »gezwungen« unterstrichen. Ich war ganz sicher, daß meine Frau und meine Mitarbeiter im Amt meine Lage richtig verstehen würden, wenn der Brief wirklich ankam.

Und er kam an. Meine Frau und meine Mitarbeiter im Amt haben diesen Brief tatsächlich richtig verstanden und ihn so gedeutet, wie er gemeint war. Das erkannte ich am Antwortbrief meiner Frau.

Voll Sorge, ich könnte aus Verzweiflung über meine Lage meinem Leben ein Ende machen, schrieb sie: »Das Geschenk des Lebens ist das höchste aller Güter. Danke daran und erhalte Dir Deine Gesundheit!«

Diese Worte meiner Frau haben mich wohl letzten Endes davor bewahrt, Selbstmord zu begehen. Sie erreichten mich während der Vorbereitungen zur Pressekonferenz. Tag für Tag bearbeiteten mich damals zehn bis zwölf »sachverständige« Russen, die einzeln oder in Form von Diskussionen mich auf die Gegenüberstellung mit der Weltöffentlichkeit »präparierten«.

Alles, was die Russen zur Begründung meines angeblich freiwilligen Übertritts erdichteten, wurde erhärtet durch eine Falschmeldung, die kurz vor meinem Verschwinden im

Ostsektor in einigen westdeutschen Zeitungen gestanden hatte.

Danach sollte Bundesinnenminister Schröder einigen Journalisten »streng vertraulich« seine Absicht mitgeteilt haben, mich »demnächst« aus dem Amt zu entlassen.

Mein Amt brachte es mit sich, politischen Anfeindungen in der Presse ausgesetzt zu sein. Ich hatte damals diese Meldung als übliche Diffamierung aufgefaßt und sie auf sich beruhen lassen. Die Sowjets in Karlshorst aber hatten sie parat und hielten sie mir vor. Das war ein plausibler Grund, den die Sowjets brauch-



Vom Blatt ablesend, gab John den Wortlaut seiner Erklärung der Welt-Presse bekannt. Wollte er damit zeigen, daß es nicht seine Worte waren?

ten! Und deshalb blieb mir gar nichts anderes übrig, als in meiner ersten Rundfunckerklärung, die ich auf Band sprechen mußte, zu sagen, daß ich in die Deutsche Demokratische Republik gegangen sei, »weil der Bundesinnenminister mir durch die angedrohte Amtsenthebung eine politische Betätigung in der Bundesrepublik unmöglich gemacht habe«.

Diese erste Rundfunckerklärung von mir sollte aber außerdem mit einem »Appell an das deutsche Volk für die Wiedervereinigung« im Sinne der östlichen Propaganda gekrönt werden. Auch dafür hatten die Russen Tatsachenmaterial bereit. Sie gaben mir Berichte über den Evangelischen Kirchentag, der einige Wochen zuvor in Leipzig stattgefunden hatte und über den ich kaum etwas wußte. Ich mußte auch diesen Kirchentag als Vorbild für die Wiedervereinigung des deutschen Volkes preisen.

Zu den »Proben« für die Pressekonferenz, die für den 11. August vorgesehen war, erschien ein Deutscher, der mir als Dr. Girnus vorgestellt wurde. Dem Namen nach war er mir bekannt als Mitarbeiter des »Ausschusses für Deutsche Einheit«. Heute ist er Staatssekretär für das Hochschulwesen.

Girnus war der erste Funktionär der sogenannten Deutschen Demokratischen Republik, der mir begegnete. Bei den Besprechungen mit den Sowjets war er zunächst sehr zurückhaltend. Er war als Leiter für die Pressekonferenz vorgesehen. So bekam sie den Anstrich einer deutschen Veranstaltung. In Wirklichkeit lag die gesamte Vorbereitung und Ausführung der Pressekonferenz in russischen Händen. Dr. Girnus war nur ein Statist wie ich.

Für die Pressekonferenz wurde eine Reihe von Erklärungen entwor-

fen. Dabei versuchte ich immer wieder, mich auf allgemeine Fragen zu beschränken. Aber die Russen bestanden darauf, Tatsachen und Namen zu nennen. Dabei habe ich willkürlich wahre und erfundene Tatsachen gemischt. Es kam mir darauf an, wirklichen Schaden über die Propagandawirkung hinaus zu verhüten. Persönliche Verärgerungen über mein Zitieren von Namen nahm ich in Kauf, in der Hoffnung, den Betroffenen eines Tages den Mißbrauch ihres Namens durch die Zwangslage, in der ich mich befand, verständlich machen zu können. Gewisse Angaben in Verbindung mit Namen habe ich ohne Rücksicht auf die Betroffenen gemacht, weil deren politische Betätigung in der Bundesrepublik schon vorher Gegenstand öffentlicher Kritik war.

Alles, was ich während dieser Gespräche mit den Russen zu Papier

brachte, wurde sofort ins Russische übersetzt und aus dem Haus gebracht. Irgendwo mußte also ein Mensch sitzen, der die Vorbereitung der Pressekonferenz leitete, aber völlig im Hintergrund blieb.

Eines Tages tauchte er plötzlich auf. Der General stellte ihn mir als »Genosse Michailow« aus Moskau vor. Er war ein erfahrener Funktionär der mittleren Generation, die jetzt in Moskau die herrschende Schicht bildet, und sollte mir noch sehr viel und schwer zu schaffen machen. Aus der Art, wie er mit dem General umging und sprach, war mir klar, daß er mindestens im gleichen Rang wie der General stand und bei allen mich betreffenden Angelegenheiten das entscheidende Wort zu sprechen hatte.

Er war es offensichtlich überdrüssig, aus dem Hintergrund zu steuern. Er sagte mir, daß er meinetwegen

aus Moskau nach Berlin geflogen sei. Er setzte sich ohne viele Umstände an den Tisch und nahm den Entwurf meiner Presseerklärung vor. Er belehrte mich über den Inhalt und die Bedeutung der EVG-Verträge, über die Aufgabe und Tätigkeit der Organisation Gehlen, über die NATO-Politik und vor allem auch über die deutschen »Revanchisten«.

Aus den »Vorschlägen« Michailows entstanden dann die Sätze meiner Presseerklärung, die sich mit der Europäischen Verteidigungs-Gemeinschaft und der angeblichen Tätigkeit der Organisation Gehlen in Frankreich befassen. Wenn ich selbst bei der Umformulierung der »Vorschläge« Michailows zögerte, pflegte er mich zu ermuntern:

»Schlagen Sie! Sonst werden Sie geschlagen!«

Auch ohne diese unmißverständlichen Worte, die ich häufig von dem

General zu hören bekam, wußte ich, was die Russen wollten, und ich tat für die Befriedigung ihrer Wünsche, was ich in meiner Lage für geboten und vertretbar hielt, das heißt, soweit ich das selbst in dem Notstand, in dem ich mich befand, verantworten konnte.

Als die Erklärung für die Pressekonferenz schon fertig formuliert war, ereignete sich ein unheimlicher »Zufall«. Die Russen brachten mir den Wortlaut einer Erklärung, die Bundeskanzler Adenauer am Tage zuvor im Rundfunk über den »Fall John« abgegeben hatte.

Darin hieß es, das Schlimmste an meiner Rundfunk-Erklärung in Ost-Berlin sei die Behauptung, daß ich die Geheimabreden zur Europäischen Verteidigungs-Gemeinschaft kenne. Es ist mir bis heute noch unklar, wer oder was Herrn Dr.

Fortsetzung Seite 26

Scharlachberg MEISTERBRAND

Freund



Die rechte Stunde

Wer möchte die behagliche, ungezwungene Plauderstunde am prasselnden Kaminfeuer missen? Man spricht über die sportlichen Ereignisse des Tages, trifft Verabredungen für den nahenden Abend. Natürlich ist Scharlachberg Meisterbrand dabei, der schafft erst die rechte Stimmung und Atmosphäre.

Freunde edlen Weinbrands schätzen Scharlachberg Meisterbrand

... weil
sie
Frauen
sind

Die große Kriminalserie von Erik Verg

Die Geschworene weinte

Sie kämpften verzweifelt um ihre Liebe: die Französin Yvonne Chevallier, die ihren Mann erschoss und freigesprochen wurde; die Engländerin Ruth Ellis, die ihren Freund tötete und dafür gehängt wurde; und die Deutsche Irmgard Larisch: Ihre Liebe brachte sie vor das Schwurgericht und — ins Zuchthaus. Die Spuren ihres elenden Lebens aber, die Motive zu ihrer Tat fügen sich zu einem der erschütterndsten Prozesse der Nachkriegszeit.

Seit rund dreißig Jahren war Hans Simon Anwalt in Hamburg, und in diesen dreißig Jahren hatte es kaum eine Verhandlung gegeben, in der er nicht ein Blatt Papier vor sich liegen hatte, um die Zeugen oder den Angeklagten oder die Schöffen zu porträtieren. »So kann ich sie am besten studieren«, entschuldigte er sich. Früher hatte Simon einmal Kunstmaler werden wollen.

In der Schwurgerichtsverhandlung vom 11. und 12. Oktober 1956 zeichnete Rechtsanwalt Simon nicht. Einen Fall von solcher Tragik gibt es nur einmal in vielen Jahren, vielleicht nur einmal in der Karriere eines Anwalts. Da hört er plötzlich auf, nur Anwalt des Rechts zu sein, da wird er mit Leib und Seele Anwalt des anderen Menschen, stellt sich vor ihm mit seiner ganzen Persönlichkeit, die mehr Gewicht hat, weil sie die Macht der Rede beherrscht, die Gesetze kennt und vor allem — nicht auf der Anklagebank sitzt.

»Der verehrte Herr Sachverständige«, sagte Rechtsanwalt Simon, »hat uns auseinandergesetzt, warum er der Angeklagten den Schutz des Paragraphen 51 Absatz 2 über die verminderte Zurechnungsfähigkeit im Zeitpunkt der Tat nicht zubilligen kann. Ich kenne Herrn Professor Dr. Langelüddecke als guten Psychiater und sehr gewissenhaften Gutachter. Auch in diesem Fall scheint sein Gutachten von zwingender Logik. — Und dennoch ist es falsch! Es muß falsch sein, weil der Sachverständige ein Mann ist. Kein Mann kann begreifen, was in einer Frau vorgeht, die das durchzumachen hatte, was Irmgard Larisch auferlegt war. Die Frau Geschworene wird mir recht geben.«

Die Büroangestellte Hertha Holtz war die einzige Frau am Richtertisch. Und die Erfahrung lehrt, daß es keine gnadenloseren Richter über Frauen gibt als — Frauen. Aber Hertha Holtz weinte.

Der Sachverständige, dessen Urteilsfähigkeit der Strafverteidiger in Zweifel gezogen hatte, schrieb ihm zwei Tage später einen Brief und erbot sich, dem Verteidiger, wenn irgend möglich, bei der Begründung eines Gnadengesuches behilflich zu sein.

Die Berichterstatter der Zeitungen konnten sich nicht erinnern, jemals nach Schluß einer Verhandlung ein so ausnahmslos schweigendes Auditorium erlebt zu haben. Die Zuhörer wagten nicht einmal zu husten. Sie gingen wortlos, beinahe auf Zehenspitzen, hinaus, um die einsame Verurteilung auf der Anklagebank nicht zu stören.

Das Gericht hatte sie verurteilt. Wegen Giftbeibringung mit Todesfolge. Aber wann hat schon in einer Urteilsbegründung schwarz auf weiß

ein solcher Schlußsatz gestanden: »Unter Abwägung aller Umstände hält das Gericht eine Zuchthausstrafe von zehn Jahren nicht für schuldangemessen, mußte aber auf eine Strafe in dieser Höhe erkennen, da § 229 Abs. 2 StGB diese Strafe als Mindestmaß zwingend vorschreibt. Wäre das Gericht in seiner Entscheidung frei gewesen, hätte es auf eine erheblich geringere Zuchthausstrafe erkannt.«

Ihren Vater hat Irmgard Larisch nicht gekannt. Vielleicht wußte ihre

letzten Klasse aus der Schule abgehen. Ihre Großmutter erblindete, und die Dreizehnjährige übernahm den Haushalt.

Selbst noch ein Kind, bekommt sie mit sechzehn Jahren ihr erstes Kind. Der Vater ist ein vierzigjähriger Bäckermeister. Das Kind hieß Ingeborg. Sie mußte es abgeben. Sie hatte auch später keine Verbindung mit ihm. Sie hörte nur, daß ihre Tochter nach dem Kriege nach England ausgewandert sein soll.

Mit achtzehn Jahren fand sie Arbeit als Bürohilfin in einem Steinbruchbetrieb. Mit einundzwanzig ging sie nach Berlin. In der großen Stadt war sie mal Hausangestellte, mal Bürohilfin, schließlich, nach Kriegsausbruch, Sortiererin bei der Post. Und als 1941 ein Kollege von der Post sich mit ihr befreundete, dauerte die Hoffnung auf das Glück auch nur so lange, bis diese Hoffnung der anderen weichen mußte, die die

lernte einen Kraftfahrer vom Transportkorps Speer kennen, der in Berlin stationiert war. Koert Hensema, ein Holländer, 29 Jahre alt, ebenso wie Irmgard Larisch.

Ein Riese, ein Kerl, vor dem man Angst haben konnte, wenn man ihn sah — und bei dem man sich sicher und geborgen fühlen mußte, wenn er einen in die Arme nahm.

Koert Hensema blieb. Er rannte auch nicht davon, als Irmgard ihm sagte, daß sie ein drittes Kind erwarte. Sie lebten zusammen. Sie liebten. Jedenfalls liebte Irmgard. Das gab ihrem Leben Sinn.

Die Transporteinheit feierte ein Fest. Man feierte hektisch in jenen Tagen. Wer wußte denn, ob es nicht das letzte Fest sein würde. Man trank viel. Der Kompanieführer (auch Transporteinheiten hatten militärische Bezeichnungen) tanzte mit Irmgard. Er drückte sie ein wenig fester an sich, als einem Fremden zustand. Er hatte wohl auch zuviel getrunken. Irmgard sträubte sich. »Ha, was«, dröhnte der Chef, »tu doch nicht so. Beim Koert sagst du doch auch nicht nein.« Irmgard schob ihn noch weiter von sich. »Das ist etwas ganz anderes. Wir werden heiraten.«

Der Chef lachte schallend. »Heiraten? Ja, weißt du denn nicht, daß Hensema in Holland längst verheiratet ist?«

Irmgard riß sich los. Sie lief nach Hause. Zerknirscht folgte ihr der Riese. Der Chef hatte ihn gewarnt. Koert Hensema gestand. »Ja, ich bin verheiratet, aber ich will nicht mehr zurück.«

Sollte sie ihn von sich stoßen und wieder allein sein? Jetzt mit zwei Kindern? Die Vernunft hätte wohl bei jeder Frau dagegen gesprochen. Aber bei Irmgard Larisch war es nicht die Vernunft, sondern die Liebe, die entschied, und es war nicht Berechnung, sondern Verzeihung.

Sie schrieb nach Holland. Sie sagte, daß sie mit Koert Hensema lebe und daß sie ein Kind hätten. Und sie fragte, was nun geschehen solle. Frau Hensema antwortete: Sie denke nicht daran, das deutsche Kind aufzunehmen, und ihr Mann möge auch bleiben, wo der Pfeffer, oder besser, wo das Sauerkraut wächst.

Das war eine schöne Antwort in den Augen Irmgards. Sie durfte Koert behalten! Sie schrieb wieder. Sie bat Frau Hensema, die Scheidung zu veranlassen. Es war zu spät. Holland war von den Alliierten besetzt, der Krieg stand vor seinem Ende. Das hieß nicht nur, daß Irmgards Brief überhaupt nicht in Holland ankam, das hieß auch, daß der »Kollaborateur« Koert Hensema nicht in seine Heimat zurückkehren konnte.

Viele Holländer waren damals in der gleichen Lage. Zwölf von ihnen traten im Mai 1945 in der Paulskirche zu Berlin mit deutschen Frauen vor den Traualtar. Der Pfarrer gab ihnen den Segen. Ein Standesamt konnte es nicht tun, denn kaum einer von den zwölf hätte die nötigen Papiere auf den Tisch legen können.

Irmgard Larisch war Irmgard Hensema geworden. »Vor-Gott und den

Die Geschichte einer faszinierenden Frau
und einer Zeit in Glanz und Zwielicht:

Ein Glas Malaga wie damals

KRISTALL ist den Spuren einer seltsamen Frau nachgegangen. Sie kam aus dem schummrigen Licht eines Bierlokals in Berlin-Moabit und wehte hinein in die glänzende Welt des Films und des Luxus. Sie tanzte während der glänzendsten Zeitspanne des deutschen Films mit im Reigen der verwöhnten und skandalumwitterten Lieblinge der Leinwand. Ihre erregende Geschichte, zugleich die Geschichte einer aufregenden Zeit mit vertrauten Namen und Schicksalen beginnt

Kristall im nächsten Heft

Mutter nicht einmal seinen Namen? Wenn Irmgard sich an diese Mutter erinnert, duckt sie sich. »Mutter« bedeutet für sie laute, häßliche Worte, Schläge. Aber die Mutter kam zum Glück nur selten nach Seiffersdorf in Schlesien, wo Irmgard am 5. Mai 1914 geboren worden war und seitdem bei ihren Großeltern wohnte. Was die Mutter in Berlin trieb, wußte niemand genau. Sie soll Hausangestellte gewesen sein. Später wurde sie wegen »vorzeitiger psychischer Abbauerscheinungen« in eine Anstalt eingewiesen. Irmgard mußte in der

Leute eine »gute Hoffnung« nennen. 1942 war das zweite Kind da — und der zweite Vater weg. Er wollte weder etwas von Irmgard noch von seinem Sohn Helmut wissen.

Eine leichtsinnige Frau? Vielleicht. Aber wer will das aus dem sicheren Port einer guten Ehe oder auch nur einer intellektuellen oder beruflichen Zufriedenheit gerecht beurteilen.

Es war Krieg. 1943 begannen die Bomben auf Berlin zu regnen. Die Menschen rückten zusammen. Nicht nur äußerlich, weil die Wohnungen knapper wurden. Irmgard Larisch



EINE NEUSCHÖPFUNG INTERNATIONALEN STILS



Exklusiv fotografiert für Peer de Luxe: Hotel Hilton Berlin, Dachgarten



10 Stück
GOLD-MUNDSTÜCK
FILTER
DM 1,-

KRISTINUS
PEER

de Luxe

Das großzügige, nur wenigen Cigaretten der Weltklasse vorbehalten Format *de Luxe* ist einmalig für Deutschland. Es ermöglicht eine betont leichte Mischung, die durch eine besonders klare Geschmacksnote charakterisiert wird. Das krönende Goldmundstück läßt das köstliche Aroma unangetastet und gewährt einen Rauchgenuß von selten erlebter Reinheit.

PEER *de Luxe* ANBIETEN - IMMER EINE NOBLE GESTE

KAFIX

30 Tassen DM 1,-

„Mutti weiß schon, was gut ist!“

KAFIX mögen alle,
auch die Kinder.
Typisches Beispiel: Christl.
KAFIX schmeckt und bekommt.
KAFIX – kinderleicht zu be-
reiten, auch von den
Kindern selbst.



KAFIX, der gehaltvolle Koffeesurrogat-
Extrakt in Pulverform, ganz löslich

- schnell bereit zu jeder Zeit
- ganz vortrefflich im Geschmack
- sehr bekömmlich und gesund

Das erfrischende
Früh bis Spät  Heiß oder Kalt
Getränk



RAPID-KAFFEE GMBH AUGSBURG

Schnelle Linderung bei Rheuma- und Muskelschmerzen

Die in Deutschland neue, in vielen Län-
dern millionenfach bewährte Algesal-
Salbe wirkt erstaunlich schnell schmerz-
lindernd bei Rheumatismus, Ischias,
Gicht und ähnlichen Beschwerden. Die
Wirkung von Algesal bleibt nicht ober-
flächlich. Es verursacht keine lokale Rei-
zung und Rötung, kein unangenehmes
Brennen auf der Haut. Algesal dringt in
die Tiefe der Gewebe und Gelenke ein,
direkt an den Sitz des Übels. Dadurch
erklärt sich die schnelle Wirkung von
Algesal und die fast augenblickliche



Erleichterung, die nach dem Einreiben
zu verspüren ist. Algesal schmutzt nicht,
ein Verband ist unnötig. Original-Packung
DM 3,60 nur in Apotheken.

... weil sie Frauen sind

Fortsetzung von Seite 26

Menschen hatte der Pfarrer gesagt. Er mußte es doch wissen. Die dann 1946 geborene Jantje hatte einen ehrlichen Namen, einen Vatersnamen, wie alle Kinder ihn haben, denen man nichts nachruft.

Man braucht in Deutschland nicht zu erzählen, daß es jemandem von 1945 bis 1948 schlechtging. Es ging fast allen schlecht.

Irmgard Larisch klagte nicht. Im Gegenteil. »Im Juli 1948 — wo für andere alles besser wurde — fing das Unglück eigentlich an«, sagte sie vor Gericht. — Sie hatte eine Fehlgeburt gehabt, eine recht gefährliche, und als sie wieder genesen war, war Koert Hensema verschwunden.

Irmgard war in größter Sorge. Was konnte ihm passiert sein? Er arbeitete selbständig mit einem kleinen Lieferwagen als »Spediteur«. Er machte Lohnfahrten. Der Wagen war auch weg. Sie wußte ja nichts davon, was Kollegen, Bekannte und sogar Nachbarn längst wußten. Ein Zeuge sagte vor Gericht: »Er trieb sich in Lokalen herum, machte Schulden, unterschlug auch gelegentlich das Geld seiner Auftraggeber und prahlte, wenn er, wie meist, betrunken war, mit seinen Erfolgen bei Frauen.«

In ihrer Angst ging Irmgard zum holländischen Konsul. Vielleicht wußte er was? »Da sind Sie bei uns verkehrt. Im französischen Sektor hat man ihn festgenommen wegen Schwarzhandels, wegen Zuckerschleubungen von Ost nach West.«

Frau Irmgard machte sich auf den Weg zu den Franzosen. Sie bat und weinte und bekam ihn frei. Nicht ihn allein, sondern auch eine Frau, mit der er bei der Verhaftung zusammengewesen war. Es war nicht schwer, an ihrem Benehmen zu erkennen, welcher Tätigkeit diese Frau nachging. Frech sagte sie zu Irmgard: »Ihr Mann bleibt bei mir.«

Koert Hensema ging zwar mit nach Hause, aber immer häufiger kam es vor, daß er eine Nacht wegblieb oder auch zwei. Diese Frau hatte Hildegard geheißen. Sie blieb nicht die einzige. Nicht die einzige Frau und nicht die einzige Hildegard. Hensema schien von einem »Hildegard-Komplex« befallen. Von den zehn Frauen, von denen Irmgard im Laufe der Zeit erfuhr, hießen fünf Hildegard.

Irmgard kämpfte um ihren Mann. Wenn sie wußte, wer die Frau war, die ihr bescheidenes Glück bedrohte, ging sie hin und bat, die Rivalin möge von dem Mann ablassen. Manchmal nahm sie die andere Frau mit zu sich nach Hause und zeigte der anderen ihre Kinder. Und meistens genügte das.

»Hier kann ich nicht bleiben«, sagte Hensema eines Tages zu ihr. »Ich gehe nach Hamburg und fange etwas Vernünftiges an.«

Vielleicht hatte er recht. Man hatte ihn wegen Schwarzhandels verurteilt, aber weil die Frau einen so zuverlässigen Eindruck machte, hatte man ihm eine Bewährungsfrist gegeben.

»Es geht großartig«, schrieb er aus Hamburg, »verkaufe alles und komm mit den Kindern hierher.«

Tausend Mark bekam Irmgard für all ihre Habe, aber dann mußte sie auf den Interzonenpaß warten. Mit ihren drei Kindern kroch sie bei einer Freundin unter, die selbst zehn Kinder hatte. Sie hatte Hensema die 1000 D-Mark nach Hamburg geschickt.

Ehe Irmgard den Interzonenpaß bekam, tauchte Hensema wieder in Berlin auf. Ohne Geld. Er sei betrogen worden, man habe es ihm abgenommen.

»Wie war das? Wer hat dich betrogen?«

»Das ist eine komplizierte Geschichte. Das verstehst du sowieso nicht.«

Es waren sehr schwere Zeiten, die jetzt folgten. Als Ausländer bekam Hensema keine Arbeit, Irmgard

mußte dafür sorgen, daß sie genug zu essen hatten. Sie besorgte sich einen Gewerbeschein und handelte an der Sektorengrenze mit Süßwaren. Nun ja, das wäre vielleicht nicht so einträglich gewesen, wenn man nicht auch ein bißchen mit Kaffee und amerikanischen Zigaretten gehandelt hätte. Natürlich nicht am Stand. Diesen Teil des Geschäftes besorgte Hensema. Aber als die Sache aufflog, da nahm Irmgard die ganze Schuld auf sich, denn bei ihm lief ja noch eine Bewährungsfrist.

Das Amtsgericht Berlin-Tiergarten verurteilte sie zu drei Monaten Gefängnis, 200 Mark Geldstrafe und 700 Mark Wertersatz. Das war ein harter Schlag, denn sie hatte das Geschäft gerade vergrößern wollen. Sie wollte ein kleines Holzhaus kaufen. Und nun war das Ersparte dahin. Zum Glück brauchte sie wenigstens die Gefängnisstrafe nicht gleich anzutreten. Ob das wirklich ein Glück war, bleibt in Anbetracht späterer Ereignisse fraglich.

Irmgard ließ sich von einer Bekannten 1100 DM für den vergrößerten Verkaufsstand — und Hensema steckte das Geld ein und verschwand. Nach Tagen kam er wieder und gestand ohne Umschweife, daß eine Frau ihm das Geld abgenommen hatte. Er machte auch sonst schon seit einiger Zeit kein Hehl mehr daraus, daß er das Geld, das er aus der Ladenkasse zu nehmen pflegte, mit Frauen vertat. Er hatte sich daran gewöhnt zu gestehen, weil Irmgard ihn daran gewöhnt hatte, daß



Das ist Irmgard Larisch, vierzig Jahre alt, Mutter von vier Kindern. Wer in ihr Gesicht schaut, weiß, sie hat wenig Freude, wenig Liebe gekannt.

sie ihm verzieh. »Weil ich ihn liebte«, sagte sie damals und später.

Irmgards Kindern merkte niemand etwas von den Verhältnissen zu Hause an. Sie waren blitzsauber angezogen und gut erzogen.

Im Oktober 1953 verschwand Hensema wieder einmal mit der Ladenkasse. Diesmal wollte er nach Holland gehen, um seine Mutter zu besuchen. Er hatte nicht mehr daran gedacht, daß man ihn in Holland wegen »Zusammenarbeit mit dem Feinde« zu 15 Jahren Freiheitsstrafe verurteilt hatte. Man nahm ihn an der Grenze fest und sperrte ihn sofort ein.

Ausgerechnet in diesem Moment bekam Irmgard die Aufforderung zum Strafantritt. Und ausgerechnet in diesem Moment bekam sie die Mitteilung, daß die kirchliche Trauung von 1945 null und nichtig sei, da sie noch immer nicht durch eine standesamtliche Eheschließung bekräftigt

Otto John: So war es

ihm nicht beim Schwindeln ertappen und überführen lassen durfte.

Also gestand ich ihm dann auch auf sein intensives Drängen ein, daß es den erwähnten geheimen Vertragsentwurf gab.

Über diesen Entwurf entspann sich nun ein harter Wortwechsel, der damit endete, daß Michailow darauf bestand, meine Erklärung für die Presse entsprechend zu ergänzen. Und das tat er höchstpersönlich: Demgegenüber (gegenüber den Erklärungen Dr. Adenauers) erkläre ich auf Grund meiner Kenntnis als Präsident des Bundesamtes für Verfassungsschutz, daß es Geheimabkommen zur EVG gibt, die Dr. Adenauer zu hüten versucht... Aber ich

konnte Michailow keineswegs dazu bewegen, diesen Satz, den er zuerst für sich selbst russisch formuliert hatte, zu ändern. Ich wollte ihm einreden, daß es auf deutsch sonderbar klingen würde, wenn ich selbst von mir sagte: »in meiner Eigenschaft als Präsident des Bundesamtes für Verfassungsschutz«. Aber er bestand darauf. Ebenso bestand er darauf, daß ich das Wort »Geheimabkommen« sagte und nicht, wie ich vorgeschlagen hatte, »Geheimabreden«. Aber das konnte ich dann doch noch einschmuggeln.

Schließlich wurden noch ganz präzise Komplexe für die Presse der Ostblockstaaten formuliert, für deren Fragen man mich präparierte.

»John ist ein Gefangener«

Als ich die Bühne im Presseclub in der Friedrichstraße betrat, blendeten mich grelle Scheinwerfer. Ich wußte nicht, wie groß das Auditorium war, vor dem ich stand, und wer sich darunter befand. Deshalb bat ich Dr. Girus, die Scheinwerfer abstellen zu lassen. Was ich nun sah, überraschte mich. Zwischen Funklionären des Staatssicherheitsdienstes sah ich mir bekannte Journalisten aus dem Westen: Gaston Coblenz von der New York Herald Tribune, Sefton Delmer vom Daily Express und Karl Robsen vom News Chronicle. Eine Reihe anderer Journalisten kannte ich aus Bonn.

Die Pressekonferenz verlief wie gewohnt — bis zu dem Augenblick, als eine Hamburger Journalistin aufstand und mich fragte:

»Herr John, haben Sie tatsächlich an Ihre Frau geschrieben: »Umstände, die ich noch nicht erklären kann, haben mich gezwungen, einen Schritt zu tun, den ich später erklären werde...?«

Diese Frage hätte mich beinahe aus der Fassung gebracht. Mir war neu, daß der Brief an meine Frau der Presse bekanntgeworden war. Ich fühlte mich den Russen gegenüber entlarvt.

»Ja, so ungefähr habe ich geschrieben«, stotterte ich.

Die Reporterin ließ sich aber nicht abspeisen und fragte weiter:

»Also auch das Wort »gezwungen«?

Ehe ich etwas sagen konnte, griff Dr. Girus ein. Er unterbrach die Journalistin barsch und rettete mit allgemeinen Worten die Pressekonferenz. In der Broschüre, die Girus später herausgab, ist dieses kurze Frage-und-Antwort-Spiel entstellt wiedergegeben worden.

Am Schluß der Pressekonferenz verließ ich, entgegen der Vereinbarung mit den Russen, die Bühne, um Karl Robsen und Sefton Delmer zu begrüßen. Dr. Girus folgte mir. Sofort war ich von einem dichten Ring von Staatssicherheitsbeamten umgeben. Aber es gelang mir, Robsen und Delmer, denen sich Coblenz anschloß, hinter die Bühne in einen Erfrischungsraum zu führen. Dr. Girus widersprach nicht. Aber leider gelang es mir nicht, mit den westlichen Journalisten unbewacht zu sprechen. Delmer begriff meine Lage. Er schrieb: »John ist ein Gefangener.«

Man hat mir später vorgehalten, ich hätte auf der Pressekonferenz die Wahrheit sagen müssen. Wem hätte ich damit genützt? Jeder, der mir mein Verhalten vorwirft, sollte sich zunächst einmal selbst prüfen, wofür er wirklich zu sterben bereit ist.

Es gab für mich keinen vernünftigen Grund, den Märtyrer zu spie-

len. Genauso wenig, wie es einen überzeugenden Grund gab, das zu glauben, was ich in Ost-Berlin sagte. Die richtigen Kommentare zu meinem Auftreten in Ost-Berlin kamen aus USA. Allan Dulles, Chef des amerikanischen Geheimdienstes, erklärte:

»Was Dr. John hinter dem Eisernen Vorhang gesagt hat, ist uninteressant.« General Clay, der ehemalige Chef der US-Militärregierung in Berlin, sagte: »Was Dr. John in Ost-Berlin gesagt hat, widerspricht allem, was er bisher in seinem Leben gesagt und getan hat.«

Ich hatte gehofft, nach der Pressekonferenz größere Bewegungsfreiheit zu erhalten. Vielleicht erhielt ich dadurch eine Chance, wieder in den Westen fliehen zu können. Meine Überwachung blieb jedoch unverändert scharf. Ich mußte mich zwar bei verschiedenen Veranstaltungen zeigen, war jedoch dabei immer von Leuten des Staatssicherheitsdienstes umgeben. Auch in »meinem« Haus wurde ich nach wie vor bewacht.

Nach der Pressekonferenz war ich sehr deprimiert. Aber das durfte ich nicht erkennen lassen. Es kostete Mühe, mich überhaupt auf den Beinen zu halten. Die Russen sprachen von »Ausspannung« und priesen mir zur Erholung die Krim an. Ich schlug den Thüringer Wald vor, um dort vielleicht über die grüne Grenze flüchten zu können. Die Sowjets blieben aber dabei, daß das Schwarze Meer viel geeigneter für meine Erholung sei.

Unter dem Vorwand, ein Gut, das der Familie meiner Frau gehört hatte, besuchen zu wollen, kam ich einmal bis auf 50 Meter an die amerikanische Sektorengrenze heran, die dort mitten durch das Gut verlief. Aber ich war von sechs starken Männern bewacht. Eine Flucht war nicht möglich.

Immer wieder drängten die Russen mich — wie sie sagten, »aus Besorgnis um mein Leben« —, in die Sowjetunion zu kommen. Sie erzählten mir wahre Schauernmärchen von Agenten, die hinter mir her seien, und behaupteten schließlich, ein Mann, der am Potsdamer Platz festgenommen worden sei, habe gestanden, daß er mich erschießen sollte.

Schließlich waren meine Argumente erschöpft. Ich erklärte mich bereit, mit nach Moskau zu fliegen. Am 24. August 1954 saß ich in einer Kuriermaschine des sowjetischen Geheimdienstes. Ich sollte über Moskau ans Schwarze Meer gebracht werden.

Im nächsten Heft: Eine merkwürdige Begegnung — Feldmarschall Paulus. Kollege: Wollweber meldet sich.

NIL

Aus guten Ernten das Beste
mit
und
ohne
Filter



„Frisch
und zart
bleibt meine Haut
durch die regel-
mäßige Pflege
mit der milden,
weißen Lux“.
sagt

JOHANNA MATZ

Sie spielt in
dem Film
„Das Dreimäderlhaus“.

Wunderbar zart bleibt Ihre Haut mit LUX

Wie Lux Ihrer Haut schmeichelt... weil sie so mild, so rein, so weiß ist. Sie fühlen es: sanft und zart ist der duftige Schaum. Diese wundervolle Milde und das hauchfeine, elegante Parfüm bezaubern Sie immer wieder neu. Wie wird man Sie bewundern, wenn Sie sich mit Lux verwöhnen. Lux-Schönheit auch für Sie!

LUX IN GOLD 72 UND 50 PF



FILMSTARS IN ALLER WELT VERWENDEN LUX

9-117

Eine Frage an strebsame Facharbeiter:

Gehalt | 1961 | 275,-
Lohn | 1958 | 96,50

Wo wollen Sie 1961 stehen?

Durch Weiterbildung in Ihrer Freizeit erlernen Sie ohne Berufsunterbrechung innerhalb von zwei Jahren das theoretische Wissen, das Sie zu einer gehobenen Stellung als Werkmeister, Techniker, Betriebsleiter befähigt. Fassen Sie an der Schwelle des neuen Jahres den guten Vorsatz: Ich will weiterkommen! Das interessante Buch **DER WEG AUFWÄRTS** unterrichtet Sie über die von Industrie und Handwerk anerkannten Christiani-Fernlehrgänge Maschinenbau, Elektrotechnik, Radiotechnik, Bautechnik, Mathematik und Stabrahmen. Sie erhalten dieses Taschenbuch kostenlos. Schreiben Sie heute noch eine 10 Pfennig-Postkarte an das Technische Lehrinstitut

Dr.-Ing. Christiani Konstanz Postfach 1861

LAO-TSE der große chinesische Philosoph, entdeckte vor mehr als 2000 Jahren, also schon 500 Jahre vor Christi Geburt, die »Heilpflanze vom langen Leben«.

Philosophen, Priester und Ärzte haben diese Wurzel, die jetzt unter dem Namen **GINSENG** Eingang in die europäische Heilkunde gefunden hat, gepriesen, und in der chinesisch-koreanischen medizinischen Literatur sind der »Wurzel des Lebens« lange Kapitel gewidmet.

TAI-GINSENG mit Asiens Lebenswurzel

enthält die Wirkstoffe der original aus China importierten echten GINSENG-Wurzel, die 2 Jahrtausende hindurch den Asiaten jene Kraft, Zähigkeit, Ausdauer und Vitalität erhalten hat, die uns in Erstaunen setzt. Angereichert mit lebenswichtigen Vitaminen, Lecithin, unentbehrlichen Spurenelementen und Auszügen bewährter heimischer Heildrogen wird eine **Potenzierung der vielseitigen Wirkung erzielt. Das echte TAI-GINSENG wirkt ausgleichend und anregend auf die Körperfunktionen, fördert und reguliert Stoffwechsel, Kreislauf und Herzfähigkeit und hält Sie lebensstüchtig.** Auch Sie sollten unbedingt einmal das **echte TAI-GINSENG** versuchen. Es sichert auch Ihnen **erhöhte Widerstandskraft** in der Hetze unserer Zeit, **stärkt Ihre Nerven**, befähigt Sie zu **Hochleistungen** körperlicher und geistiger Art. **Nach heute prüfen Sie** dieses hochwirksame **Lebenstonikum.** Sie werden selbst fühlen, wie gut es Ihrem Organismus tut. Mit diesem Zeichen erhalten Sie auch im Ausland das **echte TAI-GINSENG** in Apotheken und Fachdrogerien.



Jede **Kristall**-Ausgabe enthält diese Sonderbeilage

Im nächsten Heft: Erdbeben in Lissabon fordert 50 000 Tote.

An die Redaktion

Fortsetzung von Seite 2

Geschichte der Menschheit

Ich interessiere mich für die historischen Berichte Ihres Blattes und bitte mir mitzuteilen, ob ich ab Beginn dieser Berichte die entsprechenden Exemplare kaufen kann.

Dr. Hans Walter **SCHMIDT-POLEX**, Senator h. c. der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt a. M., München 22

[Die **KRISTALL**-Hefte mit der »Geschichte der Menschheit« sind nicht mehr vollständig nachlieferbar. Doch erscheint das Ganze nach Abschluß als Buch. Unsere Leser werden rechtzeitig davon unterrichtet.] Die Redaktion

In der »Geschichte der Menschheit« wurden die Schweizer bisher nur selten erwähnt. Dabei haben sie zur europäischen Geschichte doch auch Wichtiges beigetragen. Sie besiegten dreimal Karl den Kühnen von Burgund und ermittelten dadurch das Aufblühen Frankreichs. Sie schlugen mehrfach die Österreicher sowie Franz I. von Frankreich. Kaiser Maximilian I. verlor 1499 gegen die Eidgenossen. Sie deckten Napoleons Rückzug an der Beresina. Und sie schenkten der Welt Männer wie Zwingli, Calvin, Farell, Paracelsus, Lavater, Gebner, Pestalozzi, Keller und C. F. Meyer.

E. SCHMIED, Bern

Es herrscht eine so große Unkenntnis über das zaristische Rußland, daß Sie mehr darüber berichten sollten, besonders über Peter den Großen.

Dr. KREUSSLER, Darmstadt

Bei dem Türkensturm des Prinzen Eugen bei Zenta muß der Name des Grafen von der Schulenburg erwähnt werden. Die Schlüsselstellung der rechten Flanke des europäischen Heeres war die Insel Korfu. Während der Prinz Eugen mit 50 000 gut ausgerüsteten Soldaten gegen die Türken zog, kämpfte Schulenburg hier mit nur 1600 Mann auf einsamem Inselposten gegen 50 000 gut bewaffnete Türken und verlegte ihnen den Weg ins Herz Europas. Roland GRÜTER, Luzern

Jeder, der schulpflichtige Kinder hat (ich habe drei), ist begeistert über die Art dieser einprägsamen Geschichtslehre.

Frau Tr. HAERTEL, Berlin-Charlottenburg

Weitere Briefe siehe Seite 33

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

K

G e d e n k r e d e

für

H E R M A N N K A I S E R

(ehemaliger Studienrat der Oranienschule-hingerichtet
in Zusammenhang mit dem 20. Juli 1944)

gehalten von

Herrn Oberstudienrat Langenbeck am 20. Okt. 1964

anlässlich der Enthüllung einer Erinnerungstafel in der
Oranienschule

Meine sehr geehrten Damen und Herren!
 Meine lieben Schüler!
 Meine sehr verehrten Angehörigen der Familie Kaiser!

Wir haben uns hier im Feiersaal der Schule zusammengefunden, um der zwanzigsten Wiederkehr des 20. Juli 1944 zu gedenken, eines Tages, der tragisch genannt werden darf, da er in seinen realen politischen und militärischen Zielsetzungen gescheitert ist - aber der vielleicht gerade wegen seines Scheiterns über ein bloß zeitlich begrenztes Geschehen hinausragt und etwas von zeitüberlegener Gültigkeit beanspruchen darf, solange die Frage nach sittlich verantworteter Lebensführung unsere Herzen noch zu beunruhigen vermag.

Er besitzt zugleich über die symbolhafte Bedeutung einer Sternstunde in den Höhen und Tiefen unseres volklichen Daseins hinaus noch einen besonderen Aufforderungscharakter für die Schulgemeinde der Oranienstraße, weil in diesem "Aufstand des Gewissens" ein früherer Schüler und Lehrer unserer Anstalt - gleich einigen Hunderten mannhafter und aufrechter Patrioten - den Mut fand, vom Wagen der Geschichte abzuspringen und an seinem Rande die Zeichen der Menschlichkeit aufzupflanzen.

In dieser Stunde soll ihrer aller gedacht werden, von denen keiner dem Menschlich-Allzumenschlichen seiner kreatürlichen Existenz zu entraten vermochte; aber gerade weil sie uns im Menschlichen vertraut bleiben mit ihren Unzulänglichkeiten, ihrer Begrenztheit und ihrer Widersprüchlichkeit, legen sie ein umso eindringlicheres Zeugnis echten Menschentums ab in ihrer selbstlosen Hingabe und Opferbereitschaft für ein hoch erkanntes Ziel. Sie sind zum größten Teil Blutzengen für ein Menschentum geworden, das seine höchste Bewährung im äußeren Scheitern erbrachte.

Stellvertretend für sie alle, gewissermaßen in einer Art verdichteter Personenbeschreibung ist diese Gedenkstunde dem Studienrat Hermann Kaiser geweiht, der die ganze Not und Anfechtung, Verzweiflung, Verlassenheit und Geborgenheit durchlebt und durchlitten hat und allen Sinnwidrigkeiten und Ausweglosigkeiten des menschlichen Daseins ein trotziges Dennoch des Pflichtbewußtseins aus dem gläubigen Vertrauen in die Wirklichkeit Gottes entgegenstellte.

Um unseren Schülern und vielleicht auch einem Teil der Damen und Herren des Kollegiums einen Zugang zu dem zu erleichtern, was das Wesen des Menschen, des Erziehers, des guten Deutschen Hermann Kaiser ausmacht, sei es mir gestattet, zunächst als Biograph einige Daten und Stationen seines Lebensganges kurz zu skizzieren.

Hermann Kaiser wurde am 31. Mai 1885 in Remscheid als Sohn des damaligen Oberlehrers Dr. Ludwig Kaiser geboren. Er verbrachte seine Kindheit und seine frühen Jugendjahre inmitten seiner beiden Brüder und vier Schwestern in Wiesbaden, wohin sein Vater als Direktor der damaligen königlich preussischen Oberrealschule an der Oranienstraße berufen worden war.

Hermann Kaiser wuchs heran - im eigentlichen und im übertragenen Sinn - im "Schatten" dieser Schule, da das nach heutigen Vorstellungen äußerlich kleine und unansehliche Gebäude Oranienstraße Nr. 5 die Dienstwohnung des Anstaltsleiters war. Er erlebte als Kind und Jugendlicher den glückhaften Gleichklang der beiden entscheidenden Erziehungsmächte im Leben eines Menschen, nämlich den von Schule und Elternhaus.

Der Vater, das Haupt der Familie im innersten Kreis der engsten Lebensgemeinschaft, verkörperte zugleich für den 10 - 15-jährigen die schulische Autorität, eine Autorität der Strenge aus liebendem Herzen.

Im Jahre 1901 wurden die pädagogischen Gaben des Vaters durch Ernennung zum Provinzialschulrat bei der Schulabteilung des Oberpräsidenten der damaligen Provinz Hessen-Nassau gewürdigt. Nach Erlangung der Hochschulreife an der damaligen Oberrealschule 1. in Kassel studierte Hermann Kaiser in Halle und Göttingen Mathematik, Physik, Geschichte und Kunstgeschichte. Die ungewöhnliche Verbindung der Studienfächer deutet bereits auf die Weite eines sich entfaltenden Geistes, der in der streng logischen Durchdringung der Welt der Realitäten eine innere Gesetzmäßigkeit zu ergründen suchte und sich dabei auch der Grenzen bewußt blieb, die dem rastlos strebenden Menscheng Geist gesetzt sind und bereit war, die außerwissenschaftlich vorgegebenen Befunde fraglos zu respektieren.

Eine glückliche Ergänzung fand er in den Bereichen der Geschichte und der Kunst als Ausdruck der Selbstbestätigung des Menschen, in denen ihm Geschichte als der schmale Raum menschlicher Entscheidungsfreiheit die Problematik menschlicher Größe eröffnete. Sie mag ihm besonders eindringlich geworden sein in den steingewordenen Zeugen der Sakral- und Profanbauten, in denen der Mensch in der Gestaltung und Durchseelung der Materie seinem Gottesempfinden, seinem Glaubenserlebnis und seiner Baugesinnung sichtbaren Ausdruck verlieh.

Im Jahre 1912 kam Hermann Kaiser an die Wirkungsstätte seines Vaters als Oberlehrer und später Studienrat zurück, wo er gemeinsam mit seinem Kasseler Jugendfreund, Studienrat Dr. Wetzell, Jahrzehnte als Lehrer, als ein von innerer Berufung erfüllter Erzieher, bis zu seinem gewaltsamen Lebensende wirkte.

Diese Tätigkeit wurde nur unterbrochen durch die Teilnahme an den beiden Weltkriegen, die beide - wenn auch in völlig verschiedener Form - eine entscheidende Prägekraft und Bewährungsprobe für seine menschliche Haltung bedeuteten.

Das Kriegserlebnis des knapp Dreißigjährigen, die Kameradschaft unter Soldaten, das erhebende Bewußtsein des Füreinander-Einstehens in ausweglosen Situationen, in denen alles Außerliche abfällt und ein Letztes an Willensstärke und Charakter gefordert werden, hinterließen unauslöschliche Spuren in seinem Wesen.

Das Erlebnis dieser Kameradschaft, die Kraft des wehrhaften und wehrbereiten Geistes und das verpflichtende Bewußtsein der Dankeschuld gegenüber den Gefallenen seines Regiments, des Nassauischen Feldartillerie - Regiments Nr. 27 Oranien, ließen ihn unermüdlich tätig und rührig sein, dem Vermächtnis der Gefallenen getreu, ein würdiges Erinnerungsmal zu schaffen, das sich heute noch auf dem Luisenplatz befindet.

Auch im Zweiten Weltkrieg gebot ihm seine vaterländische Gesinnung, die zwar nicht mehr getragen war von dem idealistischen Schwung des Reserveoffiziers von 1914, seine Pflicht für Volk und Vaterland zu erfüllen.

Als erbitterter Widersacher des totalitären Regimes fand er bald Gesinnungsgenossen, nahm Fühlung auf mit den verschiedenen Gruppen der Widerstandsbewegung und wurde gar bald durch seine untadelige, kompromißlose, bisweilen urtümlich kantige Haltung zu einer der bedeutenden Gestalten der Verschwörergruppen.

Er ließ sich durch seine Freunde dazu bewegen, an der zentralen Schaltstelle der Widerstandsbewegung in Berlin die äußerlich unscheinbare Stellung eines Kriegstagebuchführers beim Befehlshaber des Ersatzheeres, bei Generaloberst Fromm, den er seit den Tagen des Ersten Weltkrieges kannte, anzutreten.

"Geschäftsführer der Widerstandsbewegung", so hat man seine Tätigkeit umschrieben. Ihm war die schwere Aufgabe zugefallen, die Verbindung zwischen der militärischen Gruppe, deren unumstrittenes Haupt der ehemalige Chef des Generalstabes im Oberkommando des Heeres, Generaloberst Ludwig Beck war und der zivilen Verschwörergruppe unter Führung Carl Goerdeler's herzustellen.

Im Umkreis solch profilierten Persönlichkeiten konnten Spannungen und Gegensätze über grundsätzliche und taktische Fragen des Kampfes gegen das Hitler-Regime nicht ausbleiben. In allen Würdigungsberichten dieses Aufstandes aus in- und ausländischer Feder, soweit ich ihrer habhaft werden konnte, wird immer wieder die ausgleichende und versöhnende Tätigkeit Hermann Kaisers hervorgehoben, zu der er besonders berufen schien, da er in beiden Welten, der militärischen und der zivilen, und ihren Ordnungsbildern gleichermaßen beheimatet war. Nach Fehlschlagen des Attentats wurde Hermann Kaiser am 21. Juli 1944 in der Kasseler Wohnung seiner Geschwister verhaftet und nach Berlin in die berühmte Prinz-Albrecht-Straße, in das Reichssicherheitshauptamt des SD gebracht. Er sah sich zahllosen, qualvollen Vernehmungen und Verhören durch die Gestapo ausgesetzt. Nach Verhandlung seines Falles vor dem Volksgerichtshof unter Vorsitz seines berühmten Präsidenten Freisler, erfuhr Hermann Kaiser am 17. Januar 1945 in der Zelle 197 des Gestapogefängnisses in Moabit sein Todesurteil, das am 23. Januar 1945 durch Erhängen vollstreckt wurde.

Dieser dürre, äußere Bericht kann aber nur den Rahmen abgeben für das ungleich schwierigere Unterfangen, einige Züge seines Wesens, seiner Gesittung und der Wertwelt, aus der heraus er lebte und handelte, lebendig werden zu lassen. Diese Kräfte könnten uns vielleicht inmitten der Turbulenz und der Unrast des Draußen, dem satten Wohlstandsdenken heute nachdenklich stimmen und betroffen machen, wenn wir uns dem Anruf seines Lebensschicksals zu öffnen vermögen.

Es geziemt sich für den, dem der ehrenvolle und schwere Auftrag zuteil geworden ist, eine Gedächtnisrede zu halten, daß er sich zunächst einmal legitimiere, kraft welchen Rechtes er es wagen darf, als Außenstehender das Wollen und Wirken einer Persönlichkeit gedanklich zu erhellen und nachempfindend zu würdigen, ohne daß hierbei der Verdacht schwatzhafter Neugierde entsteht oder gar - was noch schlimmer wäre - daß er mit rauher und ungelenker Hand die innersten Herzfallen des zu Würdigenden rein spekulativ und klügelnd bloßzulegen versuchte. Verständigen wir uns deshalb dahin, daß das Innerste, das Allerpersönlichste eines jeden Menschen ein Mysterium ist und bleiben muß, dem wir durch das schlichte Schweigen vor dem Unverstandenen und vielleicht Unverstehbaren am besten gerecht zu werden vermögen.

Was von diesen innersten geistigen und seelischen Bezirken ausstrahlt, sich in Gesinnung, Gesittung und lebendiger Tat bekundet, erschließt sich aber dem , der in menschlicher Begegnung sich offen hält für den anderen.

Ich darf mich glücklich schätzen, nicht nur den Kollegen im dienstlichen Pflichtenkreis, sondern auch dem Menschen Hermann Kaiser in 5 Jahren gemeinsamer Tätigkeit an dieser Stätte nähergekommen zu sein.

Ich habe ihn in leidenschaftlichen Zornesausbrüchen und unfrisierten Anklagen gegen den Ungeist, gegen den Zwang zu einer versuchten staatlichen Gesinnungsleitung erlebt. Ich habe ihn aber auch als gelösten und heiteren Gesellschafter in geselliger Runde der Primaner und der ehemaligen Kriegeskameraden in Kloster Eberbach oder auf Schloß Johannisberg kennengelernt. Diese abendlichen Gespräche bei Kerzenschein haben auf mich einen tief bewegenden Eindruck gemacht, da sie in uns - bei aller Gelöstheit und Heiterkeit des Herzens - eine Ahnung von dem aufsteigen ließen, was ein Symposition bei den Griechen gewesen sein mag. Aus einer zunächst oberflächlich dahinplätschernden, unverbindlichen Konversation gewann die Unterhaltung urplötzlich Tiefe, wenn Hermann Kaiser zu uns sprach. Es war, als ob etwas aus dem Quellgrund des Herzens hervorbräche und sich Gehör erzwänge.

Darüber hinaus verband uns persönlich das Vermächtnis der urburschenschaftlichen Bewegung von 1817 mit ihrem Bekenntnis: Gott, Ehre, Freiheit, Vaterland u. die bange Sorge darüber, daß dieses Erbe einer großen, revolutionären Zeit bei der studentischen Jugend der 20 er und 30 er Jahre in vordergründig verstandener Pflege gesellschaftlicher Konventionen leichtfertig vertan worden sei. Hermann Kaiser war tief erschüttert über den mangelnden Bekennermut der bündischen studentischen Jugend, die sich fast willenlos zu militärischen Kameradschaften als ideologische Kampftruppen einer "neuen Weltanschauung" gleichschalten ließ. Ich höre ihn im Geiste heute noch die Verse zitieren:

"... das Haus mag zerfallen,
was hat's denn für Not.
Der Geist lebt in uns allen
Und dieser Geist ist Gott!"

Mit diesen Worten bekannte sich Hermann Kaiser zu der männlichen, kampfbereiten Abwehr der studentischen Jugend gegen Gesinnungsüberwachung in der Reaktionszeit Metternichs.

Zwei geistige Kraftzentren trugen und speisten, wenn ich recht zu sehen vermag, den Menschen Hermann Kaiser. Sie mögen umschrieben sein mit den Begriffen

D e u t s c h h e i t u n d C h r i s t e n h e i t .

In unserer Zeit, wo wir um die Gewinnung eines neuen geistigen und politischen Ordnungsbildes ringen, mag das inhaltsschwere Wort Deutschheit als eine Potenz menschlicher Lebensführung leicht von dem Geruch des Zweideutigen umwittert erscheinen. Dieser Eindruck mag sich noch verstärken, wenn wir erfahren, daß der wesentliche, tragfähige Grund seines Vaterlandsgefühls P r e u ß e n t u m als Gesittung und Haltung war und daß er mit Friedrich Schleiermacher bekannte:

"Außer, daß ich ein Deutscher bin, habe ich aus vielen Gründen die Schwachheit, ein Preuße zu sein."

Es wäre aber weit gefehlt, hieraus jene Folgerung zu ziehen, die in vielen Köpfen heute bei der Erwähnung des Namens Preußen entsteht: die Vorstellung des Kadavergehorsams, des auf Dressur und Abrichtung des Menschen zielenden Militarismus, der Kaserne als Lebensform. Sie sind zum Symbol eines verabscheuungswürdigen Ungeistes geworden und leben in karikaturhafter und korrumpierter Form in den mitteldeutschen Ländern als armselige Staffage weiter, um totalitären Führern der unmittelbaren Gegenwart mehr Relief und Profil zu geben.

Hermann Kaiser als starker, freier Geist wußte wohl zu unterscheiden zwischen den *v o r ü b e r g e h e n d e n*, weil zeittypischen Merkmalen des Preußentums: der harten Kommandosprache der Staatsraison, die überall dort vorwaltete, wo die Macht noch nicht gefestigt war, der Enge des polizeilichen Obrigkeitsstaates, der Staatsallmacht, deren unbarmherziges Schwungrad jede Privatexistenz zu vernichten drohte und dem *B l e i b e n d e n*, das ihn bei den beiden großen Baumeistern friderizianischen Altpreußentums anzog.

In ihrem arbeitsreichen und entsagungsvollen Leben erblickte er ein Stück hohen Menschentums, in das er sich hineinzubilden suchte und das er als glaubwürdige Verkörperung seiner Auffassung auf mehrere Schülergenerationen auszustrahlen vermochte.

In diesem Preußentum weht die Luft rauher Pflichterfüllung, über diesen Menschen stand der Zwang zur Leistung; Kargheit und Entbehrung galten nicht als Schwäche, sondern als Werte - als harte sittliche Bewährungsprobe.

Der Dienst an der Gemeinschaft aus dem Pflichtenethos des Kantischen Imperativs ist immer ein Stück Selbstverleugnung.

In diesem unbedingten Ethos zur Pflicht, in der Opfergesinnung, mit der sie vorbildhaft vorangingen, erfüllten sie ihres Lebens Kreise. Sie lebten glücklos und entsagend, und in dem Gedanken der stützlich verantworteten Autorität, deren moralische Verbindlichkeit die Grenzen ihrer Macht bestimmten, erblickten sie ihr Führungsamt.

Das Gesetz des *consumor in serviendi*, die letzte Hingabebereitschaft an die Größe des Staates enthüllt ein Menschentum, in dem der Einzelne immer auf etwas Überindividuelles bezogen bleibt, durch das das einzelmenschliche Leben erst Sinn und Richtung erhält.

In diesem Ethos zur Pflicht, zu dem sich Friedrich Wilhelm I. aus der religiösen Arbeitsgesinnung seiner bürgerlich-puritanischen Überzeugung und sein Sohn aus dem freiwillig bejahten Zwang zur innerweltlichen Askese mit dem lapidaren Satz: Meine Pflicht ist mein Gott, bekannten, zeigt sich eine Gesinnung menschlicher Bewährung im Dienste des Gemeinwohls, der wir Nachgeborenen uns nicht zu entziehen vermögen und von der wir uns auch nicht distanzieren dürfen. Denn kein noch so tiefgreifender Wandel der sozialen und politischen Wirklichkeit kann dieser letzten menschlichen Hingabebereitschaft an etwas Übergreifendes den Charakter des Fordernden nehmen. Allerdings müssen wir bereit sein, diese Haltung im Sinne der historisch objektiven Sehfähigkeit zu betrachten und nicht das politische und menschliche Vermächtnis der Preußenkönige hineinzutragen versuchen in Problemlagen und Konfliktsituationen, die ihnen wesensfremd sein mußten.

Jedoch bleibt uns die letzte Sicherheit über die Größe des einsamen Menschen, der den ganzen Spannungsreichtum seiner Zeit durchlebt und durchleidet, verschlossen. Wenn wir auch mit Hermann Kaiser zu bekennen vermögen, daß im Lebenswerk Friedrichs des Großen nirgends die machtpolitischen Antriebe seines Handelns die sittlichen Impulse völlig überlagert haben, so muß doch die Überlegung, wie und ob die Antinomie zwischen machtpolitischen und sittlichen Impulsen gelöst worden sei, eine offene Frage bleiben, da sie in metahistorische Bereiche hinüberweist, die uns unerschließbar sind.

Aber Preußentum und Deutschheit besaßen für Hermann Kaiser noch einen anderen Aspekt, der sich ihm leitbildartig erschloß an den Gestalten Scharnhorsts, Gneisenaus und Fichtes. In ihnen stellt sich ihm das Problem von Geist und Staat; Geist verstanden hier als humanitäre, weltbürgerliche Bewegung des deutschen Idealismus, Staat als der harte und fordernde friderizianische Staat.

Kultur- und Staatsgemeinschaft stehen immer in einer tiefen Wechselwirkung, deren ganzer Umfang erst sichtbar wird in der revolutionären Phase der Vertiefung und Überhöhung altpreußischer Staatsgesinnung, in der Zeit der geistigen Erneuerung Preußens. Die echte und ganze Kultur will nicht eine einzelne Provinz menschlichen Lebens bleiben, sondern den Staat ganz mit sich erfüllen; aber der Staat darf die Hilfe der Kultur, die er zur Vollendung seiner Macht braucht, nicht erzwingen, sondern sie muß sich ihm freiwillig geben.

Aus Gründen der so tragisch konstruierten Welt wird sich nie eine völlige Vergeistigung und Versittlichung des staatlichen Bereiches realisieren lassen.

Der ganze Spannungsreichtum zwischen diesen beiden Bereichen kann feuergefährlichen Charakter gewinnen in dem durch die Wehrpflicht geschaffenen Soldatentum.

Wir sind heute leicht geneigt, aus einer unheilvollen Entwicklung unserer Geschichte Soldatentum und Militarismus in einen Topf zu werfen.

Entsagungsbereitschaft, Zucht und Härte gegenüber sich selbst als freiwillig bejahte Eingliederung in das Ganze, die einer Disziplinierung und Vergeistigung vitaler Lebensantriebe gleichkommen, sind aber meilenweit entfernt von Abrichtung und Dressur des Menschen.

In dem Typ des politischen Soldaten und Offiziers, wie Scharnhorst ihn konzipierte, vollzieht sich die Einschmelzung der tragenden geistigen Kräfte der Zeit in die politische Notsituation des Staates.

"... Der Soldat kann in kritischen Situationen nur bestehen, der in den die Gegenwart beherrschenden Kräften fundiert ist..." So lesen wir bei Scharnhorst.

In diesem Lebensbereich kann es keine Dienstanweisungen, keine rezepthafte Patentlösungen geben, sondern diese neue Form soldatischer Gesinnung muß als Aufgabe begriffen werden, als eine jeweils erneute Entscheidung, die sich nur orientieren kann an den Lebensgesetzen, die der einzelne in sich trägt. Damit wird eine deutlich markierte Grenze gesetzt gegen Befehl und Gehorsam, eine Grenze, die bereit ist, das menschliche Gewissen zu respektieren. Aus dieser gleichen Gesinnung ist auch das Wort Moltkes zu verstehen:

"Überhaupt - Gehorsam ist ein Prinzip, aber der Mann steht über dem Prinzip."

Diese Bereitschaft, Befehle auf ihren sittlich zu verantwortenden Kern zu überprüfen, ist in der Folgezeit verlorengegangen. Es entsteht der Typ des neutralen Offiziers, des auf Befehl wartenden Offiziers mit einem erstarrten Ehrenkodex, der aus falsch verstandenen Pflichtgefühl den Gedanken der Loyalität über die Bereitschaft zur frei verantworteten Gewissensentscheidung stellt. Aus solchen Denkverfestigungen läßt sich die lange Reihe der hitlerhörigen Generäle und Armeeführer erklären. Zur gleichen Kategorie gehören auch jene Heerführer, die wohl innerlich ihre Vorbehalte machten, aber gerade im Angesicht ungeklärter Situationen nicht ihr Herz in beide Hände nahmen und die Hürde der Legalität zu überspringen wagten.

Niemand als Hermann Kaiser selbst, der die Bühne militärpolitischen Geschehens und der auf ihr agierenden soldatischen Führer aus aller unmittelbarster Nähe erleben konnte, ist sich vielleicht schmerzhafter der Distanz bewußt worden, die unsere heutige Zeit von dem Soldaten Scharnhorst'scher Prägung trennt.

In seinem privaten Tagebuch, von dem ein einziges Heft erhalten ist, das Eintragungen aus der Zeit vom 1. Januar bis 3. August 1943 enthält, findet sich zur Kennzeichnung der charakterlichen Aufweichung eines großen Teils der militärischen Führer unter dem Datum vom 20. Februar 1943 der lapidare Satz:

"Der eine will handeln, wenn er Befehl erhält, der andere befehlen, wenn gehandelt ist."

Aber er durfte im Kreise seiner Gesinnungsfreunde auch Menschen antreffen, die gleich ihm den Sprung in die aktive Verschwörung wagten, die den Mut zur menschlichen Selbstüberwindung aufbrachten und durch ihr Opfer die Sonderentwicklung preußischen Soldatentums sühnten.

Unter allen Berufssoldaten, die die Formen militärischer Gesetze durchbrachen, weil sie wußten, wie vordergründig und brüchig menschliche Satzungen im Anblick des Unbedingten sind, steht neben vielen anderen sein früherer Wiesbadener Schulkamerad, der Generaloberst Ludwig Beck. In Ludwig Beck hatte die umfassende Weite einer europäischen Geisteskultur so sehr sein Offiziersdasein durchtränkt, daß sie ihn vor bloßer Kriegshandwerkerei bewahrte und ihn in der Bejahung des Umsturzes sich selbst überwinden ließ, wenngleich sein christliches Gewissen ihm das Attentat verwehrte. Seine denkwürdigen Worte mögen hier zur Verdeutlichung des Soldatentums, das auch Hermann Kaiser in sich verkörperte, zitiert sein:

"... Es stehen hier letzte Entscheidungen über den Bestand einer Nation auf dem Spiel. Die Geschichte wird diese Führer mit einer Blutschuld belasten, wenn sie nicht nach ihrem fachlichen und staatspolitischen Wissen und Gewissen handeln. Ihr soldatischer Gehorsam hat dort eine Grenze wo ihr Wissen, ihr Gewissen und ihre Verantwortung die Ausführung eines Befehls verbieten. Es ist Mangel an Größe und an Erkenntnis der Aufgaben, wenn ein Soldat in höchster Stellung in solchen Zeiten nur in dem begrenzten Rahmen seiner militärischen Aufträge sieht, ohne sich der höchsten Verantwortung bewußt zu werden. Außergewöhnliche Zeiten verlangen außergewöhnliche Handlungen!"

Was höchste soldatische Verantwortung heißt, hat ein anderer Berufssoldat, Henning von Tresckow, mit den schlichten Worten umschrieben:

"Der sittliche Wert eines Menschen beginnt erst dort, wo er bereit ist, für eine hoch-erkannte Idee sein Leben hinzugeben."

Dieses in der Opfergesinnung sich bewährende vaterländische Gefühl traf Hermann Kaiser am unmittelbarsten bei Johann Gottlieb Fichte, eine Gestalt, die ihn wegen ihrer Vielschichtigkeit zeit seines Lebens nicht mehr loslassen sollte.

Wir müssen allerdings, um den Gegenwartswert des Fichte'schen Nationalismus voll zu begreifen, eindeutig unterscheiden einerseits zwischen der beinahe chauvinistischen Überschätzung deutschen Volkstums, wenn er*die Deutschen kraft ihrer ursprünglichen Sprache als das Ur- und Muttervolk bezeichnet und damit den unbedingten Vorrang deutschen Wesens in der Welt anmeldet - und andererseits der philosophischen Begründung seines Nationalismus. Dann erst läßt sich vielleicht der Widerspruch klären zwischen dem gewaltigen, auf den Staat hin gerichteten Drang, der höchsten, auf das Politische gerichteten Energien und der Fremdheit gegenüber der ihm umgebenden Lebenswirklichkeit; denn Fichte läßt im Bereich des Staatslebens nur den Staat gelten, der erst sein soll, nicht den, den er wirklich vor sich fand.* etwa

Diese Spannung zwischen Ideal und Wirklichkeit erreicht bei ihm den denkbar höchsten Grad. Er geht soweit, das, was ihm Ideal ist, nicht nur zum Kern der Welt, sondern zur einzig wahrhaften Realität überhaupt zu erheben - und die Erfahrungswelt, die gemeine Wirklichkeit der Dinge, zu bloßen Schatten zu verflüchtigen. Aber das an sich schattenhafte und tote Dasein ist deswegen nicht überflüssig, sondern sehr notwendig, damit das wahrhaft Seiende sich an ihm entwickle und offenbare.

Dieses wahrhaft Seiende ist Leben, Tun und Handeln des sittlichen Menschen, und die äußere Welt ist nur da als Material für die sittliche Arbeit des Menschen. Fichte erläutert diese Erkenntnis mit folgenden Worten:

"... Wer nicht sein ganzes Leben der Vergeistigung und Versittlichung des äußeren Lebens widmet, wer in Sinnlichkeit und Trägheit versinkt, der sinkt damit herab aus der Welt des Geistigen in die sinnliche Welt, aus dem wahrhaft Seienden in das, was nur untergeordnetes Sein ist, nur den Wert des Materials für den Geist hat."

Wer sie aber erfüllt und auf sich nimmt, der darf sich niemals einbilden, daß er sie ganz erfülle, denn die ihm gestellte Aufgabe ist in ihrer Erhabenheit unendlich. So ist das ganze sittlich-geistige Leben des Menschen ein ununterbrochenes Kämpfen und Ringen, eine niemals fertig werdende Arbeit. Fichte sucht in Staat und Nation nach dem Ewigen und Göttlichen, das aber nicht erst jenseits, sondern hienieden errungen und verwirklicht werden soll.

Es geht ihm nicht um den gemeinen, sinnlichen Patriotismus, den Patriotismus um des Patriotismus willen, der durch Nationalruhm*gereizt wird, sondern um die "verzehrende Flamme der höheren Vaterlandsliebe, die die Nation als Hülle des Ewigen faßt."*und Nationalegoismus
Somit wird die Nation bei Fichte in den Bezirken des Göttlichen angesiedelt.

Was wir seit den Tagen Fichtes hinzugelernt haben, ist sicher das, daß wir den Vereinigungspunkt zwischen Religion und Nation an anderer, weiter entfernter Stelle suchen müssen, um nicht die eine oder die andere vorzeitig zu vergewaltigen. Wir sind auch vorsichtiger geworden, die idealen Forderungen an das Leben sofort zu kassieren.

Vielleicht gibt es überhaupt keine Lösung dieses Problems, vielleicht gibt es nur einen ewigen Ansporn dazu und das niemals zu stillende Bedürfnis, das uns treibt, ein egoistisches und ausschließliches Nationalgefühl wieder einzuschließen in den Zusammenhang unserer höchsten Güter.

lebens und für die geschichtlichen Notwendigkeiten, die hinter den Handelnden stehen, mit dem wird man über die sittlichen Erfordernisse der Staatsidee und die Heiligkeit der Krone schwerlich ins Reine kommen.

Aber vielleicht gibt uns gerade dies den entscheidenden Hinweis für unsere Einstellung zu den Federerzeugnissen, die wir nun einmal nicht hindern können. Wir müssen uns mit dem Bewußtsein erfüllen, daß sie, wie sie heute beschaffen sind, zum allergrößten Teil aus einer andern Welt als der unsern stammen, daß sie dem, was uns wert gilt, wesensfremd sind. Der Königsgedanke, an den wir glauben, ist — das sollen wir wissen und zeigen — nicht angewiesen auf das neugierige Aufhorchen, das solches Getrommel vielleicht bei der Herde der Zeitgenossen erzielt. Ueber die ganze sensationsgeladene Welt der Ersatzhelden und -könige aus Film, Sport und Schönheitswettbewerb, mit der er heute zu geschäftlichen Zwecken vermengt wird, wird er sich eines Tages sieghaft erheben im Rahmen des großen Umdenkungs- und Umwertungsvorgangs, von dessen Vollzug der Fortbestand unserer ganzen Kultur abhängt.

Dr. A. Ritthaler.

Ewald v. Kleist-Schmenzin

Dem Führer der Konservativen zum Gedächtnis.

Ueber den Menschen Ewald von Kleist *) hörte man immer nur staunendes Lob der sittlichen Höhe. Und wer auch nur ein wenig fähig war, Ehrfurcht zu fühlen, beugte sich vor einer Größe, die unantastbar schien. Henkerhand und Mördergriff sogar haben lange gebraucht, ehe sie an ihn herankamen. Er selbst hat sich darüber manchmal gewundert. In der Karwoche 1938 sagte er zu mir: „Jetzt geht es auf das Schafott.“ Es hat aber noch bis zum 15. April 1945 gedauert, bis er in Plötzensee unter den gänzlich leer gewordenen Formen einer „Volksgerichtsbarkeit“ ermordet wurde.

Der Staatsmann Ewald von Kleist war der Führer der Konservativen. So haben wir ihn gesehen, die wir von ihm lernten und ihm als unserem Vorsitzenden des Hauptvereins der Konservativen und damit auch geistigem Führer unserer Provinzial- und Ortsvereine folgten. Der Hauptverein der Konservativen war ein klein gewordener Rest der alten Konservativen, vor allem in Preußen, und doch wohl der eigentliche Rechtsnachfolger einer einstmaligen bedeutenden Macht. Daß Ewald von Kleist an der Spitze stand, war allmählich eine irgendwie als selbstverständlich empfundene innere Notwendigkeit geworden. Aber er war nicht nur im kleinen Kreise bekannt. Viele der am meisten genannten Staatsmänner und Politiker in Deutschland, aber auch im Ausland, zum Beispiel in England, lernten ihn kennen; und einige der mächtigsten und berühmtesten sogar bewundern und verehren ihn über den Tod hinaus.

Ewald von Kleist war ein Staatsmann. Er sah unerbittlich genau, was war, und prophetisch fast, was kommen mußte. Er führte auch die Kraft zum Entschlusse und zur Tat in sich. Weniger traute er sich die Mühsal der Begründung und Fassung in Worte zu. Ich weiß, was geschehen muß, wenn ich es auch nicht immer formulieren kann; so ungefähr sprach er oft von

*) Wir veröffentlichen demnächst noch Auszüge aus Briefen von Ewald v. Kleist-Schmenzin an seine Gattin, die kurz vor seinem Tode geschrieben wurden.

seinem Wesen. Er war sich in gleicher Weise über die Grundsätze klar, die, wie alles Wesentliche in ihm, aus dem Glauben kamen, wie auch über die Menschen und Ereignisse. Aus denjenigen seiner Briefe an mich, die mir erhalten blieben, wähle ich die folgenden Worte aus, die er in wichtigen Augenblicken des Lebens schrieb, dessen schicksalswichtige Gemeinsamkeit doch wohl Millionen durchzittert:

21. Dezember 1929: „Ich glaube in der Tat, daß der konservative Gedanke auch bei uns eine große Zukunft hat, wenn er wirklich echt vertreten wird und das Scheinkonservative und Erstarrte und die liberalen Einflüsse abstößt.“

3. März 1933: „Dieser Regierung stehe ich mit großen Bedenken gegenüber. Da ich die Verhandlungen, die zur Regierungsbildung führten, selber erlebt habe, weiß ich, daß das, was in den Zeitungen steht und dem Volk vorgelesen wird, nicht stimmt. Von einer sachlichen Einigung der Kabinettsmitglieder war gar keine Rede. Verabredungen lagen nur bezgl. der Aemterverteilung vor, im übrigen klappten die größten Gegensätze. . . . Ich weiß, daß insbesondere von nationalsozialistischer Seite unverhohlen zum Ausdruck gebracht wurde, man müsse in absehbarer Zeit die übrigen Kabinettsmitglieder entfernen oder sie an die Wand drücken. Den begreiflichen Begeisterungssturm des irreführten nationalen Volkstums habe ich unter diesen Umständen mit großer Sorge angesehen. Ich mußte dabei an das Pikenfest vom 14. Juli 1790 denken, wo sich in Frankreich Volk und König in überschwenglicher Begeisterung Treue schworen, um sich bald danach umzubringen. Ich bin aus der deutschnationalen Partei ausgetreten, weil die Möglichkeit der Bildung einer wirklich unabhängigen Regierung vorlag. Ich habe gegen die Parteiherrschaft der Linken gekämpft, aber nicht, um diese Parteiherrschaft durch eine andere abzulösen, und die gegenwärtige Regierung ist eine Parteiregierung. Daß ein rücksichtsloser Eingriff gegen die Kommunisten und Konsorten notwendig war, ist richtig. Aber diese Kette von Rechtsverletzungen, die jetzt vorkommen, kann auf die Dauer nur schlimme Wirkungen zeitigen. - Was in Preußen vor sich geht, muß jeden Sehenden mit schwerer Sorge erfüllen. Durch die Unterstellung der preußischen Polizei unter einseitig parteipolitisch nationalsozialistische Führung und durch die Bildung einer ausgesprochenen Partei-Hilfstruppe — und das ist die Hilfspolizei — schaffen sich die Nazis nach faschistischem Muster eine Truppenmacht, die zahlenmäßig stärker ist als die Reichswehr. Die Nationalsozialisten werden nie von ihren Alleinherrschaftsansprüchen lassen und die Gefahr eines Konflikts zwischen Nationalsozialisten und Hindenburg ist in greifbare Nähe gerückt. Aber die sogenannten nationalen Führer sind blind. In Berlin findet man kaum an verantwortlicher Stelle stehende Männer, die die Gefahren sehen und auch dagegen angehen. In staatspolitischen Dingen schleifen die Zügel im Reich und in Preußen einfach am Boden, weil im Kabinett kein wirklicher Gegenspieler gegen die Nazis vorhanden ist. - In der Anlage füge ich Durchschlag eines an Hugenberg gerichteten Briefes bei, aus dem meine Einstellung zur Regierung zu ersehen ist. Natürlich ist er sehr vorsichtig abgefaßt, sodaß man zwischen den Zeilen lesen muß. — . . . Zum Reichskanzler aber taugt keiner von den in der Öffentlichkeit eine Rolle spielenden Männern. Ein konservativer Staatsmann ist keiner von ihnen. — Diese Regierung ist möglicherweise die schwerste Bedrohung der Hohenzollernmonarchie, die es bisher gegeben hat. Daß sie nicht von heute auf morgen dadurch gesprengt werden kann, daß Hugenberg und Seidte sie verlassen, ist mir natürlich

völlig klar. Es gilt aber, alle Kräfte zusammenzurufen und insbesondere bei Hindenburg Sturm zu laufen, damit jetzt, solange noch Zeit ist, eine weitere Machtverschiebung zugunsten der Nazis, namentlich in Preußen, verhindert wird und, soweit das tragbare Maß bereits überschritten wurde, ihre Machtsphäre entsprechend eingeengt wird.“

Der Brief an Hugenberg vom 13. Februar 1933 wurde im Mitteilungsblatt des Hauptvereins der Konservativen veröffentlicht. Solange dieses Blatt noch erscheinen konnte, erhob Ewald von Kleist darin seine Stimme, vor allem gegen die entsetzlichen Gefahren, die er als Endergebnis einer Außenpolitik des Bumerang klar voraussah. Er scheute sich in jenen Monaten nicht, mit Staatsmännern und Politikern auch solcher Parteien zusammenzukommen, die er früher bekämpft hatte, mit denen er sich aber einig wußte in einem letzten verzweifelten Versuch, Recht und Staat und Vaterland zu retten. 1932 hatte er in erschütternden Worten von den Gefahren geschrieben und gesprochen, die der Krone drohten und von seinem Entschlusse, mit letzter Kraft für die Krone zu kämpfen. Nach 1933 hat er sich vor dem Götzen, der an die Stelle unserer ganzen Geschichte trat, nie gebeugt. Das rote Stück Tuch, das mit seinen wechselnden zusätzlichen Zeichen Sinnbild der Revolution zu bleiben scheint, entfernte er als sich verantwortlich fühlender Patron am 1. Mai 1933 mit eigener Hand von dem Kirchturm, aus dem Angst es herausgehängt hatte. Damals wurde er zum ersten Mal in „Schutzhaft“ genommen.

22. Oktober 1935: „Ich weiß nicht, welche Vorlesungen Sie im Augenblick haben, immerhin müßte es doch Befriedigung gewähren, die Möglichkeit zu haben, jungen Menschen etwas über die einzige Quelle des Rechtes auf den Lebensweg mitzugeben. Ihnen einzupfropfen, daß das Recht nicht von Menschen geschaffen wird, sondern allein von Gott gesetzt ist und alles, was in einem Volk in der Form von Gesetzen oder sonstwie als Recht ausgegeben wird, an diesem einen Maßstab unerbittlich zu messen ist. Wenn auch zuzugeben ist, daß in unserer Rechtsprechung viele formale Erstarrung zu bemängeln war, so muß doch den Studenten als unerschütterlicher Grundsatz eingepreßt werden, daß bei allem Bemühen, die Mängel formaler Erstarrung zu beseitigen, es doch dabei bleiben muß, daß ohne feste Gesetznormen keine ordnungsmäßige Justiz möglich ist. Unerschüttert muß das Bewußtsein bleiben, daß die Rechtsprechung nicht Spielball wechselnder Strömungen in der Nation sein darf. — Das zu lehren, ist eine hohe Aufgabe, die hohen Einsatz lohnt. Es gibt keinen Konservatismus ohne Festhalten an diesem Standpunkt.“

27. April 1936: „Haben Sie vielen herzlichen Dank für die freundliche Zusendung Ihrer Geschichte des Völkerrechts. Ich habe sie zwar noch nicht ganz durchgelesen, aber das, was ich bisher gelesen habe, findet meine volle Zustimmung. Es hat mich sehr gefreut, zu ersehen, daß Sie diese sehr wichtige Materie anders behandeln, wie es heute leider so viele tun. Auch Vogel, mit dem ich neulich sprach, schien sich über die Widmung sehr gefreut zu haben. Sie werden es ja noch stärker als ich empfinden müssen, wie alles darauf ankommt, daß gerade heute mit eiserner Beharrlichkeit die Wahrheit verkündet wird, daß Menschen nicht Recht setzen können, weil es von Gott her gesetzt ist. Die Menschen können nur dieses Recht zu finden bemüht sein. Es ist von großer Bedeutung, daß die Studenten darauf eingestellt werden, die gesamte bestehende Rechtspflege danach zu beurteilen, wie weit diese grundlegende Wahrheit beachtet wird. — . . . Von mir selber ist nicht

viel zu berichten. Daß mir der Jagdschein rechtswidrig wegen „politischer Unzuverlässigkeit“ entzogen worden ist, habe ich Ihnen m. W. schon mitgeteilt. Es hat sich bisher noch keine Instanz gefunden, die den Mut gehabt hätte, dieses Unrecht zu beseitigen. Ein Besitzer aus dem Kreise ist von der Geh. Staatspolizei für ein Jahr aus Pommern verbannt worden, obwohl es trotz eifrigen Bemühens nicht gelungen ist, ihm irgend etwas nachzuweisen. — Ueber die weitere Entwicklung läßt sich wenig sagen. Die außenpolitischen Verhandlungen der nächsten Zeit werden von erheblicher, vielleicht entscheidender Bedeutung sein.“

In seinen letzten Briefen schrieb mir Ewald von Kleist nach Kanada in die Gefangenschaft u. a.:

20. Februar 1943: „In allen Sorgen kann ich auch heute nur das Wort wiederholen, wenn wir nur unsere Pflicht tun, brauchen wir uns nicht zu fürchten, denn wir bleiben in Gottes Hand und nichts kann gegen seinen heiligen Willen geschehen.“

1. Oktober 1943: „Mit Anteilnahme und Freude las ich in Ihrem Brief, daß manches von dem, was ich vor vielen Jahren sagte, doch nicht ganz wirkungslos geblieben ist. Es gibt mir den Mut zu hoffen, daß es auch bei Anderen nicht ganz verklungen ist. Je älter ich werde, desto klarer ist es mir, daß der Mensch nur eine Aufgabe hat, nämlich den Willen Gottes auf jedem Gebiet menschlicher Betätigung zu tun. Nicht der sichtbare Erfolg menschlichen Handelns ist sein Maßstab, sondern in dem, was im Glauben an Gott getan wird, liegt ein Segen, der menschlichem Sehen oft verborgen bleibt. Das gilt auch dann, wenn die Wirkung des Tuns eine ganz andere ist, als der Handelnde beabsichtigt hat. Ich bin gewiß, daß die schwere Zeit, die über der Erde liegt, dem Glauben an Gott den Herrn und Richter einen seit sehr langer Zeit ungeahnten Auftrieb geben wird. Der Geist der Dialektik und die sündige und niedrige Auffassung, daß der Sinn des Lebens nur in zivilisatorischen Fortschritten bestände, werden einer höheren Auffassung Platz machen müssen. Für den, der glaubt, behält das Leben seinen Sinn.“

Ewald von Kleist hatte Standesgefühl; und er hing auch an dem ererbten Rittergut. Aber mehr noch war er bereit, es jeden Augenblick zu verlieren, wenn Pflicht den Einsatz, die Preisgabe befahl. Als ich ihn in der Karwoche 1933 in Schmenzin besuchte, erinnerte er mich an ein Zusammentreffen mehrere Jahre davor mit einem Gutsbesitzer, der seine Stellungnahme zu den Parteien davon abhängig machte, wie er am besten sein Gut erhalten könnte. Glücklicherweise war dieser Herr eine Ausnahme und eigentlich der einzige dieser Art in dem Kreise, in dem Ewald von Kleist und ich ihn trafen. Ewald von Kleist betonte, wie schmerzlich die Erwägungen dieses Entarteten ihn damals berührt hatten. Und er sagte mit großem Ernst: „Wenn das unsere Gesichtspunkte sind, dann haben wir verdient, zu Grunde zu gehen.“ Ewald von Kleist lebte ganz aus Glauben und Pflicht.

Wenn ich an ihn denke, steht er vor mir als das hehre Vorbild, unerreichbar hoch und doch nie nachlassend in der ebenso zarten wie starken Werbung, ihm dennoch nachzulernt, trotz aller Einsicht in den Abstand, der ihm, dem Unvergleichlichen gegenüber, bleiben muß. Aber irgendwie drängt ein gewisses Pflichtgefühl, sogar hier zu sagen, was als bange Sorge und als der Wunsch, ihn in zwei Dingen anders haben zu wollen, auch den Bewunderer und Freund erfüllte: Seine Treue zur Krone war nicht oder nicht immer kindliche Anhänglichkeit an den König; gewillkürte „Lösung“ der „Per-

A b s c h r i f t

Professor Dr. Friedrich Klausung, geb. 19.8.1887, + 6.8.1944

Um die Stellungnahme meines Mannes darlegen zu können, muß ich etwas ausführlicher über ihn schreiben, als es in den eigentlichen Rahmen der Widerstandsbewegung gehört.

Mein Mann war Teilnehmer des ersten Weltkrieges, Mitglied der Deutschen Volkspartei und des Stahlheims. Als solcher wurde er in die SA-Reserve übergliedert. Im Mai 1933 trat er in die NSDAP ein. Er vertrat die Auffassung, dass jetzt alle mitmachen müssten, damit nicht unguete Elemente die Oberhand bekämen, resp. behielten. Er hat dann in verschiedenen juristischen Organisationen mitgearbeitet. Sein Kritik war immer wach und er hat sie stets unerschrocken ausgesprochen.

Auch in diesem Kriege wurde er wieder als Reserve-Offizier eingezogen und hatte lange eine leitende Stellung in Frankreich, wo er mir sehr entsetzt über die politischen Taktlosigkeiten (Auspooverung des Landes und die sonstigen Ungehörigkeiten) berichtete, dort erreichte ihn eine Berufung nach Prag. Da mein Mann sich schon lange an der allzu gefügigen Haltung des Frankfurter Rektors gegenüber dem Gauleiter und umgekehrt einem Sich-Aufspielen gegenüber den Kollegen geärgert hatte, nahm er ohne lange Besinnen während eines kurzen Urlaubes von der Front den Ruf nach Prag an in der Annahme, daß er dort für eine wahre Zusammenarbeit zwischen Deutschen und Tschechen zu wirken habe und hierfür nicht nur junge Professoren berufen werden dürften, denen es häufig noch an dem notwendigen Fingerspitzengefühl im Verkehr mit fremden Völkern fehle.- Ehe er aber nach Prag gehen konnte, wurde er einer Armee zugeteilt, die am Vormarsch durch die Ukraine beteiligt war. Er hätte eine Kraftfahr-Vorkolonnie zu leiten und sah sehr bald, wie schlecht die Straßen wären. Schon als sie den Dnjpr erreichten, schickte er immer wieder Berichte durch seine vorgesetzte Dienststelle, verbunden mit dem Hinweis, dass bei Einsetzen des schlechten Wetters alles unpassierbar werden würde. Diese Berichte wurden aber nicht weitergegeben und er hatte deshalb verschiedene Differenzen mit seiner vorgesetzten Behörde. Nach einer schweren Darmerkrankung (von der er sich erst nach Monaten erholte), ließ er sich von der Universität Prag reklamieren und kam dorthin. Auf dem Rückwege versuchte er, den Generalgouverneur Frank in Krakau aufzusuchen, um diesem persönlich die schwierige Lage draußen vorzutragen. Er wurde auch ins Schloß eingelassen, traf aber weder Frank noch seinen Stellvertreter an; alle verantwortlichen Herren waren zu ihrem Privatvergnügen "übers Wochenende" verreist!

In Prag war mein Mann sehr erschrocken über das, was er vorfand. Kein Tscheche durfte dort studieren, immer wieder kamen Verhaftungen vor; die Deutschen erhielten schon weniger Lebensmittel als im Reich, die Tschechen aber noch viel weniger. Mein Mann fuhr sofort ins Kultusministerium nach Berlin und bat um seine Rückversetzung ins Reich. Sie wurde ihm "um des Prestige willen" abgeschlagen, "das sei für Prag nicht möglich". So nahm er seine Berufstätigkeit auf und wurde gar bald der Ratgeber von Kollegen und Angestellten, die berechtigte Klagen hatten.

Nach der Ermordung von Heydrich wurde Hermann Frank Staatsminister und durch ihn wirkte sich der scharfe SS-Kurs mit seinen unendlichen Verhaftungen und Todesurteilen auch von Leuten, die mit der Sache selbst gar nichts zu tun hatten, sondern teilweise schon lange Zeit in Haft waren, sehr böse aus. Mein Mann hat sich immer wieder für bedrohte Kollegen und besonders auch für die Erhaltung der katholisch-theologischen Fakultät (obgleich selbst evangelisch) eingesetzt, um der Willkür der SS zu steuern.

Ostern 1942 besuchte er unseren damals verwundet gewesenen Sohn Friedrich-Karl, Oberleutnant im IR 9 in Potsdam, in Berlin und lernte durch ihn den Grafen Fritz v.d. Schulenburg kennen. Schulenburg weihte ihn in die Widerstandsbewegung ein. Tief ergriffen von dem Willen dieser Männer, stand mein Mann von nun an innerlich an ihrer Seite. Ich hatte in den gleichen Tagen gerade Nachricht erhalten, daß unser ältester Sohn in Rußland vermißt sei. . Wie sehr hoffte mein Mann damals, daß schon bald eine Neubildung der Regierung möglich sein werde, und wir dann Frieden bekämen. Aber über 2 Jahre sollten noch vergehen, ehe etwas geschehen konnte, da alle Versuche fehlschlagen. Wie oft hat mein Mann noch Graf Schulenburg in Berlin getroffen, wie hat er täglich darauf gewartet, - wie fürchtete er im Frühjahr 1944, daß es schon zu spät sein möchte - freilich nicht ahnend, was für uns noch kommen sollte.

Ostern 1942 legte der Rektor der Universität Prag sein Amt nieder, mein Mann wurde zum Nachfolger vorgeschlagen, aber die SS verhinderte seine Wahl. 1 1/2 Jahre blieb das Rektorat unbesetzt, die SS behauptete ;in Prag sei an der Universität kein Professor, dem man das Amt anvertrauen könne", der Rektor der Technischen Hochschule versah provisorisch so lange die Amtsgeschäfte mit. Trotz abermaligen starken Widerstand von Seiten der SS wurde die Wahl meines Mannes zum Rektor im Herbst 1943 dann doch bestätigt. Mein Mann ersetze die alten Dekane durch solche Professoren, die ihm gesinnungsmaße nahe standen und die er sich im Falle des Umsturzes hoffte, verlassen zu können.

Im Frühjahr 1944 erzählte mir mein Mann, daß die gesamte SA-Führerschaft auf einer Tagung beschlossen habe, mitzumachen, wenn eine Regierungsumbildung erfolge. Er las mir damals eine Stelle aus dem Buche "Mein Kampf" vor, in der über die Aufgaben der SA gesagt wird, daß die die Pflicht habe, auch gegen die Regierung zu stehen, wenn man erkenne, daß sie für unser Volk nicht mehr tragbar sei.

Unser Sohn Friedrich -Karl wurde im Sommer 1943 wieder schwer verwundet. Schliesslich kam er nach Prag ins Lazarett. Wir hatten dadurch oft Gelegenheit, über die Lage zu sprechen. Als Friedrich -Karl dann im Februar oder März als Hilfsoffizier zu Graf Stauffenberg gerufen wurde, sagte mein Mann zu mir : " Sie suchen dort einen besonders zuverlässigen jungen Offizier ". Darnach war auch mir die ernste Lage dieser Stelle klar.

Mein Mann war aber immer ein Gegner des Attentats. Als dann die Nachricht von dem mißglückten Attentat am 20. Juli kam, waren wir beide natürlich sehr erschrocken. Wir wußten, daß unser Junge in der Bendlerstraße war und hofften doch so sehr, daß er nicht beteiligt sein möchte. Und nach der bangen Zeit, in der wir nichts erfahren konnten, kam die Nachricht in der Zeitung, daß die Täter darunter auch Friedrich -Karl, aus der Wehrmacht ausgestoßen worden seien und den Volksgerichtshof gestellt werden sollten. Da sagte mein Mann zu mir: " Das bedeutet den Tod durch den Strang! Und du kannst sicher sein, daß es ein großer Schauprozeß wird !"

Mein Mann wurde am 5.8. aus seinen Ämtern als Professor und Rektor der Universität entlassen. Er wurde am gleichen Tage zur SA-Dienststelle befohlen; dort wurde ihm sein Ausschluß aus der SA mitgeteilt.- In der Nacht vom 5./6. August schied er aus dem Leben.

Ich aber wußte, er tat es für uns, für mich und meine anderen Kinder und für seine Kameraden aus der SA. Jetzt konnte er niemanden mehr verraten durch ein erpresstes Geständnis. Denn seine Verhaftung hätte sicher nicht lange auf sich warten lassen.

Meine Tochter und ich (mein jüngster Sohn stand im Felde) aber wußten uns innerlich verbunden mit meinem Mann und unserem geliebten Friedrich-Karl, der nur 2 Tage nach seinem Vater aus dem Leben scheiden sollte.

Beide haben ihr Vaterland geliebt mit dem ganzen Ernst höchsten verantwortlichen Handelns.

An der Prager Universität war auch Professor Dr. Oberländer tätig. Er war vor dem Kriege lange als Landwirt in Süd-Rußland gewesen und kannte Land und Leute daher sehr gut. Während des Krieges hatte er dort eine Wehrmachtseinheit zu führen, in der viele Ukrainer usw. waren. Auch er war entsetzt über das, was dort vor sich ging an schlechter Menschenbehandlung, namentlich bei den Evakuierungen der Gegenden, die Operationsgebiet werden sollten. Sein Versuch, die Schäden aufzudecken und bei den obersten Stellen zu melden, hatten keinen Erfolg, sondern er zog sich durch sein Handeln ein schweres Disziplinarverfahren zu, Entlassung als Offizier, "ortsverbot", Prag zu verlassen, regelmäßige Meldungen beim SD. Er glaubt, daß er sein Leben nur der unerschrockenen Fürsprache meines Mannes verdankt, der sich als Rektor voll und ganz für ihn einsetzte. Brief von Oberländer füge ich bei.

Am 21. oder 22. Juli 1944 wurde mein Mann zum SD befohlen, kam aber wieder zurück. Er berichtete mir, daß er u.a. nach Dr. Vollert befragt worden sei, der damals eine stellvertretende Stellung beim Reichsprotector Frick bekleidete. Er wußte nicht - was Dr. Vollert mir bei seiner Spruchkammerverhandlung 1949 erzählte (ich war als Zeugin geladen), - daß V. am gleichen Tage verhaftet worden war, weil mein Mann versucht hatte, ihn telefonisch zu erreichen und seine Büroangestellte einen Zettel mit unserem Namen auf seinen Schreibtisch gelegt hatte, den der SD bei einer Durchsuchung dort fand. Da zwischen Reichsprotector Frick und Staatsminister Frank große Spannungen bestanden - Frank hatte alle Regierungsfunktionen an sich gerissen - hatte man wohl auch bei der Behörde des Reichsprotectors Mitglieder der Widerstandsbewegung vermutet.

Der Stellvertreter des Staatsministers war am 20.7. zufällig beim Wehrmachtsbevollmächtigten (ich glaube, sein Name war General Schaal), als dieser den Anruf aus Berlin erhielt, dass das Attentat geglückt sei. Der Stellvertreter des St. hörte das ganze Gespräch mit an. Der Wehrmachtsbevollmächtigte erklärte, dass er ihn verhaften müsse und bäte, sein Haus nicht zu verlassen. Als dann am Abend die gegenteiligen Meldungen eintrafen, wurde natürlich der Wehrmachtsbevollmächtigte sofort verhaftet und kam, wie wir später hörten, in ein Zuchthaus in Württemberg. - Wehrmachtspfarrer Juhnke nahm sich der Familie sehr an. Er hat auch die Beerdigung meines Mannes übernommen. Er war Bundesbruder meines Mannes, daher kannten wir ihn. Da unser Pfarrer (der einzigste evangelische in dem sonst ganz katholischen Prag) schwer krank war, liess ich Pfarrer Juhnke fragen, ob er die Beerdigung übernehmen wolle und könne. Später hat der SD ihm daraus einen Strick drehen wollen: er habe sich dazu gedrängt, diese Beerdigung zu halten, weil er wahrscheinlich auch dazu gehöre. Durch Freunde wurde ich darauf aufmerksam gemacht und konnte die Sache klarstellen. - Es war allen Amtsträgern

und SA-Angehörigen verboten, an der Beerdigung meines Mannes teilzunehmen. Der SD überwachte den Friedhofseingang. Ein kleiner Kreis treuer Freunde hatte sich aber doch eingefunden, um meinem Mann die letzte Ehre zu geben.

Ich darf noch Abschrift eines Schreibens von Rechtsanwalt Dr. Willy PAUL in Frankfurt/M., beifügen, der durch lange Jahre hindurch Schüler meines Mannes war. Er vermag daher meinem Mann nicht nur menschlich sondern auch in seinem beruflichen Wirken zu schildern. .

M. P. Künzler

Institut für Zeitgeschichte

Abschrift von Abschrift eines Schreibens von
Professor Dr. Th. Oberländer.

Ich erkläre hiermit an Eides statt : als ich am 11. Nov. 1943 auf Grund meiner Denkschriften, in denen ich für eine gute Behandlung der Bevölkerung der von uns besetzten Gebiete und der Kriegsgefangenen eintrat, auf Befehl Himmlers in Prag aus der Wehrmacht entlassen wurde, hat sich der damalige Rektor der deutschen Karls - Universität in Prag, Herr Professor Dr. Klausing, in mutiger und unerschrockener Weise für mich eingesetzt, um das äußerste abzuwenden. Obwohl er meine Lage kannte und genau wußte, daß es gefährlich war, sich für mich einzusetzen, hat sich Herr Prof. Dr. Klausing an den damaligen Chef des SD, Kaltenbrunner gewandt und sich dort für mich eingesetzt, wie auch mehrere Gespräche mit dem Adjutanten Hitlers, Albrecht, geführt, um meine Verbringung in ein K.Z. zu verhindern.

Prof. Dr. Klausing war uns allen ein gerechtdenkender, hilfsbereiter Kollege und Kamerad, dem die Freiheit der Überzeugung und der Wissenschaft über alles ging.

Weihnachten 1943 besuchte er mich mit seinem Sohn, der bei Oberst von Stauffenberg Dienst tat und sprach so ernst über die Lage und die vor uns liegende Zukunft, wie auch so hart über das Regime, daß mir seine und seines Sohnes Zusammenhang mit der Widerstandsbewegung sofort klar wurde.

Da ich in Prag unter Stadtarrest stand und keine Vorlesungen halten durfte, beteiligte er mich an der Herausgabe der Feldpostbriefe für die Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät, für die er seine an sich schon karg bemessene Freizeit opferte. Aus allen Gesprächen, die ich mit Herrn Prof. Dr. Klausing bis zu seinem tragischen Tode infolge der Beteiligung seines Sohnes am 20.7. führen konnte, geht einwandfrei hervor, daß er aus tiefer Sorge um die deutsche und europäische Zukunft den Nationalsozialismus ablehnte, daß er um das gefährliche Spiel seines Sohnes wußte und daß er in der Universität aufrechte Männer sammelte, die bereit waren, die Freiheit höher zu stellen, als die äußere Ehre.

Nach allem, was ich unterdessen über die Kläne Kochs und Himmlers erfahren habe und der Spruchkammer vorlegen konnte, kann ich behaupten, daß ich es vor allem Prof. Dr. Klausing verdanke, daß ich damals mit dem Leben davon kam.

Ich bin jederzeit bereit, das, was ich hier schriftlich niedelege unter mündlicher Aussage zu ergänzen und zu erhärten.

Zu meiner Person : Ich bin entlastet und mit dem Geannten weder verwandt noch verschwägert.

Bad Kissingen, den 6. März 1948.

gez. Dr. Theodor Oberländer.

Abschrift von Abschrift einer eidesstattlichen Erklärung für Prof.
Dr. Käausing von Dr. jur Willy PAUL, Frankfurt / M.

Frankfurt/M., Ulmenstr. 38 den 30.11.47

Herr Professor Dr. Friedrich Klausung wurde mit 1929/30 in Frankfurt bekannt. Bereits als Student kam ich in enge wissenschaftliche u. persönliche Berührung mit ihm. Im Jahre 33 wurde ich sein Assistent und habe bis zum Kriegsbeginn aufs engste mit ihm zusammengearbeitet.

In menschlicher Hinsicht zeichnete ihn ein aussergewöhnliches soziales Verantwortungsbewußtsein aus. Er scheute keine Mühen, um anderen zu helfen, besonders um minderbemittelten Studenten und Assistenten die wissenschaftliche Laufbahn zu ermöglichen. Auch hat er sich die wissenschaftliche Schulung kaufmännischer Angestellten sehr in Gegensatz zu seinen Berufskollegen immer ein persönliches Anliegen sein lassen. Seine wissenschaftliche Liebe für das Gebiet des Genossenschaftsrechts und des Arbeitsrechts erklären sich gleichfalls daher.

Als Wissenschaftler war er, vor allem auf dem Gebiet des Wirtschaftsrechts in ganz besonderer Weise bemüht, seine Arbeit in den Dienst der bewegenden Fragen der Gegenwart zu stellen. In Anerkennung seiner ebenso tiefgründigen wie modernen Arbeiten auf dem Gebiet des Wirtschaftsrechtes, wurde er Mitglied des Aktienrechtsausschusses u. Vorsitzender des GmbH -Ausschusses der Akademie für Deutsches Recht.

In politischer Hinsicht war Klausung von 1933 Angehöriger des Stahlhelms und wurde mit diesem korporativ in die SA überführt. Obwohl er im Jahre 1933 in die NSDAP eintrat, hat er als aufmerksamer Beobachter stets eine kritisch beobachtende Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus mit einer zunehmenden Schärfe der Ablehnung verbunden. Ich entsinne mich noch sehr gut, z. T. noch einzelner Formulierungen, dass er bereits 1934 vor dem Röhmputsch mir in wiederholten Gesprächen die Meinung äußerte, das politische System müsse mit Gewalt beseitigt werden. Wenn Klausung trotz dieser Haltung zum Teil in sehr herausgehobenen Stellungen seine Tätigkeit ausübte, so tat er das ~~was~~ wesentlich deshalb, weil er seine Verpflichtung als Universitätslehrer zur Heranbildung eines guten juristischen Nachwuchses ebenso ernst habe wie seine Aufgabe als Gelehrter, Rechtslehre und Gesetzgebung auf seinen Arbeitsgebieten günstig zu beeinflussen, nicht zuletzt mit sozialem Gehalt zu erfüllen.

In religiöser Hinsicht blieb er stets der protestantischen Kirche treu und führte ein vorbildliches christliches Familienleben.

Aus gelegentlichen Zusammenkünften während des Krieges weiß ich, daß er die nat. soz. Gewaltmaßnahmen im Innern, wie Äussern noch schärfer ablehnte wie früher. Es war daher für mich keine Überraschung, als ich hörte, daß er nicht nur wegen der Beteiligung seines Sohnes am 20. Juli 44, sondern wegen seiner eigenen Verbindung zu führenden Männern der deutschen Widerstandsbewegung aus dem Leben scheiden mußte, um sich dem Zugriff des NS-Regimes zu entziehen.

Zusammenfassend stelle ich fest : Prof. Klausung war von hoher sittlicher Begeisterung für den sozialen Gedanken und für die dienende Aufgabe der Wissenschaft erfüllt, von unermüdlicher, selbstloser Hilfsbereitschaft, von untadeliger persönlicher Lebensführung, das Vorbild eines deutschen Gelehrten, Hochschullehrers und Menschen.

Die vorstehenden Angaben habe ich nach bestem Wissen und Gewissen gemacht, ich versichere die Richtigkeit an Eidesstatt.

gez. Dr. Willy P a u l .

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

L

Prof. Dr. Lampe

(17b) Freiburg i.Br., den 3.4.44
Goethe Str. 66Herrn
Carl-Hans Graf Hardenberg-Neuhardenberg
Nörten-Hardenberg

Sehr geehrter Herr Graf !

Ihr März-Rundschreiben "Hilfswerk 20. Juli 1944" hat sich nicht nur als neuer Beweis Ihres selbstlosen Einsatzes für einen Kreis von gesinnungsverwandten Menschen erfreut, er hat mich darüber hinaus sehr stark angesprochen, weil es deutlich über die Grenzen einer bloßen Hilfsaktion hinausweist.-

Gewiss ist es erfreulich und dankenswert, wenn uns nun "von drüben her" geholfen werden soll, aber diese Hilfsbereitschaft verpflichtet in besonderem Maße, weil sie sich, wie die von Ihnen zitierte Äusserung eines Amerikaners deutlich zeigt, jenen zuwenden will, die nach der Meinung der Spender "das wahre Deutschland verkörpern".

Da drängt sich doch unwillkürlich die Frage auf: gibt es das heute noch dieses "wahre Deutschland"? Ein führender englischer Politiker - ich weiss nicht mehr recht, wer es war, hat vor einiger Zeit seine Existenz bezweifelt. Er sagte, es sei unendlich schwer, überhaupt wieder eine deutsche Regierung zustande zu bringen, weil sich in Deutschland selbst jenseits aller allgemeinen Forderungen nach Aufhebung der Zonengrenzen und dergleichen kein einheitlicher Wille bemerkbar mache! Hat der Mann, so wie die Dinge einstweilen liegen, nicht Recht?

Die Kirchen sind ihrem engeren, unmittelbaren Aufgabenkreise zugewandt. Die Kräfte der geistig Führenden in der evangelischen Kirche zum mindesten werden voll von den Sorgen um die Gewinnung neuer kirchenrechtlicher Ordnungen und vom Suchen nach der einheitlichen Glaubensbasis zwischen Lutheranern, Reformierten und Unierten in Anspruch genommen. Man mag diesserhalb mit ihnen rechten, die Tatsache als solche, muss zunächst anerkannt werden.- Die christlich-sozialen Unionen haben von innerer Gemeinschaft, soweit ich zu sehen vermag, herzlich wenig erkennen lassen. Sie sind mit eingesperrt in das Getriebe des Stellenschachers und des Kampfes um Tagesgeltung. Davon abgesehen sind die Parlamente ihrerseits durch die Konfliktverflechtung weitgehend gegeneinander abgeriegelt. Verantwortungsbewusster Führungswille ist, wenn man von wenigen Persönlichkeiten absieht, kaum zu erkennen. Nirgendwo sind Ansatzpunkte zu überparteilichem Suchen nach neuer politischer Einheit zu finden. Nirgendwo!

Wenn nun aber das deutsche Volk nicht für unbestimmte Zeit absinken will zum blossen Objekt der internationalen Politik, so muss es sich selbst auf seine Subjekt-Qualitäten besinnen. Das kann "es" nur - in der Aktivierung solcher Schichten geistig führender deutscher Menschen, die einerseits nach aussen hin Anspruch auf Achtung und damit auf Gehör der Welt gegenüber geltend machen dürfen und die andererseits nach innen hin jene Freiheit des Blickes und des Denkens besitzen, die ihnen erlaubt, überkommene Schranken gesellschaftlicher Tradition politischer und konfessioneller Bindung in voller Achtung ihrer positiven Werte!-doch doch zu überwinden, wo es um der Erringung einer neuen kulturellen und staatlichen Einheit willen geboten ist.

Wenn wir, das heisst die Menschen rund um Goerdeler, Graf Wolke, Leuschner und wie die in der ersten Linie stehenden Männer sonst noch heissen- nur Leute von gestern sind, dann erschöpfen sich in der Tat alle noch verbleibenden Möglichkeiten in einem "Hilfswerk". Wenn wir aber den Anspruch darauf erheben wollen, auch die Leute von morgen zu sein (weil die deutschen Helfer von heute weithin versagen) dann ist es unsere Aufgabe, der Welt zu zeigen, wie diejenigen sich "das wahre Deutschland" der Zukunft denken, die verzweifelt, wenn auch vergeblich bemüht gewesen sind, sich dem Wahnsinn des Nationalsozialismus entgegenzustellen. die

haupt Einfluss gewinnen werden, so können wir es nur durch Waffen des Geistes und des guten Willens. Wir werden also zum deutschen Volk reden müssen, und zwar so reden, dass wir wirklich von allen, die nicht das Chaos wollen, mit Bereitschaft gehört werden und so, dass unser Rufen auch wieder etwas vom wahren Deutschland jenseits der Grenzen unserer in so massloses Blend versunkenen Heimat spürbar werden lässt.

3. Zur Welt werden wir mit männlicher Würde und Zurückhaltung, aber doch auch ohne Beschönigung von der Schuld der Deutschen und ihren Grenzen reden müssen. Wirklich unschuldig sind nur diejenigen, die in klarer Erkenntnis rechtzeitig den letzten Einsatz gewagt haben (und die dabei sterben mussten)! und die ewig Blinden, zu denen wir nicht zählen und nicht zählen wollen. Zugleich aber wird unter sehr deutlichem Hinweis auf die Gegenwart und ihre dem Dritten Reich verwandten Schäden nachdrücklich klar zu machen sein, wie schwer es für den Einzelnen ist, sich einer Diktatur in den Weg zu stellen. Von der Schuldfrage ist die Pflicht des Unterlegenen zu erhöhten Aufbau-Opfern sauber zu trennen. Diese Verpflichtung wird, abermals ohne jede "Anbiederung" einfach als männliche Konsequenz aus verlorener Kampf zu bejahen sein. Solche ehrlich bekannte Bereitschaft gibt das Recht zu sachlicher Kritik an wahnwitzigen Reparationsformen; daran, dass man das deutsche Volk einerseits seiner Produktionsmittel beraubt, um es andere Seite mit unzulänglichsten Gratis-Zufuhren mit knapper Not "über Wasser" zu halten. Der Wille zum "Subjekt Sein" wird so präzise zu kennzeichnen sein, dass in gleicher Weise die europäische Notwendigkeit dieses Wiederaufbaues eines wirtschaftlich gesunden, ja starken deutschen Reiches und der klare Wille zu seiner "Anlehnung" an die Westmächte zum Ausdruck kommt. In diesem Zusammenhang wird den Westmächten zu zeigen sein, dass und wie mit sinnvollen wirtschaftspolitischen Ordnungsmaßnahmen wirtschaftliche Blüte Deutschlands mit dem Ausschluss aller Möglichkeiten zu einer neuen "Zwei-Fronten-Stellung", die uns letztlich doch nur selbst in weiteres Unheil hineintreiben würde, verbunden werden kann.

4. Nach innen hin haben wir zunächst eine "Vorarbeit" zu leisten, wir müssen mit grosser Entschiedenheit jenen politischen Brunnenvergiftern entgegentreten, die uns als "Reaktionäre" mit bestem Erfolg in Verruf gebracht haben, aus keinem Grunde als dem, dass sie selbst eben keinen ernsthaften Kampf gegen den Nationalsozialismus auszuweisen haben, jetzt aber zur Futterkrippe kommen wollen, die ihnen im Dritten Reich aus irgendwelchen Gründen versperrt war. Dieser Kampf ist zu verbinden mit nachdrücklichstem Aufruf zu echter Verantwortlichkeit derer, die sich zu politischer Führung berufen fühlen. Vor lauter Demagogik wird nach der Reinheit der Bereiniger kaum mehr gefragt. Mit stärkstem Ehrenschutz sollte erhöhtes Recht zur Kritik an allen im öffentlichen Leben stehenden Persönlichkeiten verbunden werden. Allein schon wirksame Propagierung dieses Grundsatzes würde gar manchen Leuten den Boden unter den Füssen zu heiss werden lassen - zum Segen für viele!

5. Mit dieser "Grundsteinlegung" sollten klare, wegweisende Bekenntnisse zu richtigem Recht und wahrer - d.h. durch Verantwortungsbewusstsein begrenzter - Freiheit verbunden sein. Denn das waren fraglos tragende Kräfte im Lebenswerk Dr. Goerdelers, das wir, wenn ich recht sehe, heute fortführen müssen. Im Grunde genommen geht es darum, die Fahne neu aufzugreifen, die mit dem Fehlschlag des Paulskirchenparlaments vor einem Jahrhundert zu Boden gesunken ist. Aus solchem Geist heraus hätten wir, die wir gewiss nicht des Sympathisierens mit dem Dritten Reich ernstlich verdächtigt werden können, mit grossem Nachdruck dagegen zu protestieren, dass man den Teufel mit Beelzebub, den Nazismus mit rotem Übernazismus und geistlosem amoralischem Antifaschismus auszutreiben versucht. Wir wären gewiss, von allen verstanden zu werden, wenn wir verlangten, dass die Demokratie sich durch vorbildliche Staatsführung als die überlegene politische Ordnungsform erweise, die sie, wie das englische Vorbild lehrt, fraglos sein kann. Wir müssen verlangen, dass man sich der letztlich religiösen Verankerung echten Rechtes bewusst werde und hätte mit ernstesten Worten das Unsere beizutragen zu redlicher Ausrottung der politischen Unterweltsmethoden der Denunziation und der

Diffamierung. Wir müssen verlangen, dass ~~xxxxxxx~~ hartes, klares politisches Strafrecht begründet wird, wenn man schon glaubt ohne Verfolgung der Führer auf falschen Wegen nicht auszukommen und müssten sagen, dass "politische Wohnungsämter" und "Revisionsämter" ebenso wie ausserhalb des Gesetzes stehende und damit der Gestapo völlig gleichgestellte Polizei moderner Kulturstaaten unwürdig sind. Ich bin überzeugt davon, dass wir, gerade wir, bei solcher Haltung auf einen so starken Widerball rechnen dürfen, dass alle Intriguen von Gegenkräften scheitern werden.

6. Natürlich darf es nicht bei blossen Proklamationen sein Bewenden haben: wir müssen darüber hinaus aus der Einheit unseres nicht nur über alle Parteien, sondern ebenso über alle Zonengrenzen ausgedehnten Kreis Nutzen ziehen, um in kleinen Arbeits- und Korrespondenzgemeinschaften praktische Lösungen für die grossen Probleme zu erarbeiten, die gelöst werden müssen, wenn es überhaupt einen Weg in europäische noch europäische Zukunft geben soll: Ich denke an die Probleme der neuen Staatsform, der tragfähigen sozialen Neuordnung, vor allem aber auch der Neugestaltung der Beziehungen zwischen Kirche und Welt (hier in Zusammenarbeit mit der Ökumene und der Una-Sancta-Bewegung).

Die Ziele, auf die mit diesen kurzen Hinweisen gedeutet wird, liegen in weiten Fernen, die ersten Schritte, durch die zur Sammlung und Neubestimmung aufgerufen wird, können, meine ich, sehr bald getan werden. Zu danken wäre ein Aufruf, der von einigen berufenen Persönlichkeiten zu unterzeichnen wäre, von Männern aus allen Zonen, zum mindesten aber aus den drei von den Bestmachten besetzten Zonen. Ich habe Kollegen von Dietze - der seit Monaten Rektor und durch sein Amt masslos überlastet ist, bisher nur dieser Tage - brieflich kurz von seiner Absicht, Ihnen - wie es nun geschehen ist, zu schreiben, informieren können. Er wird natürlich ebenso wie Herr Ritter eine Durchschrift meines heutigen Briefes an Sie erhalten. Vielleicht können wir drei schon einmal den Versuch unternehmen, eine Art von Aufruf zu formulieren, der dann zunächst in der britischen Zone zu veröffentlichen wäre. Ich bin deshalb, weil das Wort Churchills dazu herausfordert. Er wird dann von dort aus ganz von selbst weitergefragt werden. Natürlich ist diese Aktion mit einigen Risiken für ihre Träger verbunden. Wer sie scheut, weiss nicht, was auf dem Spiele steht und verkennt abermals die Mitverantwortung des Lebenden. Ich bin voll guten Mutes, dass wir durch klaren redlichen Willen mit mannhaftem Einstehen für Wahrheit wegweisende Dienste tun können, die dringend benötigt werden. Mit ihm nur mit ihnen, können wir das den Trägern des "wahren Deutschland" zugedachte Hilfswerk rechtfertigen und nur so können wir unseren Kreis nachhaltig von jenen politischen Wechselfälchern klar abgrenzen, die sich als Leute der Widerstandsbewegung tarnen. Denn so würde erwiesen dass wir Dienste am Ganzen über Interessen von Personen stellen.

Ich würde mich freuen, wenn ^{Sie} die Anregung dieser Zeilen aufgreifen wollten. Zu jedem Dienst, den ich, bei leider sehr geschwächter Gesundheit leisten kann, bin ich bereit. Persönliche Ziele verfolge ich nicht. Die Tatsache, dass die von Ihnen etwa aufgegriffene Anregung von mir ausging, spielt keine Rolle. Ich bitte, meinen Namen in diesem Zusammenhang nicht zu nennen. Im Übrigen bin ich natürlich bereit, für das, was ich sage, vorbehaltlos einzustehen. Ich möchte nur jede Möglichkeit einer Missdeutung meines Tuns ausschalten.

Ihre Antwort erwarte ich mit grossem Interesse. Mit freundlichen Grüssen bin ich

Ihr
sehr ergebener
gez. Unterschrift.

Adolf Lampe †

**Ein Weg
zur Wirtschaftsordnung**

Eberrecht durch

*Frau Gertrud Lampe
Freiburg i. Br., Goethestraße 66*

Folgender Beitrag ist eine der letzten Arbeiten des vor kurzem gestorbenen Freiburger Nationalökonomens. Sie war als programmatisches Vorwort für eine vom Verfasser geplante Zeitschrift „Wirtschaftsordnung“ entworfen und deutet im Umriss eine „Theorie der Wirtschaftspolitik“ an, eine grundlegende Forschungsarbeit, die der frühe Tod nicht reifen ließ. In sie sollten zum Teil unveröffentlichte Arbeiten über am Schluß des Aufsatzes genannte Probleme und eine im Konzept vorliegende Finanzökonomie eingeordnet werden. Arbeiten, an deren Abschluß und Publizierung der Autor durch die politische Entwicklung seit 1933 gehemmt war, so daß Theorie und Praxis wertvolle neue Erkenntnisse und Wegweisungen entgingen. Der aus dem Nachlaß stammende Beitrag, verkürzt um die auf das Programm der Zeitschrift sich beziehenden Teile, spricht unmittelbar zu dem drängenden Problem der Wirtschaftsordnung, dessen Lösung der dem Goerdeler-Kreis und der Bekennenden Kirche angehörende Verfasser in einer Kombination der beiden Ordnungssysteme, Marktwirtschaft und Zentralverwaltungswirtschaft, erstrebte und auf neuem Wege der Institutsarbeit erproben wollte.

*

„Was ist die Praxis ohne die Theorie oder mit andern Worten, die Anwendung von Mitteln ohne Einsicht, wie und warum dieselben wirken? Nichts als ein gefährlicher Handwerkszeug, worin man dieselben Methoden auf entgegengesetzte Fälle anwendet, die man für gleichartig hält und worin man unwillkürlich zu einem Ziele gelangt, welches man gerade vermeiden wollte... In der Staatsverwaltung wie in der Moral besteht die wahre Kunst nicht im Wollen, daß man bewirke, sondern im Bewirken, daß man wolle.“

(J. B. Say, Traité d'Economie politique)

In aller Verworrenheit der Gegenwart besteht weit über politische Gegensätze hinweg Einnützigkeit darüber, daß die derzeitige Gestaltung des Wirtschaftslebens auch jenseits der Grenzen Deutschlands den verpflichtenden Namen „Wirtschaftsordnung“ vielfach nicht mehr verdient, daß vielmehr fast allenthalben Wirtschaftsunaordnung in einem lebensbedrohenden Maße herrscht. Hier muß von Grund aus Wandel geschaffen werden. Es wird nur geschehen können, wenn die Menschen selbst, aus deren Tun und Treiben dieses Chaos unserer Zeiten entstanden ist, sich eines Besseren besinnen. Eine gottfern gewordene, verlorene Wirtschaftswelt wird sich zurückfinden müssen zu den lebensfragenden Kräften christlichen Glaubens, wenn schließlich eine zu wahrer Gemeinschaft der Menschen erhöhte Gesellschaftsordnung begründet werden soll. Zu solchem Aufbau werden von allen Seiten her in mühevoller geduldiger Arbeit Bausteine herangetragen werden müssen: auch von der Sozialökonomie als der Wissenschaft vom gesellschaftlichen Wirtschaftsleben. Es ist gewiß, daß die Unordnung der Wirtschaft nicht zum wenigsten aus der Unordnung des Wirtschaftsdenkens erwachsen ist. Wenn sich die sozialökonomische Theorie mit Recht als eine „praktische Wissenschaft“ bezeichnen will, muß auch sie alle in ihr lebendigen geistigen Kräfte aufbieten, um der praktischen, letztverantwortlichen Wirtschaftspolitik in gedanklicher Vorarbeit

alles geistige Rüstzeug zu liefern, dessen sie zur Meisterung des ihr aufgetragenen Werkes bedarf.

Die befremdlichen Spannungen zwischen Wirtschaftspraxis und Wirtschaftstheorie können nicht einfach nur einem „Versagen der privaten Wirtschaft“ zur Last geschrieben werden, am wenigsten von denen, die der Meinung sind, daß aus eigenverantwortlichen und am eigenen Interesse ausgerichteten Dispositionen der wirtschaftenden Menschen überhaupt — unter diesen oder jenen Voraussetzungen — irgendeine Ordnung der Gesellschaftswirtschaft hervorgehen könne. Es ist Tatsache, daß „die Wirtschaft“ sich die Erkenntnisse der Naturwissenschaften in größtem Ausmaße zunutze gemacht hat, daß Technikern, Physikern, Chemikern als Theoretikern, d. h. Kennern allgemeingültiger natürlicher Zusammenhänge, von ihr vorbehaltlos der Rang unentbehrlicher Helfer zuerkannt wird. Ebenso aber steht fest, daß der über Wirtschaftszusammenhänge redende Wirtschaftspraktiker von der Wirtschaftstheorie meist herzlich wenig wissen will. Wenn er in diesem Lebensbezirk das Wort „Theorie“ gebraucht, so geschieht es oft genug nur, um damit irgendwelche Projekte als unrealisierbar oder gar als baren Unsinn zu brandmarken. Andererseits läßt sich nicht leugnen, daß Milliarden und aber Milliarden des Volksvermögens in allen Ländern der Welt, die im Laufe der letzten Jahrzehnte sinnlos durch falsche Wirtschaftspolitik vertan worden sind, hätten erhalten werden können bei vernünftiger Auswertung auch nur derjenigen Einsichten, die als communis opinio doctorum gelten konnten, als gesicherte Erkenntnis aller derjenigen Wirtschaftstheoretiker von einigem Rang, die als wirklich unabhängige Denker um die Deutung der Gegebenheiten gesellschaftlichen Wirtschaftens bemüht gewesen sind. Es genügt, zum Belege für diese Behauptung zu sagen, daß die seit dem ersten Weltkrieg herrschenden Währungsnöte — unter Einfluß der gegenwärtigen durch rechte Zusammenarbeit zwischen Wirtschaftstheorie und Wirtschaftspraxis zum mindesten in engeren Schranken zu halten gewesen wären, weiter: daß die wissenschaftliche Kritik an einer die Besiegten vernichtenden, aber den Siegern nicht helfenden Reparationspolitik nach dem ersten wie nach dem zweiten Weltkrieg an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ, schließlich daß die — in der Praxis zu ihrer Zeit als unabwendbares Verhängnis angesehene — Weltkrise zu Beginn des vergangenen Jahrzehnts von Wirtschaftswissenschaftlern als Folge durchaus vermeidbarer wirtschaftspolitischer Torheiten prognostiziert werden konnte.

Ist dem so und soll gleicher Schaden in Zukunft möglichst erspart bleiben: dann muß wohl alles Erdenkliche geschehen, um die Wirtschaftstheorie so nah an die Praxis heranzuführen, daß ihre Stimme besser als zuvor von ihr vernommen und weniger mißverstanden werden kann als bisher. Dort, wo engbegrenztes Interessentendenken sich opferfordernder Einsicht verschließt, wird es allerdings sein Bewenden dabei haben, daß

„fühlen muß“, wer „nicht hören will“; wer aber hören will, der muß begreifen können, was die sozialökonomische Theorie vorzubringen hat. Damit wird gewiß nicht einer belletristischen Verflachung wirtschaftswissenschaftlicher Arbeit zur fatalen „Vulgäroökonomie“ das Wort geredet, erst recht nicht ihrer Entartung zu willfährigem Dienst in pseudowissenschaftlicher Rechtfertigung von Sonderwünschen irgendwelcher Gruppen oder Schichten. Im Gegenteil: es gilt, die wirtschaftswissenschaftliche Einsicht der Praxis zu vertiefen und die Unabhängigkeit sozialökonomischer Forschung mit größtem Nachdruck zur Geltung zu bringen. Wirklichkeitsnahe Wirtschaftswissenschaft muß kraft eigener Leistung zu einer geistigen Macht in der Gesellschaft werden, wenn die — heute zerstörte — Wirtschaftswelt neu erstehen soll.

Das Ziel wird, wenn überhaupt, nur erreicht werden können bei Erfüllung von zwei Voraussetzungen, an denen man es bisher hat fehlen lassen. Es muß versucht werden:

1. Die weitgehende Übereinstimmung der Wirtschaftstheoretiker, die einstweilen nur dem Fachmann erkennbar war, gegenüber untergeordneten Meinungsverschiedenheiten in erkenntnistheoretischen und methodologischen Fragen nach außen hin hervortreten zu lassen und es muß
2. eine radikale Ablösung des wirtschaftswissenschaftlichen Denkens vom weltanschaulich begründeten Willen vollzogen werden: nicht um damit „voraussetzungslose Wissenschaft“ im vielverspotteten „luftleeren Raum“ zu betreiben, sondern um erst damit ein festes Fundament zu gewinnen für Erwägungen und Entscheidungen über die echten Anliegen durchgreifender sozialer Erneuerung.

Ohne klare Wirtschaftsstrategie kann keine sinnvolle Wirtschaftstaktik getrieben werden. Weil es der Praxis an einer solchen allgemeinen Orientierung fehlte, wäre sie seit dem im Laufe des 19. Jahrhunderts erfolgten Versagen der nur-selbst-geregelten, sozusagen staatsfreien Marktwirtschaft auch dann höchst mangelhaftes Stückwerk geblieben, wenn sie nicht, so wie es der Fall war, im Banne einander widerstreitender politischer Kräfte gestanden hätte. Die im engeren Sinne theoretischen Untersuchungen müssen demgemäß immer aufs neue der Frage nach den Leistungsbedingungen und Leistungsmöglichkeiten der beiden zur Verfügung stehenden Ordnungssysteme Marktwirtschaft bzw. Zentralverwaltungswirtschaft zugewandt und bemüht sein, die Problematik ihrer Kombination zu klären. Beim heutigen Stande der Wirtschaftswissenschaft kann eine unbefangene Analyse die Notwendigkeit des Einsatzes beider Mittel ebensowenig verkennen wie die Gefahr, daß ihre nicht sachgemäße Verkopplung unabsehbaren Schaden verursacht. Damit aber sieht sich unsere Wissenschaft vor eine über ihre Zukunft entscheidende Alternative gestellt, die nämlich: entweder noch hoffnungsloser als bisher in den Kampf zwischen

„Liberalisten“ und „Sozialisten“ hineingezerrt zu werden, oder aber diesen jedenfalls in der Sphäre des Wirtschaftsdenkens unfruchtbar gewordenen Streit zu überwinden.

Nach einstweilen im Kreise der Wirtschaftspraktiker und Wirtschaftspolitiker durchaus herrschender Meinung schließt jede Bejahung von Marktwirtschaft ein Bekenntnis zum Liberalismus oder gar zum „Kapitalismus“, jede Bejahung von Zentralverwaltungswirtschaft eine Bindung an den Sozialismus in sich. Da man nun füglich nicht zugleich Liberalist und Sozialist sein kann, scheint für die dem Kombinationsgedanken nachgehenden Wirtschaftstheoretiker eine ausweglose Lage zu bestehen. Sie wäre in der Tat gegeben, wenn diese übliche Vermengung von Wirtschaftssystemen und politischen Ideen zwangsläufig wäre; sie ist es aber in Wirklichkeit nicht, mehr noch: sie muß als eine sinnwidrige, ja geradezu unlogische Verknüpfung von Zielen und Mitteln abgelehnt und aufgehoben werden. Das Notwendigste hierzu kann mit wenigen Sätzen gesagt werden.

Der auf deistischer Glaubensbasis ruhende wirtschaftspolitische Liberalismus der klassischen Nationalökonomie meinte, wenn er von Freiheit sprach, die Freiheit des einzelnen zur Leistung, die Entfaltung der Kräfte verantwortungsbewußter Persönlichkeiten. Die leicht als unhaltbar zu erweisenden metaphysischen Konstruktionen der klassischen Wirtschaftstheorie gerieten gar bald in Vergessenheit und wurden durch die Anerkennung einer angeblich zum größten Glück der größten Zahl hinleitenden „immanenten Eigengesetzlichkeit“ der Marktwirtschaft abgelöst. Dieser säkularisierte Liberalismus entartete zu einem Pseudo-Liberalismus, der die Idee von der Freiheit des einzelnen zur Leistung in das durch nichts zu begründende Postulat nach Freiheit der Wirtschaft vom Staate umfälschte. „Der“ Wirtschaft wurde damit auch das „Recht“ zur Unterbindung der Verfügungsfreiheit des einzelnen durch gruppenegoistische Organisationen zugesprochen mit dem Ergebnis einer Selbstauflösung jener „Wirtschaftsautomatik“, in deren Namen der Liberalismus in die Geschichte eingetreten war. Die sich selbst überlassene Marktwirtschaft hat nicht zu einem harmonischen Gleichgewicht der Kräfte in doppelseitiger Konkurrenz, sondern zu einer weitgehenden „Vermachtung“ der privaten Wirtschaft in Monopolen und monopolähnlichen Gebilden hingeführt. Das ursprüngliche Anliegen des Wirtschaftsliberalismus, das der Persönlichkeitsdurchsetzung, ist in seiner geschichtlichen Entwicklung nicht erfüllt, sondern verleugnet worden. Wenn dieser allein diskutabile Gedanke irgendwie mit der Marktwirtschaft als Ordnungssystem verbunden werden sollte, so kann es jedenfalls nicht in dem Sinne geschehen, daß der immanenten Wirtschaftsgesetzlichkeit solcher Marktwirtschaft einfach freier Lauf gelassen wird.

Wesentlich das gleiche ist von den Beziehungen zwischen Zentralverwaltungswirtschaft und Sozialisierung zu sagen: man mag Sozialisierung im einzelnen definieren wie immer man will, eins ist gewiß: immer handelt es sich um ein Herausdrängen aus marktlicher Wirtschaft um einer besseren sozialen Ordnung willen. Der utopische Sozialismus früherer Jahrhunderte kann außer Betracht bleiben. Seit dem 19. Jahrhundert geht es darum, daß die ständig wachsende und an politischer Macht gewinnende Arbeiterschaft von dem damals die volle Führungsverantwortung tragenden privaten Unternehmertum nicht für die gegebene — von privater Initiative getragene — Wirtschaftsordnung gewonnen werden konnte. Die sozialen Fronten haben sich im Laufe der Zeit — allen vom wirtschaftlichen Aufstieg der Arbeiterschaft gebotenen Befriedigungsmöglichkeiten zum Trotz — so verhärtet, daß der Wille der Arbeiterschaft zur Wirtschaftsrevolution, wenigstens aber zu grundlegender evolutionistischer Umbildung der Wirtschaftsverfassungen über ihre politische Einordnung als Bürger demokratisch regierter Staaten hinaus in vielen Ländern bestehen blieb. Wirtschaftspolitik, die an diesem Faktum achtlos vorbeigehen wollte, wäre im schlimmsten Sinne des Wortes wirklichkeitsfremd; eine Wirtschaftspolitik aber, die dieses Problem einfach nach längst überholten Rezepten durch eine „Vergesellschaftung der Produktionsmittel“ zureichend lösen zu können glaubt, ist es auch. Die bloße Ersetzung des privaten Unternehmers durch beamtete, im Namen eines Kollektivs handelnde Betriebsführer kann nichts zur sozialen Einbürgerung des Arbeiters beitragen. Die Möglichkeit, ein — wirtschaftliche Ausbeutung verhinderndes — Gleichgewicht der Kräfte zwischen Unternehmer und Arbeiter in sachdienlich geordneter Marktwirtschaft herzustellen, ist ebenso erwiesen wie die Unhaltbarkeit der Marxschen Mehrwertlehre. Zentrale Verwaltungswirtschaft aber muß ihrer Natur nach eine auf unbedingter Durchsetzung des in ihr herrschenden Planungswillens bestehende — Befehlswirtschaft sein. Totale Zentralverwaltungswirtschaft kann mithin neben der allein freien Persönlichkeit des obersten Wirtschaftsführers überhaupt nur willenlos ausführende Organe erkennen. Jede Abweichung von dieser Grundlinie muß Wirtschaftsverwirrung auslösen, wenn das von oben her, von noch so fähigen, aber doch nicht allwissenden Menschen Geplante Ordnung darstellte. Aus alledem folgt, daß der letztlich entscheidende Persönlichkeitswille des Arbeiters als eines Wirtschaftsbürgers in der Sozialisierung nicht auf seine Rechnung kommen kann. Die sozialpsychologische Wurzel der Sozialisierung muß ebenso ernst beachtet werden wie der Urgedanke des wirtschaftspolitischen Liberalismus; mit der Zentralverwaltungswirtschaft als Ordnungsform hat sie so wenig gemein wie der recht verstandene Freiheitsgedanke mit nur-selbstgeregelter Marktwirtschaft. Das zu erstrebende Ziel des Sozialismus heißt: Vergemeinschaftung der Menschen. Die

Sozialisierung als Vergesellschaftung der Produktionsmittel ist ein hierzu untaugliches Mittel.

Im Neubau der Wirtschaft — die nicht einfach nach alten Mustern „wiederaufgebaut“ werden kann — muß die Sicherung wahrer persönlicher Freiheit mit der Begründung sozialer Gemeinschaft verbunden werden. Die durch schiefe Verkopplung mit Wirtschaftssystemen in Gegensatz zueinander geratenen politischen Anliegen liberaler und sozialistischer Wirtschaftssicht erweisen sich im Grunde als Einheit. Ihre Erfüllung, die nicht einseitig durch je eines der beiden Wirtschaftssysteme zu erlangen ist, wird durch eine vernünftige Mittelkombination versucht werden können; vernünftig wird indessen nur entschieden, wenn man nicht gleichzeitig zwei Herren dienen will. Wohl oder übel muß jeweils eine ökonomische Betrachtung der gesellschaftlichen Ordnung vorangestellt werden mit dem Ziel, die rein wirtschaftliche Bestlösung zu finden. Die Wirtschaftssysteme Marktwirtschaft und Zentralverwaltungswirtschaft werden dabei, von überholtem Weltanschauungsballast befreit, nüchtern als Ordnungsinstrumente behandelt. Wenn es schon nicht ohne „Ismus“ abgehen soll, mag diese auf Überwindung von Liberalismus und Sozialismus alten Stiles abgestellte Denkweise deshalb als „Instrumentalismus“ bezeichnet werden.

Das bloße Zwischenergebnis der nur-ökonomischen Untersuchung darf niemals als Endprodukt der wissenschaftlichen Arbeit angesehen oder behandelt werden, vielmehr ist anschließend zu fragen, ob und inwieweit den Persönlichkeits- und den Gemeinschaftswerten durch die in konkreter Situation empfohlene Mittelwahl Rechnung getragen wird. Es ist denkbar, daß dabei bestimmte Zielsetzungen von außen her übernommen werden können, aber auch: daß sie fehlen und daß dann — in klarer Abgrenzung gegen die rein fachwissenschaftliche Untersuchung — mit Konditionalsätzen von der sozialökonomischen Forschung her eine Annäherung an die Wirklichkeit der jeweiligen Ordnungsaufgabe zu erfolgen hat. Wo immer individuelle, eigenverantwortliche Leistungen notwendig oder gesamtheitlich gefordert sind, muß — in Konsequenz einer entsprechenden politischen Verfügung — persönlicher Entscheidungsfreiheit der Wirtschaftler Bewegungsspielraum gelassen werden, weil nur dann die Folgenverantwortung getragen werden kann. Die Ausrichtung des Handelns der Wirtschaftler auf übergeordnete Zielsetzungen wird unter solchen Umständen nur dadurch erreicht werden können, daß eine Gestaltung der Marktbedingungen angestrebt wird, die den einzelnen veranlaßt, in Wahrung wirtschaftseigener Interessen das vom Wirtschaftspolitiker aus „gemeinwirtschaftlichen Erwägungen“ heraus Gewünschte zu tun. Bei der Wahl zentralverwaltungswirtschaftlicher Maßnahmen wiederum wird jeweils geprüft werden müssen, ob sie durchgesetzt werden können, ohne daß es dabei erneut zu jenem verhängnisvollen Konflikt zwischen einander entgegengesetzten

Lenkungskräften kommt, der durch die unorganische Vermengung der Ordnungssysteme seit Jahrzehnten in wachsendem Umfang entfesselt worden ist.

Das hier zur Einführung Vorgebrachte konnte nur erste Umriss einer Fülle von Problemen aufzeigen, mit denen sich das Wirtschaftsordnungsdenken zu befassen hat, wenn es der Wirklichkeit dienen soll. Selbst die gründlichste Arbeit dieser Art wäre jedoch zu Unbrauchbarkeit verurteilt, wenn sie auf die bloße Analyse von Zusammenhängen beschränkt werden würde. Das „geistige Handwerkszeug“ der wirtschaftspolitischen Praxis muß nicht nur konstruiert, sondern auch in seiner Anwendung vorgeführt werden, um damit seine praktische Brauchbarkeit zu erweisen. Dieser Erfolgsbedingung wird genügt werden können durch Behandlung jener chronischen aktuellen großen Wirtschaftsfragen, deren Verkenntung und falsche Behandlung auch ohne die Not der beiden großen Weltkriege schließlich jenen Zusammenbruch der modernen Gesellschaftswirtschaft herausgefordert hätten, den die Welt heute durchleiden muß. Themen dieser Art sind, um nur einige wenige Beispiele zu nennen: die Zerstörung der Weltwährungsordnung; die nationalen Währungskatastrophen durch Inflation und Deflation; die chronische Massenarbeitslosigkeit (im Zusammenhang damit: die ehemals herrschenden und in absehbarer Zeit womöglich wieder auflebenden Wahnvorstellungen vom Bestehen einer Weltüberproduktion bei gleichzeitiger Verelendung von Millionen von Menschen, das Konjunkturproblem, die sogenannte Vollbeschäftigung und das umstrittene „Recht auf Arbeit“); die noch immer ausstehende sowohl sozial wie auch ökonomisch tragbare Behandlung des Lohnproblems; die Erstarrung des Angebotes im Zuge des technischen Fortschrittes und die daraus resultierenden weitreichenden Folgen (Kampf zwischen Produktion und Handel; organisatorische Verkalkung der Wirtschaft im Kartellismus, fragwürdige Entwicklung des Konkurrenzkampfes zwischen Groß-, Mittel- und Kleinbetrieben, Leistungswettbewerb und angebliche wie auch wirkliche unlautere Konkurrenz); der Kampf zwischen Verkehrsmitteln verschiedener Struktur (die „gemeinwirtschaftliche“ Tarifpolitik der Reichsbahn und die Entwicklung des Kraftwagen- und Binnenschiffahrtverkehrs); die Strukturwandlungen der Wirtschaft (Industriekonzentration und Bevölkerungsagglomeration; die Beziehungen zwischen Industrie und Landwirtschaft usw.). Überall wird über die bloße Mängeldiagnose hinaus ein Aufriß der sachgerechten Kombination der Ordnungsmittel geboten werden müssen.

Frau Annedore Leber, eine mutige deutsche Kämpferin

Den Rückflug nach Berlin angetreten hat vor ein paar Tagen nach mehreren Wochen der Kreuz- und Quer durch unser Land Frau Annedore Leber, wohl die erste deutsche Frau, an die nach dem Kriege eine individuelle Einladung seitens einer amtlichen amerikanischen Stelle zum Besuche der Vereinigten Staaten erging.

Um es gleich zu sagen: Das New Yorker Staats-Handelsamt — von dieser Behörde war die Einladung gekommen — konnte so leicht keine würdigere Wahl treffen, nachdem in Albany einmal beschlossen worden war, im Zuge der Bestrebungen für Wiederanknüpfung amerikanisch-deutscher Austausch-Beziehungen auch einer Vertreterin der Frauenwelt Deutschlands Gelegenheit zu geben, sich mit dem Alltag in der amerikanischen Demokratie persönlich vertraut zu machen. Sicherlich gebietet schon der Name der Frau, der dieses Kompliment "Empire"-Stilles galt, Achtung und tiefste menschliche Sympathie für unsere Besucherin. Hat man es in Annedore Leber doch mit der Witwe eines der Helden und Märtyrer der deutschen Widerstandsbewegung zu tun, die in dem leider mißglückten Bombenanschlag des Obersten von Stauffenberg auf Adolf Hitler (20. Juli 1938) kulminierte. (Julius Leber, der als alter Offizier und einstiger Wehrmacht-Referent seiner Reichstagsfraktion, der sozialdemokratischen, Beziehungen zu der Militäropposition des Dritten Reiches hatte, war von dem engeren Stauffenberg-Kreis für den Fall eines Gelingens des Putsches vom 20. Juli als Kanzler ausersehen, und seine Verhaftung war es, die seinerzeit den Verschwörern das unmittelbare Zeichen zum Losschlagen gab. Leber starb, wie manche seiner Mitverschworenen, darunter der einarmige Oberst Stauffenberg und Generalfeldmarschall von We-

leben, unter grauenvollen Umständen von Henkershand. Frau Leber war mit zwei Kindern von Himmels Schergen in Gesselhaft genommen worden, nach dem Blutgericht an den festgenommenen Putschteilnehmern wurden sie aber entlassen, und sie konnten sich dann der weiteren Verfolgungen entziehen.)

Frau Leber selber vermied im Laufe einer Unterredung, die sie am Vorabend ihrer Heimreise einem Vertreter dieses Blattes gewährte, jedes Eingehen auf Dinge, die der schauerlichen jüngsten Vergangenheit Deutschlands angehören. Auch das Thema ihrer eigenen leidensvollen Erfahrungen — daß sie mit ihren Kindern nicht selber im Kerker des Himmels-Reiches zu Grunde ging, dankte sie nur der Menschlichkeit eines Gefängnisbeamten, der dafür seinerseits mit dem Leben büßen mußte — ließ die tapfere Frau unberührt, ebenso wie auch die rühmliche, überaus aktive Rolle, die ihr in der Nachkriegszeit zufallen sollte.

Wovon Annedore Leber, eine Frau gut bürgerlichen Gepräges, die sich die Anmut ihres Wesens und die Gabe beschwingter Rede über die durchlittene Schreckenszeit bewahrt hat, in ihrem immer wieder von Besuchern und telephonischen Anrufen unterbrochenen "Interview" sprach, war stets der drängenden deutschen Gegenwart und den heutigen Leiden und Problemen ihrer deutschen Mitmenschen zugewendet, denen nun ihre berufliche und politische Tätigkeit gehört: Frau Leber ist eine der 25 Frauen, die nun gemeinsam mit 105 männlichen Mitbürgern das Westberliner Stadtparlament bilden — und in einer so unvorstellbar schwierigen Zeit, wie das heldenmütige Berlin sie nun erlebt, stellt allein das Rathaus an jede dieser 25 Frauen keine zeringen Ansprüche. Frau Leber gehört aber zu den Aktivisten dieser Frauengruppe. Darüber gibt schon fast jede Nummer der weitverbreiteten Berliner Zeitung "Der Telegraph" mit gehaltvollen kommunalpolitischen (und anderen) Artikeln aus Annedore Lebers Feder Auskunft — und hiermit haben wir die zweite Berufssphäre der fleißigen Frau bezeichnet. Mit Arno Scholz, einem alten Berufsjournalisten ihrer Partei, und dem ehemaligen Reichstagspräsidenten Paul Loebe ist sie zugleich Herausgeberin des genannten, im britischen Sektor Berlins erscheinenden und in der Weltpresse häufig zitierten Blattes, das sich eben ein eigenes stattliches Heim gebaut hat. Aber auch damit nicht genug, betätigt Frau Leber sich schließlich noch als Chefredakteurin einer der besten und reichhaltigsten neuen Frauenzeitschriften Berlins, die nicht ohne Berechtigung den Titel "Mosaik" führt. Gibt es doch kaum eine Lebenssphäre, die in dieser geschmackvoll ausgestatteten Zeitschrift nicht in Wort und Bild zu ihrem Recht kommt.

Wenn jeder Nummer des "Mosaik" ein Schnittmuster beiliegt, so hat man es auch hierbei wieder mit einem Zeichen der Vielseitigkeit der Chefredakteurin zu tun, die nämlich nicht nur eine kämpferische Politikerin und Publizistin im denkbar besten Sinne des Wortes ist, sondern mit dem Attribut der Gymnasialabiturientin das der geprüften Meisterin der — Damenschneidererei verbindet!

Wenn man Annedore Leber als idealen Typ der modernen deutschen Frau betrachten will, so kann von dieser jedenfalls gesagt werden, daß sie so viel Hüterin der geistigen Güter, wie in den Realitäten des schwierigen deutschen Alltags von heute verwurzelt ist — und schließlich ist sie auch der Politik im Sinne der kampfproben Gestaltung einer besseren deutschen Zukunft nicht fremd.

Um aber wieder von Annedore Leber selber zu sprechen — das physische wie das geistige Antlitz dieser Frau trägt die Züge der Güte und des warmen Mitgefühls mit allen Leidenden. Immer wieder kam sie im Gespräch auf den Gedankens zurück, daß in der Rangordnung menschlicher Werte das bürgerliche Gemeinwesen und die Nation zwar ihren Platz haben, aber doch den übernationalen, universalen und humanitären Geistesgütern unterzuordnen sind: Nur den guten Europäer läßt sie als einen guten Deutschen gelten. Worum es ihr bei Unterredungen mit einflussreichen amerikanischen Persönlichkeiten jedesmal mehr als um alles andere zu tun war, das war, den ungeheuren Ernst der Forderung des Schutzes der Person zu unterstreichen. Daß von persönlicher Rechtssicherheit im Berliner Ostsektor (wie in der Sowjetzone und in den Ländern des Ostblocks überhaupt) nicht die Rede sein kann, ist männiglich bekannt, aber Frau Leber gab eine erschütternde Schilderung von den unerhörten, an die schwarze Zeit erinnern Zuständen, die kommunistisches Gangster-Treiben und russische Übergriffe auch in den Westsektoren der Dreimillionenstadt mit sich gebracht haben.

Viele tausende von Namen finden sich in einer von der Westberliner Stadtverwaltung eingereichten Kartothek verzeichnet, in der alle irgendwie zu erlangenden Angaben über Personen gesammelt werden, die bolschewistischen Menschenräufern in die Finger gefallen oder unter mysteriösen Umständen verschwunden sind. Frau Leber hat als Stadtvorordnete das Referat in der

Sache. Wenn es ihr nun, wie sie hofft, gelungen sein sollte, das amerikanische Gewissen zu schärfen und hier Verständnis für ihr Anliegen zu erwecken — es geht ihr dabei übrigens soviel um die persönliche Sicherheit der Menschen Prags, Warschaws usw., wie um die ihrer Berliner Mitbürger — so wird ihr Besuch in Amerika nicht umsonst gewesen sein.

Nach Berlin zurückgekehrt, wird Annedore Leber — dessen sind wir sicher — auch in Zukunft, ganz gleich, welche Schicksale ihrer Stadt noch bevorstehen, an ihrem Teile die Freiheit und die Rechte der Persönlichkeit verteidigen und überall da in vorderster Reihe mitkämpfen, wo Christentum und Demokratie die gemeinsame Front gegen den Totalitarismus halten.

In Begleitung zweier Beamter des Staats-Handelsamtes, Jack Wyld und T. E. Mulligan, unternahm Frau Annedore Leber, die am 6. Mai hier eingetroffen war, eine mehrwöchige Reise durch das Staatsgebiet, in deren Verlauf sie fast alle wichtigeren wirtschaftlichen und kulturellen Zentren des "Empire"-Staates berührte, vor dem Lehr- und Studentenkörper zahlreicher Hoher Schulen das Wort ergriff und die Betriebe mancher Großunternehmen besichtigte. In Worten hoher Anerkennung sprach sie sich über die in den Werken der "General Electric" (Schenectady), der Eastman Kodak Company (Rochester) und der "Chicago Pneumatic Tool Co." (Utica) gewonnenen Eindrücke aus, insbesondere die hygienischen und fürsorglichen Einrichtungen in diesen Betrieben hervorhebend.

In Utica nahm Frau Leber, gemeinsam mit 22 Persönlichkeiten der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens, unter denen sich der Mayor der Stadt befand, an einer vertraulichen Erörterung internationaler Probleme teil.

In Albany wurde sie von dem Vizegouverneur Hanley (als Vertreter des damals eben nach Europa abgereisten Gouverneurs Dewey) empfangen. Danach war Frau Leber Ehrengast des N. Y. Woman's Council, einer Frauengruppe, die den Gouverneur in administrativen, insbesondere die Interessen des weiblichen Bürgerelements angehenden Fragen berät.

In Washington, D. C., veranstaltete der Congressional Women's Club ein Luncheon zu Ehren der deutschen Besucherin.

Nach der Hudson-Metropole zurückgekehrt, hatte Frau Leber ein paar Tage vor ihrem Rückflug noch eine Audienz bei dem Kardinal Spellman.

geschichtete - Archiv

Zum Todestag von Julius Leber. 1956

Ein Brief des Bundespräsidenten.

Liebe Frau Leber, am 5. Januar jährt sich zum fünften Male der Tag, da das Leben Ihres Gatten vernichtet wurde - ich möchte Ihnen sagen dürfen, daß ich mit guten und warmen Gedanken bei Ihnen und den Kindern bin. Wir sind uns in diesen verwichenen Jahren ein paar mal begegnet, haben freundschaftliche Worte getauscht, aber es war immer etwas Trübel um uns herum, der nicht recht zuließ, daß die Trauer von Julius Leber in die Mitte diskutierender und argumentierender Menschen trat. Man mochte ihn wohl mit einer heimlichen Sehnsucht in solchen Kreis beschwören und dann warten, bis er, uns einem geduldig-ungeduligen Zuhören herzutretend, mit seiner dunklen Stimme, die manchmal etwas Bröhnendes erhalten konnte, seine Thesen hinlegte: in einer verhaltenen Selbstgewißheit, die schier sicher war, Einwand und Widerspruch von vornherein auszuschließen.

Wir waren Kollegen im Reichstag geworden und vertrugen und ganz guter wußte um meine familiären und persönlichen Zusammenhänge mit seiner elbischen Heimat. Aber ich weiß noch ziemlich genau, wann und wie wir Freunde wurden. Das war in Ihrem Lübecker Haus. Ich hatte in der Stadt im August 1932 die Verfassungsrede übernommen; am Tag zuvor war es in der Nachbarschaft zu bösen neziatischen Ausschreitungen gekommen, und er wollte mir klarmachen, daß ich und was ich darüber sagen müsse. Ich konnte ihm nur antworten, daß ich gewohnt sei, w e i n e Reden zu halten und nicht die anderer Leute. Unwirsch schimpfend lief er davon, so daß der gute Bürgermeister es für notwendig hielt, sich bei mir zu entschuldigen. Aber Leber kam denn doch zu der Veranstaltung, und ich sprach denn doch zu der Sache, und als er mich am Nachmittag zu Ihnen ins Haus brachte, war es so, daß ich mit den Kindern spielte und er mir, nach einigen überflüssigen Entschuldigungen, Liebeserklärungen machte. Ich denke, auch Sie haben diese heiteren gelockerten Stunden unserer ersten Begegnung nicht vergessen.

Ihr Mann war dann frühes Opfer zweckhafter Justiz, ins Gefängnis geworfen worden. Sie selber mußten sich, Ihre Lübeckische Heimat verlassen in Berlin einen neuen eigenen Beruf aufzubauen. Dann kam der Mann zurück, nach ein paar Jahren unzerbrochen - er kriegte die Vertretung einer Kohlenfirma, und wir, seine Freunde, wurden fast alle so etwas wie freiwillige Untergebenen, um ihm Kunden zuzuführen. Als er uns das erste mal besuchte, gab es eine fast mühselige Szene: er fing an, einen kleinen literarischen Beitrag, den meine Frau in der "Frankfurter Zeitung" veröffentlicht hatte, aufzulegen, wieso dies? Da er in der Einzelhaft gewesen, war ein Stück Zeitungspapier als Packmaterial schier zufällig mit zu ihm gekommen und der vertraute Name berührte ihn wie ein Gruß. Er trennte sich den Fetzen ab und lernte ihn, um sein Gedächtnis zu beschäftigen, auswendig. Das war eigentlich ergreifend.

Ich weiß nicht mehr genau, welches Jahr man damals schrieb. Aber es kam die Zeit, da die gemeinsamen und gleichen Sorgen die Menschen in diesem und jenem Kreis zusammen führten, und in den einzelnen überschritten sich die Auffassungen und Tendenzen, die das Gespräch abzuklären suchte. Julius Leber hatte aus seiner eigenen Offiziers-Zeit, dann aus seiner Mitwirkung bei dem Parlaments-Ausschuß über die Militär-Fragen vertrauliche Beziehungen zu Angehörigen der Wehrmachts-Kommandos aufrecht erhalten - das war wir beide Teile nicht ungefährlich geworden. Doch gewannen die Unterhaltungen, die man mit ihm führen konnte, einen sehr konkreten Charakter. Natürlich gab es auch viele Gespräche, wie man sich die Ordnung einer sozial-wirtschaftlichen Zukunft ausdenken müsse, wo außenpolitische Möglichkeiten sich darbötten, welche Funktionen die

II.

Kirchen zu übernehmen hätten, von deren möglicher erzieherischer Wirk-
~~IKKAKK~~ samkeit größer zu denken er gelernt hatte - im Elementaren war
 er, ~~AKK~~ Feind des Kommiß, eine soldatische Natur, und er lachte wohl,
 ohne es abzulehnen, als ich ihm einmal sagte, er, der Elsasser, sei aus
 dem Holz, aus dem Napoleon seine Marschälle geschnitzt habe. Der wuchtige
 breitschultrige Körper mit einem Haupt von eindruckstarker, kühner
 Plastik verführte wohl zu solchen Vergleich.

Die zwei kleinen Zimmer in dem fragwürdigen Häuschen, nahe bei
 dem Bahnhof Schöneberg, zwischen den Kohlenbergen der Firma Bruno Mey
 Nachf. waren eine rechte Verachwörer-Bude. Manchmal klingelte es an der
 äußeren Tür, und Leber mußte dann wohl in den vorderen Raum, um einen
 Kunden zu verträsten. Aber in der Hinterstube, auf verhockten Sesseln,
 hatte die politische Leidenschaft ihre Herberge, verachtender Haß und
 brennende Liebe. Im November 1943, als ich von meinem Heidelberger Asyl
 zum letzten Male bei ihm war, fieberte er vor Ungeduld - ich müsse sehen,
 meinte er, alle vier, sechs Wochen einmal in Berlin zu sein. Eine Aus-
 sprache mit Goerdeler in Stuttgart, wenige Zeit danach, ließ den Termin,
 da "es" losgehen sollte, noch näher erscheinen.

Aus den vorgeschlagenen Reisen ist dann nichts geworden - die
 Ungeduld mußte eingehagt bleiben. Bis dann Mitte Juli 1944 in einem
 familiären Telefon-Anruf aus Berlin der kleine Satz dazwischen geschoben
 war: "Der Kohlenhändler ist nicht mehr da." Das wurde für uns das Signal
 der tragischen Peripetie, die ein, zwei Tage später den 20. Juli brachte.
 Und dann schoben sich zwischen uns und die Ereignisse die dicken Reden
 der Propaganda-Reden und Nachrichten, die graugelben Schwaden der Lüge
 - wir wußten, da wir die Mehrzahl der Köpfer kannten, daß jetzt ohne
 Gegenwehr die Verleumdung herrsche, aber den Gang der Ereignisse und
 die Verknüpfung der Motive konnten wir im einzelnen nicht erkennen und
 erst später, freilich auch dann unvollkommen, rekonstruieren.

Aber in jenen Monaten suchte unsere sorgende Phantasie die Freun-
 de auf in ihrem Ausgeliefertsein an das Schicksal. Ihre Zahl mehrte sich,
 Verwandte wurden gemeldet, alte Vertraute - wen von ihnen wird man wie-
 dersehen, wenn der Vorhang über die zerstörte und geschändete Geschichte
 des Vaterlandes herabgerauscht sein wird? Wird Leber sich unter ihnen
 befinden? Das wollte man, das konnte man nicht recht hoffen, denn sein
 männlicher Stolz und der subalterne Haß der anderen waren sich schon
 früher zu oft und zu schroff gegenüber getreten. So vollendete sich eine
 Lebensbahn in dem Opfergang des 5. Januar 1945. Wir denken an Julius Leber,
 weil er uns nahestand und weil unsere Phantasie in den letzten Jahren
 oftmals fragte: wo würde er, wo würde jeder heute wirken, da so viele
 fehlen. Auch sein Tod war Stellvertretung.

Ich denke, liebe Frau Leber, Ihrer und der Kinder in freund-
 schaftlicher Verbundenheit.

Ihr gez. Theodor Heuß.

Institut für
 Geschichte und
 Politik

Am Markt

Freitag, 16. November 1956

ZUM TAGE

GLOSSEN und BEMERKUNGEN

Julius Leber

Wunderliche Faust

se — In der roten Robe seiner angemessenen Richterwürde saß Roland Freisler auf dem Präsidentenstuhl des Volksgerichts. Die glühenden Augen blickten über den großen Saal, der schmale, böse Mund in dem klugen Gesicht war fest zusammengeschlossen. Aber dann strömten plötzlich Anklagen, Vorwürfe, Beschimpfungen auf den Angeklagten hernieder, der kaum einen Satz sprechen konnte, ohne sogleich von einem wilden Redeschwall der Leidenschaft und des Hasses unterbrochen zu werden.

Der Angeklagte, der vor ihm stand und von dem jeder in dem ersten Augenblick des Verhörs wußte, daß er verurteilt werden würde, wiegte sich bei seinen Aussagen auf den Fußspitzen leise hin und her, so daß die schweigenden Zuhörer unwillkürlich ihre Augen auf die schiefgetretenen Absätze der schlechten Schuhe richteten. Es war im fünften Kriegsjahr. Aber das Wippen auf den Fußspitzen war das einzige Zeichen von Erregung, das Julius Leber zeigte. Fest umgriffen die starken Hände die Rockaufschläge; sie halfen ihm, Auflehnung und Todesfurcht zu bezwingen. Seine Antworten waren klar und abgewogen; hinter der behutsamen Vorsicht spürte der Kundige die Entschlossenheit, keinen der Verschwörer preiszugeben, dessen Name Freisler nicht schon wußte. Lebers Gelassenheit erschöpfte selbst den wütenden Willen Freislers, den Todgeweihten noch gedemütigt zu sehen. Schließlich verstummte auch der Mann in der roten Robe.

Dann saß Leber wieder in der Anklagebank und hörte das Urteil. Kein Muskel zuckte in dem reichen, großflächigen Gesicht. Er sah über den Peiniger hinweg in eine ferne Welt. Sein Antlitz trug die Züge stiller Trauer und gesammelter Hoheit. Sein Schicksal war besiegelt, aber dennoch war er der Sieger. Niemand spürte dies mehr als Roland Freisler; widerwillige Bewunderung vor seinem Opfer hat sogar er geäußert.

Heute wäre Julius Leber fünfundsiebzig Jahre alt geworden. Der Frontoffizier des ersten Weltkrieges, der sozialdemokratische Redakteur in Lübeck war in Zeiten der Weimarer Republik immer aufgestanden gegen alles, was er rückständig und als tyrannisch, als bedrückend für die Arbeiterschaft empfand. Aber innerhalb seiner Partei war er kein einfacher Befehlsempfänger. Er bemühte sich, die verhängnisvolle Kluft zu beseitigen, die sich zwischen Reichswehr und Arbeiterschaft auftat.

Welchen Erfolg er gehabt hätte, wenn ihm das Schicksal vergönnt hätte, sein Werk fortzuführen, weiß niemand. Wer aber sein Wirken kannte, wer in ihn in dieser erschütternden Stunde im Landgericht zu Berlin gesehen hatte, der wußte auch, daß Julius Leber zum Höchsten berufen gewesen wäre. Der neue deutsche Staat hätte in ihm eine seiner stärksten Führerpersönlichkeiten besessen. Nach seinem Werte, nicht nach seinem Ehrgeiz besaß er die sichere Anwartschaft auf das Amt des Reichskanzlers.

Nur mit Wehmut denkt man daran, wie sehr die anderen Menschen seiner Art aus allen Lagern uns heute fehlen. Die Verfolgung nach dem 20. Juli 1944 hat unter der deutschen Führerschicht grausame Ernte geerntet. Aber die Wehmut wird gedämpft durch den tröstlichen Gedanken daran, wie sehr sich die Nation in trüben Stunden aufrichten kann in der Erinnerung an die stolzen und großen Beispiele eines Aufstandes des Gewissens.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

EIN MANN GEHT SEINEN WEG

Julius Leber, bis 1933 Abgeordneter im Deutschen Reichstag, danach mehrere Jahre im K-Z, später führend in der deutschen Widerstandsbewegung und auf Grund der Aktion vom 20. Juli 1944 zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Ein leidenschaftlicher Wille ringt hier um die Gestaltung des Staates, um das positive Bekenntnis des Volkes zu einer lebendigen Demokratie.

Vor dem Leser wird die Tragödie der Weimarer Republik mit ihrer inneren Entwicklung und den Hintergründen, die schliesslich zu 1933 führten, aufsteigen. Das Buch zeichnet zugleich die Tragik eines Mannes, der weder der skeptischen Gleichgültig noch der Gewalt gegenüber aufgibt.

Seine Worte über die soziale Republik, über die Einheit von Staatsvolk und Wehrmacht, über die internationalen Beziehungen sind aktuell, als ob sie für die politische Gegenwart geschrieben wären. Seine Vorstellungen sind wegweisend für die politische Zukunft.

Das Hauptstück des Buches, eine Niederschrift, während der ersten Haft geheim verfasst und durch politische Freunde sichergestellt, ist menschlich, sachlich und schriftstellerisch ein bedeutendes Dokument.

Aus den Schriften, Reden und Briefen von Julius Leber kristallisiert sich seine markante Persönlichkeit in dem aussergewöhnlichen Gleichklang von Intelligenz, Wärme und Vitalität, getragen vom Mut zur Verantwortung vor dem deutschen Volk und seinem eigenen Gewissen, in der Konsequenz seines Lebens bis zum Tode.

Das 300 Seiten starke Buch mit Bildtafeln, in Ganzleinen gebunden zum Preise von DM 6,20, ist im Mosaik-Verlag, Berlin-Schöneberg, erschienen.

dtd

Der Tägliche Dienst

JAHRGANG 8 Nr. 135

16. Juli 1960

20. Juli - Teil einer neuen deutschen Tradition

=====

Ein Gespräch mit Annedore Leber

Berlin (dtd) - Wir begehen den 20. Juli diesmal in einem Jahr, dessen Anfang durch eine Wiederbelebung von antisemitischen und nazistischen Vorstellungen gekennzeichnet schien. An dem Tage, an dem seinerzeit der Widerstand gegen das Hitler-Regime seinen äußeren Höhepunkt erlebte, liegt daher die Frage nahe, ob denn das Opfer der Männer des 20. Juli nicht doch umsonst gewesen sei, und ob ein neuer Rückfall in die Barbarei des Nationalsozialismus denkbar wäre. Wir sprachen mit Annedore Leber, der Witwe des damals hingerichteten Sozialisten Julius Leber. Ihr Urteil war eindeutig optimistisch.

"Man kann sagen, daß nach dem Kriege eine unterirdische geistige Schlacht zwischen der Nazi-Ideologie und den Grundsätzen derer, die dieser Ideologie widerstanden haben, vor sich gegangen ist. Und der Geist der Widerstandsbewegung ist dabei, langsam aber sicher zu gewinnen. Das ist ein allmählicher Prozeß, der mit der langsam, kaum merkbar, aber stetig fortschreitenden Festigung des demokratischen Bewußtseins einhergeht. Es gibt manche Gründe, warum das Problem der Widerstandsbewegung in der ersten Nachkriegszeit von vielen Deutschen ängstlich gemieden wurde. So will es schon etwas heißen, wenn jetzt die Erinnerung an die Widerstandsbewegung als wesentlicher Bestandteil einer neuen deutschen Tradition anerkannt wird."

"Regina Martyrum"

Frau Leber führte einige Beispiele für diese Wandlung des Bewußtseins und der Haltung gegenüber dem 20. Juli an. Sie verwies zunächst auf den Tagesbefehl des Generalinspektors der Bundeswehr, General Heusinger, in dem die Bundeswehr sich zu den Männern des 20. Juli bekannte. Sie erinnerte sodann an die Kirche, die von der katholischen Gemeinde in Berlin zur Erinnerung an die Widerstandsbewegung gebaut werden und die den Namen "Regina Martyrum" tragen soll. 1956 versammelten sich 15 000 Männer auf dem dafür vorgesehenen Bauplatz in der Nähe der Hinrichtungsstätte Berlin-Plötzensee, um der Märtyrer des 20. Juli

Nr. 135 dtd 16. 7. 1960

- 2 -

zu gedenken. 1958 waren es über 30 000, die dorthin kamen. Bei der Sammlung für den Bau dieser Kirche opferten viele der Gläubigen nicht nur Geld, sondern ihren persönlichen Schmuck, Ringe und Broschen.

Ein drittes Beispiel schließlich: Vor etwas über einem Jahr arrangierte die Vereinigung der politischen Jugendorganisationen aus eigener Initiative eine Ausstellung von Büchern und Bildern, die der Widerstandsbewegung gewidmet war. Über 80 000 Berliner Jungen und Mädchen und 50 000 Erwachsene haben diese Ausstellung bisher gesehen. Vom 1. Juli ab soll sie auf Veranlassung der Abteilung Innere Führung im Verteidigungsministerium in den Garnisonen der Bundeswehr gezeigt werden.

2 300 zu 4 Millionen

Im Übrigen erinnerte Annedore Leber an eine Tatsache, die insbesondere im Ausland leicht übersehen wird: die Zahl der jungen Menschen zwischen 16 und 25, die demokratischen Jugendorganisationen angehören, beträgt gegenwärtig rund 4 Millionen - das sind mehr als 30% der Angehörigen dieser Altersgruppen. Demgegenüber ist die Gesamtzahl der Mitglieder in Neo-Nazi-Jugendgruppen verschwindend gering: nicht mehr als 2300. Gewiß ist auch diese Zahl noch zu hoch, und insbesondere ist es unverzeihlich, wenn sich auch heute noch Menschen finden, die dumm und verbrecherisch genug sind, junge Menschen auf einen solchen Weg zu führen. Denn im Gegensatz zu den Bürgern der Weimarer Demokratie, die ja noch keine Erfahrungen mit der totalitären Diktatur gemacht hatten, wissen wir heute, wohin sie führt.

*

Nachstehend veröffentlichen wir die wesentlichen Teile einer Ansprache, die der 19jährige Sohn eines der im Zusammenhang mit dem 20. Juli hingerichteten führenden Widerstandskämpfer, Prof. Jessen, vor mehreren hundert Berliner Oberschülern zum 20. Juli hielt.

Ansprache an die Jugend:

Was hätten wir getan ?

=====

Eike Jessen

Wenn ein solches Zusammentreffen wie das unsere nichts als den Eindruck liefert, daß hier über den 20. Juli Bekenntnisse abgelegt werden, die wir vielleicht wohlwollend auch für uns übernehmen, so haben wir für uns selbst noch gar nichts gewonnen.

- 3 -

Nr. 135 dtd 16. 7. 1960

- 3 -

Ich finde, wir sollten versuchen, die Situation der Männer des 20. Juli in uns hinein zu verlegen. Wir sollten, mit anderen Worten, an ihrer Tat überprüfen, von welcher Art wir selbst sind. Ich gebe sofort zu, daß wir dabei notwendigerweise Pekler machen. Denn die meisten von uns sind doch nur durch Dritte über den Ablauf jener Tage und die Situation dieser Männer unterrichtet. Wenn auch mein Vater zu den Toten dieses Ortes gehört, so beruhen doch meine Vorstellungen über die Ereignisse des 20. Juli nur wenig auf eigener Erinnerung, vielmehr aber auf Berichten aus meiner Familie und von ihren Freunden.

Ich meine, es ist wesentlich, daß wir sehen, daß diese Männer sich in einer Grundsituation des menschlichen Lebens überhaupt befanden. Die Männer sahen wie Unrecht geschah und sie glaubten, die Mittel zu besitzen, um diesem Unrecht gewaltsam ein Ende zu setzen. Diese Männer hatten für ihre Tat keinen äußeren Auftrag, sie mußten vielmehr damit rechnen, daß ihre Tat von einem Teil des Volkes, der die Wirklichkeit nicht sah oder nicht sehen wollte, verurteilt werden würde.

Vielleicht scheinen uns heute solche Hindernisse unbedeutend. Aber wir neigen zu leicht dazu, eine Tat dann als gut zu bezeichnen, wenn wir von unseren Mitmenschen ein gleiches Urteil erwarten dürfen; und oft bestimmt auch die Erwartung dieses Urteils unser Verhalten.

Die Männer des 20. Juli konnten kaum auf solche Anerkennung hoffen. Nach ihrer Herkunft mußten sie vielmehr den Sturz der Regierung im Kriege verurteilen. Was sie zum Handeln zwang, war die Einsicht, daß man das Unrecht nur gewaltsam brechen konnte und daß dafür ihre Stellung sie mit Verantwortung belastete.

Ich finde es wesentlich, in der Tat des 20. Juli möglichst viel zu begreifen, was wir in Beziehung zu uns selbst setzen können. Etwas derartiges ist zum Beispiel das Problem: wie verhalte ich mich, wenn die Gebote, die bisher mein Leben bestimmt haben - wie hier Treue gegen den Staat oder der Fahnenleid - unzulänglich geworden sind oder höheren Geboten widersprechen?

Etwas derartiges, das wir in Beziehung zu uns selbst setzen können, ist auch die Wertschätzung des eigenen Lebens. Diese Männer gingen ohne äußeres Kommando in ein Unternehmen, das im Scheitern hoffnungslos den Tod für sie alle bringen mußte. Sie waren sich darüber klar geworden, daß sie ein Ziel besaßen, dem sie alles, was sie sonst noch für ihr Leben wünschen konnten, opfern würden. Das ist wieder eine

Nr. 135 dtd 16. 7. 1960

- 4 -

dieser Grundsituationen, in die jeder von uns gelangen kann, das Aufwiegen des ganzen noch möglichen und gewünschten Lebens gegen ein Ziel.

Ich glaube, wir alle sollten uns gelegentlich in derartige Stellungen versetzen, um einen Einblick in unser eigenes Wesen zu erhalten. Wir sollten dann unsere eigene Vorstellung von uns mit dem Bericht vergleichen, den wir über das Verhalten dieser Männer haben. Wir sollten unsere Entscheidung und die jener einander gegenüberstellen und zu finden versuchen, was jede Entscheidung rechtfertigt.

Das soll keine Aufforderung zu hochmütiger Abschätzung sein. Aber in einer derartigen persönlichen Betrachtungsweise, die sich an die Möglichkeiten unseres eigenen Verhaltens schließt, ist einmal die Gelegenheit gegeben, uns über uns selbst klar zu werden. Viel wichtiger ist das andere, daß wir dadurch im Gegeneinander der verschiedenen Beurteilungen nicht ratlos dastehen, sondern für uns selbst zu einer angemessenen Beurteilung des Wesentlichen kommen.

Deshalb meine ich also, daß wir uns hüten sollten, zu verkünden, hier hätten einige Hundert ein Bekenntnis abgelegt. Nein, unser Erscheinen soll keine nachträgliche Anerkennung sein, Jeder von uns soll die Möglichkeiten prüfen, die der 20. Juli in ihm selbst gefunden hätte. Das halte ich für den Sinn des Tages.

Die als Ideale fortlebenden grossen Männer haben einen hohen Wert für die Welt und für ihre Nationen insbesondere; sie geben denselben ein Pathos, einen Gegenstand des Enthusiasmus und regen sie bis in die untersten Schichten intellektuell auf durch das vage Gefühl von Grösse; sie halten einen hohen Massstab der Dinge aufrecht, sie helfen zum Wiederaufrufen aus zeitweiliger Erniedrigung.

JACOB BURCKHARDT

JULIUS LEBER

IN meiner Erinnerung bleibt Leber als eine der stärksten Persönlichkeiten gegenwärtig, mit denen ich je zusammengetroffen bin. Dies ist kein politisches Urteil. Es ist der haftende Eindruck von einem Mann, dessen menschliche Widersprüche sich zur Einheit wirkungskräftigen Handelns fügten. Er besass Geistigkeit und Vitalität. Er handelte impulsiv und doch auch besonnen. Er war ein verwegener und verantwortungsvoller Politiker. Aber über allem seinem politischen Wollen und Handeln steht die menschliche Leistung seines persönlichen Kampfes gegen Hitler.

Herkunft und Jugend

Leber war, 1891 im Oberelsass geboren, in der alten und vielfältigen kulturellen Tradition der oberrheinischen Tiefebene verwurzelt. Nach 1918 hatte er sich für Deutschland entschieden. In der engen, an seinem eigenen Wesen erfahrenen Verwandtschaft zwischen Württemberg-Baden und Elsass-Lothringen sah er eine der natürlichen Bedingungen für eine dauerhafte deutsch-französische Verständigung. Als wir lange vor dem Krieg einmal im kleineren Kreis über die europäische Verwirrung sprachen und ich die Ansicht vertrat, dass die Zukunft Europas nur auf der Grundlage einer deutsch-französischen Verständigung gestaltet werden könne, weil sie mir bedeutsamer erschien als z.B. die damals erörterte Frage, ob Österreich zu Deutschland gehöre, fand ich nur bei Leber Unterstützung. Er war nicht wie viele andere unserer politischen Freunde der Ansicht, dass „Österreich Deutschland einverleibt bleiben müsse, nachdem die Nazis diese Tatsache nun einmal geschaffen hatten“. Er wusste aus eigener Erfahrung, dass sich die Menschen rechts und links des Rheins „wie der Wein von beiden Ufern“ besser mischen als Berlin und Wien — weil sie trotz der sprachlichen Verschiedenheiten auch mehr gemeinsam haben.

Lebers Entwicklung begann mit selbständigen und für einen Jungen recht ungewöhnlichen Entschlüssen. Den üblichen Verlauf des Bildungsweges brach er auf der Realschule ab, um zunächst einige Zeit als Fabrik- und Bergarbeiter das Leben von einer anderen Seite her praktisch kennenzulernen. Später setzte er seine Studien an der höheren Schule und an den Universitäten Freiburg und Strassburg fort. Mit besonderem Interesse widmete er sich dem Studium der Volkswirtschaft und der Geschichte.

Der Ausbruch des Krieges im Jahre 1914 brachte auch für Leber eine entscheidende Wendung des Lebens. Er meldete sich gleich zu Beginn des Krieges als Freiwilliger und wurde sehr bald Offizier. Er hat den ersten Weltkrieg bis zum Ende an verschiedenen Fronten mitgemacht.

Der Weg zur Politik

Angesichts der Niederlage und Auflösung des kaiserlichen Heeres schloss sich Leber zunächst einem Freikorps im Osten an. Dabei bestimmte ihn keineswegs ein abenteuerlicher Drang nach der Fortsetzung „frisch-fröhlicher“ Kriegsführung. Er erblickte im Freikorps den Kern

junger Kräfte, die ihm berufen erschienen, Deutschland vor dem völligen Zerfall zu bewahren. Erst durch eigene Erfahrung kam Leber zu der Erkenntnis, dass die Freikorps-Kämpfer nicht jene geistigen und politischen Kräfte besaßen, von denen er eine grundsätzliche, demokratische Neugestaltung der deutschen Verhältnisse nach dem verlorenen Krieg erhoffte. Überdies war ihm der Osten äusserlich und innerlich fremd. Er empfand seine Bevölkerung als „bis in die Geistlichkeit hinein ungeistig“.

Nach dieser Enttäuschung wandte sich Leber wieder dem Westen zu. Er begab sich nach Freiburg und brachte dort im Jahre 1920 seine Studien mit der Promotion zum Dr. phil. zum Abschluss. Während dieser Zeit fand er in der SPD die Grundlage zur endgültigen politischen Orientierung und zur eigentlichen politischen Tätigkeit. Diese führte ihn nach Lübeck, wo er im Jahre 1921 Redakteur des „Lübecker Volksboten“ wurde und bis zu seiner Verhaftung im Jahre 1933 blieb. Auf die Politik der Stadt Lübeck hatte Leber während der Weimarer Republik massgebenden Einfluss. Die äussere Anerkennung dafür wurde ihm durch die Aufnahme in die Lübecker Bürgerschaft zuteil.

Die politische Aktivität Lebers war nicht lange auf kommunale Verhältnisse beschränkt. Im Jahre 1924 wurde er von seinem sozialdemokratischen Wahlkreis in den Reichstag abgeordnet, dem er bis zu seiner Auflösung nach dem Reichstagsbrand angehörte.

In Lübeck hat Leber seine Lebensgefährtin kennengelernt. Annedore Leber, die heute in Berlin den „Telegraf“ mitherausgibt, hat Bewunderungswürdiges geleistet. Nach Lebers Verhaftung im Jahre 1933 war sie mit zwei kleinen Kindern und ohne Mittel auf sich allein gestellt. Entschlossen erlernte sie das Schneiderhandwerk und eröffnete nach Ablegung der vorgeschriebenen Prüfungen ein Modestelier. Mit grossem Mut und mit zäher Energie hat sie jahrelang für die Befreiung ihres Mannes aus dem Konzentrationslager gekämpft und diese schliesslich auch im Mai 1937 erreicht.

Die Kreuzer-Vorlage

Als Mitglied des Reichstages ist Leber wegen seiner Einstellung und Haltung in den Fragen der Wehrpolitik besonders von dem linken Flügel seiner Partei angegriffen worden, während die Rechtsparteien ihn als eine Art verlorenen Sohn betrachteten. Aus soldatischer Erfahrung und aus persönlichem Interesse hatte er sich besondere Kenntnisse in allen militärischen Fragen angeeignet. Er wurde als Vertreter seiner Partei in den Haushaltsausschuss des Reichstages abgeordnet, wo er für die Kreuzer-Vorlage plädierte. Der damalige Reichskanzler Müller zog in allen Wehrfragen neben Otto Wels vor allem Julius Leber zu Rate. Alle drei kamen zu dem Entschluss, die Kreuzer-Vorlage zu unterstützen, indem sie sich dem Standpunkt Hindenburgs anschlossen, der auf seine bekannte, ölig-geschwollene Art erklärt hatte: „Ich bin alt und werde bald sterben. Wenn mich unser Herrgott dann befragt, ob ich meine Pflicht als Reichspräsident getan habe, dann darf ich nicht hintanstehen mit den Kreuzern, die ich nach dem Friedensvertrag hätte bauen lassen dürfen.“

In diesem Sinne ist Leber im Gegensatz zur Überzeugung weiter Kreise der Arbeiterschaft und des liberalen Bürgertums für eine Aufrüstung der Reichswehr in dem Masse eingetreten, wie sie nach dem Versailler Vertrag vorgesehen war. Dabei lag Leber jeder Hintergedanke einer Wiederaufrüstung zum Krieg, insbesondere zum Revanche-Krieg, fern. Eine gewaltsame Revision des Friedensvertrages stand ausserhalb seiner politischen Konzeption. Er hatte lange an die angeblich unpolitische Reichswehr im Sinne der Seecktischen Interpretation geglaubt, bis auch ihm das Doppelspiel offenbar wurde.

Lebers politische Tätigkeit in der Weimarer Republik war im wesentlichen erfüllt von dem

Kampf gegen den aufkommenden Nationalsozialismus. Er war ein kompromissloser und wirksamer Gegner Hitlers und aller seiner Anhänger. Dass es Hitler bis zum Tag der Machtergreifung nicht möglich war, in Lübeck zu reden, ist wesentlich das Verdienst Lebers. Das wurde ihm von den Nazis auch nicht vergeben. Im Jahre 1933 wurde er verhaftet und beschuldigt, dass er eine Saalschlacht provoziert habe, die ein Menschenleben gekostet hätte. Auf Grund falsch beideter Zeugenaussagen wurde er in einem ordentlichen Prozessverfahren zu einer Gefängnisstrafe verurteilt, die er in Wolfenbüttel absitzen musste. Unmittelbar nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis wurde er in ein Konzentrationslager überführt. Die Angst der Nazis vor seiner Wirksamkeit gegen das Regime trieb die SS zu nimmer endenden Versuchen, Leber „fertig zu machen“.

Freiheit wozu?

Leber hat mehr als vier Jahre Konzentrationslager allen Bemühungen seiner Peiniger zum Trotz geistig und körperlich völlig ungebrochen überstanden. Schon allein um dieser übermenschlichen Leistung willen müsste man ihn bewundern. Auch zwölf Monate Dunkelhaft in einer kleinen, völlig leeren Zelle konnten ihm nichts anhaben. „Solange ich noch Respekt vor mir selbst haben konnte“, so beschloss er den Bericht, in dem er mir seine Erfahrungen schilderte, „brauchte ich mich nicht verloren zu geben. Als man mich aber zwingen wollte, meine eigenen Exkremente zu essen, da wusste ich, eine solche Demütigung würde ich nicht überstehen, weil ich dann keine Achtung mehr vor mir selbst gehabt hätte. Das, was ich für die Weigerung erdulden musste, habe ich fast wie eine Erleichterung auf mich genommen.“

Leber brachte aus dem Konzentrationslager vor allem eine Erkenntnis mit: „Wenn wir mehr erreichen wollen als nur den Zusammenbruch oder den Sturz der Nazis, dann müssen wir ein positives Ziel aufstellen, an dem sich die irregeleiteten deutschen Massen neu orientieren können.“ Ihn beschäftigte vor allem die Frage: Frei wozu? Schon vor 1933 hatte Leber bewiesen, dass er kein engstirniger Dogmatiker oder einseitiger Partei-Politiker war. Eine Revision der früheren Parteipolitik erschien ihm als eine selbstverständliche Notwendigkeit. Die vordringliche Aufgabe sah er in der Bildung einer Art neuen Volksfront auf der Grundlage „aller überlebenden und lebensfähigen sozialen und demokratischen Kräfte“.

Dabei gebrauchte er aber das Wort „Volksfront“ in bewusster Ablehnung jeder Nachahmung anderer Länder und machte deutlich, dass er den eigentlichen positiven Begriff, der dem Nationalsozialismus entgegengestellt werden sollte, noch nicht formuliert hatte. Das war auch der Grund, dass er die Wendung: „für den wir einen neuen positiven Inhalt und eine schlagkräftige Formulierung finden müssen“, nur im engsten Kreis gebrauchte. Leber war sich der Notwendigkeit und der Verantwortung, die zukünftige Reichsordnung auf eine völlig neue politische Grundlage zu stellen, bewusst und hat intensiv daran gearbeitet. Er ging von der Erkenntnis aus, dass die Diktatur nicht in einer Nacht auf Demokratie umgestellt werden kann. Wie bei einer Entziehungskur beabsichtigte er einen langsam fortschreitenden Abbau der unumschränkten Exekutivgewalten des Nazi-Regimes bei gleichzeitiger Errichtung eines Zwei-Parteien-Systems. Dass die SPD und die Gewerkschaften in einer veränderten Form dabei zur Grundlage der neuen Partei werden sollten, war für ihn selbstverständlich. (Die andere sollte mehr konservativ gerichtet sein.)

Diese Gedanken haben Leber lange beschäftigt. Mit dem Fortschreiten des Krieges jedoch trat die praktische politische Arbeit für die Organisation des Staatsstreichs immer mehr in den Vordergrund. Nachdem Graf Stauffen-

berg als Adjutant von General Olbricht im Oktober 1943 die militärische Planung des Staatsstreichs von Oberst Tresckow übernommen hatte (weil dieser an die Front im Osten zurückkehren musste), wurden Leber, Goerdeler und Stauffenberg durch engste Zusammenarbeit in der Folgezeit die treibenden und führenden Kräfte der Verschwörung, wobei Leber in ständiger Verbindung mit Leuschner handelte.

Organisation des Staatsstreiches

Unsere letzte gemeinsame Besprechung mit Stauffenberg fand in der Woche vor der Invasion bei Leber statt. Stauffenberg war gerade zum Oberst befördert worden. Leber öffnete eine Flasche Wein, und wir tranken auf Stauffenbergs Gesundheit. Ich hatte meine Koffer für eine Reise nach Madrid bereits gepackt und wollte am übernächsten Tag fliegen. Wir sprachen über die Möglichkeiten einer Invasion der Alliierten. Stauffenberg referierte die Ansichten des Generalstabes: „Es ist möglich, aber nicht wahrscheinlich, dass die Invasion in der allernächsten Zeit

bevorsteht.“ Leber hat mich, meine Abreise um weitere acht Tage zu verschieben. Er hatte sich überzeugt, dass die Invasion näher war, als der Generalstab annahm. Er wollte die Vorbereitungen des Staatsstreichs so beschleunigen, dass ich mit der Vereinbarung eines festen Termins abreisen konnte. Er war ebenso wie ich der Auffassung, dass unsere Unternehmungen nur dann noch einen politischen Sinn haben konnten, wenn sie vor der Invasion durchgeführt würden. Wir trennten uns an diesem Abend in der festen Überzeugung, dass wir unmittelbar vor dem Ziel standen.

Mit Beginn der Invasion in der folgenden Woche waren wesentliche Voraussetzungen zunichtegeworden. Stauffenberg und Hansen drängten mich, nach Madrid zu fliegen und dort auf weitere Nachrichten zu warten. Nachdem ich fast einen ganzen Monat vergeblich gewartet hatte, erhielt ich die Nachricht, dass Leber verhaftet worden sei und dass ich schnellstens zurückkehren solle, weil jetzt gehandelt werden müsse.

In der breiten Öffentlichkeit ist es nie klar geworden, welche entscheidende Rolle Leber bei dem Staatsstreich gespielt hat, obwohl er am 20. Juli selbst schon in der Gewalt der Gestapo war. Freisler muss etwas von der geistigen Kraft und Wirksamkeit Lebers gespürt haben, wenn er ihn als den „deutschen Lenin“ charakterisierte. Obwohl damit keineswegs die politischen Ideen und Pläne Lebers gekennzeichnet sind, so doch die Stärke und Tiefe seiner ganzen Persönlichkeit, mit der er sich für den Kampf gegen Hitler eingesetzt und geopfert hat. Er wurde hingerichtet am 5. Januar 1945.



Julius Leber vor dem Volksgerichtshof.

DIE ZEIT 3.8.46

H. L.

(Hilfswort Aufsatz)

Geboren am 22. Juni 1909. Hingerichtet am 4. September 1944

Seine Jugend glich dem Leben der Pflanzen und Tiere, mit denen er aufwuchs und vertraut war wie kaum ein anderer. Sie war erfüllt von dem freudigen Sich-wachsen-Fühlen und Sorglossein wie ein Baum, der seine Krone weitet, über der Sonne, Wolken und Sturm ihr wechselvolles Spiel treiben. Die Weite seiner östlichen Heimat, die blauen Seen und geheimnisvollen Wälder, der Zug der Vögel im Herbst und Frühjahr mit aller Sehnsucht, die im Herzen wächst, das war die Welt, in der er heranwuchs, eingeschlossen in die Liebe zu den Menschen seiner Umgebung und zu der Freiheit eines ungebundenen Lebens.

Schon in jungen Jahren wurde in seine Hand die Verantwortung für das väterliche Erbe gelegt, das seit den Tagen, da die ersten Ritter des Ordens St. Mariae die Weichsel überschritten hatten, mit seiner Familie verbunden war. Mit der frühen Sicherheit eines naturhaften Instinktes wußte er, daß das Leben nicht, wie so viele meinten, erst hinter der blauen Linie des Horizontes begann — der die heimatlichen Felder und Hügel begrenzte —, sondern daß es gerade in ihrer Mitte und fern von Macht, Politik und Geschäft zu finden war. Mit der ganzen Intensität eines jungen Menschen, dem nur eine kurze Spanne des Wirkens gesetzt ist, hat er dieses Erbe nicht nur gehütet, sondern neu gestaltet mit aller Wärme des Herzens und jener phantastischen Sachlichkeit, die dem schöpferischen Menschen eigen ist.

Da war kein Hof, der nicht umgebaut, kein Acker, der nicht verbessert wurde — neue Frucht wuchs dort, wo moorige Wiesen und braches Land zuvor gewesen waren, und in all diesem Wirken stand er in unermüdlicher Freude des Schaffens tagaus und tagein als Herr und Kamerad seiner Arbeiter und Beamten.

So lange, bis in die Harmonie dieser Welt — deren einziger Wechsel sich zwischen Saat und Ernte, Sonnenaufgang und -untergang, zwischen Geburt und Tod von Mensch und Tier vollzog —

die ersten Keime der Deutschland verzehrenden Krankheit einbrachen. Wie fremd war für ihn diese Sphäre von Massenorganisation, Größenwahnsinn, krankhafter Unnatur und angemaßter Autorität, doppelt fremd für ihn, der die echten Gesetze und Ordnungen des Lebens kannte und sie voller Ehrfurcht immer wieder spürte daheim im Bereich des heimatlichen Besitzes, auf dem seit Jahrhunderten die Eichen am Rand des Sees standen, und der Seeadler seine Kreise zog.

Und dann kam der Krieg: der Aufstand einer entfesselten Technik gegen alle Menschlichkeit. Immer stärker wurde in ihm jetzt das Gefühl der Verantwortlichkeit für die Heimat im weiteren Sinne, wuchs und wurde untragbar, als ihm ein Erlebnis während des Vormarsches im Osten bei Borisow — er war zu jener Zeit Ordonnanzoffizier bei Feldmarschall Bock — die ganze Dämonie und Unmenschlichkeit des Hitlerschen Systems entschleierte. Damals vollzog sich bei ihm der Entschluß, der Bewegung, der er seit längerer Zeit nahestand, und die sich die Beseitigung Hitlers und die Vernichtung des nationalsozialistischen Systems zum Ziel gesetzt hatte, ganz zur Verfügung zu stellen.

In dem Brief, der seine Stimme zum letztenmal aus den Bunkern des Volksgerichtshofes zu uns trug, heißt es: „Du wirst immer davon überzeugt sein, daß ich nicht leichtfertig Eure Zukunft zerstört habe, sondern einer Idee diene, von der ich glaube, daß sie eine Rücksicht auf Familie und Privates nicht rechtfertigt... Der christliche Glaube und der Glaube an ein himmlisches Reich sind das einzigste, was uns in der Not hilft. Der Weg dorthin führt aber wohl nur über Leid, und es muß erst einmal alles Alte gewaltsam von einem gerissen werden, erst dann kann man eine neue Kreatur werden. Jedenfalls werde ich in diesem Glauben sterben ohne Furcht und Angst. Mein Einsegnungsvers: ‚Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark‘, soll mich bis zuletzt leiten.“

M. G. D.

Martin G. Hoff

A u s z u g

aus der Broschüre von Friedrich Lenz: "Der ekle Wurm der deutschen Zwietracht". Politische Probleme rund um den 20. Juli 1944, S. 10 u. 11

..... Ich muss mich nun mit einem Mitglied der Verschwörung befassen, der sich gleichfalls anmasste, deutsche Politik zu machen, nämlich mit Herrn Admiral Canaris, dem Chef der deutschen Abwehr, also jener Organisation, welche in erster Linie dazu da war, Nachrichten in der ganzen Welt zu ermitteln, welche für die deutsche Regierung von militärischer und politischer Bedeutung waren. Jedem leuchtet die Wichtigkeit dieser Aufgabe ein. Da Canaris friedliebend und Hitler kriegslüsternd war, arbeitete er gegen ihn. Sein Biograph Abschagen umschreibt dies so: "Es steht auf einem anderen Blatte, dass Canaris bei sich bietender Gelegenheit, etwa beim Vortrag vor Hitler oder vor Keitel, in dem Bestreben, Einfluss auf die oberste Führung in dem Sinne auszuüben, der ihm als vernünftig oder moralisch einwandfrei erschien, gewisse Nachrichten, welche seine These unterstützten, besonders hervorhob, andere, welche Hitlers Ideen Vorschub zu leisten schienen, geflissentlich überging."

Ich beschränke mich auf die Darstellung vier besonders wichtiger Fälle:

Norwegenfeldzug

Herr Canaris war dagegen, weil er das Scheitern als sicher voraussah. Obwohl der deutschen Regierung und ihm bekannt war, was ja inzwischen von amtlicher englischer Seite zugegeben wurde, dass England selbst schon früher den Einfall in Norwegen vorbereitete, versuchte er die Aktion Hitlers zu verhindern. Er sagte sich - nach Abschagen: "Auf alle Fälle aber müssen wir, die Abwehr, alles in unseren Kräften stehende tun, um die als Ergebnis der zu erwartenden britischen Demonstration bei Hitler eintretende Wirkung zu bekräftigen. Wir müssen möglichst viele alarmierende Berichte über englische Gegenmassnahmen vorlegen. - In der Tat wurden in den folgenden Tagen alle Meldungen, die in dieser Richtung auszulegen waren, in möglichst eindringliche Form gekleidet und an den Sonderstab für das Norwegenunternehmen geleitet."

Dass Deutschlands Schlag trotz seiner Voraussage und trotz seiner Falschmeldungen und trotz der Tatsache, dass seine rechte Hand, Herr Oster, sogar den Norwegern den deutschen Plan vorher verraten hatte gelang, spricht für Hitler und gegen Canaris.

Spaniens Haltung

Es steht fest, dass sich Spanien mit der Absicht trug, sich Deutschland anzuschliessen, um sich in den Besitz von Gibraltar setzen zu können. Welche Vorteile Deutschland hinsichtlich der Beherrschung des Mittelmeeres daraus erwachsen wären, brauche ich nicht näher zu erläutern.

Herr Canaris hintrieb dies dadurch, dass er Herrn Dr. Josef Müller, Mitglied der Abwehr, Anfang September 1940 dem kurz vorher in Berlin zu Besuch gewesenen spanischen Aussenminister Serrano Suñer in Rom sagen liess:

"Der Admiral bittet Sie, dem Caudillo zu sagen, dass er Spanien unter allen Umständen aus dem Spiel heraushalten soll. Es mag Ihnen scheinen, dass unsere Position jetzt die stärkere ist, - sie ist in Wirklichkeit verzweifelt (nach dem Sieg über Frankreich! D.V.), und wir haben wenig Hoffnung, diesen Krieg zu gewinnen. Der Caudillo kann sicher sein, dass Hitler nicht mit Waffengewalt in Spanien einmarschieren wird."

Während Franco am 22. September 1940 Hitler noch einen zusagenden Brief schrieb, war er bei der Konferenz in Hendaye, welche vier Wochen später stattfand, völlig abweisend - weil Franco nach Hendaye in Besitz von Kenntnissen aus der Quelle Canaris gekommen war.

Russlandfeldzug

Es besteht der begründete Verdacht, dass Canaris Hitler schon im Sommer 1940 absichtlich Falschmeldungen über russische Angriffsvorbereitungen auspielte, um ihn zur Sorge vor einem russischen Angriff zu veranlassen und dadurch von dem für Anfang Januar 1941 geplanten Durchmarsch durch Spanien und Angriff auf Gibraltar abzuhalten. Man muss erst weitere Forschungsergebnisse in dieser Hinsicht abwarten, doch sollte es mich nicht wundern, wenn Hitlers wachsende Sorgen vor einem russischen Angriff zum grossen Teil auf diese Meldungen zurückzuführen wären.

Italienfront

Als Mussolini gettört war, versicherte Badoglio, dass Italien auch unter dem neuen Regime den Kampf an Deutschlands Seite fortsetzen werde. Da Hitler dies nicht glaubte und in seinem Misstrauen durch Meldungen von verschiedenen Seiten bestärkt wurde, traf er Vorbereitungen, um dem Abfall Italiens durch militärische Massnahmen

zu vor zu kommen. Canaris startete nun ein grosses Manöver, um Hitler irreführen. Er liess sich zur "genauen Klärung des Sachverhalts" nach Italien schicken und erfuhr dort von seinem Freund, General Amé, dem Chef des italienischen Geheimdienstes, dass Italien tatsächlich in Waffenstillstandsverhandlungen mit den Alliierten stehe, aber Hitlers Gegenschlag befürchte. Er, Canaris sollte diesen Gegenschlag verhindern. Canaris tat dies dadurch, dass er im Anschluss an dieses unter vier Augen abgehaltene Gespräch eine offizielle Konferenz unter Anwesenheit des beiderseitigen Begleitpersonals veranstaltete und hierbei die ihm von Hitler aufgetragenen Fragen an Amé stellte, die dieser mit einer Ablehnung der Abfallsabsichten und "Treuekundgebung" für die Achse beantwortete. Dieses gemeine Theater wurde protokolliert und Hitler vorgelegt, worauf dieser schweren Herzens auf Gegenmassnahmen verzichtete.

Ich zitiere den englischen Militärschriftsteller Liddell H a r t s "Am 12. Januar eröffneten die Alliierten auf dem Casimo-Sektor einen Angriff und am 18. entwickelte er sich zu einer schweren Offensive über Garigliano. Der Armeekommandeur fürchtete, es könnte zu einem Durchbruch ins Lirital kommen und erbat sich leihweise die zwei Reserve-Divisionen mit der Bemerkung, er brauche sie nur für einige Tage. Kesselring zögerte, diesem Wunsch nachzukommen. Aber gerade in diesem Augenblick erhielt er den Besuch von Admiral Canaris, dem Chef des deutschen Nachrichtendienstes, der ihm zur Antwort auf seine Fragen versicherte, es seien nicht die leisesten Anzeichen einer neuen Landung zu bemerken, der Schiffsverkehr im Hafen von Neapel wäre durchaus normal. So stimmte Kesselring, wenn auch sehr ungern, der Abgabe seiner Reserve zu... die Folge war, dass die anglo-amerikanischen Kräfte bei ihrer Landung in Anzio keinem Widerstand begegneten, auch als sie landeinwärts vorstießen und eine Deckung für ihren Kopf errichteten..."

Zum Schluss noch einige Charakterzüge, überliefert von seinem Biographen: "... dass die Nachricht von Heydrichs Tod im Mai 1942 von ihm mit einem Aufatmen der Erleichterung aufgenommen wurde, wenngleich er es für richtig hielt, bei der Beisetzung gegenüber Heydrichs Mitarbeitern mit dumpfer, wie von Tränen erstickter Stimme zu erklären, dass er Heydrich als grossen Menschen ausserordentlich geschätzt und verehrt habe und mit ihm einen treuen Freund verliere -... Als er Hitler in der Wolfsschanze sah, meinte

- 4 -

sein Begleiter: Auf die Entfernung, das gäbe nen Blattschuss.
Canaris antwortete ohne lange zu überlegen: "tun Sie's doch"....
Er widersetzte sich aber auch nicht, als innerhalb der Abwehr
Vorkehrungen getroffen wurden, die mit dem geplanten Anschlag
auf Hitler zusammenhingen. Er war mehr als halb darüber unter-
richtet, aber er wollte nicht zu genau im Bilde sein."

Jeh frage Herrn Strölin: War Herr Canaris nun Patriot oder
Verräter?

Karlmann Freiherr von Münch

1. Oktober 1948

Hilfswerk 20. Juli 1948

Nörten-Hardenberg
VorderhausAn den
Deutschen Antirassifizierungs-Vorstand
Wein.-Berg.-reisBerg.-Blaubach

Ich erhielt Ihr gefl. Schreiben vom 24.9. und übersende Ihnen
wunschgemäß die beigelegten Fragebogen nebst Anlagen.

Ich benutze aber zugleich diesen Anlass zu einer grundsätzli-
chen Stellungnahme:

Wenn angesichts der zahllosen Rechtsbrüche, Gewalttaten und
Grenzüberschreitungen des letzten Jahrzehntes als unserer Tage bei allen Völkern
durch objektive, unabhängige und gerechte Richter nach den schärfsten
Grundsätzen des göttlichen, natürlichen und gesetzlichen Rechtes geprüft
würde, wer solcher Verbrechen ^{persönlich} schuldig oder mitschuldig ist, und wenn
dann die als schuldig Erwiesenen voll-gerechter Strafen überantwortet
würden, so müßte Geltung und Bewußtsein des Rechts davon Stärkung erfah-
ren.- Auch, wenn Männer, die sich als verbildliche Kämpfer für Wahrheit
und Recht erwiesen haben, unparteiisch und unvoreingenommen untersuchen
würden, ob dieser und jener Volksgenosse in Verdrängtheit oder Gegenwart
die ihm nach Amt und Stellung obliegende Pflicht, für Recht und Gerechtig-
keit sich einzusetzen, erfüllt hat, und wenn aus der Nichterfüllung dieser
Pflicht entspringende zwar nicht strafrechtliche, aber staatsbürgerliche
Folgen bezogen würden, so würde auch das sicher einer Stärkung des Rechtes
dienen.

Wenn daher etwa Männer, wie Heeresoberst Beck und Feldmarschall
von Witzleben, wie Oberbürgermeister Doordeler und Graf Moltke, wie die
Gewerkschaftssekretäre Groß und Letternhaus, wie die Minister Leuschner
oder Prof. Popitz, wie Botschafter Graf Schalenburg oder Gesandter von
Russell, wenn so mancher meiner persönlichen Freunde und mein eigener
Bruder mich fragen würden: Was hast du getan, um das Recht zu schützen
und dem Unrecht zu wehren? - so würde ich diesen Männern willig Rechenschaft
legen und beschämt gestehen "Ich hätte mehr tun können".- Aber
diese Männer - Gott sei es geklagt - sind tot. Sie sind gefallen im
stolzesten und ehrenvollsten Kampfe, der je für die große Sache des Rech-
tes gefochten worden ist.

Wer aber gibt Ihnen die Aktivlegitimation, Richter zu sein über
meine Volksgenossen und mich? Unter den lebenden Deutschen erkenne ich
nur wenigen Deutsche die Befugnis zu, die Erfüllung meiner staatsbürger-
lichen Pflichten abzuurteilen, denn wer hier Richter sein will, der muß
zunächst den Nachweis erbringen, daß er grundsätzlicher, freier einsetz-
bereiter für Wahrheit und Recht gekämpft hat als ich und auch heute rück-
haltslos dafür eintritt. So viele Männer dieser Art es unter den Toten gibt,
so wenige könnte ich nennen unter den noch Lebenden.

Oder leiten Sie Ihre Aktivlegitimation von politischen Parteien
ab, deren Mangelhaftigkeit mitschuldig ist an der Entstehung rechtloser
Gewalten in unserem Vaterland od-er die sogar formell (Ermächtigungsgesetz)
für die Nachtergreifung ebenso mit verantwortlich sind, wie jene
Männer, die sie jetzt beurteilen wollen. Vielleicht auch sogar von jener
Partei, die sich heute noch zur grundsätzlichen Ideengemeinschaft mit
ihrer russischen Bruderpartei bekennt, deren Schuldkonto genau wie jenes
der NSDAP mit millionenfachem Mord, Raub, Zwangsverschickung, Sklavenar-
beit und jeder anderen Form von Gewalttat belastet ist und die auch für die
grauenhaften und unmenschlichen Rechtsbrüche und Greuel in der russischen
Zone volle politische Mitverantwortung trägt, wie ich selbst in wochen-
langen Aufenthalt dort beobachtet habe.-

Wer

Wer immer in parteilicher Selbstgerechtigkeit glaubt, über die Gesamtheit der Anhänger der NSDAP den Stab brechen zu dürfen, auch über jene, die namentlich anfangs Hoffnung hegen konnten, daß die Entwicklung zum Guten gehen könne oder die ehrlich und opferbereit für Recht und Gerechtigkeit sich bemüht haben, vor gleich eilig aber der KPD, deren rechtswidrige Grundsätze und Praktiken überall dort, wo sie die Macht hat, offenkundig sind, als harmlos ansieht oder mit ihr faktiert, der macht sich abstoßender Heuchelei schuldig.

Oder stammt Ihre Aktivlegitimation von den Besatzungsmächten? Dann muß ich als Deutscher Mann, der seine eigene und meines Volkes Schuld vor Gott weder ableugnet noch verkleinert, doch mit aller Schärfe betonen. Diese Besatzungsmächte haben kein moralisches Recht, Steine auf uns zu werfen: In einem Zeitpunkt, als viele heute politisch verfolgte Deutsche - auch ich - längst offenen Bruch mit Hitler und der NSDAP vollzogen hatten, obwohl das damals weiß Gott gefährlich war, haben diese Besatzungsmächte noch Freundschaftsbündnisse mit Hitler und dem nationalsozialistischen Deutschland geschlossen, obwohl sie das Maß der Rechtswidrigkeit des Systems damals weit besser kannten, als irgend ein Deutscher es vor dem Zusammenbruch jemals gekannt hat. Zum Teil haben sie noch nach freventlichem Kriegsbeginn das Bündnis mit Hitler abgeschlossen, um sich am Raube Polens zu beteiligen. Sie haben im Kriege so manche Tat begangen, die als militärisch sinnlose Zerstörung der Wohnviertel deutscher Städte, die grauenhafte Vernichtung vieler Zehntausende offenkundig als Flüchtlinge kennlicher Menschen auf den Elbweiden bei Dresden das unmenschliche Werfen von Phosphorbomben und Phosphorkanistern auf dicht besiedelte Wohnstätten (Luppertal), das Beschießen friedlicher Zivilisten mit Bordwaffen u.a. - Taten, die sie vor Gott und vor der Geschichte nie verantworten können, auch wenn kein menschliches Gericht je darüber urteilen wird. - Und vollends nach dem Kriege: Nicht nur tragen einzelne Besatzungsmächte unmittelbar Verantwortung für tausendfache rechtswidrige Behandlung unserer Kriegsgefangenen, für ihre unmenschliche Unterbringung, für ihre systematische Aushungerung bis zur schwersten Mangelkrankheit oder unmittelbaren Hungertod, für die Verweigerung schnellstmöglicher Nachricht an die Angehörigen entgegen ausdrücklicher Vorschrift der Genfer Konvention (Art. 8). Die Gesamtheit der Besatzungsmächte, die nach der Bekanntmachung vom 5.6.1945 die Regierungsgewalt in ganz Deutschland ausübt, sind voll verantwortlich für jene grauenhaften Zustände in der russischen und polnischen Zone, die trotz des berühmtesten eisernen Vorhangs an der russischen Grenze und trotz des plattes des Schweigens der Weltpresse in steigendem Maße das Entsetzen und den Abscheu der rechtlich Denkenden in der ganzen Welt bilden: Wo viele Millionen Menschen völlig ihrer Habe beraubt, grausam aus Heimat und Wohnsitz verjagt werden, genau wie es die NSDAP in manchen Gebieten getan hat, - wo Millionen Menschen aus Familie und Heimat gerissen und gewaltsam zu Sklavendarbeit gezwungen werden - wieder genau wie es die NSDAP vielerorts getan hat, - wo viele Tausende, vielleicht auch Millionen und aber Millionen Frauen und Mädchen in bestialischer Weise geschändet wurden - weit schlimmer als es irgendwo und irgendwie unter nationalsozialistischer Herrschaft geschehen ist, - wo weder die Würde der Greisin noch die Unschuld des Kindes noch das Kleid der Ordensfrau Schutz vor grausamem und systematisch geübter, geduldeter und geförderter Gewalttat bot. Wer all das mitzuverantworten hat, hat das Recht verloren, auf andere, die auch schuldig sind, Steine zu werfen.

Vielleicht wenden Sie ein, das seien Dinge, für die Sie nicht verantwortlich wären und die Sie mißbilligten, soweit sie wirklich erlitten waren. - Genau so sagte die Masse der Deutschen und auch der Parteigenossen in den letzten Jahren, wenn sie durch mehr oder weniger glaubhafte Gerüchte Kenntnis von verbrecherischen Maßnahmen der NSDAP erhielten. Denn dieser durch Nicht-Wissen-Sollen, durch Nicht-Wahren, durch Schweigen eine Art Mitschuld auf sich luden, dann sind auch Sie mitschuldig an so vielen Rechtsbrüchen, die heute erfolgen.

Was haben Sie in den letzten Jahren getan, um Wahrheit und Recht zum Siegen zu verhelfen und was tun Sie heute? Im dritten Reich sind Tausende und aber Tausende aus allen Parteien und allen sozialen Schichten und Ständen, hohe Staatsbeamte und leitende Herrführer, einfache Männer und edle Frauen als furchtlose Kämpfer für das Recht und gegen das Unrecht aufgetreten, Tausende haben ihr Leben in diesem Kampf bewußt eingesetzt und verloren, Zehntausende ihre Freiheit und ihr Vermögen, viele Hunderte sogar das, was der Mann noch höher schätzt als Leben und Freiheit, die persönliche Ehre und Achtung bei seinen Mitmenschen. Wer von den heute führenden Männern bäumt sich auf gegen das Unrecht, das heute geschieht? Wer kämpft heute für Freiheit, Wahrheit und Recht? Welcher leitende Beamte hat sein Amt niedergelegt, weil er die für den Hunger vieler Millionen entscheidende Produktionsdrosselung unserer Düngemittelwerke nicht verantworten wollte, weil er das himmelschreiende Unrecht an den Kriegserrentnern unerträglich fand? Wer von denen, die heute über das Sprachrohr der Volksversammlung, des Radio und der Presse verfügen, tritt als Anwalt des heiligen Rechts, als Kämpfer gegen das Unrecht, auch wenn solches Auftreten eine Gefahr für ihn bedeutet? Gehört habe ich in den letzten Monaten die Stimme der christlichen Kirche, der katholischen Bischöfe sowohl wie der evangelischen, die heute wie auch im Dritten Reich von wahrer Rechtlichkeit und von der Freiheit eines Christenmenschen leuchtendes Zeugnis abgelegt haben. Unter den amtlichen Organen des heutigen Systems aber finden sich bisher weniger freiwillige Verteidiger des Rechts als im Dritten Reich. Umso dankbarer und ehrender sei dieser wenigen gedacht. - Wenn es aber schon in der amerikanischen Generalität keinen Generaloberst Beck, wenn es in französischem Episkopat keinen Graf Galon, wenn es in englischen Oberhaus keinen Graf Soltau gibt, welche die heilige Fahne des Rechtes auch gegen die vergiftete Volksstimmung ihres Landes hochhalten, dann sollte sich wenigstens in deutschen Ländern unter den leitenden Deutschen Beamten ein Goerdeler oder Popitz oder Graf Schalenberg finden, dem Wahrheit und Recht unendlich höher stehen als Amt und Stellung.

Und vollends Sie vom Entnazifizierungs-Vorstand in Ihrem eigenen ständigen Wirkungsbereich: Sie tun Unrecht, wenn Sie gegen einen der Ältesten Grundsätze aller Strafrechtsordnung verstoßen, daß keine Strafe verhängt werden kann ohne zur Zeit der Tat bestehendes Gesetz, Sie tun Unrecht, wenn nicht die volle und uneingeschränkte Unabhängigkeit des Richters vom Gesetzgeber gewährleistet ist. - Es war mit Bezug auf einen der berühmtesten Justizmorde der englischen Geschichte, daß der deutsche Dichterphilosoph vor 150 Jahren schrieb: "Sehe dem armen Opfer, wenn derselbe Mund, der das Gesetz gab, auch das Urteil spricht!" -

Sie tun Unrecht vor göttlichem und menschlichem Recht, wenn Sie einen Beamten, dem keinerlei strafrechtliche und disziplinarische Schuld erwiesen wird, nur wegen seiner politischen Anschauung aus dem Amt entfernen, ihm die Beamtenrechte rechtswidrig entziehen und sogar sein Vermögen beschlagnahmen - das hat in dieser Form und Allgemeinheit nicht einmal die NSDA getan. Sie tun Unrecht, wenn Sie sogar die Mitgliedschaft oder Tätigkeit in völlig einwandfreien und ehrenvollen Verbänden - z.B. VDA vor der Gleichschaltung (Fall Rombach) Kriegervereine u.s. - als Anlaß zu Bestrafung oder politischer Verfolgung nehmen.

Das ist das erschütternd Tragische unserer Zeit: Nicht erfolgt eine Überwindung des Unrechts und der Unfreiheit des Nationalsozialismus durch grundsätzliche Abkehr von dessen rechtswidrigen Prinzipien, sondern mit völlig unveränderten nationalsozialistischen Mitteln und Methoden wird auch heute Unrecht geübt und Unfreiheit verbreitet zur Abrechnung lediglich gegenüber einer anderen Gruppe deutscher Menschen.

Ich

Ich habe im Dritten Reich seit 1934 mit steigender Schärfe den Kampf gegen Unrecht und Unfreiheit geführt - bei der Vernehmung durch die Gestapo und im Termin des Volksgerichtshofes wurde mir ein ganzes Aktenbündel solcher Eingaben, Äußerungen, Schreiben pp. als Beweis grundsätzlicher Staatsfeindschaft vorgehalten - ich kann und werde auch jetzt keine Gelegenheit versäumen, ohne den Versuch zu machen, das Recht zu stärken und das Unrecht zu kränken.

Was Sie in meiner persönlichen Angelegenheit entscheiden, berührt mich weniger, ob Sie den Rechtsbruch, den Hitler und sein Chef der Reichskanzlei durch Ausstoßung aus dem Amt und Entziehung aller Beamtenrechte vollzogen haben, aufrecht erhalten, müssen Sie wissen. Mir geht es allein um die große Sache des Rechtes: Die Einrichtung, deren verantwortliches Glied Sie sind, könnte für Geltung und Bewußtsein wahren Rechts in Deutschland ganz grundlegende Bedeutung haben, wenn Sie von höchster Warte völliger Unparteilichkeit und Unabhängigkeit das Recht und das Gerechte suchen und wahren wollte. Handeln diese Entnazifizierungs-Vorstände aber wie es oft behauptet und noch viel öfter befürchtet wird, ohne heilige Ehrfurcht vor dem Recht, nach parteilicher Voreingenommenheit, berücksichtigen Sie etwa gar Gesichtspunkte persönlicher Mißgunst oder schätzigem Denunziantentums, dann würden Sie nicht eine Stärkung, sondern weiterer Schwächung des Rechtes dienen und in die Geschichte als verhängnisvolle Rechtsverwirrung eingehn, die nur in den unseligen Hexenprozessen des 17. Jahrhunderts vergleichbaren Vorgang fände.

Ich habe nicht den Vorzug, Sie persönlich zu kennen. Auch Ihre politische Einstellung ist mir unbekannt. Jede persönliche Unfreundlichkeit gegen Sie liegt mir fern. Nur das Grundsätzliche der Sache liegt mir am Herzen und zwang mich zur offenen Sprache.

Der Nationalsozialismus ist dadurch so verhängnisvoll geworden und auch so manche seiner ursprünglichen gesunden Gedanken sind dadurch in der Wurzel vergiftet worden, daß er nicht Recht und Gerechtigkeit zur Grundlage seiner Arbeit wählte, sondern systematisch die Rechte Gottes und der Menschen mißachtete und schließlich mit Füßen trat. Darum wird der Nationalsozialismus nie dadurch verwunden, daß einige Mgs. bestraft oder andere aus ihren Ämtern entfernt werden, während das System der Ungerechtigkeit unverändert fortbesteht, sondern nur dadurch, daß in Wirtschafts-, Staats- und Völkerordnung die Gerechtigkeit als Grundlage des öffentlichen wie des privaten Lebens geschildert und anerkannt wird.

Entzündet rings auf den Bergen weit
als flammendes Feuersignal der Zeit:
G e r e c h t i g k e i t !
(Sicherheit)